Deutsche Dichtung

von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Deutsche Dichtung

von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Von

Wolfgang Menzel.

In drei Bänden.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

Schnellpressendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorrede.

Unsre Dichtungen sind ein Schatz des Volkes, der mit den Jahrhunderten anwächst und den zu erhalten, zu ordnen, den immer neu heranwachsenden Geschlechtern möglichst zugänglich zu machen, die Pflicht der Literarhistoriker ist. Was für vortreffliche Werke über deutsche Dichtung wir nun auch schon besitzen, so wird doch darin noch manches Wichtige, sowohl in Bezug auf den Stoff, als auf die Behandlung vermißt.

In Bezug auf den Stoff. Sämmtliche Lehrbücher, die von der deutschen Dichtung handeln, haben bisher nur die schriftlichen Denkmale der Kunstdichtung in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen. Nun liegt aber ein unendlich reicher Schatz der echtesten Poesie in den mündlich überlieferten Volksliedern, Volksmärchen und Volkssagen, die man in neuerer Zeit zu sammeln und aufzuzeichnen so fleißig gewesen ist. Sie bilden einen wesentlichen Bestandtheil der deutschen Dichtung, weil in ihnen die ältesten poetischen Erinnerungen des Volkes bewahrt sind, weil sie auch der spätern Kunstdichtung eine Fülle von Stoff und Motiven geliehen und in den Zeiten, in welchen die Kunstdichtung entartete und fremder Mode anhing, diesen Corruptionen zum Gegengewicht gedient und die Rückkehr der Kunst-

dichtung zum Nationalen erleichtert haben. Diese mündlich überlieferte Volksdichtung muß also mit den schriftlichen Denkmälern der Kunstdichtung verbunden werden zum Ganzen der deutschen Poesie, was bisher nicht geschehen ist. — Ferner beschränken sich unsre Lehrbücher alle nur auf Werke in deutscher Sprache. Aber zwischen Hans Sachs und Opitz begegnen uns verhältnißmäßig wenige namhafte Kunstdichter, welche deutsch geschrieben haben, während dieses Jahrhundert von gekrönten Poeten und Jesuiten wimmelt, welche lateinisch dichteten. Diese waren Deutsche, selbst der Inhalt ihrer Gedichte betrifft keineswegs immer blos die classischen Erinnerungen oder den Dogmenstreit, sondern deutsche Natur, deutsche Geschichte, deutsches Leben. Wir finden darunter, wenn auch in classischer Sprache, echten deutschen Humor, sogar Volksschwänke. Diese Dichtungen nun wegen ihrer Sprache allein vom Gesammtschatz der deutschen Poesie ausschließen wollen, ist ein Vorurtheil, welches man endlich ablegen muß. Wir haben so viele Dichter gehabt, welche, wenn auch in deutscher Zunge, doch ohne deutsches Herz dichteten, daß wir diesen kein Vorrecht gewähren dürfen gegenüber von deutschen Dichtern, die sich der lateinischen Zunge bedienten. Dasselbe gilt von einigen wenigen, welche französisch dichteten, die in der Geschichte unsrer Poesie zu vergessen beinah unverzeihlich ist, wenn man erwägt, daß sich Leibnitz und Friedrich der Große unter ihnen befinden.

In Bezug auf die Behandlung. Die Lehrbücher, welche von deutscher Dichtung handeln, theilen sich in zwei Classen, wovon die eine nur Titel und Ausgaben der Werke, Namen und allgemeinste Lebensumrisse der Verfasser registrirt, die andre nur Raisonnements über die namhaftesten Dichter und Dichterschulen gibt. In den Werken der einen wie der andern Classe kommen Inhaltsauszüge der einzelnen Dichtungen, welche den Leser in den Stand setzen könnten, sich einen Begriff von dem zu machen, wovon es sich eigentlich

handelt, entweder gar nicht, oder nur ausnahmsweise vor. Bloße Titel und Namen aber nützen dem Leser nichts und ein bloßes kritisches Raisonnement kann ihm in manchen Fällen sogar schaden, sofern es ihm ein Vorurtheil beibringt, ihn von Dichtungen, die er nicht kennt, allzu günstig oder allzu ungünstig urtheilen lehrt. Die Lehrbücher sollten daher überall Inhaltsauszüge geben, wie es hier zum erstenmale von mir versucht wird. Wie wenig es auch möglich ist, den unmittelbaren Eindruck von Dichtungen, insbesondere ihrer formellen Behandlung, in kurzen Inhaltsanzeigen genügend wiederzugeben, so bleiben sie doch das Einzige und Unerläßliche, was dem Leser gewährt werden muß, um ihn in die Dichterwerke einzuweihen, in der Art, wie in artistischen Werken Grund- und Umrisse, wenn auch nur leicht skizzirt, dem Beschauer einen deutlichern Begriff von Kunstdenkmälern geben, als es alles Gerede darüber vermöchte.

Soweit sich neben einem treuen Referat und ganz objectiv gehaltener Darlegung des poetischen Inhalts noch eine Tendenz des Literarhistorikers geltend machen darf und soll, will ich die, welche sich im vorliegenden Werke geltend macht, kurz bezeichnen und rechtfertigen.

Es versteht sich von selbst, daß bei Dichtungen zuerst nach dem poetischen Werthe gefragt werden muß. Edle Gesinnungen können einer schlecht erfundenen und schlecht behandelten Dichtung keinen Werth verleihen. Als Dichtung muß sie sich aber vor allem durch die Erfindung auszeichnen, denn die bloße Form, schöne Verse, eine geistreiche Sprache rc. machen Schwäche der Erfindung, einen verfehlten Inhalt niemals wieder gut. Da man in neuerer Zeit auf die Form zu viel Gewicht gelegt hat, scheint es mir nöthig, Werth oder Unwerth des Inhalts besonders zu betonen.

Sofern aber die Dichtungen aus der Nation heraus entstehen, um wieder auf die Nation mächtig zurückzuwirken, wird ihr Werth

offenbar erhöht, wenn sie nicht nur durch poetische Schönheit, sondern auch durch einen Geist ausgezeichnet sind, welcher der Nation Ehre macht, die Nation hebt und veredelt. Und umgekehrt verliert eine Dichtung an Werth, wenn sie, obgleich geistreich durchgeführt, Gesinnungen kund gibt, welche der Nation zur Unehre gereichen.

Ich betrachte die Poesie als ein unveräußerliches Eigenthum der Nation. Kein aristokratischer, gebildeter oder gelehrter Bruchtheil des Volkes hat auf sie ein ausschließliches Anrecht oder darf sich anmaßen, aus ihr machen zu wollen, was ihm beliebt. Sie muß, wenn sie sich eine Zeit lang von der genialen Willkühr Einzelner oder im Dienst des Auslandes hat mißbrauchen lassen, immer wieder zum natürlichen Boden zurückkehren und sich vor der Majestät der Nation beugen. Sofern sie als Kunstdichtung, als Privilegium gebildeter Klassen von ausländischem Gifte, wie mit geistiger Siphylis angesteckt worden ist, sofern sie die herrlichsten Eigenschaften der deutschen Nationalität verleugnet, ja verhöhnt hat, muß man sich hüten, ihr blos deswegen, weil sie Poesie ist, eine unbedingte Achtung zu zollen. Die Poesie verdient solche Achtung nur, wenn und so weit sie dem Nationalgeist treu geblieben ist und demselben Ehre gemacht hat. Sie ist aber eben so oft unter das Niveau der Nation hinabgesunken, als sie sich über dasselbe erhoben hat. Sehr begabte und berühmte Dichter handelten zuweilen als die schlimmsten Feinde der eignen Nation, indem sie ihre Gaben zur Verführung des Volkes mißbrauchten und das Edelste und Herrlichste in ihm zu verderben und zu schänden beflissen waren. Im Spiegel der Dichter erscheint das Volk selbst nur zu oft anders, schlechter und insbesondre schwächer und weichlicher, als es ist, denn man kann sich nicht verhehlen, daß die Dichter in der Regel keine Helden sind und daß ein Zug zum Eiteln und Weibischen bei sehr vielen unter ihnen vorherrscht. Ich habe es daher für Pflicht erachtet, überall das Verhältniß der Dichter

zur Nation, zum Nationalcharakter, zur Nationalehre ins Auge zu fassen und keinen, der sich an der Nation versündigt, etwa blos hübscher Verse wegen zu loben.

Ich halte ferner den christlichen Glauben und das christliche Sittengesetz für die höchste Autorität und das christliche Moment für maaßgebend, wie das nationale. Der christliche Glauben und die christliche Moral sind hoch erhaben über aller Schönheit und Weisheit des classischen Heidenthums und durch nichts, was auch der Menschengeist noch ausdenken möge, je zu übertreffen oder entbehrlich zu machen. Deswegen verwerfe ich alle die in neuerer Zeit so zahlreich vorgekommenen Versuche, die Poesie dem christlichen Glauben entgegenzusetzen und zu einem neuen Heidenthum, welchem jedenfalls die Naivetät und sittliche Kraft des alten fehlen würde, hinüberzuführen. Das Kokettiren der Dichter, wie der Literarhistoriker, mit einer Weisheit, die sich anmaßt, über dem Christenthum zu stehen, halte ich für eine Versündigung am Nationalcharakter und an der weltgeschichtlichen Erfahrung, für ein ohnmächtiges Auflehnen im innersten Kern unheiliger Gefühle gegen das Heilige, unter gänzlicher Verkennung des Volkes, seiner Geschichte, seines ewigen Bedürfnisses.

Die deutsche Poesie vermag, das ist mein Grundsatz, sich weder von der Nation, noch vom Christenthum zu irgend einer selbständigen und dauerhaften Neugestaltung abzulösen. Alle Versuche dieser doppelten Entfremdung haben nur zu vorübergehenden Modethorheiten geführt und können nur dazu führen. Jetzt aber scheint der Kreislauf dieser überall aus Selbstverleugnung und künstlichem Selbstvergessen hervorgegangenen Modethorheiten nahe am Ende zu seyn.

Nachdem die in der gelehrten Schule gebildeten Stände seit der Renaissance ihre Poesie aus einer weder nationalen noch christlichen Urquelle geschöpft, nach einander mit den Geistern aller fremden

Nationen gebuhlt, den Werth der Poesie ausschließlich in die Virtuosität der Form und Behandlung gesetzt und einen Cultus des Genius darauf gegründet, immer aber mit alleiniger Anpreisung bald dieser bald jener Schule und Manier gewechselt haben, hat sich endlich theils aus dem wiedererwachten Nationalgefühl heraus, theils von Seiten der wiedererstarkten Kirche her ein billiger Zweifel erhoben, ob die modernen Classiker wirklich das Ziel erreicht haben, welches der großen, uralten und ureigenen deutschen Nation und ihres unvertilgbar christlichen Charakters würdig sey. Die Täuschungen des Humanismus und Kosmopolitismus, der Philosophie und aller der Systeme, mit denen man sich über die ursprüngliche Nationalität, wie über die Kirche hinwegzusetzen versucht hat, sind im Entschwinden begriffen. Alle Denkmale des ältern nationalen und kirchlichen Geistes, die von der modernen Schule vergessen und verachtet waren, treten dagegen in ein neues Licht und gewinnen ihre hohe Bedeutung wieder. Von dem Augenblick an, in welchem die deutsche Nation sich wieder als die eine und ganze fühlen gelernt hat, knüpft auch die Vergangenheit ein Band mit der Zukunft an, über die letzten Jahrhunderte unsrer Vaterlandsvergessenheit und nationalen Schmach hinüber, welche zugleich das goldne Zeitalter der modernen Classicität gewesen sind.

Pfingsten, 1858.

Inhalt.

Erstes Buch.

Die alten Heldenlieder.

1.

Verlorenes und Gerettetes aus der ältesten Zeit.

Bei den uns stammverwandten Skandinaviern, die zum Theil erst im zehnten Jahrhundert nach Christo bekehrt wurden, sind eine Menge Götter- und Heldenlieder aus der heidnischen Zeit erhalten geblieben. Viele derselben, insbesondere die von den Nibelungen und von Thidrek (Dietrich) handeln, haben nicht Skandinavien, sondern Deutschland zur Heimath, von wo sie nur über die Ostsee hinübergewandert sind. In den deutschen Volksmärchen nicht nur, sondern auch in Legenden und ritterlichen Dichtungen finden sich überdies noch zahllose poetische Motive und selbst Namen, die aus heidnischer Erinnerung stammen. Wenn uns nun auch unmittelbar keine Dichtung in ihrer ursprünglich heidnischen Form übrig blieb, so dürfen wir doch annehmen, daß ein großer Reichthum derselben vorhanden gewesen ist.

Tacitus redet in seiner Germania Cap. 2 und 3 von Götter- und Heldenliedern der Germanen, und sagt, es habe keine Geschichtschreiber unter ihnen gegeben, sondern des Volkes Erinnerung habe einzig in Liedern fortgelebt. In den Annalen II. 88 spricht er von Liedern, in welchen sie ihren Helden Arminius gefeiert hätten. Auch andre römische Autoren gedenken deutscher Lieder, so Kaiser Julianus (Misopogon II. 56). Jornandes erwähnt im Eingang seiner gothischen Geschichte Lieder zu Ehrne

der alten Gothenkönige. Mit Recht vermuthet man, daß viele märchenhafte Züge in der ältesten Geschichte der Longobarden von Paul Warnefried, in den ältesten Annalen der Franken, Thüringer 2c. aus Heldenliedern aufgenommen sind.

Am meisten fällt auf, daß unsre ältesten Dichtungen und Sagen gänzlich Umgang nehmen vom römischen Reiche. Aus der Zeit, in welcher deutsche Kraft das gewaltige Weltreich im Süden zertrümmerte, sind uns nur Sagen erhalten, die sich auf den Ursprung der deutschen Stämme und auf einige merkwürdige Thaten und Abentheuer derselben beziehen, ohne daß je auch nur die leiseste Spur einer ruhmredigen Ueberhebung der deutschen Nation über die römische, ja nur eine Erinnerung an den Umsturz des weltbelastenden römischen Colosses gefunden würde. Und eben so wenig zeigt sich in unsern ältesten Dichtungen und Sagen der mindeste Einfluß römischer Cultur. Ueberall tritt uns nur die volksthümliche Art und Sitte entgegen. — Aus dem, was uns von uralten deutschen Sagen in Geschichtbüchern erhalten ist, gebe ich hier nur das echt Volksthümliche und Wichtige. In der Sage von der Herkunft der alten Friesen, obgleich sie in die Zeit Karls des Großen vorgerückt worden ist, liegt eine viel ältere Erinnerung.

Die zwölf Asegas (Richter) der Friesen flohen vor Karl dem Großen über Meer. Da fand sich ein Dreizehnter unter ihnen, mit einer Achse auf der Achsel, der das Schiff mächtig steuerte und dann am Ufer die Achse hinwarf. Da entsprang ein Born und man nannte die Stelle Achsenhof oder Eschwege. Die zwölf aber saßen um den Brunnen und schöpften das Recht, das ihnen der Dreizehnte lehrte. Dann verschwand dieser und davon schreibt sich her das Landrecht der freien Friesen. Altfriesengesetz von Wierdsma I. 103. Grimm d. Sagen Nr. 445. Dahinter verbirgt sich die nordische Sage von der Ankunft des aus seiner Heimath am schwarzen Meere verbannten Odin mit den zwölf Asen.

Sehr echt und volksthümlich sind ohne Zweifel auch folgende Sagen:

Der erste Sachsenkönig Ascanius ging aus dem Harzfelsen im grünen Walde bei einem Springbrunnen hervor. Aventinus, bayr. Chronik 18. Froschmeuseler I. 2. Nach der nordischen Edda entstand Ask, der erste Mensch, aus einem Holze.

Hier die ältesten poetischen Züge aus Paul Warnefried:

Durch eine Hungersnoth aus der dänischen Halbinsel vertrieben, stießen die Winiler auf die Vandalen. Gambara, die Mutter des Ibor und Ajo, welche die Winiler führten, bat den höchsten Gott Wodan (nordisch Odin) um

Sieg. Dieser aber erklärte in seiner indifferenten Manier: das Volk solle siegen, welches er Morgens beim Erwachen von seinem Himmelsfenster herab zuerst sehen werde. Da wandte sich Gambara bittend an Wodans Gemahlin, die gute mütterliche Frea (Frigg) und diese rieth, die Frauen der Winiler sollten ihre langen Haare vor das Gesicht binden, als ob es Bärte wären, und sich mit den Männern in Reih und Glied Morgens gegen Sonnenaufgang stellen. Da sah sie Wodan zuerst und gewährte ihnen den Sieg. I. 8.

Ein lüderliches Weib gebar sieben Söhne und warf sie in einen Teich. Der Longobardenkönig Agelmund ging vorüber und hielt seine Lanze hinein. Da ergriff eines der Kinder die Lanze mit voller Kraft und wurde vom König herausgezogen, vom Teiche (Schlamm) Lamisso genannt und erzogen. Als er herangewachsen, kam er mit dem König an einen Fluß, dessen Uebergang die Amazonen wehrten. Der Streit sollte durch einen Zweikampf entschieden werden und Lamisso warf sich von der einen, eine tapfere Amazone von der andern Seite in den Fluß und beide kämpften schwimmend. Er siegte und wurde später selbst König. I. 15 f. Dies ist die älteste Spur der Welfensage. Auffallend ist die Aehnlichkeit dieser alten Sage mit der von Harlem bei Wolf, niederl. Sagen Nr. 26—28. Harlem wurde von einem gewissen Lem gebaut, der sehr viele Geschwister hatte und ein Riese war. Zu seiner Zeit lebte eine Riesin, die ins Wasser ging, die Schiffe versenkte und die Mannschaft fraß. — Eine merkwürdige Sumpfsage der deutschen Völkerwanderung steht auch bei Jornandes. Die Gothen zogen durch das skythische Land, da kamen sie auf einer langen Brücke über weitausgedehnte Sümpfe. Plötzlich versank aber die Brücke vorn und hinten und sie blieben auf einer Insel mitten im ungeheuren Sumpf eingeschlossen, wo man noch lange nachher von fern ihr Vieh hat brüllen hören.

Echt volksthümlich ist wohl die Ueberlieferung bei Jornandes, nach welcher die Gothen auf drei Schiffen aus Skandinavien gekommen seyn sollen. Das letzte Schiff verspätete sich, die Mannschaft wurde wegen ihrer Faulheit verlacht und empfing den Namen der Gepiden (von gapan, gaffen, gähnen, Maul aufsperren). Das ist die älteste Spur der unter den deutschen Stämmen üblichen gegenseitigen Verspottung. Dagegen sind die Sagen von der Gründung Triers durch einen Sohn der Semiramis, von der Herkunft der Franken aus Troja, der Sachsen aus Alexanders Heer ꝛc. gelehrte Erfindung der spätern Zeit und enthalten nur insofern eine Spur von Wahrheit, als die deutschen Stämme in der That von Südosten her, zunächst vom Don aus, nach Europa gekommen sind.

In den Erzählungen der ältesten deutschen Annalisten sind Wahrheit

und Dichtung oft kaum unterscheidbar gemischt. So in den berühmten Schilderungen Paul Warnefrieds.

König Rudolf der Heruler schickte seinen Bruder als Gesandten zu den Longobarden. Da lud ihn die longobardische Königstochter Rumetrud zu sich ein und setzte ihm einen Becher Wein vor, spottete aber über seine Kleinheit. Er wurde grob und sie ließ ihn erschlagen. Da zog Rudolf zur Rache ins Land und war des Sieges so gewiß, daß er während der Schlacht spielte. Ein Heruler mußte auf einen Baum steigen und ihm berichten, wie die Schlacht stehe. Dieser Wächter aber wußte, es koste ihm den Kopf, wenn er sage, die Heruler fliehen, sagte daher blos: der Zorn Gottes hat dich getroffen. Da frug Rudolf: wie, fliehen meine Heruler? Der Wächter: du selbst sagst es, nicht ich. Rudolf eilte aufs Schlachtfeld, es war aber zu spät, er fiel und die Heruler wurden so total geschlagen, daß ein Theil von ihnen in blinder Angst sich in ein blaublühendes Flachsfeld stürzte und die Arme zum Schwimmen ausbreitete, in der Meinung, sie befinden sich im Wasser. I. 20.

Alboin, König der Longobarden, der Italien eroberte, brachte dahin die schöne Rosamunde mit, Tochter des von ihm erschlagenen König Kunimund, und ging im Siegesübermuth einmal so weit, beim Gelag der Tochter zuzumuthen, sie soll aus dem Todtenschädel ihres Vaters trinken. Sie that es, sann aber auf Rache und ließ den rohen Gatten ermorden. I. 27. II. 28.

Romilda, Wittwe des gegen die Hunnen gefallenen Herzog Gisulf von Friaul, sollte diese Feste vertheidigen, sah aber von der Mauer herab, wie schön der Hunnenfürst (Cacan) sey, und versprach ihm die Uebergabe der Festung gegen seine Minne. Er aber ließ sie, nachdem er ihren Wunsch erfüllt, auf einen Pfahl aufspießen, damit sie ihre Begierde sättige. Ihre keuschen Töchter aber legten heimlich faules Hühnerfleisch auf den Leib, um durch den Gestank ihre Ehre zu beschirmen. IV. 38.

Eine der interessantesten Sagen ist die von Adelger in der Kaiserchronik.

Der römische Kaiser Severus hörte, daß Adelger, Herzog von Bayern, sich unbotmäßig geberde, berief ihn nach Rom und ließ ihm hier zur Beschimpfung Haar und Rock kurz schneiden. Als Adelger heimkehrte, entschädigten ihn seine treuen Bayern sogleich, indem das ganze Volk sich kleidete wie er, und aus der Schmach eine Ehre machte. Der Kaiser entbot ihn wieder, aber ein weiser Mann erzählte dem Adelger eine Fabel: ein Hirsch fraß einem Manne sein Kraut im Garten und wurde, als er zum zweitenmal kam, von ihm erschlagen, aber des Hirsches Herz fraß unvermerkt ein Fuchs. Der Mann vermißte das Herz, aber sein Weib sagte ihm: der Hirsch muß gar kein Herz gehabt haben, sonst wäre er nicht zum zweitenmal gekommen und hätte sich der Gefahr ausgesetzt. Das merkte sich Adelger und ging

diesmal nicht nach Rom. Severus zog wider ihn aus, aber bei Brixen in einer großen Schlacht blieben die Bayern Sieger. Das bezeichnet ganz treu das Verhältniß der trotzigen Deutschen zu den weltbeherrschenden römischen Kaisern.

In den fränkischen Annalen begegnen uns noch mythische Züge.

Das fränkische Königsgeschlecht der Merowinger soll Ursprung und Namen von einem Meerungeheuer empfangen haben, das König Chlodios Gemahlin, als sie einst in der Mittagshitze ans Meer ging sich zu baden, plötzlich überfiel, worauf sie den Merowing gebar, den Stammvater aller folgenden Könige. In Fredegars epitome 9 (Bouquet II. 396) heißt das Unthier bestia Neptuni, Minotauri similis, man hätte demnach an einen Elbstier zu denken, gewiß aber nicht an ein Schwein, wie man geglaubt hat, weil nach Grimm d. M. 364 die Merowinger als am Rücken borstig bezeichnet werden. Leo Universalgesch. II. 28 leitet den Namen von dem Fluß Merwe her (der vereinigten Waag und Maaß), das Ungeheuer wäre also der Flußgott, der Niker selbst gewesen.

Basina, die Gemahlin des Basinus, des Königs der Thüringer, verliebte sich in den schönen Frankenkönig Childerich, als derselbe wegen Entehrung vieler Frauen und Jungfrauen von den Franken vertrieben am thüringischen Hofe Schutz suchte. Nach einiger Zeit wurde Ch. in sein Reich zurückgerufen und Basina folgte ihm gegen seinen Willen nach und erklärte ihm öffentlich, sie würde einen so trefflichen Mann auch jenseits des Meeres aufgesucht haben. Ch. behielt sie nun als Gattin und zeugte mit ihr den großen Chlodwig. In der Hochzeitnacht hieß sie ihn dreimal aufstehen und in den Hof gehen und hier wurde ihm in drei Visionen das Schicksal seiner Nachkommen kund, denn erst sah er Löwen und Einhörner, dann Bären und Wölfe, zuletzt Hunde und Katzen. — Die Thüringer rächten den Schimpf ihres Königs durch einen verheerenden Einfall und opferten 200 fränkische Jungfrauen den Göttern, indem sie dieselben unter Wagenrädern zermalmten. Gregor. Tur. II. 12. Aimoin I. 7. 8. Fredegar epit. 11. 12.

Amalberga, Schwester des Gothenkönigs Theodorich des Großen, war vermählt an den König Hermanfried von Thüringen, der mit seinen beiden Brüdern das Land theilen mußte. Von Ehrgeiz und Habgier gequält, suchte sie ihn zu bereden, sich auch der andern Landestheile zu bemächtigen und deckte ihm den Tisch nur halb, indem sie spöttisch sagte: er habe ja auch nur ein Stück von Thüringen und nicht das Ganze. Dieser Spott reizte ihn zum Bruderkriege, in dessen Folge er selbst Reich und Leben verlor. Gregor. tur. III. 4. Grimm, deutsche Sagen Nr. 544.

Jedermann kennt den punischen Betrug beim Bau Karthago's. Dido kaufte so viel Land, als sie mit einer Ochsenhaut bedecken könne, ließ dann die Haut in feine Riemen schneiden und eine große Strecke damit

ummessen. Dasselbe wird nun von den Sachsen erzählt, die sich in England angesiedelt und Oxford erbaut hätten, Pomarius, sächs. Chronik S. 15, und mit geringer Abänderung heißt es auch in Wittekinds sächs. Chronik im Anfang, die Sachsen hätten den Thüringern Land abgewonnen, indem sie mit einem erkauften Sack voll Erde eine weite Strecke bestreut hätten. — Es ist kaum möglich, dergleichen Sagen einem bestimmten Volke zu vindiciren. Sie sind wohl sehr alt.

Genug von diesen historischen Sagen, die von immer geringerem Werthe ganz in die einfache Geschichtserzählung übergehen. Die uns erhaltenen größeren Heldengedichte sind, wie alt auch ihr Inhalt seyn mag, uns nur aus späteren Fassungen bekannt, so daß z. B. im Heldenbuch ihre Beziehung auf Etzel (Attila) schon als Modernisirung erscheint. Einhart im Leben Karls des Großen Cap. 29 berichtet von diesem Kaiser, er habe zum erstenmal uralte barbarische Lieder aufzeichnen lassen, in denen die Thaten und Kriege der Vorfahren besungen gewesen seyen. Darunter dürfte wohl das Nibelungenlied, das Heldenbuch enthalten gewesen seyn, wir wissen aber lediglich nichts Bestimmteres von ihnen.

In den skandinavischen Gedichten der heidnischen Zeit herrschen kurze Verse und die Alliteration, der Gleichklang der Anfangssylben, vor. Ganz eben so in unsern ältesten, wenn auch schon christlichen Dichtungen. Darin liegt ein eigenthümlicher Sturm und Drang. Die Spuren jenes uralten Wohlgefallens an der Alliteration finden sich noch überall in der volksthümlichen Redeweise: singen und sagen, Land und Leute, Nacht und Nebel, Schutz und Schirm, Wind und Wetter, Herz und Hand ꝛc. Der ungleich mehr Ruhe und Milde bedingende Reim ist erst in der christlichen Zeit und zwar zuerst in den lateinischen Kirchenhymnen zugleich mit der vierzeiligen Strophe aufgekommen. Der Gleichklang, den unsre heidnischen Väter im Anfang des Verses gesucht hatten, wurde jetzt in das Ende des Verses, den Endreim verlegt. Gleichwohl ist der Reim weder specifisch christlich, noch stammt er aus der ältesten römischen Literatur her. Seine Verbreitung zuerst in den s. g. romanischen, d. h. von Deutschen eroberten, ursprünglich zum Römerreich gehörigen Ländern dürfte sich am einfachsten aus der Leichtigkeit erklären, mit welcher sich die romanischen Wörter, in denen die vormals lateinischen Endungen größtentheils in einfache und wohlklingende Vocale abgeschliffen wurden,

reimen ließen. Ohne Zweifel durch den Einfluß der Kirche und kirchlichen Gesänge wurde sodann der Reim schon im Beginn des Mittelalters auch in der deutschen Poesie vorherrschend.

Man hat ein angelsächsisches Heldenlied von **Beowulf** aus dem 8. Jahrhundert aufgefunden, herausgegeben von Leo und Ettmüller, in welchem das Heidenthum noch in seiner ganzen ursprünglichen Wildheit hervortritt. Obgleich es streng genommen mehr der englischen als deutschen Literatur angehört, wollen wir es doch hier voranstellen als das einzige einigermaßen vermittelnde Glied zwischen der nordischen und deutschen Heldensage. Sein Inhalt ist:

Scild Scefing war ein armer Mann, ein Geate (Gothe), aber ein Held und wurde reich. Als er starb, setzte man seine Leiche mit Schätzen und Waffen auf ein Schiff und überließ sie den Wogen. Sein Sohn Beowulf war ein großer Schwimmer, ließ sich in ein Wettschwimmen mit Brecca ein, schwamm nackt 5 Tage und 5 Nächte und kämpfte dabei mit entblößten Schwert gegen die Seeungeheuer. Dann wurden sie durch Sturm getrennt. Beowulf hörte, welches Unglück dem Dänenkönig Hrodhgar widerfahren und wollte helfen. In Hrodhgars Halle, der Burg Heorot (Hirsch, wegen der zackigen Zinnen) erschien nämlich alle Nacht ein furchtbares Gespenst, der Riese Grendel, den die Nähe von Menschen ärgerte und der wie ein Nebel aus dem benachbarten Sumpfe sich erhob und in die Halle eintretend jedesmal 30 Helden des Königs tödtete, so daß dessen Halle endlich verödete. Beowulf kam an, mit der Stärke von 30 Männern von Natur ausgerüstet und beschloß den Riesen ohne Waffen zu bestehen, weil er unverwundbar war. Als es Nacht wurde, kam das riesenhafte Nebelgespenst in die Halle, ergriff einen Helden und fraß ihn. Als er dann aber nach Beowulf griff, packte ihn dieser mit solcher Kraft, daß der Riese für gut fand, nach seinem Sumpfe zurückzufliehen. Aber Beowulf ließ ihn nicht los, rang mit ihm und riß ihm endlich den Arm aus. Man überhäufte ihn mit Ehren. Aber in der nächsten Nacht erschien Grendels Mutter, ihren Sohn zu rächen und raubte einen Mann aus der Halle. Neue Bestürzung und Angst. Da versprach Beowulf, das Weib in ihrem Sumpfe selber aufzusuchen, und stieg wirklich hinab. Unten fand er den armlosen Leichnam Grendels, das Weib aber packte ihn und rang mit ihm, bis er ein altes Zauberschwert fand, ein Werk der Riesen, womit er sie enthauptete. Von ihrem giftigen Blut zerschmolz das Schwert und er brachte nur den Griff, sowie Grendels abgehauenes Haupt mit hervor. Nun hat er die Halle des Königs für immer befreit und er empfängt den lebhaftesten Dank. Zwischen Dänen und Geaten wird innige Freundschaft gestiftet. — Das Gedicht hat große Lücken. Später finden wir Beowulf noch einmal, wie

er einen furchtbaren, auf Schätzen brütenden Drachen bestand und tödtete, aber selbst von ihm eine Todeswunde empfing. Alle seine Leute waren aus Angst vor dem Drachen geflüchtet, nur Wiglaf hatte ihm beigestanden, pflegte ihn bis zum Tode, ließ ihn dann feierlich verbrennen und erbte den Schatz.

Müllenhoff in Haupts Zeitschrift VII. 419 f. identificirt den Beowulf mit dem Gott Freyr, der nur dem Licht und Sommer angehört, daher im Beginn seiner Laufbahn noch mit den Aequinoctialstürmen und Frühlingsüberschwemmungen, am Schluß aber wieder mit dem hereinbrechenden Winter zu kämpfen hat. Brecca sey der Wellenbrecher, der günstige Wind, der wieder schönes Wetter und Ruhe macht, und dann verschwindet. Grendel sey der Sturm, seine Mutter die Meerestiefe, später der Drache sey das bekannte Symbol der Unterwelt und des Winters. Freyr kämpft auf ähnliche Weise mit Beli. Verwandt ist auch Frothos Kampf mit dem Meerweib, das sich in viele Gestalten verwandelte, nach Saxo Gr. V. Hält man sich blos an den unmittelbaren Eindruck des Gedichts, so fällt darin vor allem der poetische Contrast zwischen der lichten Menschenwelt und der wilden unreinen Naturwüste auf. Der Schwimmer im wogenden Meere, der Taucher in die sumpfige Tiefe ist eine siegreiche Lichtgestalt, dem Ungeheuer, das in die freundliche Menschenhalle hereinbricht, entgegengesetzt. Der Dichter personificirte unbewußt den lichten Glanz und die Kraft der ersten germanischen Ansiedler an den sumpfigen und rauhen Ufern der Nordsee.

Diesem lichten Heldenbilde steht ein weibliches zur Seite in dem mit Recht allgemein bewunderten altdeutschen Gedicht von der Gudrun aus dem 13. Jahrhundert, in einer einzigen Handschrift zu Ambras erhalten und herausg. von Vollmer, Ettmüller, Müllenhoff ꝛc.

Hetel von Dänemark lebt glücklich und in Freuden mit der schönen Hilda von Irland. Zwei Kinder werden ihm geboren, der junge Ortwin, den er dem riesenhaften Wate zu erziehen gibt, und Gudrun, die stolzeste und doch lieblichste aller Jungfrauen. Kaum ist das schöne Kind erwachsen, so melden sich die Freier. Zuerst Siegfried von Moreland, in dem nur eine sehr schwache Spur des Nibelungen-Sifrits durchschimmert und der immer eine untergeordnete Rolle spielt. Er wirbt um Gudruns Hand und wird schnöde abgewiesen. Als der zweite Freier tritt Hartmuth, Prinz von der Normandie, auf. Sein Vater, König Ludwig, warnt ihn, seine böse Mutter Gerlinde aber redet ihm zu, denn es schmeichelt ihr, eine so reiche und schöne Schwiegertochter zu bekommen. Man schickt aus Vorsicht erst Gesandte nach Dänemark, allein

diese werden eben so schnöde abgewiesen wie Siegfried. Der dritte Freier, Herwig von Seeland, ist nicht glücklicher. Er kommt und wird abgewiesen. Zu gleicher Zeit mit ihm, aber unerkannt, findet sich auch Hartmuth ein. Gudrun warnt ihn vor ihrem Vater. Er flieht nun und auch Herwig muß entweichen, doppelt gekränkt durch Hetels Hochmuth und durch die Eifersucht auf Hartmuth. Sein Zorn bricht aus, er waffnet sich und sein Volk und bietet Hetel Krieg. Grimmig wird gestritten. Da sieht Gudrun, wie Herwig kämpft, sein Heldenmuth gewinnt ihr Herz, sie wirft sich zwischen ihn und den Vater und vermittelt den Frieden. Holder als ich euch bin, sagt sie zu Herwig, ist euch keine Maid, die ihr jemals saht. Sie werden verlobt, aber die Vermählung wird noch verschoben, weil die gute Mutter Hilda noch die Ausstattung besorgen will. Diese Verzögerung bringt ihnen Leid. Siegfried erscheint mit einer Flotte, um sich an Hetel zu rächen und die Braut zu erkämpfen. Hetel und Herwig stürmen ihm entgegen und schließen ihn auf einem Wasserschloß ein. Während sie ihn aber belagern, kommt hinterrücks Hartmuth und entführt die schöne Gudrun mit ihren dienenden Jungfrauen. Kaum wird es ruchbar, so versöhnt sich Siegfried mit Hetel und Herwig, alle drei eilen mit ihrem Volk dem normännischen Räuber nach, holen ihn ein und schlagen auf dem Wulpensande eine furchtbare Schlacht, in der sie unterliegen. Der alte König Hetel fällt. Hartmuth wartet einen neuen Kampf nicht ab, sondern fährt in der Nacht davon. Seine beiden Nebenbuhler Herwig und Siegfried begraben die Todten und kehren heim, denn sie sind zu schwach, den Normannen zu folgen.

Hartmuth führt seine schöne Gefangene seinem Vater Ludwig zu. Gudrun stürzt sich ins Meer, Hartmuth stürzt ihr nach und rettet sie. Seine Schwester Ortrune kommt ihr liebevoll entgegen, aber keine Versöhnung ist möglich. Gudrun weist alle Anträge ihres treulosen Entführers zurück und macht ihn dadurch so zornig, daß er seiner bösen Mutter Gerlinde Gewalt läßt, sie ein wenig zahmer zu machen. Während er nun drei Jahr abwesend ist und zur See abentheuert, wird Gudrun auf Gerlindens Befehl eingesperrt, aufs elendeste genährt und gekleidet, endlich zu den niedrigsten Magddiensten verurtheilt. Unterdeß rastet Herwig nicht. Sobald die Söhne der auf dem Wulpensande gefallenen Helden herangewachsen sind, bringt er mit dem jungen Ortwin und Siegfried wieder ein streitbares Heer zusammen und segelt in die Normandie. Es war März, eine rauhe Nacht bedeckte die Erde mit Schnee und der Nordsturm sauste über Meer und Land. Da besiehlt die Königin Gerlinde, Gudrun und ihre Unglücksgefährtin Hildburg sollen ans Meer gehen und waschen. Da landen Fremdlinge und die waschenden Mägde erkennen Herwig und Ortwin. Gudruns Stolz erwacht nun mit jubelnder Lust. Sie tritt kühn vor Harthmuth. Er will sie tödten, aber die Dänen stürmen schon. Ein neuer Kampf, der letzte und schrecklichste, entbrennt. Der alte König Ludwig fällt, da schickt Gerlinde einen Mörder, um Gudrun zu tödten, ehe sie befreit wird;

aber Ortrune umklammert den Mörder und hält ihn zurück, bis Hartmuth kommt und ihn verscheucht. Diese Großmuth wird ihm durch Herwig vergolten, der ihn aus den Händen des gräßlichen Wate befreit und sein Leben rettet. Wate wirft Alles vor sich nieder und schont nichts, haut der alten Gerlinde den Kopf ab und mordet sogar die Kinder in den Wiegen, um die normannische Brut auszutilgen. Gudrun ist nun frei und sinkt in Herwigs Arme; dem gefangenen Hartmuth wird verziehen, seine Schwester Ortrune heirathet Gudruns Bruder Ortwin.

Der Hauptreiz des Gedichts liegt in der erhabenen Ruhe des weiblichen Charakters, die durch kein Unglück, durch keine Erniedrigung zu befleckende Reinheit einer schönen Frauenseele. Insofern steht sie dem Beowulf zur Seite, der in ähnlichem Lichtglanz unter die Ungeheuer der Tiefe tritt. Beide Urgestalten der deutschen Poesie unsrer heidnischen Vorzeit kehren immer wieder, die erste mehr in den Heldenliedern, die andre in den Volksmärchen.

Eine dritte Urgestalt ist **Wieland**, der mit seinem Bruder ein ganzes Volk in seiner Unterdrückung bedeutet. Nicht immer war das deutsche Volk siegreich, es mußte einmal dem gewaltigen Attila dienen. Ein deutscher Stamm selbst unterdrückte den andern. Die in Fesseln sich bäumende Kraft nun und die durch erlittenes Unrecht berechtigte Arglist der Rache hat ihren eigenen, gewiß uralten Sagenkreis. Ein umfassendes Gedicht von Wieland ist uns nur in der nordischen Völundar-Quida und in der späteren Wilkina-Saga erhalten, aber Begriff, Name und Dichtung sind nicht im Norden einheimisch, sondern erst aus Deutschland hinübergewandert. Auch in der gälischen Dichtung findet sich keine Spur von Wieland, derselbe ist eine ganz deutsche Gestalt. Vgl. Haupt, altd. Blätter I. 44 und Depping, Veland le forgeron, 1833. Dagegen kehrt der Name in Deutschland überall wieder, sowohl bei Personen als in Oertlichkeiten, und in einer Menge von deutschen Heldengedichten wird des kunstreichen Schmiedes Wieland gedacht, der edle Waffen schmiedet. Hier der Inhalt der bedeutungsvollen Sage:

1) Nach der Völundar-Quida. In Schweden herrschte König Niduth, der zwei junge Söhne hatte und eine Tochter Baudvilde. Damals lebten drei Alfsöhne (Söhne eines Elben), Slagfild, Eigill und Bölundur. Als sie einst auf der Jagd waren, sahen sie drei Valkyrien im See baden, nahmen ihnen die am Ufer liegenden Schwanhemden (durch welche sie sich in Schwäne hätten verwandeln und wieder wegfliegen können) hinweg und heiratheten sie, S. die

Swanwitha, E. die Alruna, B. die Alwita. Darauf trennten sich die Brüder, Völundur aber baute sich eine Hütte und trieb das Schmiedehandwerk auf so kunstreiche Weise, daß König Niduth von ihm hörte. Da wollte Niduth (der personificirte Neid), daß der Künstler für ihn allein arbeite, überfiel ihn im Schlaf und sperrte ihn dann, nachdem er ihm die Sehnen an den Füßen hatte durchschneiden lassen, auf einer kleinen Insel ein, wo er für ihn schmieden mußte. Hier wurde er gegen das Verbot von Niduths neugierigen jungen Söhnen besucht und tödtete sie heimlich, worauf er aus ihren Gebeinen allerlei kunstreiches Geräthe verfertigte, aus ihren Schädeln Trinkschalen, aus ihren Zähnen ein Halsband, aus ihren Augen Juwelen. Unglücklicherweise kam nun auch Baudvilde heimlich zu ihm, um sich von ihm den zerbrochenen Ring wieder ganz machen zu lassen, der einst ihm selber gehört und den ihr Vater ihr geschenkt hatte. Völundur benutzte die Gelegenheit und entehrte das Mädchen. Darauf machte er sich Flügel und flog davon, das weinende Mädchen zurück lassend und ihren Vater verhöhnend, dem Baudvilde ihren Jammer erzählt. Damit endet das Eddalied.

2) Nach der Wilkinasaga. König Wilkinus zeugte mit einem Meerweib den Riesen Wade und dieser den kunstreichen Völundur, der in seiner Jugend dem Schmied Mimer in die Lehre gegeben wurde. Nach einem Jahr kam Wade und wollte den Sohn wieder abholen, Mimer aber wünschte ihn als seinen besten Schüler noch zu behalten, und gab dem Wade das Lehrgeld zurück. Nachher reute es ihn wieder und es wurde ausgemacht, daß Völundur noch ein Jahr bleiben solle, wenn aber Wade über ein Jahr nicht käme, ihn abzuholen, so sollte Mimer mit seinen Zwergen das Recht haben, den Völundur zu köpfen. Wade steckte, als er von seinem Sohn Abschied nahm, sein Schwert in die Erde und verbarg den Griff mit Reisig. Dessen sollte sich Völundur in der Noth bedienen, wenn sein Vater ausbliebe. Wade war so besorgt um seinen Sohn, daß er noch vor Ablauf des Jahres wiederkam, aber den Berg verschlossen fand. Indem er sich nun vor demselben schlafen legte, erfolgte ein Bergsturz und er wurde unter der Erde begraben. Als nun das Jahr um war und er nicht kam, wollten die kunstreichen Zwerge im Berg den Völundur köpfen, aber er holte das versteckte Schwert hervor, brachte sie alle um und kroch mit den ihnen geraubten Schätzen in einen hohlen Baum, mit dem er sich vom Strome forttreiben ließ ins Meer. Das Wasser trieb ihn an Nidungs Land, wo er den Baum in der Erde versteckte und dem König bei der Tafel diente. Einst als er des Königs Messer wusch, fiel es ihm ins Meer, da holte er sein verborgenes Schmiedewerkzeug und schmiedete ein neues, so vortrefflich, daß der König damit Brod und Tisch zugleich entzweischnitt. Daraus erkannte er, daß Völundur das Messer geschmiedet habe. Der bisherige Schmied des Königs, Aemilias, wollte den neuen nicht anerkennen. Beide schmiedeten auf Probe und Aemilias verfertigte sich einen Harnisch, von dem er sich rühmte, daß ihn Völundur nicht verletzen könne, aber

W. schmiedete sich das Schwert Mimmung, mit dem er den Schmied mitten von einander hieb, ohne daß ers merkte. Schüttle dich, sagte Völundur. Der Schmied that es und nun fielen seine beiden Hälften auseinander. Mimmung zerschnitt einen auf dem Wasser schwimmenden Wollflocken. Nidung wollte das Schwert haben, Völundur aber versteckte es und gab ihm ein anderes, ganz ähnliches, aber nicht so gutes. Nachher begleitete er den König auf einem Feldzuge. Da vermißte Nidung seinen Siegerstein (einen Stein, der dem, der ihn besaß, überall den Sieg verschaffte) und bot dem seine Tochter zum Weib, der ihn noch vor der Schlacht brächte. Völundur aber bestieg das pfeilschnelle Roß Schimming, ritt heim, holte den Stein und kam noch vor Morgen zurück. Da wollte ihm ein Höfling die schöne Königstochter nicht gönnen und fing Streit mit ihm an. Völundur erschlug ihn, wurde nun aber wegen dieses Mordes von Nidung verbannt und kam um den Lohn. Aber er verkleidete sich, kam wieder, diente unerkannt als Koch bei Nidung und vergiftete dessen Speisen. Die Königstochter besaß ein Messer, das jedes Gift anzeigte, und entdeckte so das Gift. Da vertauschte Völundur insgeheim dieses Messer mit einem andern; aber das kluge Mädchen merkte Verrath, versuchte das neue Messer und erkannte den Betrug. Nidung meinte, das neue Messer könne wieder niemand geschmiedet haben, als Völundur und ließ diesem überall nachspüren. Da entdeckte man ihn in der Küche und nun ließ Nidung ihn lähmen und in einer Schmiede einsperren, wo er für ihn arbeiten mußte. — Nun sandte Völundur heimlich zu seinem Bruder Eigill, der an Nidungs Hof kam und sich für den besten Schützen in der Welt ausgab. Der grausame Nidung prüfte ihn, indem Eigill einen Apfel von seines eignen kleinen Sohnes Haupt wegschießen mußte. Eigill steckte noch einen Pfeil zu sich, als der König nachher frug, wozu? antwortete Eigill, damit ich dich erschießen konnte, wenn ich den Apfel gefehlt hätte. — Darauf folgt die Rache Völundurs wie im Eddalied. Er tödtete die beiden Söhne des Königs und schwächte die Tochter. Eigill aber brachte ihm heimlich Federn, aus denen er sich ein Federhemd machte und ausflog. Vom Gipfel eines Hauses herab höhnte er noch den König, der dem Eigill befahl, auf ihn zu schießen. Völundur aber hatte unter seinen linken Arm eine Blase mit Blut gebunden, in diese schoß Eigill, wie sie verabredet hatten, und so glaubte Nidung, V. sey verwundet, dieser aber flog davon. — Bald darauf starb Nidung. Seine Tochter gebar den Vidga (Wittich); sein Sohn und Nachfolger Otwin aber versöhnte sich mit Völundur, der nun die Baudvilde heirathete und mit ihrem Sohn nach Seeland heimkehrte.

Man erkennt hier auf den ersten Blick die Quelle der berühmten Sage von Wilhelm Tell. Ich werde diese jedoch, weil sie seit dem 14. Jahrhundert eine so große *geschichtliche* Bedeutung erlangt hat, erst unter den spätern historischen Dichtungen erörtern. Genug, wenn

hier vorbemerkt wird, daß es sich bei Tell (Eigill), wie bei Wieland um den berechtigten Trotz eines unterdrückten, aber edeln und tapfern Volkes gegen seine Unterdrücker handelt. Ein ewiger Begriff, gewiß eben so uralt bei den kriegerischen Deutschen, als er nie ersterben kann.

Die deutschen Heldenlieder zerfallen in drei Gruppen. Die einen haben zu ihrem Mittelpunkte den fränkischen Helden Sifrit und stehen, wie das Beowulfslied, noch dem nordischen Mythus nahe. Die andern haben zu ihrem Mittelpunkte den gothischen Helden Dietrich und bewegen sich in den großen Erinnerungen der Völkerwanderung, des Hunnenkönig Attila, der Gothenkönige Hermanarich und Theodorich. Die dritten haben zu ihrem Mittelpunkte Karl den Großen und knüpfen an die Erinnerung seiner Thaten eine Menge poetische Motive an, die theils zurückgreifen in den heidnischen Mythus, theils aus den Parteistellungen der späteren Zeit, in der sie gedichtet sind, erklärt werden müssen. Man erkennt überall im tiefsten Hintergrunde aller dieser Dichtungen noch heidnischen Mythus, wenn auch oft abgeblaßt und nur noch in dämmernden Umrissen. Viel Schönes aus den alten Götterliedern, was die christliche Zeit nicht mehr zu singen erlaubt, war dennoch dem Gemüth des Volkes so tief eingeprägt, daß es aus dem Götterkreise auf irdische Heldengestalten und geschichtliche Situationen, ja selbst auf christliche Heilige in der Legende übertragen wurde, somit unverfänglich erschien und ferner Duldung fand. Man darf das keinen poetischen Betrug nennen, es fügte sich von selbst. Poetische Züge prägen sich dem Gedächtniß des Volkes tief und unvergänglich ein und werden mit der Zeit von Generation zu Generation, ganz absichtslos, auf spätere Fälle und Personen übertragen. In den alten Sagen vom großen deutschen Volkshelden, der im Berge schläft und einst wiederkehren soll, um das Volk zu seiner alten Macht und Größe zurückzuführen, ist ursprünglich der höchste Gott Allvater gemeint, der in der zeitlosen Ewigkeit schlummert, derweil ein schlimmer Geist die Zeit regiert und ihrem Ende entgegenführt. Später wurde nicht mehr ein heidnischer Gott, sondern ein großer Fürst und Held darunter verstanden, erst Karl der Große, dann Otto der Große, ferner Friedrich Rothbart, endlich sogar noch Karl V. Das Märchen erzählt vom Zauberer Virgilius an bis zum Dr. Faust immer wieder dieselben Zauberstückchen. Auch in neuerer Zeit wurden im Volksmunde dieselben Charakter-

züge und Anecdoten von älteren berühmten Fürsten, Feldherrn, Räubern und Narren oft auf jüngere übertragen. So ist die Art der Volksüberlieferung.

Ist es äußerst schwierig, in den späteren Heldenliedern noch die Umrisse des alten Mythus wiederzuerkennen, so ist das auch nicht die Hauptsache, nach der man zu suchen hat. Es kommt vor allem darauf an, in jenen Liedern den Nationalcharakter, wie er aus der heidnischen Zeit in die christliche hinüberschreitend doch die Ursprünglichkeit bewahrt hat, aufzufassen. Die Grundzüge dieses Nationalcharakters aber, die sich in allen Liedern gleich bleiben, sind die zähe Heldenausdauer, die „arebeit“ des Nibelungenliedes; die Heldenlust, die keine höhere Wonne kennt, als den Kampf; die Heldeneinfalt, in welcher der Starke und Gewaltige seine Ueberlegenheit übt, ohne sich ihrer eigentlich bewußt zu werden; die rührende Heldentreue, die der Arglist unterliegt; endlich der Heldentrotz, den nichts beugen kann. In den Dichtungen spiegelt sich eben nur die ursprüngliche Fülle von Kraft ab, mit welcher ausgerüstet wir das deutsche Volk auch in der wirklichen Geschichte auftreten und von Nowogrod bis Karthago alle andern Völker unterwerfen sehen.

In den Heldenliedern der drei genannten Gruppen herrscht eine wesentliche Uebereinstimmung sowohl der im Hintergrunde dämmernden heidnischen Tradition, als des ausgesprochenen echt deutschen Heldencharakters. Alle diese Lieder, auch noch die des kerlingischen Sagenkreises, stehen in einem auffallenden Gegensatze zu den Heldenliedern, deren Mittelpunkt die Tafelrunde des welschen König Artus ist und die, im 13. Jahrhundert in Deutschland beliebt, aus französischen Originalen vielfach übersetzt und überarbeitet wurden. Auf beide Heldenkreise, den deutschen, wie den französischen, übten seit dem genannten Jahrhundert die poetischen Eindrücke der Kreuzzüge großen Einfluß. Immer aber läßt sich die deutsche Nationalität hier scharf von der romanischen unterscheiden. Obgleich sich auch in den Artusromanen das Heldenthum fortsetzt, so tendirt es doch in seinem Ernst entweder zur christlichen Mystik oder in seinem Scherz zur höfischen Sittenverderbniß und Sinnenlust. Nicht nur dem Ursprung und dem Stoff, auch der ganzen Auffassung nach haben diese Lieder nichts mehr mit den obgenannten echt deutschen Heldenliedern zu schaffen. Ursprünglich bretonisch hat diese Artuspoesie erst die überrheinischen Franken,

dann auch unsre diesrheinischen Sänger angesteckt und geistig beherrscht, während gleichzeitig in den kerlingischen Liedern der reindeutsche Charakter sich bewahrte, und zwar in Frankreich selbst und bei französischen Dichtern.

2.

Die alten Lieder von Sifrit und von den Nibelungen.

Die poetische Urgestalt im leuchtenden Mittelpunkt unsrer frühesten nationalen Erinnerungen ist der junge Held Sifrit. In seinem unvergänglichen Bilde hat sich die ganze Heldenjugend der Nation abgespiegelt, in ihm sind alle edeln Züge des deutschen Charakters als in einem Ideale zusammengefaßt, was dennoch immer nur liebenswürdige Natürlichkeit und Wahrheit bleibt. Wer hätte unter deutschen Jünglingen gelebt und nicht Züge der Sifritsnatur unter ihnen gefunden, heute noch wie vor zwei, drei tausend Jahren.

Sifrit, Siegfried, heißt in den nordischen Liedern der alten Edda, Volsungasaga ꝛc. Sigurdur. In ihm liegt der Grundbegriff des Sieges, der Freiheit, des Lebens, des Lichten und Herrlichen im Gegensatz gegen seinen Mörder Hagen (der Verhüllte), in welchem der Begriff des Dunkeln und Bösen nicht zu verkennen ist. Sifrits Name und poetische Sage ist am Rhein bei den Franken heimisch und kam erst von dort nach dem Norden, aber als Urbild deutscher Heldenjugend gehört er allen deutschen Stämmen gleich an und seine Erinnerung dürfte noch weit hinter die Ankunft der Franken am Rhein zurückgehen. Seine auffallende Uebereinstimmung mit dem homerischen Achilleus (vgl. meinen Odin S. 296) deutet darauf hin, daß eine poetische Gestalt, wie die seinige, den thrakischen und getischen, uns Deutschen stammverwandten Völkern schon in jener frühen Zeit bekannt und beliebt war.

Die am meisten heidnische, also verhältnißmäßig älteste Auffassung ist die der nordischen Volsungasaga, die in Prosa zu einem Ganzen zusammenfaßt, was in den Liedern der älteren Edda zerstreut liegt. Obgleich nur in nordischer Sprache vorhanden, darf sie doch als deutschen Ursprungs betrachtet und muß schon ihres Verhältnisses zum Nibelungenliede wegen hier aufgenommen werden.

Sigmund, Sohn des Volsung, fiel im Kampfe mit Mimir durch Odins Arglist, indem ihm dieser das gute Schwert zerbrach. Odin, der höchste der nordischen Götter, im Süden Wodan genannt, erscheint hier, wie überall, als ein ironischer, schadenfroher Geist, der die Welt ohne Güte regiert und stets Gewalt und List über die Tugend und Unschuld triumphiren läßt, der Welt- und Zeitgeist schlechthin, im Gegensatz gegen den ewig ruhenden Allvater und gegen den lichten Baldur, der nach dem Weltende die neue bessere Welt beherrschen soll. Sigmund hat die schöne Hiordyse als Gattin schwanger hinterlassen. Sie sammelt die Stücke des zerbrochenen Schwertes für den Sohn, den sie gebiert und Sigurd nennt, muß aber den König Alf heirathen und läßt den Sohn vom Schmiede Reigin erziehen. Dieser schmiedet ihm das gute Schwert Gram, so scharf, daß es eine auf dem Wasser schwimmende Wollflocke durchschneidet, und Odin verschafft ihm den gewaltigen Hengst Grani. Damit ausgerüstet soll Sigurd auf Reigins Antrieb dessen bösen Bruder Fafnir tödten, der als ungeheurer Wurm den größten Schatz auf Erden bewacht. Sigurd zieht aber zuerst gegen die Mörder seines Vaters, die Hundingsöhne, aus und erschlägt sie. Seine Kühnheit gibt er zu erkennen, indem er bei einem Meersturm alle Segel seines Schiffes ausspannt, den Elementen trotzend. Alsdann untergräbt er den schlafenden Riesenwurm, ersticht ihn von unten und brät sein Herz. Indem er sich aber den Finger dabei verbrennt und rasch damit nach dem Munde fährt, empfängt er vom Herzblut des Wurms das Verständniß der Vogelsprache. Da hört er, wie die Wachteln reden, Reigin wolle ihn heimlich umbringen, um allein den Schatz zu behalten. Nun schlägt Sigurd dem Schmiede das Haupt ab und führt den Schatz allein davon. Er kommt nach Frankenland und sieht auf einem Berg ein großes Feuer (die Waberlohe) und erkennt mitten im Feuer eine Schildburg (Brustwehr von Schilden) um ein Banner her, unter welchem ein Mann im Harnisch fest schläft. Sigurd reitet hinüber, nimmt dem Schlafenden den Helm ab, sieht, daß es ein Weib ist und schneidet ihr mit seinem scharfen Schwerte den Panzer auf. Da erwacht sie und sagt, sie sey Brynhild, eine Valkyrie, und weil sie einst wider Odins Willen in der Schlacht einen Helden dem Tode geweiht, habe er ihr den Schlafdorn in den Kopf gestoßen und ihr verkündet, sie solle nicht mehr kämpfen, sondern vermählt werden. Sie aber habe gelobt, sich keinem zu vermählen, der sich fürchten könne. Sigurd lernt von ihr, was Seelenadel und die höchste Tugend des Helden sey, und beide geloben einander Liebe und Treue. Nun aber kommt er zu Heimir, Brynhilds Schwager und sieht hier (was nur durch Einschiebung eines andern Textes zu erklären ist) die Brynhild — zum erstenmal, wie sie in ihrer Kammer sitzt und seine eignen Thaten kunstreich in einen Teppich webt. Sigurd verheißt ihr die Ehe, aber sie verkündigt ihm, er werde eine andre heirathen. Mittlerweile träumt am Rhein König Giukis Tochter Gudrun, daß sich ein goldner Falke auf ihre Hand setze. Um die Deutung des Traumes zu erfahren, reist sie zu der ihr

verwandten Brynhild. Es träumt ihr aber noch weiter von einem goldnen Hirsch, den Brynhild zu ihren Füßen tödtet. Brynhild deutet ihr diese Träume, wie es sich in der Zukunft bewährte. Gudruns Mutter Grimhild sieht, daß Sigurd und Brynhild sich innig lieben, will ihn aber zum Mann ihrer Tochter und räth daher dieser, ihm einen Vergessenheitstrank zu mischen. Da von Stund an vergißt er Brynhild, liebt und heirathet Gudrun und zeugt mit ihr einen Sohn Sigmund. Dagegen wirbt Gudruns Bruder Gunnar um Brynhild, kann aber nicht durch den Flammenkreis reiten, der sie umgibt. Da tauscht er mit Sigurd die Gestalt und Sigurd reitet durchs Feuer, erlangt Brynhild und vermählt sich mit ihr, als ob er Gunnar wäre. Er aber wußte wegen des Zaubertrankes nicht, daß er sie je vorher geliebt habe. Im Bett legt er das Schwert zwischen sich und die Braut, gleichwohl aber heißt es gleich darauf, sie habe von ihm eine Tochter empfangen, Aslauga. Nachher lebt sie mit Gunnar als dessen Weib. Da wäscht sie sich einmal in Gesellschaft Gudruns am Fluß und stellt sich über sie; Gudrun nimmt das übel, da sie einen bessern Gemahl habe, und beweist das, indem sie ihr sagt, nicht Gunnar, sondern Sigurd sey es gewesen, der durch Wafurlogi geritten. Darauf wirft ihr Brynhild vor, daß sie Sigurd den Vergessenheitstrank gegeben und beide Weiber scheiden in Todfeindschaft. Brynhild aber geht zu Gunnar, wirft ihm seinen Verrath vor und gedenkt ihres Eides, sich keinem zu vermählen, der Furcht hege. Nun habe sie der Furchtsame doch überlistet. Auch mit Sigurd spricht Brynhild und reißt ihn aus seiner Vergessenheit. Sie will sterben, da sie nicht mit ihm leben könne; er fleht sie an, sich zu beruhigen. Doch umsonst. Zur Sühne des Verraths will sie sogar, daß Sigurd mitsterbe. Gunnars Bruder Guttorm, von ihr aufgereizt, erschlägt Sigurd im Schlaf an Gudruns Seite, daß sie von seinem Blut überströmt wird. Da lacht Brynhild, stürzt sich über Sigurds Leiche ins Schwert und läßt sich mit ihm verbrennen. Auch der jammernden Gudrun Sohn Sigmund wird ermordet, sie gebiert aber noch eine Tochter, Swanhild, nach Sigurds Tode.

Gudrun flieht und muß den mächtigen König Atli (den Hunnenkönig Attila) heirathen. Da wird dieser gierig nach dem Hort, der Sigurd gehört hatte, und ladet Gunnar und seine Brüder zu sich ein, um sie des Schatzes wegen umzubringen. Gudrun will ihre Brüder warnen, aber es wird durch List vereitelt. Die drei Brüder kommen an und als ihnen der Hort abgefordert wird, greifen sie zu den Waffen. Gudrun selbst hilft ihnen, aber sie erliegen bis auf Gunnar und Hagni, die gefesselt und in zwei verschiedene Thürme geworfen werden. Atli hofft ihnen abzupressen, wo der Hort verborgen läge; aber Gunnar, entschlossen, es nicht zu sagen, wünscht, Hagni möchte todt seyn, um es auch nicht mehr sagen zu können. Er sagt daher zu Atli, er wolle entdecken, wo der Schatz sey, wenn man ihm Hagni's blutendes Herz bringe. Atli läßt einem Knecht das Herz ausschneiden, aber Gunnar erkennt am Zittern desselben, daß es nicht Hagni's Herz seyn könne. Da bringt man

ihm Hagni's wahres Herz, das nicht zittert. Nun aber lacht er, da keiner mehr lebte, der wüßte, wo der Schatz lag, also es Atli auch nie erfahren könne. Atli aber läßt ihn unter die Schlangen werfen, mit gebundenen Händen. Da spielt Gunnar die Harfe mit den Zehen und singt ein stolzes Lied, bis eine große Natter ihn ins Herz sticht und tödtet. — Gudrun aber schlachtet die Kinder, die sie dem Atli geboren, brät ihre Herzen und gibt sie ihm zu essen, worauf sie ihm das Schwert ins eigene Herz stößt. Dann verbrennt sie alle Todten im Königssaale und will sich selbst ertränken, aber die Wellen tragen sie zu König Jonakurs Land, dessen Gemahlin sie wird und dem sie drei Kinder gebärt. Hier wird auch Swanhild aufgezogen, von der man nicht erfährt, wo sie unterdeß gewesen.

Um diese Swanhild wirbt König Jermunreck (Hermanarich, der mächtige Gothenkönig des 4. Jahrhunderts) und schickt seinen Sohn Randwer als Brautwerber. Diesem räth ein Diener, der heimtückische Bicki, sie lieber selbst zu lieben, und klagt nachher den Sohn beim Vater an, der den Sohn hängen läßt. Vor dem Tode schickt Randwer seinem Vater seinen Falken zu, dem er die Federn ausgerupft, als Sinnbild eines Vaters, der sich selbst der Söhne beraubt. Swanhild aber wird als mitschuldig den Pferden vorgeworfen, die sie schonen, weil sie den Blick ihrer schönen Augen nicht ertragen, bis man Swanhilds Kopf mit einem Sack bedeckt. Gudrun reizt ihre und Jonakurs Söhne zur Rache; ihrer zwei erschlagen aber unterwegs den dritten (Erch), dann greifen sie Jermunreck an und hauen ihm Hände und Füße ab, werden aber von seinem Volk übermannt und da sie sich noch lange wehren, auf den Rath eines einäugigen Alten (Odins) mit Steinen zu Tode geworfen. — Nun ist von den Volsungen niemand mehr übrig, als Aslauga, Sigurds und Brynhilds Kind, bei Heimir erzogen, der aus Furcht, sie möchte von Gunnar aufgesucht werden, das Kind in einer Harfe birgt und flieht. Er wird aber von einem bösen Mann erschlagen, bei dessen Weib die kleine Aslauga, als man sie in der Harfe entdeckt, als Magd unter dem Namen Kraka aufwächst. Hier endet die Volsungasaga und Aslauga's Geschichte wird erst in der Regnar Lodbroksaga fortgesetzt.

In dieser nordischen Sage ist das specifisch Heidnische viel schärfer und deutlicher erhalten, als im deutschen Nibelungenliede. Wenn auch schon die Geschichte der Burgunder und des Hunnenkönig Attila hinein verwebt ist, so tritt doch alter Göttermythus noch höchst bedeutsam hervor. Vor allem aber steht der die Zeit regierende indifferente, rücksichtslose Geist (Odin) mit dem Geschlecht der Volsungen und Sigurd insbesondere in einem feindlichen Gegensatze, und bildet dem jungen Helden einen dunkeln Hintergrund, aus dem seine Schönheit und Tugend um so heller leuchtet. Odin ist nicht das Schicksal im antiken Sinn, sondern die Laune

des Geschicks, die absolute Willkühr, die immer unzertrennlich erscheint von einem grausamen Spiel mit den edelsten Berechtigungen und Hoffnungen des Menschen. Odin muß die Volsungen hassen, obgleich sie seine eigenen Nachkommen sind, obgleich er sie hin und wieder auch rettet und begünstigt. Er kann nicht dulden, daß sie als Menschen edler sind, wie er, der doch ein Gott ist. Er haßt daher, wenn nicht sie selbst, doch alles Edle an ihnen und verdirbt sie. Das ist der Welt Lauf, das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

In diesem Bewußtseyn, in dieser alten Erfahrung ist die großartige Dichtung entstanden. Die Heldenkraft und wunderbare Schönheit altdeutscher Königsgeschlechter, die furchtbaren Kämpfe der deutschen Stämme wider Rom und unter einander selbst, der so oft in der wirklichen Geschichte vorgekommene Verrath bürgt dafür, daß Vorbilder Sigurds, seiner Schönheit, seiner Thaten und seines Unglücks den Sängern nicht gefehlt haben.

Ich übergehe die alten Eddalieder von den Nibelungen, die Berichte der jüngeren Edda, der Niflungasaga, der faröischen Sigurdsage, der altdänischen Volkslieder, als im Wesentlichen mit der Volsungasage verwandt, und gehe zu den Auffassungen der Sage im deutschen Süden über. Wohl sehr alt, weil noch ohne Bezug auf Attila, ist das altdeutsche Sigfriedslied. Auch hier dient Sigfried, Sigmunds Sohn, schon als Knabe einem Schmiede, zerschlägt aber mit ungeheurer Kraft Eisen und Ambos, besiegt den Wurm und bestreicht sich mit der geschmolzenen Hornbecke desselben, wovon er selbst die Hornhaut bekommt und seitdem der „gehörnte Sigfried" heißt. Nachher entreißt er die schöne Chriemhild, Tochter des König Gibich von Worms, auf dem Drachenstein einem Drachen, der sie dahin entführt hatte. Im spätern Volksbuch vom gehörnten Sigfried ist die Sage etwas erweitert und wird der junge Held auf der Jagd, indem er sich zu einem Trunke bückt, von Hagenwald (Hägni, Hagen) heimtückisch erstochen.

In dem berühmten Liede von den Nibelungen (der Nibelungen Noth), wovon uns viele Handschriften aus dem 13. Jahrhundert erhalten sind, treten die Drachenkämpfe und die Verbindung Sigurds mit der Walkyrie ganz in den Hintergrund und der Tod Sifrits und die von

seiner Wittwe Chriemhild an seinen Mördern heimgesuchte Blutrache ausschließlich in den Vordergrund.

Zu Worms herrscht König Günther mit seinen Brüdern Gieselher und Gernot über die Burgunder. Unter seinen Mannen steht oben an der finstre, schreckliche Hagen, dann der heitre Spielmann Volcker und viele tapfre Degen. Seine liebliche Schwester Chriemhild träumt von einem Falken, den zwei Adler packen. Dieser Falke ist Sifrit, Sohn des König Sigmund von Xanten „nieden by dem Rine“, schon berühmt durch seine Thaten und durch den Besitz des Hortes. Er hört von Chriemhildens Schönheit und kommt nach Worms, wo man ihn willkommen heißt und Hagen schon sein Auge heimlich auf den Hort wirft. Nachdem Sifrit den Burgundern im Kriege gegen die Sachsen und dem König Günther in der Ueberwältigung der starken Brunehild (wie in der Volsungasaga) beigestanden, empfängt er zum Lohne Chriemhildens Hand. Die holde Scham der Braut, die stille Hoheit des Bräutigams sind mit unnachahmlichem Liebreiz in den einfachsten Zügen geschildert. Alles ist freudenvoll, nur nicht Brunehild, weil sie heimlich den Sifrit liebt. Indem sie einmal mit Chriemhild badet, kommen beide in Streit und Chriemhild ist so unvorsichtig und im Glück übermüthig, ihr zu sagen, nicht Günther, sondern Sifrit habe sie im Brautbette bezwungen. Zum Beweise hält sie ihr ihren eigenen Ring und Gürtel vor, die Sifrit in jener Nacht der Brunehild genommen und der Chriemhild geschenkt hatte. Brunehild weint, Günther forscht nach, Sifrit schwört, er sey unschuldig, denn er habe Brunehild nicht berührt. Aber Günther ist unversöhnlich beleidigt und Hagen sinnt darauf, Sifrit um des Hortes willen zu verderben. Chriemhild, durch einen Traum erschreckt, ahnet Böses und beschwört den grimmen Hagen, ihren Sifrit nicht zu verlassen, wenn ihm Gefahr drohe. Arglistig verlangt er, sie solle ihm ein Zeichen auf den Rücken nähen, damit er von hinten besser Acht auf ihn haben könne, wenn es Schlachtgedränge gäbe. Sie veranstalten nun eine Jagd im Odenwalde, Sifrit trinkt aus einer Quelle und wird hinterwärts von Hagen durch Chriemhilds Zeichen hindurch erstochen. Chriemhilds unendlicher Jammer wird durch eine trügliche Sühne gestillt, der Hort mitten im Rheine versenkt.

Nach einigen Jahren wirbt Etzel (Attila) um Chriemhild, sie geht zu ihm nach Ungarn, bekommt von ihm einen Sohn, Ortlieb, und hält sieben Jahre Ruhe. Da vermag sie aber nicht länger den heißen Drang nach Rache zu unterdrücken und ladet ihre Brüder trüglich zu einem Besuch ein. Sie kommen wirklich, trotz aller Warnungen durch Träume und böse Vorzeichen, aber gerüstet, 10,000 Mann stark. Unterwegs bestehen sie Kämpfe, werden aber zu Pechlarn vom milden Markgrafen Rüdiger gastlich empfangen und reich beschenkt. Des Markgrafen zarte Tochter, die nach der Sitte alle Gäste mit einem Kusse bewillkommt und nur vor dem grimmen Hagen zurückschreckt, bei Tische aber durch ihren Liebreiz aller Augen auf sich zieht, wird dem jungen

Giselher verlobt. Er selbst, der Vater, begleitet die Burgunder nach Ungarn. Von dort kommt ihnen Dietrich von Bern, Etzels Dienstmann, entgegen und warnt sie zum letztenmal, jedoch vergebens. Sie kommen nach Etzelnburg und werden friedlich und ehrenvoll empfangen. Aber in der Nacht schickt Chriemhild eine Mörderschaar aus, um Hagen zu erschlagen, welcher jedoch aus Vorsicht mit Volcker wach geblieben ist und die feigen Hunnen zurückschreckt. Am folgenden Tage aber wird ein Hunne im Turnier von Volcker erschlagen und sogleich erhebt sich Tumult. Vergebens gebietet Etzel Frieden, sein Bruder Blödelin, von Chriemhild angereizt, überfällt die Knechte der Burgunder, wird aber von Dankwart erschlagen. Als die Nachricht davon an die königliche Tafel gelangt, springt Hagen auf und schlägt dem kleinen Ortlieb das Haupt ab. Da beginnt ein allgemeiner Kampf. Die Burgunder wüthen wie Berserker. Dietrich von Bern rettet Etzel, Chriemhild, Rüdiger und die Seinen aus dem Saal, alle übrigen Hunnen aber werden von den grimmigen Burgundern erschlagen und 7000 Todte und Verwundete aus dem großen Saale geworfen. Chriemhild bietet ungeheure Summen, wer ihr Hagens Kopf bringe. Markgraf Iring von Dänemark läßt sich dadurch bewegen, mit Hagen zu kämpfen, verwundet ihn auch, fällt aber selbst. Sein Sohn Hawart und Markgraf Irnfrit von Thüringen leiden gleiches Loos. Noch 20.000 Hunnen laufen vergebens Sturm auf den Saal.

Da treten die drei Burgunderkönige um Sühne hervor, Chriemhild fordert als unerläßlich Hagens Kopf; die Könige wollen aber an ihrem tapfern Mann nicht untreu werden und schlagen es aus. Da läßt Chriemhild den Saal an allen Ecken anzünden. Die Burgunder leiden entsetzlich durch Brand und Rauch, viele kommen um. Die Uebrigen trinken aus Durst das Blut der Todten. Nur 600 überleben den Brand, indem sie sich dicht an die Mauern stellen. Rüdiger, Etzels Lehensmann, soll nun den Kampf mit seinen burgundischen Freunden bestehen, und bietet vergebens, um diesen die Treue nicht zu verletzen, dem König all sein Gut an, aber er wird der Lehenspflicht nicht entlassen und muß den Saal bestürmen. Hagens Schild, den ihm unterwegs Rüdigers Gemahlin Gotelinde geschenkt, wird zerhauen, da gibt ihm Rüdiger seinen eigenen Schild. Der grimme Hagen selbst wird dadurch gerührt, auch Volcker und beide gesellen sich zum jungen Giselher, der traurig den Vater seiner Braut als Feind erblickt und nicht kämpfen will. Als aber Rüdiger allzuviel Burgunder tödtet, läßt sich Gernot nicht länger halten, greift Rüdiger an und tödtet ihn, zugleich von ihm getödtet. Dietrich von Bern und seine stolzen Mannen hatten sich noch fern gehalten, jetzt fordern sie Rüdigers Leiche. Volcker sagt, sie möchten sie selber im Saale holen. Da kommen sie und der wüthende Kampf entbrennt von Neuem. Volcker erschlägt den Siegestab und fällt selbst durch den alten Hildebrand. Giselher erschlägt den Wolfhart und wird von ihm erschlagen. Von allen Burgundern bleiben nur noch Günther und Hagen übrig. Dietrich selbst tritt nun in den Saal, besiegt allein die

beiden schon ermatteten Helden und überliefert sie gebunden der Rache Chriemhilds. Diese fordert von Hagen den Hort, Hagen aber sagt, er werde nicht verrathen, wo der Schatz sey, so lange noch einer seiner Herren lebe. Darauf läßt Chriemhild ihrem Bruder Günther den Kopf abschlagen und bringt ihn selber zu Hagen, Hagen aber ist froh und sagt: nun wisse kein Mensch auf Erden, wo der Hort sey, als er, und er werde es nie sagen. Da schlägt ihm die grimmige Chriemhild mit Sifrits Schwert den Kopf ab, wird aber dafür von dem alten Hildebrand, den diese unweibliche That in Zorn bringt, erschlagen. Der alte Etzel thut nichts, als die Todten beklagen. Hier hat die Märe ein Ende, das ist der Nibelungen Noth.

Die Klage im Anhang zum Nibelungenliede ist eigentlich nur lange Variation zu dem kurzen Thema, mit dem das Nibelungenlied schließt, nämlich die ausführliche Klage des alten Etzel und Dietrichs beim Begräbniß der gefallenen Helden, von denen jeder, wie man seine Leiche hervorzieht, einzeln bejammert wird. Wie in der Litanei ist auch hier die Wiederholung zwar ermüdend, aber auch feierlich und schauerlich. Einzelnes wirkt ergreifend, z. B. die Bewunderung, welche Dietrich der Schönheit Chriemhilds spendet, als er ihre Leiche sieht. Etzel geberdet sich fast wahnsinnig vor Schmerz und endet in Blödsinn, als ihn Dietrich verläßt. Der alte Hildebrand bleibt am nüchternsten und mahnt die beiden, ihren Schmerz zu mäßigen. Dietrich kehrt auf dem Heimwege in dem verwaisten Pechlarn ein, wo Gotelinde eben vor Schmerz gestorben ist. Die junge Braut Giselhers, Dietlinde, überlebt sie und Dietrich will für sie sorgen. Der Spielmann Schwemmelin reist zu Chriemhilds Mutter, der alten Frau Ute, ihr das Leid anzusagen, und kehrt unterwegs bei dem trauernden Bischof Pilgerin von Pechlarn ein, der seinem Schreiber Konrad befiehlt, diese Begebenheiten aufzuschreiben. Frau Ute stirbt vor Leid und wird in der von ihr gestifteten Abtei Lorsch begraben.

Der bemerkenswertheste Zug der Klage ist V. 285, daß Chriemhilden von Gott vergeben wird, weil sie alle die Blutschuld auf sich geladen habe einzig aus Treue. Das Motiv ihrer ganzen Handlungsweise wird in die Worte gelegt: „dem getriuwen tuot untriwe wé." Darin liegt der Schlüssel zum Nibelungenliede. In der Volsungasaga concentrirt sich alles in Brynhild und ihrer unglücklichen, furchtbar schönen Leidenschaft. Der nordische Charakter feiert in seiner ganzen männlichen Härte seinen Triumph, findet in dem amazonenhaften Weibe seinen tiefsten und schönsten

Ausdruck. Solche Herzen kannte nur der Norden. Einen ganz andern Sinn und Geist aber hat unser deutsches Nibelungenlied. Sein Grundzug ist die Gemüthlichkeit und die dem Dichter vorleuchtende Idee überall die deutsche Treue. Ein Jahr lang dient Sifrit den burgundischen Königen und, wie sehr er glüht, Chriemhild zu sehen, verletzt er nicht einen Augenblick die Treue des Dienstmanns und bescheidet sich. Wiederum hält nachher Günther ihm die Treue und führt ihm Chriemhild zu. Mit gleicher Zartheit benimmt sich Sifrit bei dem bedenklichen Kampf in der Brautnacht mit Brunehild. Die einzige Untreue, die im ganzen Liede vorkommt, ist die Mutter des allgemeinen Verderbens. In um so schönerer Folie steht ihr die Treue entgegen, die sich sonst durchs ganze Lied gleich bleibt und zuletzt selbst den untreuen Hagen bemeistert, so daß er durch die Treue im Todeskampf mehr als durch seinen Tod den Verrath an Sifrit sühnt. Treue ist der Grundzug in Chriemhilds Rache. Von unnachahmlicher Schönheit, immer reicher sich entfaltend, erscheint die Treue in der Freundschaft der grimmigen Helden Hagen und Volcker, in dem Edelmuth der burgundischen Könige, als sie Hagen nicht ausliefern und lieber sterben wollen, in dem Benehmen Rüdigers, bevor er zum Todeskampfe geht. Das Lied der Nibelungen kann man das Lied von der Treue nennen.

Darin nun und in dem ganzen einfach gemüthlichen Ton der Nibelungen liegt ein Reiz, der sich mit nichts vergleichen läßt, und der das deutsche Lied als ein eigenthümlich schönes Ganze vollkommen unabhängig macht von der Volsungasaga. Es kann nun auch nicht mehr auffallen, noch übel vermerkt werden, daß Brunehild im Nibelungenliede viel unbedeutender und unschöner hervortritt, als in der Volsungasaga. Der deutsche Dichter konnte für seinen Zweck nicht mehr von der nordischen Brynhild brauchen. Sie so aufzufassen, wie sie in der Volsungasaga aufgefaßt ist, würde zu seinen Ideen nicht gepaßt, die Eigenthümlichkeit seines ganzen Gedichts gestört haben. Dasselbe gilt von der sämmtlichen mythischen Vorgeschichte Sifrits. Ihrer konnte im Nibelungenliede nur nebenbei gedacht werden.

Ich stehe nun nach dem Gesagten nicht an, im Widerspruch mit Lachmann und Gervinus, den Verfasser des Nibelungenliedes für einen großen Dichter zu halten. Um den Inhalt des Liedes gerade so aus dem weiten Umfang der darauf bezüglichen älteren Lieder und Sagen auszu-

scheiden, ihm gerade diese schöne Einheit und Abrundung zu geben, gerade diese Grundidee hineinzuweben und es gerade in diesem gemüthlichen Tone, in dieser einfach herzlichen Sprache durchzuführen, dazu gehörte kein gemeiner, sondern ein feiner und edler Geist. Die Behandlung im Großen, die Erfindung und Anordnung ist hier so herrlich und meisterhaft, daß es kleinlich wäre, nach mehr Ausführung und Ausschmückung der Form zu fragen. Freuen wir uns vielmehr, am Nibelungenliede ein Werk zu besitzen, welches trotz der rauhen und simpeln Sprache voll von Poesie ist, während unsre modernen Classiker uns in der vollendetsten äußern Form so oft nur den nichtswürdigsten Inhalt darbieten.

Holtzmann verzeichnet in seiner neuen Ausgabe 27 Handschriften des Nibelungenliedes, darunter aber nicht 10 vollständige. Sie theilen sich in zwei Gruppen, eine ältere Redaction unter dem Titel „der Nibelungen Lied" und eine jüngere unter dem Titel „der Nibelungen Noth", beide jedoch im Wesentlichen ganz desselben Inhalts. Zwei Handschriften (die von Hundeshagen und Feifalik) sind noch nicht benutzt und verglichen. Abgesehen davon, was diese bieten werden, ist unter den bisher bekannten Handschriften die s. g. Laßberg'sche *) die beste. Den Namen des Dich-

*) Lachmann gab der Hohenemser Handschrift in München den Vorzug, aber man braucht nur die ersten Verse beider Handschriften zu vergleichen, um sich ein Urtheil zu bilden. Bei Laßberg heißt es:

Uns ist in alten mären
Wnders viele geseit
von heleden lobebären
von grozer Arebeit
von frewde vnt hochgeziten
von weinen vnt klagen
von koner recken striten
moget ir nv wnder horen sagen.

Ez wchs in Buregonden
Ain vil edel magedin
Daz in allen landen
niht schoners mochte sin
Chriemhilt gheizen.
Diu wart ein schone wip 2c.

ters hat man nie ausgemittelt. Gott sey Dank, daß es noch Schönes gibt, an das die Eitelkeit der Namen nicht angeknüpft werden kann. Das Nibelungenlied theilt diesen Vorzug mit manchem gothischen Dome.

Einer der interessantesten Nachträge zum Nibelungenliede ist das lateinische Gedicht Waltharius, vermuthlich vom St. Galler Mönch Eckhart I. niedergeschrieben, welcher 937 gestorben ist. Es ist ohne Zweifel einem älteren deutschen Gedicht nachgebildet. Bruchstücke einer späteren deutschen Bearbeitung gab Karajan 1839 heraus, vollständiger abgedruckt in Haupts Zeitschrift II. 216.

Bei Lachmann:

Uns ist in alten mären
wunders vil geseit
von helden lobebären
von grozer kuonheit
von fröuden hochgeziten
von weinen und von klagen
von kuener recken striten
muget ir nu wunder hören sagen.

Ez wuohs in Burgonden
ein schöne magedin
daz in allen landen
niht schöners mohte sin.
Kriemhilt was sie geheizen
und was ein schöne wip
dar umbe muosen degene
vil verlisen den lip.

Der Dichter kann unmöglich in der ersten Strophe das Wort Kühnheit zweimal, in der zweiten Strophe das Wort schön dreimal gebraucht haben, das sind Fehler eines nachläßigen Abschreibers. Das alte treffliche Wort „arebeit“ verdrängen und durch das mehr renommistische Kühnheit, was ohnehin gleich darauf wieder vorkommt, ersetzen zu wollen, ist unpoetisch. Ebensowenig durfte das Wort „edel“ in schön umgewandelt werden, da schön gleich darauf noch zweimal vorkommt. Ich habe mich schon in meinem Literaturblatte 1843 Nr. 126 gegen Lachmann erklärt, lange bevor Holtzmann die falsche Ansicht desselben zu bestreiten begann. — Lachmann hat sich angemaßt, aus dem Nibelungenliede die angeblichen Volkslieder, aus denen es schlecht zusammengeflickt sey, wieder auszuscheiden, ohne ein Verständniß des schönen Ganzen.

Attila, der Hunnenkönig, breitete seine Macht aus und bedrohte den Frankenkönig Gibich, der ihn um Schonung bat und dafür einen großen Schatz und den damals noch jungen Hagen als Geißel gab. In gleicher Weise erkaufte sich der Burgunderkönig Herrich des Attila Gnade, indem er ihm seine Tochter Hiltgund zur Geißel gab. Endlich auch Alpher, Herzog von Aquitanien, indem er seinen Sohn Walther als Geißel gab. Aber schon vorher hatten Herrich und Alpher als gute Nachbarn ihre beiden Kinder mit einander zu verheirathen gelobt. Die Kinder wurden an Attila's Hofe wohl gepflegt und Walther that für den großen Hunnenkönig Kriegsdienste. Nun starb aber Gibich und Hagen entfloh zu dessen Sohn und Nachfolger Günther, der keinen Tribut mehr geben wollte und sich von den Hunnen unabhängig machte. Attila nahm Bedacht, Walter und Hiltgund desto besser zu hüten, Walther machte aber die Hunnen bei einem großen Gelage alle trunken und entfloh mit Hiltgunt und dem großen Schatze der Franken. Unterwegs gab er einem Fergen zum Lohn für die Ueberfahrt über den Rhein Fische, die er früher schon gefangen und mitgenommen hatte. Der Fischer brachte sie dem König Günther, der gleich merkte, diese Fische könnten nicht aus dem Rhein seyn, sondern kämen weither. Als nun der Fischer erzählte, ein junger Held mit einer schönen Dame seyen über den Rhein gezogen, rief Hagen sogleich, das ist Walther, und der König befahl, ihnen nachzujagen, um ihnen den Schatz abzunehmen. Als sie den Fliehenden ereilt, schlief Walter, aber Hiltgund weckte ihn. Hagen, der einst dem Walther Treue gelobt, wollte ihn nicht angreifen, alle andern Franken aber, die nach und nach gegen den tapfern Walther heranstürmten, unterlagen ihm und die Leichen häuften sich umher. In der Nacht endete der Kampf, Walther aber blieb wach und belud vier Rosse mit der Beute. Erst am andern Morgen griffen ihn Hagen und der König selbst an; Walther lähmte des letztern Bein, Hagen schlug ihm selbst die Hand ab, wofür er aber diesem ein Auge ausstach. So trennten sie sich, alle verwundet, er aber entkam mit Hiltgund und den Schätzen.

Aus diesem höchst merkwürdigen Gedicht schimmern wie aus tiefstem Hintergrunde alte Götter hervor, Hagen als der einäugige Odin, Walther als der Frühlingsgott Wall; aber in hellem Vordergrunde steht die Geschichte. Alles ist erlebt, Schicksal des deutschen Volks. Das Gedicht enthält noch die lebendigste Erinnerung an die Zeit, in welcher deutsche Volksstämme und Fürstengeschlechter unter dem Druck Attila's seufzten, um sich in nicht langer Zeit freudig wieder von ihm loszureißen. Diese frische Freiheitslust athmet uns aus dem Gedicht entgegen, wenn es uns auch zugleich auf die Fortdauer der Bruderkämpfe unter den Deutschen selbst hinweist.

3.

Das Heldenbuch.

Unter diesem allgemeinen Namen fassen wir alle altdeutschen Heldengedichte zusammen, die dem Sagenkreis Dietrichs von Bern angehören, den das Nibelungenlied selbst nur eben berührt. Unter Dietrich ist der berühmte Ostgothenkönig Theodorich, unter Bern Verona verstanden, aber hinter dieser geschichtlichen Erinnerung liegt eine noch ältere mythische verborgen.

Zu unterscheiden ist das alte Heldenbuch (welches nur vier Lieder enthält: Otnit und Wolfdietrich, den großen und kleinen Rosengarten), gedruckt Augsburg 1491. Hagenau 1509. Sine loco 1545. Frankfurt a. M. 1560, 1579, 1590. Wiederabgedruckt in Hagens Heldenbuch. — Und das Heldenbuch des Kaspar von der Roen, handschriftlich in Dresden, abgedruckt gleichfalls in Hagens Heldenbuch. Dieses wurde von Kaspar erst 1472 zusammengetragen und enthält die alten Lieder in schlechten Abkürzungen, aber in desto reicherer Zahl, nämlich außer den genannten vier des älteren Heldenbuchs noch: Ecken Ausfahrt, Riese Sigenot, Etzels Hofhaltung, Dietrich und seine Gesellen, das Hildebrandslied. Von der Hagen fügte in seinem Heldenbuch noch weitere Gedichte dieses Kreises hinzu: Dietrichs Ahnen, Alpharts Tod, die Rabenschlacht, Biterolf und Dietlieb.

Die meisten dieser Heldenbuchlieder sind in dem s. g. Berner Ton gedichtet, in einem Versmaaß, welches dem der Nibelungen entspricht, nur daß jede Zeile des letztern sich in 2 gereimte Zeilen, jeder Vers von 4 gereimten Zeilen sich in einen von 8 theilt. An poetischem Werth stehen diese Heldenlieder fast ohne Ausnahme denen des Nibelungenkreises nach, was nur Schuld der spätern Bearbeiter ist, denn Spuren von älteren und weit tiefer empfundenen und schöner erfundenen Liedern lassen sich vielfach in ihnen nachweisen oder sind auch noch in einzelnen Bruchstücken erhalten.

Alle diese Lieder gehören dem deutschen Süden und dem gothischen Stamme an. Nach dem Liede „Dietrichs Ahnen“ stammt derselbe von Wolfdietrich her, welcher dem König Otnit in der Regierung folgte.

Wir beginnen daher mit dem Liede von Otnit, von dem sich in Wien noch eine gute alte Handschrift gefunden hat (herausg. von Ettmüller 1838).

Otnit herrschte zu Garda am See und wollte heirathen, als sein Oheim Elias ihm die schöne Tochter des heidnischen König Nachaol von Muntenbur empfahl. Allein der Vater wollte sie Niemand geben und steckte die Köpfe ihrer Freier auf der Mauer seiner Burg aus. Da zog Otnit wider ihn aus. Unterwegs aber im Walde neckte ihn Alberich, der Zwergkönig, verhöhnte und verlachte ihn, bis Otnit ihn im Zorn packte und unter sich brachte. Nun aber gab sich ihm Alberich als seinen Vater zu erkennen, der einst seine Mutter Amelgart überlistet und geschwächt habe. Auch habe er ihn nur aufgesucht, um ihm einen unverwundbar machenden goldnen Harnisch und das Zauberschwert Rose zu geben, mit dem er Nachaol bestehen könne. Dennoch hätte Otnit das schöne Heidenkind nicht gewonnen, wenn sie ihm Alberich nicht listig entführt hätte. Alberich machte sich überhaupt allen möglichen Spaß mit den Heiden; als er als Bote Otnits nach Muntenbur kam und übel aufgenommen wurde, machte er sich unsichtbar und lachte die Heiden aus, die blind nach ihm schlugen und stachen. Endlich nahm er Abschied, indem er unsichtbar dem König einen derben Schlag versetzte. Nachher nahm er gar einmal die Gestalt Mahomeds an und ließ sich von den Heiden anbeten, die er dann mit einem höllischen Gelächter verließ. Durch seine Kunst schlich er sich zu der schönen Jungfrau und führte sie dem liebenden Otnit zu. Bei der Hochzeit war er nicht sichtbar, bezauberte aber die Herzen aller Frauen durch die süßen Töne seiner Harfe. Die Jungfrau empfing in der Taufe den Namen Sydrat und lebte mit Otnit glücklich in Garda. Nun schickte aber ihr Vater den wilden Jäger Velle mit zwei jungen Drachen ins Gebirge von Trient, um Otnit zu verderben. Wie die Drachen groß wurden, verheerten sie das Land rings umher. Hier geht das Gedicht in das von Wolfdietrich über.

Das Gedicht von Hug- und Wolfdietrich ist in mehreren Bearbeitungen vorhanden, einmal der Wolf allein, dann Otnit und Wolf, endlich Hug und Wolf zusammen. Vgl. von der Hagen, Heldenbuch (S. XXII. f.), in dem alle abgedruckt sind. Diese gewiß sehr alten Lieder sind leider im Bänkelsängerton vorgetragen und durch schwülstige Zusätze, in ganz unmotivirter Anhäufung von Abentheuern entstellt. In der romanischen und deutschen Ritterschaft kam mit den Kreuzzügen die Liebhaberei an dergleichen gehäuften Abentheuern in den Kämpfen zwischen Christen und Heiden (Sarazenen) auf und man trug sie in ältere Dichtungen erst hinein. Hier der Inhalt des Hug- und Wolfdietrich:

König Antzius starb und hinterließ den jungen Sohn Hugdietrich, den Herzog Berchtung erzog; als H. herangewachsen, hörte er von der schönen

Hiltburg, Tochter des König Waligund von Salnek, die in einem hohen Thurm eingeschlossen niemals einen Mann heirathen sollte. Da verkleidete er sich in ein Mädchen, gelangte auf diese Art in den Thurm, lebte einige Zeit als Mädchen bei Hiltburg unerkannt und hinterließ sie gesegneten Leibes, als Berchtung ihn abberief und er ohne Gefahr nicht länger bleiben konnte. Hiltburg gebar einen Sohn und ließ ihn an einem Seile aus dem Thurm herab. Da kam eine Wölfin und trug ihn zu ihren Jungen, mit denen sie ihn säugte. Auf der Jagd entdeckte ihn Hiltburgs Vater und nahm ihn zu sich; vom Wolf wurde er Wolfdietrich genannt. Die Mutter erkannte ihn und gestand alles. Da söhnte sich König Waligund mit dem Verführer aus und ließ Hugdietrich zurückrufen und feierlich mit seiner Tochter vermählen. Hugdietrich starb nach einiger Zeit und Berchtung nahm sich nun des Wolfdietrichs an und lehrte ihn die Waffenkunst.

Wolfdietrich bekam Streit mit seinen zwei jüngeren Brüdern, die ihn nach des Vaters Tode nicht anerkennen wollten, Bogen und Wasmut, und ihn vertrieben. Der alte Berchtung mit 16 Söhnen stand ihm bei, fünf wurden erschlagen, eilf mit ihm gefangen. Wolf mußte fliehen. Auf seiner Flucht erschlug er den Riesen Velmunt. Seine Verbannung aber machte ihm solchen Kummer, daß er sich in sein Schwert stürzen wollte. Da erschien ihm die rauhe Else wie ein wilder Bär und heischte seine Liebe. Er wies sie ab, dafür machte sie ihn schläfrig und nahm ihm im Schlaf die Waffen ab. Er erwachte und lief ihr nach, sie wollte ihm auch die Waffen wiedergeben, aber nur um den Preis seiner Liebe. Er weigerte sich abermals, da versenkte sie ihn wieder in Schlaf und schor ihm das volle Haar ab. Als er erwachte, wurde er unsinnig und irrte ein halbes Jahr im Walde, bis Gott sich seiner erbarmte und einen Engel schickte, welcher der rauhen Else den Text lesen mußte. Da führte diese den Wolfdietrich nach Troy in ihr Land, badete sich im Jungbrunnen und kam, die als rauhe und häßliche Bärin hineingestiegen, als die wunderschöne Frau Sigeminne wieder heraus. Dieser widmete er nun seine Liebe gern, worauf sie ihn in einem Schifflein wieder entließ. Da kam er an ein Land, wo eine große Linde stand, in deren Zweigen die Vögel wundersam sangen. Unter ihm entschlief er. Kaiser Otnit erblickte ihn und weckte ihn, mit ihm zu kämpfen. Wolfdietrich siegte, schonte aber den Kaiser, da ihn die Kaiserin darum bat, und söhnte sich mit ihm aus. Nachdem er einige Zeit bei ihm zugebracht, kehrte Wolfdietrich zur Sigeminne heim, die ihm aus Sehnsucht schon entgegengezogen war. Als er aber einmal einem durch einen Riesen verzauberten Hirsch nachjagte, entfernte er sich zu weit und der Riese entführte ihm sein Weib. Als Wolfdietrich sie nicht wiederfand, zog er als Pilger gekleidet zu Otnit und dieser begleitete ihn, die Geraubte zu suchen. Ein Köhler wies ihnen des Riesen Treffan Burg, darin der Riese bei Sigeminne lag, die weinend ihr Haar ausraufte. Wolfdietrich erschlug den Riesen und verjagte die Zwerge, die demselben im Kampfe halfen. Aber des Riesen

Schwester, als sie des Bruders Burg brennen sah, lief nackt mit einer großen Stange herbei und band Wolfdietrich mit Riemen, die aber der Regen auflöste. Ein mitleidiger Zwerg setzte ihm die Tarnkappe auf, die ihn unsichtbar machte und so erschlug er die Riesin.

Unterdeß war Otnit in einem Berge von einem Riesen und vielen Zwergen bedrängt und durch Feuer und Rauch ganz schwarz gemacht worden. So fand ihn Wolfdietrich wieder. Zugleich hatte der Riese Walle in einer Höhle zwei Drachen aufgezogen, um Otnits Land zu verheeren. Otuit tödtete den Riesen und sein Weib Ruß, entschlief aber dann durch Zauber unter der Linde. Da kam ein großer Drache und verschlang ihn, mußte ihn aber frisch und gesund wieder auswerfen, als die Zauberin, welche die Linde verzaubert, ihm eine gewisse Wurzel ins Maul steckte. Mit dieser „wilden Frau“ lebte dann Otnit aus Dankbarkeit ein Jahr lang in einem Berge, bis sie ihn wieder entließ. Nach einiger Zeit traf Otnit im Walde einen Elephanten im Kampf mit jenem Drachen und half dem ersteren; aber als er wieder unter der Linde entschlief, verschlang ihn der Drache zum zweitenmal und schleppte ihn in seine Höhle. Sein treuer Hund kämpfte noch lange vergebens mit dem Unthier und kehrte dann allein zurück. Otnits Gemahlin Sydrat beweinte seinen Tod und wollte keinen heirathen, außer der den Drachen erschlüge.

Wolfdietrich pilgerte zum h. Grabe, erschlug unterwegs zwölf Mörder, die ihn anfielen; als ihm ein Riese den Schiffmann, mit dem er über See fuhr, im Schlafe raubte, und er denselben wiederfand, wie er den Schiffmann am Spieße bratete, erschlug er ihn; als ihn wilde Heiden auf dem Meer angriffen und mit Feuer auf ihn schossen, warf er sie alle ins Meer, den letzten aber kaufte er, nannte ihn Werner und behielt ihn als Gesellen. Sie kamen nach Jerusalem, wo sie abermals mit wilden Heiden streiten mußten und Werner fiel. Wolfdietrich selbst wurde gefangen, aber von Christen wieder befreit. Auf dem Heimwege kam er zu einer Burg, deren Zinnen mit Todtenköpfen ausgeziert waren. Darin hauste König Bellian mit seiner schönen Tochter Mappalyse. Jeder Freier mußte bei ihr schlafen, konnte er ihr aber das Magdthum nicht nehmen, so kostete es ihm den Kopf, daher die vielen Köpfe auf den Zinnen. Wolfdietrich würde eingeladen, es mit ihr zu versuchen, verabscheute es aber und ritt davon. Allein der Weg wurde ihm durch einen See versperrt und er mußte umkehren. Nun machte er mit der Schönen Hochzeit, wobei eine Menge künstlicher Vögel von einer Linde herab sangen. In der Brautnacht aber berührte er die Braut nicht, obgleich sie nakt vor ihm alle ihre Reize entfaltete (die sehr genau beschrieben werden). Als sie gar zu ungestüm in ihn drang, schlug er sie. Da sprang sie aus dem Bett und zauberte, daß das Bett in Flammen stand, aber Wolfdietrich löschte das Feuer mit dem Kreuzeszeichen. Am Morgen führte ihn der König zum Götzenbild des Todes, dessen Berührung jeden Ritter tödtete, aber Wolfdietrich berührte es kaum, als es in Stücke fiel. Darauf ließ der zornige König zwei Stühle bringen, auf

denen stehend sie sich mit scharfen Messern warfen. Der König fiel, Wolfdietrich tödtete das Heidenvolk, das auf ihn anstürmte und taufte den Rest in einer Quelle, die auf sein Gebet aus einem Felsen sprang. Nun wollte er die Marpalyse mitnehmen, sie zauberte wieder alles ringsumher voll Wasser, als er aber doch hineintrat, verschwand das Wasser und wurde alles wieder grüne Wiese. Das Mädchen aber entkleidete sich und flog, in eine Krähe verwandelt, auf einen Baum. Da erkannte er, daß sie der Teufel sey und freute sich, sie nicht beschlafen zu haben. Sie aber ließ einen abscheulichen Gestank zurück. Als er nun weiter zog, liefen ihn zwölf schwarze Höllenhunde an, die er alle erschlug, dann eine Anzahl Heiden, die ihn ins Meer drängten. Hier aber rettete ihn ein Zwerg mit einem Schifflein.

Da kam er zu der Burg, worin Berchtung und seine Söhne noch immer gefangen lagen, sie hörten ihn von außen, er konnte sie aber noch nicht befreien. Nachdem er den Riesen Baldemar erschlagen, stieß ihm die ungeheure, über alle Bäume ragende Riesin Rumy auf, die sich seine Muhme nannte, zwei Rindsleder als Schuhe umgebunden hatte und ihn sammt dem Roß wie ein kleines Kind über ein großes Gebirge trug.*) Darauf kam er nach Tersis (Tarvis) und siegte in einem Ringelstechen, sein Nebenbuhler Graf Hermann ließ ihn durch seine Diener überfallen, die aber übel ankamen. Von hier gelangte Wolfdietrich wieder zu Otnits Burg, ging aber nicht hinein, sondern warf nur einen Stein mit solcher Kraft hinein, daß daraus die klagende Königin Sydrat erkennen mochte, er sey wiedergekommen. Durch die Wallfahrt zum h. Grabe gestärkt konnte er jetzt erst den Kampf mit dem Drachen wagen. Sydrat warf ihm von innen ihren Goldring heraus, gemäß ihrem frühern Wort, daß sie dem sich zu eigen geben wolle, der Otnit rächen würde. Auf dem Wege zur Drachenhöhle fand er eine Frau in Geburtswehen, deren Mann von dem Drachen getödtet war. Indem er ihr Wasser holte, starb sie sammt dem Kinde. Nachdem er sie beerdigt, stieß er auf einen Drachen, der mit einem Löwen kämpfte und half diesem, aber der Drache siegte und trug den Löwen im Maul, den Helden im Schwanze davon in seine Höhle. Während hier der Drache einschlief, sah Wolfdietrich im Finstern den Karfunkel leuchten, der am Griff von Otnits Schwert befestigt war, holte sich sogleich die edle Waffe und tödtete die alte Drachin sammt ihren Jungen im Schlaf. Als er aber zu Frau Sydrat heimkam, behauptete sein Nebenbuhler, Herzog Gerwart, der die schöne Königin selbst gern gehabt hätte und der in der Drachenhöhle die Drachen todt gefunden, er habe sie getödtet und zeigte deren Köpfe vor. Wolfdietrich aber besiegte ihn im Zweikampf und zeigte dann zum Beweise, daß jener gelogen, die Zungen vor, die er vorher den Drachen ausgeschnitten. Nachdem er noch einmal den Löwen von einem Drachen befreit (eine lang-

*) Diese Episode findet sich in einem holländischen Volksliede wieder. Grimm, altd. Wälder I. 161. Hoffmann, horae belg. II. 158.

weilige Wiederholung), der Löwe ihm von einem Burggrafen erschlagen wurde und er abermals eine große Drachin mitten entzwei hieb, aus deren trächtigem Leibe vier Junge fielen (eine abentheuerliche Scene, bei der das Volk aus Angst auf die Bäume kletterte), feierte er endlich mit Frau Sydrat die Hochzeit. Als er sie aber gleich wieder verlassen wollte, um seine elf Gesellen endlich zu befreien, wurde sie so böse, daß sie ihn durch ihre Leute tödten lassen wollte, indeß siegte er abermals und sie bat ihn fußfällig um Gnade.

Nun zog er wieder nach Constantinopel und kam zu der Burg, wo seine gefangenen Mannen lagen. Als Pilger eingelassen stieß er in sein Horn und rief seine draußen befindlichen Leute herbei, so daß er die Burg eroberte und Berchtung mit seinem Sohne frei machte. Darauf eroberte er Constantinopel und nahm seine beiden bösen Brüder, die ihn einst vertrieben hatten, gefangen. Als er sie aber mit zu Frau Sydrat nahm, bat sie diese wieder frei. Nun herrschte er zu Garten herrlich und in Freuden, ließ auch die schöne Amey, für die er zu Tersis beim Ringelstechen gesiegt, kommen und vermählte sie mit seinem treuen Diener Herbrand. Sydrat gebar ihm einen Sohn, den er nach seinem Vater Hugdietrich nannte. Als aber Frau Sydrat starb, übergab Wolfdietrich seinem Sohn das Reich und wurde Mönch. Als aber die andern Mönche die Speisen ungleich vertheilten, hing er sie mit den Bärten an eine Stange. Als der heidnische König Tarigas das Kloster angriff, bewährte Wolfdietrich seinen alten Heldenruhm und schlug grimmig unter die Feinde. Tarigas wurde gefangen und getauft, eine Menge erschlagener Heiden aber wurden im Kloster begraben. Da saß er einst, um seine Sünden zu büßen, auf einer Todtenbaare, als die Geister aller Erschlagenen erschienen und auf ihn losschlugen, und er noch einmal mit allen kämpfen mußte. In dieser Nacht wurden seine Haare weiß, aber er lebte noch 16 Jahre, bis Engel seine Seele heimführten.

Man erkennt unschwer, daß die Fahrt nach Jerusalem, die Kämpfe mit den Löwen und Heiden ꝛc. spätere Zusätze, dagegen die Zwerge und Riesen, die rauhe Else, die dämonische Krähe, die Drachenzunge, wahrscheinlich auch der Kampf mit den Todten Züge eines echten deutschen Mythus sind. Am deutschesten aber ist die Treue Wolfs gegen Berchtungs selbst so treues Geschlecht. — Einige Züge lassen in der alten Dichtung eine deutsche Achilleis vermuthen. Wie Achill auf Skyros, so lebt Hugdietrich unter den Mädchen. Wie Achill im Flusse Skamandros noch mit den Leichen der schon von ihm Erschlagenen zu kämpfen bekommt, so Wolfdietrich mit ihren Gespenstern.

W o l f d i e t r i c h u n d S a b e n ist eine merkwürdige Variante in Kaspar van der Roens Heldenbuch.

König Hug ließ seine Gemahlin im Schutz des Sabin zurück, der aber ihrer begehrte und als sie sich ihm verweigerte, sie nachher bei Hug anklagte, sie sey ihm untreu geworden. Da befahl Hug, ihr jüngstes kaum gebornes Kind (Wolfdietrich) zu tödten. Ihr eigner Bruder Puntung mußte es mit in den Wald nehmen, setzte es ins Gras und zog sein Schwert, aber da das Kind lächelnd die Hand ausstreckte, um nach dem blinkenden Schwert zu greifen, konnte es Puntung nicht über das Herz bringen, es zu morden. Nachdem er es die Nacht hindurch gegen die Wölfe geschützt, übergab er es einem „Wilderer" und seiner Frau im Walde zur Hut. Der jammernden Mutter gestand Puntung, ihr Kind lebe noch. Deshalb reizte Sabin den König, den Puntung hinrichten zu lassen. Diesem aber kam König Paldrian zu Hülfe und überführte den Sabin seines Truges. Dieser wurde verbannt, als aber Hug starb, kam er wieder, gewann die Königin und verstieß sie nachher sammt dem jungen Wolfdietrich. Puntung nahm sich ihrer an, sie begannen Krieg mit Sabin, unterlagen aber und Wolfdietrich mußte bei Otnit Hülfe suchen. Unterwegs lag er an einem Wasser, da stieg ein rauhhaariges scheußliches Meerweib empor und versprach ihm Hülfe, wenn er sie lieben wolle. Als er sie abwehrte, ließ sie den Pelz fallen und war ein wunderschönes Weib, nun liebte er sie und empfing von ihr eine Wunderwurzel. Nachher kam er nach Garden und hörte von der Königin, Otnit sey von dem Drachen geraubt. Denselben tödtete er auf die bekannte Art. Dann erst auf dem Heimwege bestand er das Abentheuer mit der Tochter Bellians. Dieses ist hier etwas abweichend erzählt. Nachdem Wolfdietrich den König mit dem Messer todt geworfen, wollte er fort, aber die Jungfrau hielt ihn auf, indem sie machte, daß sich die Burg rasch ringsum wie ein Rad drehte, dann ein See sich ringsum ausgoß, dann der Held zwischen vier glatte Glasberge eingeschlossen ward. Als er in diesen Bestrebungen, loszukommen, todtmüde eingeschlafen, kamen 12 Göttinnen aus einem Berge und pflegten ihn. Als er fortwollte, sperrten sie ihn und sein Roß drei Tage lang in eine goldene Büchse. Darauf waren es 24 Göttinnen, die ihn wieder herrlich pflegten und bedienten, bis er wieder fort wollte. Da setzte ihm eine einen Rosenkranz auf, der sich in eine große Schlange verwandelte, die ihn umwand und wieder drei Tage festhielt. Am vierten Morgen aber sah er sich frei. Unterdeß hatte Einer die Köpfe der von Wolfdietrich erschlagenen Drachen gefunden und sich für Otnits Rächer ausgegeben. Wolfdietrich kam daher gerade zurecht, um durch Vorweis der Zungen den Lügner zu entlarven. Aber er verlor die Königin wieder, indem sie von Zwergen in einen Berg entführt wurde. Diesen entriß sie Wolfdietrich wieder, indem er ein schreckliches Schlachten unter den Zwergen anrichtete. Darauf verließ er sie wieder, um seine gefangenen Dienstmannen (von denen sonst nicht viel die Rede ist) zu befreien, sein Reich wiederzuerobern und Sabin zu strafen, welcher gerädert und verbrannt wird. Am Ende wird er Mönch und liegt zu seiner Buße 18 Nächte auf der Todtenbahre,

indem die Teufel ihn umringen und durch Vorspieglung seiner alten Freunde und Bekannten ihn zu verführen suchen. Insbesondere erscheint ihm sein Weib Liebgarta, ihn zum Beilager zu reizen. Er bleibt aber standhaft und stirbt selig. Da kommt die Königin, die nicht wußte, wo er hingerathen, ihn zu betrauern.

Die vielen Lieder, die von Dietrich selbst handeln, gehen von der historischen Erinnerung an Theodorich aus und fassen denselben noch als Vasallen des großen Hunnenkönig Attila auf. Dahinter liegen aber ohne Zweifel noch ältere Erinnerungen an den alten heidnischen Donnergott. Wie Thor in der Edda, so kämpft auch der Dietrich des Heldenbuchs mit den Riesen. Auch wird dem letzteren rothes Haar (wie dem Thor) und ein Feuerathem zugeschrieben, der des Gegners Rüstung glühend macht. Ein Mythus vom Donnerer ist auch in der spätern Entstellung doch nicht zu verkennen in dem Liede „Ecken Ausfahrt".

Drei Riesenbrüder Ecke, Fasolt und Ebertrot entsprechen hier der nordischen Riesengenealogie, wonach der Riese Fornjoter (Erde) die drei Söhne Oler (Wasser), Logi (Feuer) und Kari (Luft) zeugt, und treten in Gegensatz zu Dietrich. Sie haben von ihm gehört, er habe einen andern mächtigen Riesen, Grim, besiegt und wollen sich nun an ihm rächen. Ecke will mit Dietrich kämpfen. Drei Königinnen muntern ihn dazu auf und rüsten ihn. Das Wild des Waldes flieht vor seiner schrecklichen Größe. Im Kampfe wird Dietrichs Helm Hildegrim vom Blute roth, aber ein Zwerg spricht ihm von einem Baume herab Muth zu. Der Riese, schon besiegt, versucht Dietrich, der von ihm abgelassen, hinterrücks anzufallen, wird nun aber getödtet und ehrlich von Dietrich begraben.

Ein ganz ähnlicher Riesenkampf wird im Liede Sigenot beschrieben.

Dietrichs Lehensmann, der alte Hildebrand, hat den Riesen Grim und dessen Schwester Hilde erschlagen (von denen der Helm Hildegrim seinen Namen hat). Grims Schwager, der Riese Sigenot, sucht Rache. Dietrich von Bern freut sich des Abentheuers und zieht allein aus, den Riesen im Walde zu suchen. Ein Zwerg, den er aus den Händen eines wilden Mannes befreit, hilft ihm auf die Spur. Er findet Sigenot schlafend im Walde, vor seinem Athem beugen sich die Aeste. Dietrich weckt ihn mit einem Fußstoß. Nun beginnt der lange Kampf. Der Riese schlägt mit einer ungeheuren Stange zu, Dietrich brennt ihn dagegen mit seinem Feuerathem. Schon hat der Riese den Berner niedergeschlagen, hält ihn für todt und will nach Bern ziehen, das Reich in Besitz zu nehmen. Da rafft Dietrich sich auf und ihm nach. Der Kampf beginnt von neuem, aber Dietrich unterliegt wieder und wird von dem Riesen gefangen und in einen Schlangenthurm geworfen. Die Schlangen berühren aber seinen ge-

seiten Leib nicht. Sigenot will wieder gen Bern, da kommt ihm der alte Hildebrand entgegen, der sorglich seinen Herrn sucht. Aber auch ihn besiegt der Riese und wirft ihn in einen Berg. Da unter der Erde findet Hildebrand Dietrichs Helm (den Hildegrim) und Waffen, rüstet sich damit und besteht den Riesen noch einmal. Diesmal siegt Hildebrand, schlägt Sigenots riesenhaftes Haupt ab und befreit dann den Berner, mit Hülfe der Zwerge.

Das Gedicht ist dem Otnit und Wolfdietrich sehr ähnlich. Auch hier erliegt ein Held in einer Schlangenhöhle und der andere findet seine Waffen und siegt. Dietrichs Feuerathem erinnert an die Blitze des Gottes Thor, die nur im Sommer vorkommen. Im Winter ist der Blitz besiegt. Der alte Hildebrand könnte die Zeit bedeuten, die unverwüstlich den Winter immer wieder besiegt. Das Gedicht erinnert an ähnliche Kämpfe Thors mit den Riesen in der Edda. Auch der Beistand der Zwerge scheint ein uralter mythischer Zug.

Als eine ausschließlich humoristische Dichtung gibt sich der König Laurin (besonders herausgegeben von Ettmüller und Zingerle 1850) zu erkennen. Obgleich nur in einer ziemlich späten Bearbeitung erhalten, verräth doch dieses Gedicht seinem wesentlichen Inhalt nach einen älteren Ursprung. In der jüngeren Edda begegnet uns eine humoristische Reise des Donnergottes (Thor) zum König der Riesen, wobei er viel Ungemach und Schimpf erlebt, die jedoch zuletzt zu seiner Ehre gedeihen. Auf eine ähnliche Weise geräth nun König Dietrich, der edelste Held, in den Bann des kleinen Zwerges, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diesem deutschen Gedicht ein ganz ähnlicher heidnischer Mythus zu Grunde liegt, wie dem von Thor.

Herzog Biterolf von Steyermark hat zwei Kinder, Dietlieb und Similde. Als diese beiden einst spazieren gehen, raubt der Zwergkönig Laurin von Tirol, durch seine Tarnkappe unsichtbar, das Mädchen. Dietlieb bittet den alten Hildebrand und Dietrich von Bern mit Wittich und andern Helden und sie ziehen aus, das geraubte Mädchen zu retten. Wittich findet zuerst Laurins nur mit einem seidenen Faden umzogenen Rosengarten und zertritt darin die Blumen. Laurin aber überwindet ihn mit Zauberkunst und will ihm Hand und Fuß abhauen. Hildebrand aber raubt dem Laurin mit List seine Waffen und nun überwindet ihn Dietrich und will ihn tödten, wird aber von Dietlieb abgehalten, wegen seiner Schwester. Man stiftet nun Frieden und Laurin ladet die Helden in sein unterirdisches Schloß ein. Als aber Similde hier ihrem Bruder erklärt, sie wolle nimmermehr des Zwerges Weib werden und dieser ihr zur Flucht helfen will, schläfert Laurin seine Gäste durch einen Zauber-

trank ein, läßt sie fesseln und hängt sie in einer finstern Höhle an einer eisernen Stange auf. Aber Dietrich schmilzt die Ketten mit seinem Feuerathem und Dietlieb, der seine Schwester heimlich befreit hat, bringt den Helden ihre Waffen. Nun kämpfen sie mit den Zwergen und erschlagen sie, den Laurin nehmen sie aber mit, um ihnen in Steyermark als Gaukler durch seine Possen Spaß zu machen.

Das Gedicht von Laurin heißt auch „der kleine Rosengarten" zum Unterschied vom „großen Rosengarten". Der Inhalt dieses letztern ist:

Gibich herrscht in Worms, dort hat seine schöne Tochter Chriemhild einen Rosengarten, den ihr zwölf Helden hüten, vor allen ihr Verlobter Sifrit. Mitten im Garten steht eine Linde, so groß, daß 500 Frauen unter ihrem Schatten weilen können. Seidene Vorhänge umgeben ihn, 3000 künstliche goldene Vögel singen darauf. Voll Uebermuth schickt Chriemhild den Sabin, Herzog von Brabant, zu Dietrich von Bern, ihn und seine Helden zum Kampf im Rosengarten aufzufordern. Des Siegers Preis soll seyn ein Kuß und ein Rosenkranz, und die Lehensherrschaft über den Besiegten. Dietrich erzürnt sich über des Mägdleins Uebermuth, nimmt aber die Ladung an. (Nach einer Version wird Etzel eingeladen, den Dietrich nur begleitet, und Etzel schickt den Rüdiger von Pechlarn voraus, den Chriemhild in leuchtender goldener Krone empfängt und der er kniend Etzels Brief überreicht).

Dietrich hat nur elf Kämpfer, der alte Hildebrand schlägt als zwölften seinen Bruder Ilsan vor, der in einem Kloster lebt. Sie holen den bärtigen, rohen und unbändigen Mönch ab, nachdem er die übrigen Mönche, die ihn nicht fortlassen wollte, tüchtig bei den Bärten gerauft. Nun ziehen sie nach Worms. Sie machen Chriemhild grobe Vorwürfe, Ilsan wälzt sich in den Rosen wie ein Schwein. Man kommt überein, daß die zwölf Helden Chriemhilds mit denen Dietrichs Paar und Paar kämpfen sollen. Die Paare sind in den Handschriften verschieden angegeben. In den beiden ersten ist die Reihenfolge auf Chriemhilds Seite: Pusolt, Ortwin, Schrutan, Asprian, Staudenfuchs, Walther, Volker, Hagen, Gernot, Günther, Gibich, Sifrit. Auf Dietrichs Seite: Wolfhart, Sigestap, Heime, Wittich, Ilsan, Dietlieb, Ortwin, Eckhart, Helmschrot, Amelolt, Hildebrand, Dietrich. Die erstern unterliegen alle, einige fallen, nur Walther bleibt seinem Gegner gleich. Dietrich will erst nicht mit Sifrit kämpfen, der alte Hildebrand schlägt ihn ins Gesicht und erst durch diese Rohheit macht er ihm Muth. Nachher wird Sifrit schwer verwundet und Dietrich schenkt ihm nur aus Gnade das Leben. Gibich wird Dietrichs Lehensmann, Chriemhild schlägt sich selber ins Gesicht. So übel endet ihre Hoffahrt. Ilsan reitet durch den Rosengarten und fordert noch 52 Recken zum Kampf auf, die er alle niedersticht. Dafür muß ihm Chriemhild 52 Rosenkränze und 52 Küsse geben, daß sein Bart sie wund sticht. Nach seiner Heimkehr ins Kloster drückt er die 52 Kränze den Mönchen so hart auf

die Glatzen, daß sie bluten. (Im Anhang des alten Heldenbuchs heißt es, Sifrit sey im Rosengarten gefallen, und Chriemhild habe, um seinen Tod an Dietrich zu rächen, den Etzel geheirathet.)

Wenn gleich in diesem Rosengartenliede die Hand eines spätern Compilators sich verräth, der da willkürlich verknüpft, vermischt und carikirt, was er in den berühmten Liedern von Sigfried und Dietrich vorgefunden hat, so wäre doch nicht unmöglich, daß ihm die Erinnerung eines ältern Gedichts zu Grund läge, in welchem etwa, wie in Oegisdrecka, die versammelten Götter und Heroen in Streit gerathen wären. Daß die Gelage in der göttlichen Walhalla und die Kämpfe der Einheriar Gegenstand humoristischer Dichtung werden könnten, liegt sehr nahe. In Volksmärchen finden wir sogar Spuren davon.

In „Etzels Hofhaltung“ kommt Jungfrau Selde (Heil) und klagt bitterlich, wie der Riese Wunderer mit seinen bösen Hunden sie schon lange gefangen halte und nun gar fressen wolle. Dietrich von Bern will ihr helfen, sie führt ihn. Die Hunde packen sie beim Kleide. Da schlägt Dietrich die Bestien nieder und nach langem Kampf auch den Wunderer selbst. Selde dankt und verschwindet.

Das Hildebrandslied, nur noch fragmentarisch vorhanden in einer Handschrift in Kassel, ist das älteste uns erhaltene von allen Liedern, die zum Dietrich- und auch Nibelungenkreise gehören. Es handelt von der Heimreise des alten Hildebrand mit seinem Herrn, Dietrich von Bern, nach dem Untergang der Nibelungen an Etzels Hof. Es stammt aus dem 9. Jahrhundert, hat daher auch die alterthümliche Alliteration beibehalten und ist sprachlich höchst wichtig.

Hildebrand stößt, nach langer Fahrt heimkehrend, auf seinen Sohn Hadubrand, beide kennen sich nicht. Auf die Frage, wer er sey, gibt sich der Sohn zu erkennen. Der Vater will den Kampf vermeiden und bietet dem jungen Manne aus Huld goldene Armringe. Aber der Sohn verschmäht diese Bestechung und fordert ihn zum Kampf, welchen der Vater aus Ehrliebe nun nicht vermeiden kann. Hier endet das Bruchstück. In der Wilkinasaga verwundet der Vater den Sohn, dieser ergibt sich, haut aber tückisch nach des Vaters Hand, als er ihm das Schwert übergeben soll. Da sagt Hildebrand: Diesen Hieb lehrte dich nicht dein Vater, sondern ein Weib. Nun erst nennt sich der Sohn und der Vater umarmt ihn. — Ein späteres deutsches Volkslied, handschriftlich in Dresden aus dem 15. Jahrhundert (Hagen und Büsching, Grundriß S. 44), das damit übereinstimmende Lied im Heldenbuch

des Kaspar von der Roen, ein alter Druck, Heidelberg. 1490 (Eschenburg, Denkmäler, S. 438) und ein dänisches Volkslied (Lange, Untersuchungen, S. 253) lassen im Widerspruch mit dem älteren Liede den Vater selbst kampflustig seyn und wie in der Wilkinasaga den Sohn den falschen Hieb thun. Das ältere Lied ist viel natürlicher und zarter.

In Biterolf und Dietlieb ist das Hauptmotiv der Kampf zwischen Vater und Sohn, dem älteren Hildebrandslied entlehnt.

König Biterolf zu Toledo in Spanien hört von einem Pilger Etzels Ruhm und entschließt sich, zu demselben hin zu ziehen, um unter ihm zu dienen, ohne seiner Gemahlin etwas davon zu sagen. Unterwegs, als er nicht sagen will, wohin er reise, muß er mit Walther von Aquitanien kämpfen, den er aber bald als Neffen erkennt. Dieser erzählt ihm, wie er mit Hildegunde von Etzels Hof entflohen sey. In Bayern kämpft Biterolf mit Gelfrat, wird gut aufgenommen in Pechlarn von Rüdigers Gattin, kämpft dann noch mit Wolfrat und Astolt und kommt endlich zu Etzel, der ihn sehr ehrenvoll aufnimmt. — Mittlerweile ist Biterolfs Sohn Dietlieb zum Knaben erwachsen, nimmt heimlich des Vaters Rüstung und Schwert, dazu drei Knaben und geht in die Welt, ihn zu suchen. Unterwegs wird er von Hagen, Gernot und Günther angegriffen, weil er ihnen nicht sagen will, wohin er gehe. Er flieht, schwört ihnen aber Rache. Endlich kommt er an Etzels Hof und wird dessen Kindern als Gespiele beigegeben, zieht aber heimlich dem Heere auf einem Feldzug in Polen nach, kämpft mit seinem Vater, ohne ihn zu kennen und zeichnet sich auch gegen den Feind sehr aus. Rüdiger erkennt ihn und vereinigt Vater und Sohn. Nun will Dietlieb den Schwur der Rache erfüllen, und Etzel ist bereit, ihm gegen die Burgunder zu helfen. Sie kommen an den Rhein und lagern bei Hagenau. Hier nun kämpfen die Helden Günthers mit denen Etzels Paar und Paar sehr weitläuftig, insbesondere Sifrit und Dietrich. Am Ende siegt keiner, sie versöhnen sich und Biterolf wird mit Steyermark belehnt.

Die Gegenüberstellung der beiden Heldenreihen ist gesucht und Spielerei im Vergleich mit dem heißen Todeskampf der Nibelungennoth. Dennoch hat das Gedicht Werth, indem es viel Kenntniß der übrigen Sagen dieses Kreises enthält und Licht auf dieselben werfen hilft.

Die übrigen Lieder von Dietrich betreffen dessen Verhältniß zu seinem Oheim Ermanrich. So Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen.

Dietwart, römischer König, zeugt mit Frau Minne, König Ladmers Tochter, den Sigeher, dieser den Otnit, diesem folgt Wolfdietrich, diesem Hugdietrich, dessen Sohn Amelung den Dietmar, Vater des Dietrich, zeugt. Dietrichs Oheim, Ermanrich, König in Rom, entehrt die Frau des Sibich,

der sich heimtückisch rächt. Nun erfolgt alles fast ganz so wie in der Volsungasaga. Sibich überredet den Ermanrich, seine eignen drei Söhne, Friedrich, Reginbald und Samson tödten, und dann auch die von ihrem Hüter, dem treuen Eckhart, vergebens gewarnten Söhne Etzels (unter dem Vorgeben, als hätten sie Ermanrichs Frau in Unehren begehrt) hängen zu lassen. Weiter überredet Sibich den Ermanrich, von Dietrich Tribut zu verlangen. Dieser wehrt sich, unterliegt aber und flieht zuerst zu Rüdiger von Pechlarn, dann zu Etzel. Von hier aus mit einem Heer unterstützt, zieht er abermals gegen Ermanrich, unterliegt aber noch einmal und kehrt traurig zu Etzel zurück, der ihn mit seiner Gemahlin Helche gütig aufnimmt.

Das Gedicht ist sehr lang und langweilig.

Die **Rabenschlacht** betrifft die Schlacht zwischen Theodorich dem Großen und Odoaker im Jahre 493 bei Ravenna, in der Odoaker unterlag.

Dietrich ist zu Etzel geflohen, dieser vermählt ihn seiner Nichte Herrand. Man beschließt einen großen Zug gegen Ermanrich. Die Söhne Etzels, Scharf und Ort, und Dietrichs eigner junger Bruder Diether, ziehen mit aus, wissen aber ihrem Hüter, dem alten Ilsan, die Erlaubniß abzulocken, allein auszureiten und werden von Wittich erschlagen. Zur Rache kommt Dietrich und kämpft eilf Tage lang die große Rabenschlacht, besiegt den Ermanrich gänzlich, klagt bitterlich über den Tod der drei Jünglinge und hat keine Ruh, bis er deren Mörder Wittich erwürgt, dieser aber springt ins Meer und wird von Wanhilt, dem Meerweib aufgenommen. Traurig kehrt Dietrich zu Etzel heim, der ihn kalt empfängt, ihn aber dann mit Thränen umarmt.

In **Alpharts Tod** will

Alphart, ein Neffe des alten Hildebrand, für Dietrich von Bern gegen König Ermanarich einen Zug thun. Vergebens warnt ihn seine Braut Amelgart. Vergebens stellt sich ihm der alte Oheim unerkannt in den Weg, er wird von ihm besiegt und kehrt, halb beschämt, halb erfreut über des Neffen Stärke, um. Alphart stößt auf Ermanarichs Helden Wittich und Heime, besiegt sie, wird aber treulos von ihnen überfallen und von Wittich durch eine Oeffnung des Panzers erstochen. Die Mörder fliehen vor Dietrichs Rache mit ihrem König nach Ravenna.

Ein von Gödeke aufgefundenes und 1851 edirtes jedoch nur kurzes niederländisches Lied bewahrt den Inhalt eines wahrscheinlich ältern und größern zum Dietrichskreise gehörigen Liedes vom **Tode des König Ermanarich**. Derselbe heißt hier König von Armentriken und wird in seiner Burg Freisak von Dietrich und dessen Helden überwunden und erschlagen, trotz der Treue, mit der sein Vasall Reinolt ihn vertheidigt.

4.

Die kerlingischen Heldenlieder.

An Karl den Großen und seine Helden knüpfen sich eine Menge uns noch erhaltener größerer und kleinerer Lieder und auch blos in Prosa erhaltene Sagen an. Viele davon sind in französischer Sprache geschrieben, und enthalten auch Züge des nichtdeutschen altgallischen und britannischen Mythus, aber vorherrschend gehören sie doch den deutschen Franken an. In sehr vielen Liedern dieses Kreises tritt der Ruhm des großen Karl und seiner Söhne auffallend in den Hintergrund und wird sogar Opposition gegen sie erhoben. Das erklärt sich zum Theil aus dem Trotz der in Karl des Großen Reich zusammengezwungenen und nach Unabhängigkeit trachtenden Stämme, zum Theil hat es seinen Grund darin, daß heidnische Erinnerungen, alte Mythen in diesen historischen Sagenkreis hineingetragen wurden. Jene Erinnerungen lebten noch im Volk, ihre poetischen Motive blieben unvergeßlich. Da man nun aber von den alten Göttern nicht mehr reden durfte, übertrugen die Dichter die am meisten poetischen und beliebten Züge aus dem alten Mythus in das neue Heldenlied, selbst in die Legende. In dieser Verbindung wurden sie entschuldigt und geduldet. Das specifisch Heidnische war von ihnen gewichen, aber das Poetische blieb.

Die berühmten Heldengedichte von Karl dem Großen sind in der Zeit der Kreuzzüge niedergeschrieben, daher die Helden nicht mehr wie im alten Heldenbuch mit Riesen und Drachen, oder wie im Nibelungenliede mit den Hunnen, sondern bereits mit Ungläubigen, Heiden und Sarazenen kämpfen. Einige Dichtungen wenden sich so vorzugsweise Griechenland und dem heiligen Lande zu, daß Wackernagel sie als einen besondern byzantischen Kreis auszuscheiden versucht hat.

Dahin gehört zunächst das Lied von Rother, dem Ahnherrn Karl des Großen. Man versteht unter ihm den Longobardenkönig Rotharis, der freilich mit Karls Ahnen nichts zu schaffen hat. Allein Rother ist in der Poesie ein Vertreter deutscher Heldenkraft gegenüber dem Orient und insofern ein echter Ahne Karls. Das Gedicht, den andern des Heldenbuchs zugezählt, hat einige schöne und echt nationale Züge.

Rother, König von Rom, hörte von der schönen Tochter des Kaisers Constantin in Constantinopel und schickte edle Herrn aus, um ihre Hand für sich zu werben. Der stolze Kaiser ließ aber die Herrn einkerkern. Da zog Rother selber aus und nahm mit sich den Riesen Asprian mit zwölf andern Riesen, worunter der schreckliche Witold, den selbst die Freunde binden mußten, weil er sonst alles erschlagen hätte und den man nur unmittelbar vor dem Kampf loslassen durfte. Rother kam nach Constantinopel, gab sich aber für einen Fürsten Dietrich aus, der von Rother vertrieben sey, und wurde gut aufgenommen. Als er und seine Leute aber so gar mannhaft sich erwiesen (Asprian warf einen Löwen an die Wand, wie eine Katze), erschrack Constantin und dachte, sind diese Vertriebenen so stark, wie stark muß erst Rother selber seyn? Inzwischen verliebte sich die Kaiserstochter in den vermeintlichen Dietrich, lud ihn heimlich in ihre Kammer, empfing goldene und silberne Schuhe von ihm und ließ sie sich von Rother selber anziehen. Indem er nun ihren Fuß in seinem Schooße hielt, gestand er ihr, wer er sey. Sie wollte es nicht glauben, als sie aber seine gefangenen Diener frei ließ und er hinter einem Vorhang zur Harfe sang, erkannten alle seine Stimme und so überzeugte sich die Kaiserstochter, daß er wirklich Rother sey. Nachdem er sie vom König von Babylon, der um sie freite, befreit, entführte er sie über Meer und zeugte einen Sohn mit ihr. Aber Constantin ließ sie mit List durch Kaufleute wieder ihm entführen. Nun kam er abermals mit Heeresmacht nach Constantinopel, legte sein Volk in einen Hinterhalt, ging als Pilger an den Hof, versteckte sich unter dem Tisch, gab seiner Braut heimlich einen Ring, wurde aber ertappt und sollte schon gefangen werden, als er in sein Horn blies und seine Gefährten ihn retteten und siegten. So gewann er die Geliebte wieder und versöhnte sich mit ihrem Vater. Später widmeten sich beide geistlicher Beschaulichkeit, ihr Sohn aber war Pipin, der Vater Karls des Großen.

Im 13. Jahrhundert schrieb Konrad Fleck ein Gedicht „Flos und Blancflos“, nach welscher Quelle, dem im 14. Jahrhundert Dietrich von Assenede auch mit einer niederdeutschen Bearbeitung folgte. Den Inhalt bildet die Jugendgeschichte der Großeltern Karls des Großen und ist nicht bloß darauf berechnet, dem kerlingischen Geschlecht zu schmeicheln, sondern enthält wahrscheinlich auch einen schönen alten Mythus, den man auf diesen Fall anwandte. Die Form ist fast modern, aber der Inhalt gewiß sehr alt.

Blancflos oder Blanchefleur, die weiße Blume, die Tochter einer von den Heiden (Sarazenen) geraubten Gräfin, wird an demselben Tage geboren, an dem auch die Heidenkönigin einen Sohn, Flos, zur Welt bringt. Beide Kinder lieben sich, werden zwar getrennt, finden sich aber, wie vom Magnet gezogen, wieder zusammen. B. soll einen Sultan heirathen, der sie in einem

Schloß aufbewahrt, sie läßt aber ihren geliebten Flos in einem Korbe, ganz unter Blumen versteckt, zu sich bringen und behält ihn bei sich. Endlich werden sie entdeckt und sollen sterben. Flos hat einen Zauberring, der ihn vor dem Tode schützt. Er bietet ihn der Geliebten an, die ihn aber nicht nehmen will. Da werfen sie ihn beide weg und wollen zusammen sterben. Der Sultan wird gerührt, verzeiht ihnen und gibt sie zusammen. Ihre Tochter aber ist Bertha, die Gemahlin Pipins und Mutter Karls des Großen.

Gervinus schließt mit Unrecht aus der unnatürlich frühen Liebe der beiden Kinder, daß das Gedicht einer Zeit der Verweichlichung und sentimentalen Corruption angehöre. Dieser Zug ist eben nur allegorisch zu verstehen, soll nur dem hohen Kaiserhause schmeicheln und steht in einer sehr genauen Beziehung zu einer bekannten christlichen Symbolik. Im Mittelalter dachte man sich nämlich die heilige Jungfrau Maria entstanden aus einem keuschen Kuß, den ihre Mutter von Joachim empfing, und die Maler pflegten die Scene so darzustellen, daß Anna und Joachim jedes aus einem Blumenkelche hervorblickt. Vergl. meine christliche Symbolik s. v. Anna. Dieselbe liebliche Vorstellung nun wurde auf die Eltern der Bertha, als der in der fränkischen Dichtung überhaupt so hochgefeierten Mutter Karls des Großen, angewandt.

Die Blumenliebe ist das Motiv auch noch eines andern altdeutschen Gedichts „Mai und Beaflor", von Pfeiffer herausgegeben.

Beaflor, die Tochter des Telion, Königs von Rom, wurde von diesem ihrem Vater mit unnatürlicher Liebe verfolgt, floh über See und kam in das Land des griechischen Königs Mai. Bald liebten sich Mai und Beaflor (die schöne Blume) und vermählten sich; als aber Mai nach Spanien in den Krieg zog, verleumdete seine böse Mutter Eliacha die unschuldige B., sie habe die Ehe gebrochen und Mai befahl sie und ihr Kind zu tödten. Sie wurde jedoch von den mitleidigen Schergen geschont und entkam nach Rom, wo sie fromm und eingezogen lebte, bis sie nach acht Jahren ihrem Vater, der ein strenges Büßerleben begonnen, und ihren von ihrer Unschuld überzeugten Mai wiederfand.

Es wäre nicht unmöglich, daß die Weiße und die schöne Blume ihre geheimnißvolle Wurzel im altdeutschen Heidenthum haben könnte. Wenigstens ist ihre Tochter Bertha historisch aufgefaßt als Mutter Karl des Großen, zugleich eine echt mythische Gestalt des deutschen Heidenthums, und unter dem Namen Frau Perchta heute noch im Volksglauben lebendig.

Ich muß hier, ehe wir zu Karl dem Großen selbst übergehen, noch einer hübschen Dichtung von seiner Tante und Schwester erwähnen. Das ist der altfranzösische Roman Valentin et Orson, der 1489 zu Lyon erstmals gedruckt erschien, der aber auch in einem niederländischen Gedicht unter dem Titel: Valentin und Namenlos zweimal (die Bruchstücke des einen Gedichts bei Haupt, altd. Blätter II. 214, das andere in Staphorsts Hamb. Kirchengeschichte I. 4. 231 f.) und in einem altdeutschen Volksbuch in Prosa, gedruckt zu Basel 1521, vorkommt. Das Gedicht ist nicht so leichthin zu verwerfen, wie man es gethan hat. Es enthält alterthümliche Züge. Namenlos verhält sich ganz so wie die rauhe Else im Wolfdietrich. Der treue Blandemer aber ist eine echt deutsche Gestalt, um die man die Geschichte unserer Poesie nicht verkürzen darf. Es ist keineswegs ausgemacht, ob das niederländische Gedicht aus einer französischen Quelle geschöpft, jedenfalls aber ist das französische Gedicht ganz in fränkischem Geist gedacht und enthält nur deutsche Erinnerungen und Charakterzüge. Nur ein niederländisches Volksbuch in Antwerpen gedruckt ohne Jahrzahl, stammt aus der französischen Quelle.

Pipin, König von Frankreich, hatte die schöne Phila zur Schwester, die vom Ungarkönig Chrisostomus zur Ehe begehrt wurde und die er auch erhielt. Aber seine Mutter und der arglistige Bischof Frankhart mißbilligten diese Verbindung, stellten der unschuldigen Phila nach, nahmen ihr, als sie Zwillinge gebar, dieselben weg und klagten sie an, sie ermordet zu haben. Phila gerieth bei dieser Anklage in solche Entrüstung, daß sie dem Bischof die Nase aus dem Gesicht riß. Schon sollte sie den Holzstoß besteigen, als Herzog Baldewyn sie rettete und durchsetzte, sie solle nur aus dem Lande verbannt werden. Der treue Ritter Blandemer gab ihr das Geleit und hütete sie aufs Beste. Als er aber einmal unterwegs eine edle Jungfrau aus den Händen eines schwarzen Ritters befreite, rächte sich der Besiegte dadurch, daß er ihn und die beiden Frauen durch einen Trank in tiefen Schlaf versenkte und den schlafenden Blandemer alsdann mit sich fortnahm und in einen Kerker warf. Bevor er aber noch zu den Frauen zurückkam, waren diese erwacht und entflohen. Sie gelangten glücklich zu der geretteten Jungfrau Vater, dem König von Arabien. — Unterdeß waren Philas beide kleine Söhne von den Verräthern ausgesetzt worden, der eine, Valentin, in einem Kästchen, das auf dem Wasser schwamm, und glücklich von seiner Tante Clarine, der Tochter Pipins, aufgefangen wurde; der andere, Namenlos, in einem Walde, wo ihn eine Wölfin fand und aufsäugte. Valentin wurde der Liebling der noch sehr jungen Clarine und als beide älter wurden, begannen sie einander zu küssen. Das sah ein Kämmerer

und wollte ihn verrathen, aber der starke Knabe schlug ihn mit der Faust todt. Dann verrichtete Valentin große Heldenthaten in Spanien, wohin Pipin Hülfe gegen die Heiden sandte. Clarine selbst schlägt den geliebten Jüngling zum Ritter, eine sehr anmuthige Scene. Nachher zeigt sich einmal auf der Jagd ein äußerst seltsames wildes Thier, ringsum behaart, das besteht Valentin und besiegt es. Das Thier aber ist sein Bruder, der im Walde ganz verwildert war und auch nicht sprechen konnte. Aber Valentin läßt ihn scheeren und so verwandelt er sich in einen schönen jungen Mann. Auf seiner Schulter entdeckt man das Zeichen eines kleinen Kreuzes, woran er später als Valentins Bruder und Philas Sohn erkannt wird. Man nennt ihn Namenlos. Beide Brüder bestehen seitdem mit einander neue Abentheuer. Das Glück führt sie zu der Burg, wo der treue Blandemer noch immer schmachtet. Sie befreien ihn, wobei Namenlos mit seiner Keule gewaltige Schläge austheilt. Derselbe befreit nachher die schöne Rosamunde von einem Riesen. — Mittlerweile besteht Phila neue Gefahren. Ein böser Mann am arabischen Hofe, Gawin, stellt ihr nach und weiß die Schuld eines Mordes auf sie zu wälzen. Sie soll verbannt werden, aber Valentin kommt zu rechter Zeit sie zu retten, noch ohne sie zu kennen. Bald darauf aber findet er eine Serpentelehn (eine Schlange) welche weissagen kann und ihm vollen Aufschluß gibt über seinen Bruder und seine Mutter, und ihm räth, dem Namenlos eine Ader an der Zunge zu schneiden. Er thut es und sogleich kann Namenlos reden. Sie kehren nun alle heim. Valentin heirathet Clarine und erbt den französischen, Namenlos heirathet Rosamunde und erbt den ungarischen Thron.

Wie spät immer das Gedicht abgefaßt ist, könnte ihm ein alter Mythus von Vali, dem Frühlingsgott, zu Grunde liegen. Der Valentinstag fällt in den Frühling und ist heute noch in England den Liebenden geweiht. In der Edda läßt sich Vali, der Frühling, ehe er in Waffen den Tod seines Bruders Baldur rächt, die Haare wild wachsen, fällt also mit Namenlos in eine Person zusammen. Es ist kein Zweifel, daß viele solche Züge des uralten Mythus unserer heidnischen Vorfahren durch die Erinnerung der Franken und später noch der Normänner in die kerlingischen Sagenkreise der französischen Poesie eingedrungen sind.

In einem altdeutschen Gedicht des 13. Jahrhunderts „die gute Frau", handschriftlich zu Wien, gedruckt in Haupts Zeitschr. II., wächst die kleine Tochter des Grafen von Berry mit dem jungen Sohn eines Dienstmanns in derselben Zärtlichkeit auf, wie Flos und Blancflos. Sie heirathen sich und haben zwei Kinder, aber sie verlassen alles um Gotteswillen und pilgern und betteln. In der Noth muß er die Frau verkaufen und wird

selbst von einem wilden Waldbach verschlungen, die beiden Kinder aber, die ihn begleiteten, werden durch das Wasser getrennt. Der Mann kommt mit dem Leben davon, ein Vogel aber raubt ihm den rothen Zindel, worin er das Geld, das er aus dem Verkauf der Frau gelöst, hat, im Schlaf und läßt ihn der als Magd dienenden Frau in den Schooß fallen, die ihn nun für todt hält. Sie wirkt so kunstreiche Borten, daß ihr Herr, der Graf von Blies, daraus ihre edle Herkunft erkennt, ihr Schlösser und Diener gibt und ihr zuletzt seine ganze Grafschaft vererbt. Da verliebt sich der König von Frankreich in sie und nimmt sie zur Ehe, jedoch ohne sie zu berühren, woran eine Bezauberung von Seiten seiner ersten Frau Schuld ist. Nach einem Jahre stirbt er, sie soll sich wieder vermählen, da kommt ein Bettler, den sie an seinem krummen Finger als ihren ersten Gatten erkennt. Auch die Kinder, die von frommen Bischöfen erzogen worden sind, finden sich wieder ein und sie erben das fränkische Reich. — Unter dem Dienstmann ist Niemand anders als der erste Kerlinger, Karls Vater Pipin, bezeichnet, der bestimmt war, an die Stelle der Merowinger zu treten. Unter dem letzten kinderlosen König von Frankreich ist das ganze Geschlecht der Merowinger personificirt. Die gute Frau aber ist keine andre als Bertha, die Mutter Karls des Großen, von der so viele andre Sagen melden und die immer als treue Dulderin erscheint.

Von den beiden Knaben der guten Frau ist der eine Sohn Karl der Große, der andre wird Papst. Die Verbrüderung des Kaiser- und Papstthums kehrt auch in andern kerlingischen Sagen wieder und drückt eine tiefe Idee aus.

Die sehr zahlreichen Dichtungen von dieser Bertha sind in Ferdinand Wolfs Leistungen der Franzosen S. 63 zusammengestellt und verglichen. Vgl. auch Gräße, Sagenkreise des Mittelalters S. 289. Die ältesten und reinsten Quellen der Sage sind zwei deutsche Chroniken, die wahrscheinlich aus niederländischen Quellen schöpften, nämlich Wolters Chronik von Bremen im zweiten Theile der script. rer. germ. von Meibomius und die Weihenstephaner Chronik aus dem 13. Jahrhundert, mitgetheilt in Aretins ältester Sage von Karl dem Großen. Daraus schöpfte auch Ullrich Fürterer im Jahre 1478. Von der edlen Naivetät dieser ältesten Quelle weicht der altfranzösische Roman Berthe au grand pié von Adénès,

herausgegeben von P. Paris in Paris 1833, schon merklich ab. Noch mehr aber in den italienischen Reali di Francia aus dem 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts und am weitesten das spanische Epos noches de invierno.

Nach Wolters Chronik lautet die Sage:

Der Frankenkönig Pipin wollte heirathen und warb um die schöne Tochter Theodorichs, des Herzogs von Schwaben, Bayern und Oesterreich. Dieser schickte ihm auch die Braut zu, unterwegs aber beschlossen ihre drei Diener, sie umzubringen und ein anderes Mädchen, deren Vater einer von ihnen war, an ihrer Stelle für die Braut auszugeben. Indeß konnten sie es doch nicht über ihr Herz bringen, die schöne und unschuldige Königstochter zu ermorden. Sie begnügten sich, sie im tiefsten Walde allein zu lassen. Die falsche Braut kam in Frankreich an und Pipin nahm sie ohne Arg zur Gemahlin. Da kam er einmal auf der Jagd zu einer Mühle, in welcher Bertha als Magd Dienste genommen hatte, legte sich übernacht die schöne Magd bei und zeugte mit ihr Karl den Großen. Der Knabe wurde an Pipins Hof gebracht und wegen seiner Stärke und Schönheit allgemein bewundert, weßhalb die falsche Königin aus Neid auf seine Entfernung drang. Man schickte ihn nun zu seinem Großvater Theodorich, unterwegs aber besuchte er seine arme Mutter in der Mühle, was endlich zu ihrer Erkennung führte. Sobald Pipin von allem unterrichtet war, verstieß er die falsche Königin und erhob Bertha auf seinen Thron.

In der Weihenstephaner Chronik heißt Berthas Vater König von Brittaja und den Verrath spinnt nur Einer, der Hofmeister, an. Bertha wird hier als die Spinnerin und Weberin bezeichnet, denn indem sie bei dem Müller dient, wirkt sie „schöne Pörtel", die er in Augsburg gut verkauft. Pipin kommt in die Mühle und Bertha, indem sie ihm beiliegt, entdeckt ihm ihre wahre Herkunft.

In dem französischen Roman von Adenes und nach der handschriftlichen histoire de la reine Berthe in der Berliner Bibliothek war Bertha die Tochter des Ungarkönigs Florens und der schönen Blanche Fleur und wurde bestimmt, den Frankenkönig Pipin zu heirathen. Aber ihre böse Hofmeisterin Margiste weiß ihr solche Angst vor dem Brautbette zu erregen, daß diese gern zugibt, Aliste, Margistens Tochter, solle sich statt ihrer zum König legen. Hierauf läßt Margiste, während ihre Tochter Königin wird, die arme betrogene Bertha in einen wilden Wald schleppen, wo sie ermordet werden soll, von den Mördern aber aus Mitleid verschont wird. Zwei Räuber überfallen die Einsame, streiten sich um ihren Besitz und ermorden einander wechselseitig. Ein Einsiedler, zu dem sie kommt, hält sie ihrer Schönheit und Blöße wegen für eine Versuchung des Teufels, läßt sich aber doch bewegen, sie aus dem Walde herauszuführen. Sie wird nun von einer Familie auf dem Lande aufgenommen, wo sie sieben Jahre lang schöne Teppiche webt und von Jedermann geliebt wird. Unterdeß

erfüllt sich ganz Frankreich mit Klagen über das schlechte Betragen der Königin. In Ungarn aber macht sich Blanchefleur, durch einen bösen Traum erschreckt, auf den Weg zu ihrer Tochter. Als sie in Paris ankommt, stellt sich Aliste, die falsche Königin, krank und liegt in einem finstern Zimmer zu Bette, um nicht von Blanchefleur erkannt zu werden. Allein sie wird dennoch an der Stimme erkannt und von der zornigen Blanchefleur bei den Haaren aus dem Bette gerissen. Man steckt sie in ein Kloster. Ihre böse Mutter aber wird hingerichtet. Nun sucht man im ganzen Lande die verloren gegangene Königsbraut vergebens, bis der Zufall einmal den König Pipin auf der Jagd zu ihr führt. Noch kennt er sie nicht, wird aber von ihrer Schönheit bezaubert. Aus einem Versteck entdeckt er das Geheimniß ihrer Geburt und läßt sogleich ihre Eltern und alle Großen des Reichs in das Haus des ehrlichen Simon bestellen, bei dem sie sieben Jahre so bescheiden gelebt hatte. Hier stellt er sich der höchlich Ueberraschten auf einmal als ihr königlicher Bräutigam dar und führt sie zugleich in die Arme ihrer Eltern. Sie werden feierlich vermählt und ihr erster Sohn ist Karl der Große.

In den italienischen Reali di Francia schickt Pipin zu König Philipp von Ungarn und läßt um dessen Tochter Bertha werben. Seine Gesandten finden die Braut ausnehmend schön, müssen aber über ihren großen Fuß lachen. Sie kommt nach Frankreich, Pipin mißfällt ihr aber so, daß sie die Elisetta, Tochter des Wilhelm von Mainz, bittet, sich für die Braut auszugeben. Diese wird nun wirklich Königin, Bertha aber durch die treulosen Mainzer in einen Wald geschleppt und an einen Baum gebunden. Ein Jäger findet sie und nimmt sie als Magd zu sich. Da webt sie ihre traurige Geschichte in ein Zelt und läßt es durch den Jäger verkaufen. Daraus ersehen die Mainzer, sie müsse noch leben, verbrennen das Zelt und lassen sie überall suchen, ohne sie jedoch zu finden. Unterdeß kommen ihre Eltern nach Paris, um ihre Tochter zu besuchen und finden an ihrer Statt die falsche Königin, verstellen sich aber, weil sie besorgen, Pipin selbst sey Mitschuldiger des Betrugs. Zu ihren Ehren stellt Pipin eine große Jagd an, verirrt sich dabei und kommt zu dem Jäger, in dessen schöne Magd er sogleich entbrennt. Sie gibt sich ihm zu erkennen und legt nun (eine merkwürdige Abweichung von allen andern Sagen) Waffen und Rüstung an und besteigt ein Roß, um als Amazone die Mainzer zu überwinden und zu strafen.

Die noches de invierno machen Berta zu einer Tochter des Herzogs von Aquitanien. Pipin verliebt sich in sie bei einem Turnier und will sie heirathen. Sie liebt aber schon den Dudon de Lys, bittet daher die ihr ähnliche Fiametta, statt ihrer des Königs Braut zu werden. Fiametta aber will nun Königin bleiben und läßt, damit Niemand den Betrug verrathe, Berta in den Wald schleppen und alle ihre Verwandten vergiften. Berta wird gerettet und das Gedicht schließt ganz wie die reali, nur daß an die Stelle der Mainzer hier Fiametta allein tritt.

Man sieht hieraus, daß die beiden ältern deutschen Quellen viel edler und einfacher sind, als die spätern Bearbeitungen. *)

Bertha mit dem großen Fuß, von der Sage fälschlich als Mutter Karls des Großen aufgefaßt, ist ganz dasselbe mythische Wesen, wie die burgundische Bertha mit dem Gansfuß, reine Pédauce, die ebenfalls fälschlich als die Gemahlin Rudolphs II. von Burgund aufgefaßt wurde. Der große Fuß erscheint als Attribut der Spinnerin, weil der Fuß vom fleißigen Treten des Spinnrads groß wird. Damit stimmt auch überein, daß Bertha als Magd künstliche Webereien verfertigt. Allein noch ursprünglicher ist der Gänsefuß als Attribut der Wintergöttin, der Mutter Gans, der unter der Schneedecke doch das Naturleben bewahrenden und rettenden mütterlichen Göttin, die übrigens in noch edlerer Symbolik auch als Schwanin gedacht wird. Daß der Gansfuß der Göttin auch unter dem großen Fuß der kerlingischen Bertha zu verstehen sey, erhellt unzweideutig aus den Sagen, in welchen ganz dasselbe, was von dieser Bertha erzählt wird, auf ein Gänsemädchen übertragen wird. Grimms Hausmärchen Nr. 89.

Die königliche Mutter gibt hier der Tochter, die als Braut einem König zugeführt wird, ein Läppchen mit, in das sie drei Tropfen ihres mütterlichen Blutes rinnen läßt. Unterwegs wird die Prinzessin durch ihr böses Kammermädchen der Kleider beraubt und muß einen Eid schwören, keinem Menschen den Betrug zu verrathen. Darauf wird das Kammermädchen in den Kleidern der Prinzessin des Königs Gemahlin, während die echte Braut Gänse hüten muß. Aber jeder der drei Blutstropfen spricht ihr einen Trost zu, bis einmal des Königs Vater sie belauscht und ihr räth, ihr Geheimniß dem Ofen zu sagen. Da kommt die Wahrheit an den Tag. Die Gänsemagd wird Königin, die Betrügerin aber in einem mit Nägeln beschlagenen Faße zu Tode gerollt.

In der als Magd dienenden, spinnenden oder Gänse hütenden Königstochter verbirgt sich der alte Mythus von der Göttin Perchta (die Strahlende, Prächtige), die im südlichen Deutschland verehrt ward und im nördlichen unter dem Namen Frau Holle (die Holde) wiederkehrt, und welche nicht blos die Sonne abwechselnd in ihrem niederen Winterstande und hohen Sommerglanz, sondern die weibliche Naturkraft überhaupt,

*) Weinerlich sentimental ist die Sage bearbeitet in dem modernen Epos Charlemagne von Millevois, Paris 1822. Dorat brachte sie auf die Bühne in dem Schauspiel Adelaide von Ungarn, Frau von Weissenthurm unter dem Namen Elisene von Bulgarien.

in ihrer mütterlichen Segensfülle, wie jungfräulichen Schönheit bedeutet.

Von Karls des Großen Leben und Thaten hat man eine Menge Sagen, die sich meist in Chroniken zerstreut finden. Die umfassendste Sammlung derselben ist die dem Bischof Turpin zugeschriebene Chronik, wahrscheinlich erst im 11. Jahrhundert verfaßt. Bouquet, scr. rer. gal. V. 282 f. Sie ist in lat. Hexameter gebracht in dem Buche Karolellus, herausg. von Merzdorf, 1855. Das ausschweifendste Lob wird dem großen Kaiser gezollt in den Annalen des monachus S. Gallensis. Reich an schönen Sagen von ihm ist das chronicon Novaliciense, die Kaiserchronik, die Chronik des Albericus, die Weihenstephaner Chronik, und die dänische Krönike om Keiser Carl Magnus.

Als Karl der Große über die Alpen zog, um den Desiderius, König der Longobarden, zu unterwerfen, diente ihm ein Spielmann als Wegweiser. Zum Lohn verlangte und erhielt dieser Spielmann alsdann so viel Land und Leute, so weit sein Horn, das er von einem Berge herabblies, gehört werden konnte. Nachdem er geblasen, stieg er hinab und frug die Leute, ob sie ihn gehört hätten? So wie einer Ja sagte, gab er ihm eine Ohrfeige und rief: du bist mein Eigen. Daher nannte man seitdem die Leute jener Gegend (um Giaveno) transcornati, Zusammengeblasene. Chron. Novalic. III. 14. — Karl zog vor Pavia, wo Desiderius sich eingeschlossen hatte. Von der Mauer herab ließ D. sich durch einen gewissen Otker, der die Franken kannte, die Helden zeigen. So wie einer der stattlichen fränkischen Kriegsfürsten heranritt, glaubte D. es sey Karl, aber immer war es ein Anderer, bis zuletzt Karl selbst erschien, ganz in Eisen, auch das Roß wie von Eisen, und König und Volk der Longobarden durch den bloßen Anblick zittern machte. Monachus S. Gallensis. II. 12. Während der Belagerung Pavias verliebte sich des Desiderius schöne Tochter in den großen Karl und schoß ihm Liebesbriefe mit einem Pfeil über den Fluß hinüber zu. Endlich öffnete sie ihm heimlich des Nachts die Thore; indem sie aber die Erste ihm entgegenritt, wurde sie unerkannt unter den Hufen der fränkischen Rosse zertreten. Chron. Noval. III. 14.

Karl der Große und sein Bruder Papst Leo, in der Kaiserchronik (herausg. von Maßmann II. 343 f.) ist eine ganz eigenthümliche Dichtung.

Hier erscheint Papst Leo zu Rom als Karls Bruder. Karl wird einmal im Traum ermahnt, nach Rom zu gehen, folgt dem Traum und läßt sich von seinem Bruder krönen. Kaum aber hat er Rom verlassen, so stechen die bösen Römer seinem Bruder die Augen aus. Der Blinde flieht nach Riflanden zu Karl, und wirft sich ihm unerwartet in Ingelheim zu Füßen. Der erschrockene Karl eilt, ihn zu rächen, rüstet ein großes Heer, erobert Rom und straft die

Schuldigen. Auf sein Gebet gibt Gott dem blinden Leo auch das Gesicht wieder, der ihn zum Dank zum Kaiser weiht. — Ganz eigenthümlich ist die gewaltige Drohung Karls gegen Gott: denke an meine Arbeit, ich habe alles für dich gethan. Ich befestigte deinen Statthalter in Rom, ich ließ ihn dir gesund, nun find ich ihn blind wieder. Wenn du ihm nicht hilfst, so sind wir geschiedene Leute, ich zerbreche dein Haus (bei Maßmann S. 371).

Versus de Carolo Magno et Leonis Papae ad eundem adventu, ein lat. Gedicht in der collection des hist. de France V. 388. Zur Hälfte eine Jagdbeschreibung. Nach der Jagd schläft der Kaiser ein und sieht im Traum, wie schlecht es mit dem Papst steht, der bald darauf zu ihm kommt, um ihn um Hülfe anzuflehen.

Eine der schönsten Sagen von Karl ist uns nur in einem anglonormannischen Gedicht erhalten, welches Michel 1836 in London mitgetheilt und A. v. Keller in s. altfranzösischen Sagen I. 26 im Auszug übersetzt hat.

Karl überhebt sich seiner Tugenden, da verspottet ihn sein Weib und nennt ihm den griechischen Kaiser Hugo, der sey noch viel mehr werth. Zornig begibt sich sofort Karl mit seinen zwölf Helden nach Griechenland, findet aber Hugos Hof mit solchem Glanz umgeben, daß er sich nicht damit messen kann und rächt sich mit seinen Helden durch ungeheure Prahlereien. Da droht Hugo, jedem den Kopf abschlagen zu lassen, der nicht wirklich das ausführe, was er geprahlt hat. Aber siehe da, sie führen es aus, zwar nicht aus eigner Kraft, doch nachdem sie reuig vor einem heiligen Reliquienkasten aus Jerusalem gebetet haben. Olivier küßt des Kaisers Tochter so oft, wie Herkules in seinem berüchtigten Probestück; Wilhelm schleudert eine ungeheure Kugel und wirft eine Mauer damit nieder; Bernhard treibt einen Fluß aus seinem Bette, so daß Hugo selbst, um der Ueberschwemmung zu entrinnen, auf einen hohen Thurm flieht und sich demüthig zu Karls Vasallen bekennt.

Obgleich diese Dichtung nicht nur christlich, sondern auch schon ein wenig im klassischen Renaissancestyl gefärbt ist, so verräth sich in ihr doch immer noch das uralte Eddamärchen von Thors Fahrt zu Utgardaloki. Thor, der Donnergott, hört von der Macht des Riesen Utgardaloki und will ihn bestehen, wird aber beschämt und in allen Stücken besiegt, bis sich plötzlich herausstellt, daß alles nur Schein gewesen und daß Er viel stärker als der Riese ist. Dieser alte Mythus ist nun ohne Zweifel auf Karl den Großen angewandt worden und vielleicht schon in einer Form, welche älter ist, als das normannische Gedicht.

Karls Heimkehr aus Ungarland, in der Heidelb. Handschrift Nr. 336. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik III. 1032:

Karl der Große kam neun Jahre lang aus Ungarn nicht heim, weil er so lange mit den Heiden zu streiten hatte. Da ging es im Frankenlande unterdeß drüber und drunter und um wieder Ordnung zu haben, mutheten die Großen des Reichs Karls Gemahlin zu, sie solle einen Andern heirathen, der Herr über sie sey. Vergebens weigerte sie sich. Karl unterdeß wurde durch einen Engel von allem unterrichtet, aber erst drei Tage vor der Hochzeit seiner Frau, so daß ihm sein Herz brannte. Der Engel rieth ihm, sich das Pferd seines Schreibers geben zu lassen, das trug ihn so rasch in die Heimath, daß er noch zur rechten Zeit kam. Er setzte sich in die Kirche, in welcher die Trauung vor sich gehen sollte, auf den gesegneten Stuhl, vor sich sein bloßes Schwert. Da erschracken die Priester und beschworen ihn, ob er lebe oder ein Geist sey und wie er sich nenne? Als er aber seinen Namen nannte, flohen alle seine Feinde eiligst von dannen und die Königin hatte ihren rechtmäßigen Gemahl wiedergefunden.

Diese Heimkehr wiederholt sich in der Sage von Heinrich dem Löwen und vielen andern.

„Karl", ein niederländisches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert, von dem sich nur Bruchstücke auf einem Bücherdeckel in Klagenfurt in Kärnthen gefunden haben, die v. Karajan in Haupts Zeitschrift I. 97 f. mittheilt. Zum Glück erkennt man daraus einen großen Theil des Inhalts.

Karl der Große ist verwundet, da erscheint ihm im Traum ein grauer Schmied, der zieht ihm zwei Pfeile und einen Speer aus dem Leibe, wodurch er sogleich gesund wird. Zugleich empfängt er eine gute Anzahl Reliquien, ein Stückchen vom Kreuz, das Schweißtuch des Herrn, ein Hemde der h. Jungfrau ꝛc., die wickelt er in einen Sack, trägt denselben als Scherpe und zieht durch sein ganzes Reich, um überall die Kranken, Blinden und Lahmen zu heilen. Als er zuletzt in Aachen ausruhen will und schon sehr alt ist, erscheint ihm der h. Jacobus und mahnt ihn, sein von den Heiden in Spanien zu Compostella verunehrtes Grab zu befreien (Nachbild der Befreiung des h. Grabes in Jerusalem). Das motivirt nun den Zug des alten Kaisers nach Spanien, wo er das Gebot des Apostels mit siegreicher Hand vollzieht.

Als Arzt erscheint Karl auch in einer andern Sage bei Tabernämontanus, Kräuterbuch s. v. Eberwurz.

Bei einer großen Pest träumte dem um sein Volk bekümmerten Karl, ein Engel rede ihn an, einen Pfeil in die Luft zu schießen. Der Pfeil werde in ein Kraut treffen, das die Pest heile. Am Morgen schoß der Kaiser den Pfeil und derselbe blieb in der Eberdistel stecken, die seitdem nach ihm Carlina heißt.

Auch hier scheint auf Karl ein älterer heidnischer Göttermythus übertragen.

„Eginhard und Emma“ ist eine der lieblichsten in diesen Sagenkreis gehörigen Dichtungen.

Emma, die Tochter Kaiser Karls, liebte Eginhard, den Schreiber ihres Vaters, und ließ ihn heimlich des Nachts bei sich ein. Da fiel einmal frischer Schnee und er konnte nicht aus ihrem Fenster über den Schloßhof entkommen, ohne die Spuren seiner Füße im Schnee zurückzulassen. Da entschloß sich Emma rasch, stieg vor ihm hinaus und trug ihn über den Platz, so daß nur die Spuren ihrer Füße sichtbar waren. Aber ihr Vater hatte sie im Mondschein beobachtet und frug am andern Tage in offener Versammlung: was der verdient habe, der seine Tochter verführe? Alle sagten: den Tod! Auch Eginhard selber sagte es. Aber der Kaiser begnügte sich, ihn auf immer zu verbannen. Er floh in den Odenwald und Emma mit ihm. Da lebten beide lange in einer einsamen Hütte, bis einst der Kaiser in der Gegend jagte, in die Hütte kam und an einem Lieblingsgericht, das ihm Emma früher oft bereitet hatte und jetzt wieder bereitete, seine Tochter wiedererkannte, worauf er ihnen verzieh und ihnen den Odenwald zum Lehen gab. In Erbach zeigt man noch einen alten Grabstein mit ihren Figuren und nach der Sage sollen die Grafen von Erbach von ihnen abstammen.

Vogt, rhein. Sagen I. 220. Reumont, Aachner Sage 143. Ideler, Einhart S. 23 ff. — Geschichtlich ist nur, daß Eginhart eine Gemahlin Imma gehabt, nach ihrem Tode als Abt im Kloster Seligenstadt im Odenwalde gestorben ist und eine noch erhaltene berühmte Lebensgeschichte Karls des Großen, seines Gönners, geschrieben hat. Karl selbst hatte keine Tochter mit dem Namen Emma oder Imma. Vgl. Idelers Einhart S. 17 f. Steiner, in s. Geschichte von Seligenstadt S. 75 gibt sich dagegen viel Mühe, die Echtheit der Sage darzuthun, indem er namentlich aus der demüthigen Verehrung, die Eginhart dem Andenken seiner geliebten Imma nach ihrem Tode widmete, schließen will, daß sie viel höhern Standes, als er, gewesen seyn müsse. Der zweite Theil der Sage, das Wiedererkennen im Walde, wird auch auf die spätere Zeit des Kaiser Heinrich übertragen. Die älteste prosaische Behandlung der Sage aus einer alten lat. Handschrift des Kloster Lorsch bei Reuber vet. script. tom. I. Francof. 1584 in der Vorrede. Freheri scr. rer. germ. I. 62. Du Chesne III. 490. Bouquet V. 381.

„Fastrade“ ist eine nicht minder poetische Gestalt in unserem Sagenkreise.

Sie war die Geliebte Karls des Großen, der sich auch dann nicht von ihr trennen konnte, als sie gestorben war, und neben ihrer Leiche zubrachte, bis der Bischof Turpin einen unter der Zunge der Leiche verborgenen Ring weggethan, der den Liebeszauber enthielt. Da erwachte Karl und staunte, wie er in der eckelhaften Nähe des Leichnams es habe aushalten können. Seine Liebe war jetzt ausschließlich dem Turpin zugewandt, weil dieser den Ring hatte. Turpin warf nun den verwünschten Ring in einen See bei Aachen, daher die Liebe Karls zu dieser Stadt und seine Lust, immer dort zu verweilen.

Petrarca, epist. I. 3. Grimm, deutsche Sagen Nr. 452. Vogt, Rhein. Geschichten und Sagen I. 215. Alfred Reumont, Aachner Liederkranz und Sagenwelt S. 137. Ein niederrheinisches Volkslied bei Kretzschmer II. Nr. 57. Grimm, veillées allemandes II. 153. Lyser, 1001 Nacht I. 70. — In Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes II. 224 erscheint die Sage erweitert.

Karl der Große hatte (an der Limmath in der Schweiz, wo St. Felix und St. Regula gelitten und wo er eine zeitlang Recht sprach, zu Zürich) eine Glocke aufhängen lassen, die jeder läuten konnte, der Recht suchte. Einst bei der Nacht läutete eine Schlange und klagte dem Kaiser, eine Kröte habe ihr das Nest gewaltsam eingenommen. Da ließ der Kaiser die Kröte verbrennen, und aus Dankbarkeit brachte die Schlange dem Kaiser einen kostbaren Edelstein. Er schenkte ihn der Kaiserin, die bald darin einen Liebeszauber erkannte, daher der Kaiser ihr aufs zärtlichste anhing, so lange sie den Stein hatte. Als sie starb, wollte sie des Kaisers Liebe keiner andern gönnen und verbarg den Stein an ihrem Leichnam. Ein Ritter aber entdeckte ihn und erwarb mittelst desselben des Kaisers Gunst, warf ihn aber wegen eines Unwillens einmal weg an einen stinkenden Ort; das war Aachen, wo der Kaiser seitdem am liebsten verweilte.

Die Sage gibt dem großen Karl eine Umgebung von 12 auserlesenen Helden, eine s. g. Tafelrunde, entlehnt von der gälischen des Artus. In den französischen, spanischen und italienischen Dichtungen werden die Thaten dieser Helden mit der willkührlichsten Phantasie ausgemalt. Ich halte mich hier nur an die französischen, in denen am gewissesten der deutsche Charakter und auch Erinnerungen aus dem deutschen Mythus erhalten sind.

Roland ist der berühmteste Held im Sagenkreise Karls des Großen. In den wichtigsten beglaubigten Quellen der wirklichen Geschichte Karls kommt er gar nicht vor. Nur im chron. Laurish. bei Freher script. rer. Ger. I. 59 ist er genannt und in Einhards vita Caroli M. 9 heißt

er Hruodlandus, britannici limitis praefectus, der mit verschiedenen andern Grafen bei der Nachhut eines fränkischen Heeres in den Pyrenäen von den (christlichen) Waskonen (Basken) überfallen und getödtet wurde. Spuren von Liedern zu Ehren des Roland gehen weit zurück. Vgl. Monin dissert. sur le roman de Roncevaux, Paris 1832 S. 74, wo solcher Lieder schon im Jahr 1100 gedacht werden. Auch die Troubadours denken derselben öfters. Das berühmteste Rolandslied ist der Schlachtgesang, mit dem der Barde Taillefer die Normannen bei Hastings in den Kampf führte, (Mich. Paris ad a. 1066. Vgl. Wolf, neueste Leistungen der Franzosen S. 17. 160 f.), bezieht sich aber auf den Normannenherzog Rollo, nicht auf den kerlingischen Roland.

Zu dem Roland unserer Lieder gab jener wenig bekannte Graf nur den Namen, alles übrige that die Dichtung, die unverkennbar tiefpoetische Züge vielleicht aus noch älterer Göttersage auf ihn übertrug, insofern aber dem Grundcharakter des deutschen Heldenliedes entspricht, als sie die Treue zum Hauptmotiv behielt.

In Turpins Chronik heißt es von Roland: Karl dem Großen träumt, ein schöner Strom von Sternen senke sich auf die spanische Halbinsel nieder, und dreimal erscheint ihm der Apostel Jacobus und verlangt von ihm, sein Grab in Galizien, wie es durch die Sterne angedeutet sey, aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien. Karl gehorcht, zieht mit Heeresmacht nach Spanien, zerstört die Heidentempel, hat aber einen schweren Stand. Eines Abends wachsen 4000 Lanzen, welche die Seinen in den Boden gestellt, als Bäume fest und blühen, die 4000 Krieger, denen sie gehören, fallen dann als Märtyrer im Kampfe. Auch Milo, Rolands Vater, fällt. Endlich werden die Heiden besiegt und ihr König Aigolant kommt, um sich taufen zu lassen. Als er bei Karl aber 13 Bettler beim Morgenmahle findet und frägt, was das bedeutet? und Karl ihm sagt, er speise täglich so viele Arme, nach der Apostelzahl; da erwiedert Aigolant, dein Glaube kann nicht der rechte seyn, weil du die Boten deines Gottes nicht besser behandelst. Und kehrt um. Karl schämt sich und kleidet und speist nun die Armen aufs beste. Der Kampf beginnt von neuem. Unter den Heiden ragt ein Nachkomme Goliaths, der Riese Ferracut *) hervor, den aber Roland überwindet. Dann führt

*) Ferracutus, Ferragut, wird als ein Elementarriese mit echt nordischen Zügen geschildert, so daß in ihm der eddische Urriese Fornjotr nicht zu verkennen ist. Auch die Art, wie er, während beide Kämpfer ausruhen, mit Roland über das Christenthum spricht, verräth eine Erinnerung aus der ersten Bekehrungszeit der Normänner. Der Riese will sich nicht bekehren lassen, weil ihm drei Dinge unbegreiflich und unverständig erscheinen, daß drei eins, daß eine Jungfrau zugleich Mutter und daß ein Gott gestorben seyn soll.

Ebraim, der maurische König von Sevilla, den Christen ein in Teufelsfrazzen verkapptes Heer entgegen, aber Karl läßt Augen und Ohren seinen Pferden zubecken und siegt. Endlich kehrt er nach Frankreich zurück, und begnügt sich, die beiden allein noch übrigen maurischen Könige in Spanien, Marsinius in Saragossa und dessen Bruder Boligaud durch Ganelon zur Taufe auffordern zu lassen. Ganelon aber läßt sich von diesen bestechen, das noch in Spanien zurückgebliebene fränkische Heer unter Roland in einen Hinterhalt fallen zu lassen. Dieß geschieht im Thal Runciavallis in den Pyrenäen. Die Christen fallen nach der tapfersten Gegenwehr, zuletzt Roland, aus vielen Wunden blutend. Weinend nimmt er von seinem guten Schwert durenda Abschied und schlägt es, um es nicht den Heiden zu überlassen, mit solcher Kraft in einen Felsen, daß es Niemand mehr herausziehen kann. Dann bläst er so gewaltig in sein Hüfthorn, daß es davon zerspringt, aber der Schall acht Stunden weit von Karl gehört wird. In diesem Augenblick liest Bischof Turpin vor Karl dem Großen Messe und erblickt die Seele Rolands, wie sie von Engeln zum Himmel getragen wird. Karl kehrt um und rächt den Tod seiner Getreuen. Ganelon wird von Pferden zerrissen.

Fr. Schlegel hat Turpins Chronik wieder in deutsche Romanzen aufgelöst und versificirt (Werke IX. 9). Nach Turpin wurden fünf französische Rolandslieder, jedes anders, wahrscheinlich aus Volksliedern bearbeitet. Vgl. Grimm, Ruoland XXXVII. Das schönste befindet sich handschriftlich zu Oxford (die übrigen weichen davon nur in Nebendingen ab):

Karl der Große hat ganz Spanien besiegt, bis auf Saragossa. Der heidnische König daselbst, Marsilie, läßt sich durch Blancandrin bewegen, zu Karl zu schicken und indem er Christ zu werden verspricht, um Frieden zu bitten. Karl, am Haupt und Bart schneeweiß, bedenkt sich, Roland räth ab, weil Marsilie treulos sey, Guenulun aber, Rolands Stiefvater, räth dazu und wird von Karl an Marsilie abgeschickt. Unterwegs verständigt er sich mit Marsilies Gesandten Blancandrin und beide verschwören sich wider Roland. Marsilie stimmt bei. Der Frieden wird abgeschlossen, Karl kehrt nach Frankreich zurück (vergebens durch böse Träume gewarnt) und nur die Nachhut unter Roland weilt noch diesseits der Pyrenäen. Da im Thale Roncevaux wird er von den Heiden mit ungeheurer Uebermacht überfallen. Sein Freund und Gefährte Oliver besteigt eine hohe Pinie, sieht die Feinde kommen und bittet Roland, sein großes Horn zu blasen, damit es Karl von ferne höre und umkehre. Aber Roland hält das für feige und will den Kampf auch ohne Karls Hülfe bestehen. Die 20,000 Franken, die er bei sich hat, knieen alle nieder und lassen sich vom Erzbischof einsegnen. Dann schlagen sie um sich wie Löwen. Endlich unterliegen sie der Uebermacht, da will Roland das

Horn blasen, aber jetzt leidet es Oliver nicht, vorher wäre es klug gewesen, jetzt sey es nur noch feig. Bischof Turpin aber kommt dazu und räth, das Horn zu blasen, wenn es auch zu spät sey, sie zu retten, doch nicht, sie zu rächen. Da bläst Roland und Karl hört es auf dreißig Meilen. Sie kämpfen fort, fast alle fallen. Oliver ist so schwer verwundet, daß er nicht mehr sehen kann und einen Hieb gegen Roland selber führt. Roland gibt sich ihm zu erkennen. Da stirbt Oliver. Nur Bischof Turpin und Roland kämpfen allein noch, beide schwer verwundet. Roland sinkt für todt hin, Turpin will Wasser für ihn holen, fällt aber selbst hin und stirbt. Da erwacht Roland noch einmal. Ein Heide hat ihm sein Schwert durenda eben genommen, er erschlägt ihn mit dem Horn und will das Schwert sterbend auf einem Felsen zerschlagen, aber es bleibt unversehrt. Da legt er es neben sich und stirbt. Karl findet seine Leiche, erobert Saragossa, tödtet Marsilie. Guenulun wird von Pferden zerrissen.

Zu den bessern Auffassungen der Rolandssage gehört das altitalienische Epos la Spagna (Spanien), zuerst gedruckt 1519, von Sostegno di Zanobi verfaßt. Vgl. Schmidt, ital. Heldengedichte S. 83. Grimm, Ruoland, LXXXVII.

Roland besiegt nach schwerem Kampf den Riesen Ferragu, tauscht die Rüstung mit ihm und legt ihn nun, als ob es Roland wäre, vor sich aufs Pferd, während er selbst als Ferragu erscheint. So täuscht er Ferragus Mutter, eine wüthende Hexe, welche geschworen hat, Rolands Herz zu essen, und nun die Leiche ergreift und mit ihren Krallen das Herz ihres eigenen Sohnes ausgräbt, wobei Roland ihr das Haupt abschlägt. Dann überwirft er sich an Kaiser Karls Hofe mit den verrätherischen Mainzern, wird verbannt, kehrt wieder, um dem bedrängten Kaiser großmüthig zu helfen (ein in den Gedichten dieser Gattung immer wiederkehrendes Motiv) und fällt endlich im Thale Ronceval. Sein Tod ist schön geschildert. Roland und Oliver sind allein noch übrig, aber schwer verwundet. Sie umarmen sich und kämpfen fort. Oliver, durch einen Hieb des Augenlichts beraubt, haut noch so grimmig um sich, daß er Roland selber trifft. Dieser verscheucht die Heiden durch den schrecklichen Ton seines Horns und schlägt sterbend sein Schwert, nachdem er es noch einmal angeredet, tief in den Fels.

Das Ruolands Liet des Konrad von Würzburg, handschriftlich in Heidelberg und Straßburg, edirt von Jak. Grimm 1838, hat, von Nebendingen abgesehen, ganz den nämlichen Inhalt, wie die Handschrift von Oxford. Die fromme Begeisterung des christlichen Leonidas, seine treue Freundschaft mit Oliver bis in den Tod und der Trotz, mit dem sie sich

in der Verschmähung der Hülfe überbieten, bilden auch hier das poetische Motiv des Ganzen.

Strickers Roland, abgedruckt in Schilters thes. III. und neu edirt von Bartsch, 1857, unter dem Titel „Karl der Große", ist ein altdeutsches Gedicht, später als das von Konrad von Würzburg, ihm im wesentlichen nachgebildet, doch in manchem abweichend. Vgl. Grimm, Ruoland S. LXV. Bemerkenswerth ist der Anfang.

Karl wird in seiner Jugend durch seinen bösen Stiefbruder vertrieben, flieht nach Spanien und wird nicht nur von Marsilie gut aufgenommen, sondern verliebt sich auch in dessen schöne Schwester. Trotzdem befiehlt ihm, als er Kaiser ist, ein Engel, die Spanier zu unterwerfen und zu Christen zu machen. Derselbe Engel gibt ihm das Horn Olifant und das Schwert Durnbart für Roland. Auch später hat der Stricker manchen Zusatz. Roland prüft öfters seine Stärke. Am Schluß wird Oliver von 100 Lanzen durchbohrt. Roland behält noch als Leiche sein Schwert in der Hand. Niemand kann es ihm entreißen, bis der Kaiser kommt.

Rolands weitschallendes Horn ist vielleicht dem des Himmelswächters Heimdallr in der nordischen Mythe entlehnt, Ferracut scheint den Urriesen Fornjotr zu bedeuten. Sollte dem Liede ein alter Mythus vom Weltuntergang, von der Himmelerstürmung durch die Riesen zu Grunde liegen?

Eine schöne Sage aus Karls spanischen Feldzügen enthält die Kaiserchronik (herausg. von Maßmann II. 385 f.).

Karl hatte eben Gerunde durch Hunger bezwungen, aber in Galizien wurden alle die Seinen erschlagen. Da weinte er, daß der Stein, auf dem er saß, heute noch naß ist. Aber ein Engel tröstete ihn und rieth ihm, ein Heer von Jungfrauen zu sammeln. Als nun diese im Feld erschienen, staunten die Heiden, daß plötzlich ein neues fränkisches Heer vor ihnen stände, stärker und schöner, als das vorige. Sie sind groß um die Brüste, viel gute Knechte, ihr Haar ist lang, schön ist ihr Gang. Kurz aus Furcht baten die Heiden um Frieden und ließen sich taufen. Und so hatten die Jungfrauen auch ohne Kampf gesiegt. Als sie aber, um auszuruhen, alle ihre Speere in die Erde steckten, wurzelten dieselben ein und trugen Laub und Blüthen, einen Wald bildend, der davon Schäftenwald heißt.

Die französ. Dichtungen vom Riesen Fierabras, den Oliver in Spanien überwindet, sind in ein deutsches Volksbuch verarbeitet und 1533 gedruckt worden. Sie enthalten gehäufte Kämpfe ohne tieferes poetisches Motiv.

Herpin von Bourges, ein altd. Gedicht in einer Heidelb.

Handschrift Nr. 152, als Volksbuch herausg. von Wolff, hat wenigstens einige poetische Züge:

> Herpin wird am Hofe Karls des Großen verleumdet und verbannt. Seine schwangre Gemahlin, von ihm getrennt, gebärt einen Sohn, den eine Löwin säugt, der nachher einen todten Ritter ehrlich begräbt und dafür zum Lohne von dessen Geist, in Gestalt eines schneeweißen Ritters, beschützt wird, wodurch es ihm endlich gelingt, seine verlorene Eltern wiederzufinden und auch den alten Kaiser zu versöhnen.

Das Gegenbild zum treuen Roland ist der vom Kaiser Karl verfolgte Reinold in dem alten Gedicht von den vier Haimonskindern. Hier tritt der Held dem König feindlich gegenüber, aber gezwungen, ohne seine Schuld. Namen und Oertlichkeiten in diesem Gedicht sind französisch, aber die Charaktere und die mythische Grundlage sind deutsch. Man hat 3 altdeutsche Bearbeitungen der Sage von den vier Haimonskindern, 1) ein episches Gedicht: Reinold von Montalban, handschriftlich in Heidelberg, mit dem 2) das bekannte Volksbuch übereinstimmt, und 3) einen von beiden abweichenden Roman in Prosa, gedruckt 1535. Die beiden ersteren nehmen entschieden Partei für die Haimonskinder und stellen Kaiser Karl gehässig dar, der Prosaroman faßt Karl viel edler und gerechter auf, ist in Bezug auf viele Einzelheiten kürzer und läßt namentlich auch viele komische und schwankartige Züge weg. Im Gange des Ganzen aber stimmen alle überein. Der Prosaroman ist einem noch älteren französischen Roman entlehnt. Die Bearbeitung in der bibliothèque bleue ist jünger und moderner, besonders in den eingeschalteten Reden. Noch modernisirter ist die Bearbeitung von Brès.

Eigenthümlich steht aber wieder ein altfranzösisches Epos des Huon de Villeneuve da (histoire lit. de la France XVIII. 1835. 729, ausführlich behandelt in Mone's Anzeiger VI. 1837. S. 201). Es ist nicht die Quelle des altfranzös. Prosaromans, dieser ist vielmehr noch aus einem zweiten altfranzös. Epos entlehnt, das sich in Metz befindet und wahrscheinlich von Jean Bodel verfaßt ist. Eine sehr abentheuerliche Umarbeitung ist die spanische, gedruckt 1855. Die vlämische Bearbeitung, deren Bruchstücke abgedruckt sind bei Hoffmann horae belg. V., hält sich an das französ. Epos.

Zinnow glaubt (Hagens Germania VII. 58), der historische Kern

der Sage sey in der Geschichte des Hunold, Herzog von Aquitanien, zu suchen, der sich gegen Karl den Großen empörte und lange wehrte, am Ende aber in ein Kloster ging. Aus so kleinen Anlässen entstehen aber so große und tiefsinnige Dichtungen nicht. Ich glaube mit Görres, Volksb. S. 127, daß das Gedicht in seinem trotzigen Kern ein höheres Alter verräth, als die übrigen Rittergedichte des Karlssagenkreises, wenn es auch durch die Legende und in den Kreuzzügen umgedichtet und verschiedenartig modernisirt ist. Die Grundidee des Gedichts ist deutsch, wie im Nibelungenliede. Alles dreht sich darin um die Treue.

Im französischen Volksbuch (vgl. Mone, Anz. 1837. 333 f. und Görres, Volksb. 105 f.) heißt es:

Karl kommt siegreich aus einem Kampf mit den Sarazenen zurück und ist zornig, daß sein Vasall Beuves d'Aigremont nicht mitgezogen. Des Kaisers Sohn Lohier wird an Beuves abgeschickt, ihn vorzuladen, aber von Beuves erschlagen. Karl selbst belagert nun Aigremont, Beuves unterwirft sich und erhält Gnade, wird aber auf Ganelons Antrieb gemeuchelt. Am nächsten Pfingsttag kommt Beuves Bruder Aymon von Dardogne mit seinen vier Söhnen, Regnault, Richard, Alard, Guichard, zu Karls Hof, die Söhne werden von Karl zu Rittern geschlagen, sagen ihm aber: wir lieben Euch nicht, weil Ihr unsern Oheim umgebracht habt. Zudem entzweit sich Regnault mit des Kaisers Neffen Berthelot beim Schachspiel und erschlägt ihn. Darauf flüchten die Aymonskinder mit ihrem klugen Vetter Malagys und bauen sich das feste Schloß Montfort. Karl belagert sie und Aymon selber hilft ihm, seiner Vasallenpflicht treu, gegen die Söhne. Die Söhne halten sich, bis Hernier als Ueberläufer in die Burg flieht und sie heimlich dem Feinde öffnet. Zwar siegen die Aymonskinder auch jetzt noch, schlagen den Feind hinaus und verbrennen Hernier, aber das einmal eingelegte Feuer verzehrt die Burg und sie müssen fliehen. Aymon verfolgt sie und tödtet ihnen fast alle Leute, dann aber kann er sich der Thränen nicht enthalten und verspricht, bei Karl für sie zu bitten. Karl indeß will nicht verzeihen und die Brüder müssen im Walde flüchtig umirren, von allem entblößt. Endlich gehen sie nach Dordogne zu ihrer Mutter. Der Vater findet sie und läßt sie hart an, wird aber dann gerührt und versieht sie mit Pferden, Waffen und Geld.

Nun ziehen sie zu König Yon von Gascogne und helfen ihm gegen die Sarazenen. Zum Lohn erhält Regnault Yons Tochter Clarice und baut das feste Schloß Montauban. Hier werden sie abermals von Karls Heer, unter Rolands Anführung, belagert. Regnault raubt Rolands Banner, den goldnen Drachen, mitten aus seinem Lager und pflanzt ihn auf den höchsten Punkt seines Schlosses. Richard wird gefangen und soll hängen, wird aber durch

Malagys, der als schwarze Mißgestalt unerkannt ins feindliche Lager schleicht, befreit. Karl kommt und kämpft mit Regnault, der ihn auf einen Augenblick gefangen nimmt und ihm sein Roß Bayard zur Sühne anbietet, aber umsonst. Dann wird Malagys gefangen und beim Schein von hundert Fackeln in Fesseln an einer Säule von vielen Kriegern bewacht, schläfert aber alle durch Zauber ein und entkommt, indem er jedem der Helden Karls irgend eine Waffe stiehlt. Dann folgt ein furchtbarer Zweikampf zwischen Regnault und Roland, bis sie durch eine Wolke getrennt werden. Malagys entführt den Kaiser nach Montauban, Regnault läßt ihn aber wieder frei. Indeß gehn auf der Burg die Lebensmittel aus, alle Pferde werden geschlachtet; nur Bayard zu schlachten, bringt Regnault nicht über das Herz. Da erbarmt sich sein Vater und schickt ihm Lebensmittel. Aber Karl duldet es nicht, Aymon muß sich aus dem Lager entfernen, der Hunger kehrt wieder ein auf der Burg, die Brüder trinken Bayards abgezapftes Blut, bis das edle Thier fast erschöpft ist, und fliehen dann heimlich auf ihm nach Dordogne. Auch hier belagert sie Karl und gibt ihnen endlich Frieden unter der Bedingung, daß Regnault nach dem h. Grabe pilgre und ihm Bayard abtrete. Karl läßt nun das edle Roß ersäufen, wie im deutschen Volksbuch. Auch Regnaults Märtyrertod ist hier wie im deutschen Volksbuch erzählt.

Im deutschen Volksbuch von den vier Haimonskindern heißt es:

Kaiser Karl hält Hof zu Paris um die Pfingstzeit. Da tritt vor ihn der blondgelockte Hugo von Bourbon und stellt ihm seinen Oheim Haymon von Dordone und Haymerin von Bourbon vor mit dem Begehren, sie für ihre treuen Dienste im Kampf gegen die Heiden in Spanien zu belohnen. Karl antwortet, er wolle sie nicht belohnen, weil sie nicht gehorsam genug seyen und immer thäten, was ihnen beliebe. Da erwiedert Hugo, es bringe ihm wenig Ehre, so gute Dienste unbelohnt zu lassen. Diese Worte aber erbittern den Kaiser so, daß er das Schwert zieht und Hugo niederstößt. Sogleich ziehn Haymon und Haymerin von dannen, sammeln viel Volk und befehden den Kaiser um die Blutrache. Ihr Vetter, der zauberkundige Malagys steht ihnen bei und sie sind so siegreich, daß sie von dem Gold und Silber, welches sie insbesondre aus Kirchen und Klöstern rauben, alle Hufe ihrer Rosse beschlagen. Karl bittet endlich um Frieden und gibt zur Sühne dem Haymon seine eigne Schwester Aya zur Frau. Diese gebärt ihm nach einander vier Söhne, Ritsart, Britsart, Adelhard und Reinold, aber heimlich, und läßt sie heimlich erziehen, weil Haymon in der Hochzeitnacht das Schwert gezogen und geschworen hat, alle umzubringen, die von Karls Geschlecht seyen. Als Karls Sohn Ludwig gekrönt werden soll, will Bischof Tulpin ihn nicht krönen, es sey denn Karls Schwager Haymon dabei. Haymon wird eingeladen und seufzt schwer, daß er selber keine Kinder hat, obgleich er schon 20 Jahre verheirathet ist. Da bekennt ihm Aya, daß er vier Söhne habe und führt ihn zu den-

selben. Aber die unbändigen Söhne, zumal der jüngste, Reinold, packen den Vater und er entgeht ihren Mißhandlungen nur dadurch, daß er sich ihnen als Vater zu erkennen gibt. So wird sein eigener Trotz gegen den Kaiser durch den Trotz seiner Söhne noch überboten. Er freut sich aber über die so große Kraft seines Geschlechts und schlägt die vier Söhne zu Rittern. Dem Reinold aber, als dem stärksten, sagt die kluge Mutter Aya, sie wisse ein Pferd für ihn, Bayard, ohne Mähne, rabenschwarz, stark wie zwölf Pferde zusammengenommen, von einem Drommedar abstammend, eingemauert in einen Thurm, unnahbar wegen seiner Wuth, weil es statt Heu Steine zerbeißt. Reinold sucht das Roß auf, wird von ihm geschlagen, überwältigt es aber mit seinem starken Arm und zähmt es völlig. Das Roß ist so lang, daß alle vier Brüder zugleich darauf reiten können. Nachdem nun Reinold sich so gut beritten gemacht, folgt er mit seinen Brüdern dem Vater an Karls Hof zur Krönung Ludwigs. Da regt sich der alte Haß. Die Damen bewundern Reinolds Schönheit, worüber Ludwig neidisch wird. Ludwig will ihm den Bayard abkaufen, R. aber lehnt es ab. Da läßt Ludwig bei der Tafel den Haimonskindern keine Speise vorsetzen, Reinold aber holt sie sich selbst aus der Küche und erschlägt den Marschall, der sich widersetzt. Als man ihm Abends auch keine Betten gibt, jagt Reinold andere Ritter aus den ihrigen und legt sich mit den Seinigen hinein. Bei allen Wettkämpfen erlangt Reinold den ersten Preis, was Ludwig immer erboster macht. Da spielt Ludwig mit Adelhart Schach und ihre Köpfe sollen der Preis seyn, als aber Ludwig verliert, wirft er dem Adelhart das Brett an den Kopf, daß er blutet. Dafür schlägt ihm Reinold seinen Kopf ab. Hurtig dann setzen sich alle vier Brüder auf das Roß Bayard und entfliehen. Haymon aus Vasallentreue gelobt dem alten Kaiser, ihm seine Söhne auszuliefern.

Sie fliehen zum König Saforet in Spanien und geben diesem ihre mitgenommenen Schätze zum Aufbewahren, als er sie aber darum betrügen will, schlägt ihm Reinold das Haupt ab. Darauf ziehen sie zu König Yvo in Tarasconia, und bauen sich die hohe Felsenfeste Montalban. Auch heirathet Reinold Yvos Tochter. Kaiser Karl wallfahrtet nach St. Jacob und sieht von ferne das Schloß. Als er darnach frägt, erfährt er, wer darin wohne, und belagert es, muß aber abziehen. Nach einiger Zeit sehnen sich die Haimonskinder, ihre alte Mutter wiederzusehen und ziehen als Pilger verkleidet zum Schloß Pierlamont, auf dem sie wohnt. Sie werden aber hier trunken gemacht und vom Vater gefangen; nur Reinold, sobald er erwacht, macht sich frei, bindet den Vater auf ein Pferd und schickt ihn an Karl, wird aber dann mit seinen Brüdern auf Pierlamont so hart belagert, daß er sich heimlich entfernen muß, um Hülfe von außen zu holen. Als er fort ist, ergeben sich die andern drei Brüder und werden gefangen nach Paris gebracht.

Inzwischen hat sich Reinold vom Schlosse Montalban sein Roß Bayard geholt, als er aber zurückkehrt, sind die Brüder schon gefangen. Er zieht

nach Paris, bleibt in der Nähe in einem Walde und läßt dem Kaiser großes Lösegeld für seine Brüder bieten, doch umsonst. Während er schläft, raubt man ihm noch sein Roß und bringt es dem Kaiser. In dieser Noth erbarmt sich seiner der listige Vetter Malegys, kommt zu ihm als ein alter Mann, bettelt seiner Gutmüthigkeit die goldnen Sporen und den Nachtrock ab und neckt ihn am Ende so arg, daß Reinold nach ihm schlägt. Dann aber gibt er sich ihm zu erkennen, verspricht ihm seine Hülfe und verwandelt ihn in einen hundertjährigen und siechen Greis. Als solcher muß er sich auf die Brücke setzen und den Kaiser bitten, ihn auf das Roß Bayard sitzen zu lassen, als das einzige Mittel, wieder gesund zu werden. Wie das Roß ihn sieht, erkennt es ihn trotz der Verwandlung wieder und bleibt freundlich vor ihm stehen. Der Kaiser erlaubt ihm, das Roß zu besteigen und kaum sitzt Reinold drauf, so erhält er seine vorige Gestalt und reitet davon. Karl will nun die drei Brüder hängen lassen, aber Malegys befreit sie aus dem Kerker und birgt sie sammt der Krone, die er dem in Schlaf versenkten Kaiser stiehlt, auf dem Schlosse Montalban. Karl will um jeden Preis das Roß wieder haben, ersinnt daher eine List und läßt eine Krone aussetzen, wer sie mit dem schnellsten Pferde erreicht, soll sie haben. Da gibt Malegys dem Bayard nur eine andere Farbe (weiß statt schwarz) und Reinold gewinnt mit dem unerkennbaren Pferde die Krone. Malegys wird vom Kaiser gefangen, entkommt aber und nimmt den eingeschläferten Rittern die Schwerter mit. Alle sind nach Montalban zurückgekehrt, das nun Karl wieder belagert, ohne eine Sühne anzunehmen. Malegys aber bringt ihn im Schlafe aus seinem Bette nach der Burg, von wo ihn aber Reinold sogleich wieder großmüthig entläßt. Die Lebensmittel gehen aus, alle Pferde werden geschlachtet, Bayard wird aber nur das Blut abgezapft, von dem sie eine Zeitlang leben. Endlich fliehen sie heimlich mit dem Rosse aus der Burg und Frau Aya wirft sich vor ihrem Bruder Karl auf die Kniee und begehrt Sühne und Frieden. Karl ist willig, verlangt aber das Roß Bayard. Reinold bewilligt es, um die Seinen vor weiterer Gefahr zu bewahren. Da befiehlt Karl, das edle Thier mit zween Mühlsteinen am Halse ins Wasser zu versenken. Bayard blickt Reinold an, wirft die Steine ab und schwimmt zu ihm ans Ufer. Der Kaiser läßt ihm noch vier Mühlsteine an die Füße hängen, aber zum zweitenmal blickt Bayard seinen Herrn an und arbeitet sich wieder heraus. Der Kaiser läßt ihm nun an jeden Fuß zwei Mühlsteine und zwei an den Hals hängen, da blickt das Roß zum drittenmal „als ob es ein Mensch gewesen wäre" zu seinem Herrn und sinkt unter.

Reinold, als er den Jammer ansieht, schwört, nie mehr ein Roß zu besteigen, verläßt die Welt und lebt drei Jahre bei einem Einsiedler, bis ein Engel ihm befiehlt, mit zu ziehen ins h. Land und das h. Grab erobern zu helfen. Dort findet er den Kaiser und seine alten Freunde wieder, Malegys fällt im Kampf. Nach der Eroberung Jerusalems kehrt Reinold nach Köln

zurück, wo er als armer Bettler durch wunderbare Heilungen Segen spendet und besonders als gemeiner Arbeiter thätig ist am Bau der Petrikirche. Da ärgern sich die andern Arbeiter, daß er fleißiger ist als sie, und erschlagen ihn im Schlafe. Auch noch seine Leiche thut Wunder und er wird zum Heiligen erhoben.

Man erkennt, daß in dieser schönen Dichtung, wie im Nibelungenliede, die Treue verherrlicht wird. Karl handelt treulos, dies fordert auch in Haimons Geschlecht die Untreue heraus. Nun ringt die Untreue des Dieners mit der des Herrn bis zu der nur factischen, nicht auch rechtlichen und sittlichen Versöhnung. Die Treue selbst, deren Sinnbild das unter so vielen treulosen Menschen allein treue Thier bildet, muß zum Sühnopfer dienen. Da erkennt Reinold, daß in der Welt keine Treue mehr ist, nur noch bei Gott allein, und wendet sich dem Himmel zu. Hier wird das Heldenlied zur Legende und es liegt darin zugleich, wenn man will, eine Apotheose der Kirche gegenüber dem weltlichen Lehnwesen.

Wie alt die einzelnen Züge des Gedichts sind, mag man daraus erkennen, daß 1) der Gegensatz des Helden gegen seinen König hier ganz genau dem Verhältniß der Helden zu den altpersischen Königen im Heldenbuch von Iran entspricht, so wie auch das Roß Bayard in Rusthms Roß sein Vorbild findet, daß 2) die vier Söhne und das große Pferdopfer auch in einem altnordischen Mythus vom Donnergott vorkommen.

Im zweiten Theil der nordischen Huldasage, übertragen in Gräters Iduna und Hermode 1816 Nr. 9 ff. wird der Seeräuber Grepper (Greifer) vom Sturm an ein klippenvolles Ufer getrieben, wo er in einer Höhle die beiden Zauberinnen Flegde und Mulde belauscht, die einen Kessel über dem Feuer haben und seine Nähe wohl merkend einander fragen, ob es nicht gut wäre, wenn sie heute Nacht einen Mann zu sich nähmen? Nun tritt er hervor und wird sehr wohl von ihnen gepflegt. Er bekommt zwei Söhne, von denen Rugner, der älteste, von der Flegde, der jüngste, Wikar, aber von einem geraubten Mädchen geboren ist. Ihr Aufenthalt wird der Wald Myrkwidur. Wikar wird ein eben so gewaltiger und bösartiger Räuber, wie sein Vater und raubt unter andern Alfs schöne Tochter Gavloy. Acht Tage lang nimmt sie aus Gram weder Speise noch Trank zu sich. Da ermahnt eine gewisse alte Leda ihren Enkel, den gewaltigen Kolb, Gavloy zu befreien, und gibt ihm drei Talismane mit, 1) den Armring, den einst Odin von der Hulda empfangen, als er sie geliebt und ihr die Herrschaft über das vereinigte Reich der Riesen und Zwerge überlassen hatte, 2) den Wolfshelm von Wolfsfell.

3) den treuen Hund Skolte. Bevor er aber Wikar besteht, schickt ihn Leda zu ihrem Bruder, dem Riesenkönig Skialg, dem er 100 Rosse zum Festmahl schlachtet und von dessen 60 Riesen er im Kampf unterstützt wird. — Wikar und seine Brüder Rothe und Walbrand werden besonders durch des ältesten Bruders Rugner Zauberkünste unterstützt, die aber der wachsame Hund und der Wolfshelm vereiteln. Flegde und Mulde ahnen den Untergang ihrer Söhne. Kolb dreht dem Wikar den Hals um, Skialg beißt dem Rugner die Kehle auf ꝛc. Kolb aber führt die Gavloy heim zu Alf. — Hier erscheinen die Riesen als Freunde und Bundesgenossen der Elben und die Feindschaft und böse Tücke geht von einem dritten Geschlecht aus. Ganz ebenso heißt es in dem prosaischen Anhang zum deutschen Heldenbuch, die bösen Drachen hätten die zuerst geschaffenen Zwerge bedroht, zu deren Schutz seyen die Riesen erschaffen worden, als aber die Riesen selbst gleichfalls übermüthig mit den Zwergen umgegangen seyen, hätten erst die Helden (Götter) geschaffen werden müssen. Unter den Drachen kann nun wohl nichts anders als Lokis böses Geschlecht verstanden werden, welches zweideutig und beiden feindlich zwischen Riesen und Elben in der Mitte steht, wie denn das Feuer in seiner Massenwirkung riesisch, in seiner ökonomischen Benutzung z. B. als Schmiede- und Heerdfeuer elbisch erscheint, immer aber hinter seinen wohlthätigen Eigenschaften den grimmigsten Zerstörungstrieb verbirgt.

Es ist hier wohl ein Urkampf geschildert, den die Riesen und Zwerge gemeinschaftlich unter Beistand des Thor gegen Lokis Geschlecht kämpfen, ein Kampf des Seyns gegen das Nichtseyn, des bildenden Princips gegen das zerstörende. Unter Kolb ist Thor zu verstehen, in seiner Großmutter Leda kann Thors Mutter Hlodyn kaum verkannt werden. In den vier Haimonskindern nun kehrt vieles aus diesem alten Mythus wieder. Greppers Verbannung entspricht der des Haimon, der Wald Myrkwidur der Burg Montalban, die List Rugners der des Malegys, das große Pferdopfer Kolbs dem Opfertode des Rosses Bayard.

Eben so wunderbar schön wie die Dichtung von Roland und Reinold ist auch die von Ogier dem Dänen. Hier scheint in dem kerlingischen Kreis vorzugsweise die welschbretonische Sage, verbunden mit dem nordischen Valkyrienglauben, einzugreifen. Nach welscher Sage entführt Morgane den verwundeten Artur nach der seligen Insel Avalon und eben dahin noch andere Lieblinge, den Ogier, Lanval, Gruelan. Ogier der Däne gehört indeß dem fränkischen Sagenkreise an, dessen Mittelpunkt Karl der Große ist. Seine Sage ist von den Franzosen im Mittelalter in mehreren Gedichten verherrlicht. Vgl. Histoire lit. de

la France VIII. 594. Gräße, Sagenkreise 343. Auch in zwei niederdeutschen Gedichten: Docen, Misc. II. 135. Mone, Quellen I. 60. Das Wesentliche der schönen Sage ist:

Als Ogier der Däne geboren wurde und Feen das Kind reichlich bedachten, kam zuletzt Morgue la faye, küßte es und erkor es zu ihrem künftigen Geliebten. Ogier diente Karl dem Großen. Da rettete er einst die schöne Elisene vor einem Wolfe und weil sie blutete, entkleidete sie sich vor ihm in aller Unschuld, um das Blut abzuwaschen. Da gewann Ogier am gleichen Tage den ersten Sieg der Liebe wie der Waffen. Sie gebar ihm den jungen Balduin, den nachher des Kaisers Sohn beim Schachspiel erschlug. Aus Rache raste Ogier unter dem Hofgesinde und mußte flüchten, wurde gefangen, wieder frei, kämpfte mit den Heiden und bestand Abentheuer und Gefechte aller Art, bis Morgane sein Schiff an ihr seliges Eiland Avalon lenkte, wo sie ihn liebend als die längst seiner harrende Braut empfing. Noch trug er die Krone, die sie ihm als Bräutigam aufgesetzt, wähnend, er sey erst kurze Zeit hier, da fiel ihm einmal, indem er sich bückte, die Krone ins Wasser und plötzlich besann er sich — seine Erinnerung kehrte wieder, er wollte und mußte nach Frankreich zurück. Morgane gab ihm einen Ring mit, der ihm blühende Jugend sicherte. Als er nun aber nach Frankreich kam, waren zweihundert Jahre vergangen und statt Karls des Großen regierte Hugo Capet. Diesem diente er mit aller Ritterlichkeit gegen dessen Feinde. Als ihm aber einmal eine Dame den Ring entriß, stand er als uralter Greis da, bis er den Ring wiedergewann. Um der Dame willen bestanden ihn zahllose Ritter, unterlagen aber alle. Da schwebte Morgane lächelnd heran, setzte ihm die Krone wieder auf und verschwand mit ihm für immer. Nach der dänischen Sage bei Thiele I. 23., Andersens Märchen II. 1. und Müllenhoff Nr. 54 schläft Ogier in einem Berge und sein Bart ist durch den Steintisch gewachsen, ganz so wie der schlafende Kaiser Friedrich in der deutschen Sage.

Ogiers Sage wiederholt sich in dem Märchen von den eisernen Stiefeln in Wolfs D. Hausm. S. 198.

Ein zum Holzhauer erniedrigter König opfert seinen noch ungeborenen Sohn Ferdinand dem Teufel, der ihn dafür wieder reich macht. Als Ferdinand erwachsen ist, zwingt er dem Teufel seines Vaters Herrschaft wieder ab und unternimmt eine Reise zum Himmel, zu Lande, zu Wasser, endlich durch die Luft, indem ein Greif ihn trägt. Vor einem herrlichen Schlosse findet er eine ungeheure Schlange, die ihn um Erlösung fleht. Zu dem Behufe muß er drei Nächte lang allen erdenklichen Verführungen zum Tanz und Theilnahme an der Lust der ihn umrasenden Gesellschaft widerstehen. Zuletzt werden die Tänzer wüthend und schneiden ihn in viele Stücke. Die Schlange aber legt die Stücke wieder zusammen, macht ihn lebendig und wird selbst zur schönsten

Jungfrau. Ferdinand lebt nun mit dieser lange in den höchsten Freuden, bis er einmal gegen ihr Verbot in ein Gartenhäuschen geht und aus den Fenstern desselben unter sich die Erde und seine Heimath wiedersieht. Da ergreift ihn unwiderstehliche Sehnsucht, zur Erde zurückzukehren und er thut es. Sein Vater hat eine junge Frau geheirathet, die er für die schönste hält, Ferdinand behauptet eine noch schönere zu kennen und ruft seine himmlische Jungfrau herbei. Da erscheint sie, aber blaß und traurig und schreibt auf den Tisch: es ist dir unmöglich, ein Paar eiserne Stiefel zu zerreißen und eben so unmöglich, wieder ins Paradies zu reisen. Hierauf verschwindet sie, er aber läßt sich ein Paar eiserne Stiefeln machen und läuft so lange, bis sie zerrissen sind und er die Himmelstochter wiederfindet.

In meinem Odin S. 308 habe ich bereits die Beziehungen Ogiers zum deutschen Mythus nachgewiesen und in der Fee die Göttin Freyja als Königin der Valkyrien erkannt, die sich die besten Helden zu Lieblingen erwählen. Nirgends aber stimmt deutscher und welscher Mythus verwandtschaftlicher zusammen, als in dem Glauben an Valkyrien und männerliebende Feen. Morgane, wenn auch ursprünglich eine rein welsche Gestalt, darf demnach als Schwester des Oberon oder Alberich erscheinen, der ursprünglich eine rein deutsche Gestalt ist.

Die alte Treue feiert ihren Triumph auch in Elegast, einem altd. Gedicht dieses Kreises (vgl. Grimm in Hagens Museum II. 226).

Elegast war in Kaiser Karls des Großen Ungnade gefallen und nährte sich in der Verbannung aus Noth durch Raub. Da träumte dem Kaiser einst, er solle einmal auf Diebstahl ausgehen. Verwundert, gehorchte er gleichwohl der Stimme des Traumes und traf mit Elegast zusammen, der ihn nicht kannte. Karl wollte ihn verlocken, den Kaiser zu bestehlen, Elegast aber wollte, obgleich in Ungnade, diesem die Treue nicht brechen. Sie beschlossen nun, den Schwager des Kaisers, Eggerik, zu bestehlen und als sie in seine Kammer geschlichen waren, hörten sie, daß er noch wache und seiner Frau sagte, er wolle den Kaiser ermorden. Die Frau rieth ihm ab, aber er schlug sie. Nun begriff der Kaiser, warum ihn der Traum gemahnt hatte, ließ den falschen Schwager verhaften und hinrichten und gab all sein Gut und auch dessen Weib dem treuen Elegast.

In dem Gedicht von Huon kehrt der alte bei Saxo Grammaticus aufbewahrte Mythus von der Fahrt zum Riesenkönig Uthgartilocus wieder, dem ein kecker Gesell ein Haar ausreißt, und der schon aus dem Otnit bekannte Zwergkönig Alberich, also durchaus Erinnerungen des deutschen Heidenthums. Der Stoff ist aus einem älteren französischen Gedicht des

12. Jahrhunderts übergegangen in den Roman Huon de Bordeaux, gedruckt zu Paris 1566, und in ein niederländisches Volksbuch (das einzige bekannte Exemplar befindet sich in Wien). In neuerer Zeit hat bekanntlich Wielands „Oberon“ den Stoff modernisirt.

Huon, Vasall Karls des Großen, tödtet unschuldig dessen bösen Sohn Charlot, der ihn heimtückisch überfallen. Zur Sühne soll er nach Bagdad gehn, dem Herrscher daselbst eine Bartlocke und vier Backenzähne ausreißen, seine Tochter dreimal küssen und dem, der dem Herrscher zur Rechten bei der Tafel sitzt, den Kopf abschlagen. Huon reist ab und findet, in einem tiefen Walde verirrt und erschöpft, ein wunderschönes Kind, den Oberon, Sohn der Fee von der verborgnen Insel, und des Julius Cäsar, den sie als den größten Helden auf Erden, in ihr Feenreich aufgenommen. Oberon besitzt einen Zauberpfeil, an den jedes Wild fliegen muß, wie er will, und ein Zauberhorn, nach dem alles tanzen muß. Er läßt nun zwar ein wenig boshaft das ermüdete Gefolge Huons tanzen, erweist sich aber dann sehr freundlich gegen ihn und schenkt ihm das Horn, dessen Ton jeden unwiderstehlich zum Tanze zwingt. Durch dasselbe Horn kann Huon auch, so oft er in Noth kommt, den Oberon herbeirufen. Mit Hülfe des Horns erlangt nun Huon in Bagdad alles, was er wollte, und zugleich die schöne Tochter des Herrschers, Esclarmonde. Nach sehr romantischen Abentheuern und Nöthen kehren sie nach Frankreich heim. Karl der Große grollt aber immer noch und will sie hinrichten lassen, was abermals Oberons Dazwischenkunft hindert.

Hinter den großartigen Dichtungen, die wir kennen gelernt, ziehen eine Unzahl mittelmäßige und schlechte Dichtungen des kerlingischen Sagenkreises einher. Werke, in denen sich weder eine volksthümliche Erinnerung aus früherer Zeit erhielt, noch die selbst jemals dem Volke lieb und vertraut wurden, lediglich Machwerke von s. g. höfischen, seltener von geistlichen Dichtern. Die Arbeit der guten Recken wird darin zu einem Spiel mit Abentheuerlichkeiten, das Heldenthum sinkt oft zu frivoler Galanterie herab, wie in den welschen Dichtungen von Artus. Es ist nicht der Mühe werth, im Labyrinth dieser schlechten Hofpoesie den leitenden Faden zu suchen. Neben fast unzähligen Heldengedichten in französischer Sprache finden sich nur wenige deutsche, wie

Willehalm oder Wilhelm von Orleans, nach französischer Quelle ein unvollendetes Gedicht des Wolfram von Eschenbach, in dessen Werken herausg. von Lachmann, 1833, früher von Casparson, Cassel 1782. Mone, Anz. 1836. 176.

Willehalm entführt die schöne Arabele, Tochter des Heidenkönigs Terramer. Sie empfängt in der Taufe den Namen Gyburg. Die Heiden toben sehr deshalb, Willehalm wird besiegt, sein Neffe Vivianes erschlagen. Er sucht Hülfe bei Ludwig dem Frommen; ihm steht auch der starke Rennewart bei, sie retten die hart bedrängte Gyburg, aber Rennewart fällt. Mit Willehalms Klage über denselben endet das Gedicht.

Von einer niederländischen Bearbeitung hat man nur Bruchstücke. Arabela's Entführung wurde in einem besonderen aber schwachen Gedicht besungen von Ulrich von dem Türlin, im 13. Jahrh. Von diesem unterscheidet Karl Roth Ulrich von Thürliem, dessen Bruchstücke des Rennewart er 1856 herausgab.

Karlmeinet handelt von Karls des Großen Abentheuern in Spanien, insbesondere von seiner Liebe zur schönen Galiena, Königstochter von Toledo, die er entführt, später aber des Ehebruchs beschuldigt und einkerkern läßt, bis ihre Unschuld zu Tage kommt. Vgl. Gödeke, deutsche Dichtung im Mittelalter S. 698. So viel wußte man aus Bruchstücken. Jetzt ist das ganze Gedicht in einer Darmstädter Handschrift aufgefunden und wird durch Ad. von Keller in der Bibliothek des lit. Vereins herausgegeben werden. Es enthält mehr, als man vermuthete, der ganze Inhalt liegt mir aber noch nicht vor. Maine (von Mayenne, oder besser von magnus) nennt sich Karl in dem spanischen Gedicht noches de invierno. Schmidt, Rolands Abentheuer III. 38. Der Name ist dasselbe was Charlemagne.

Der deutsche Charakter der kerlingischen Familiensage tritt nirgends klarer hervor als in Lother und Maller, einer der schönsten Dichtungen dieses ganzen Kreises.

Lother, König Karls Sohn von Frankreich, wurde von seinem jüngern Bruder Ludwig beneidet und bei seinem Vater verleumdet, als stelle er den Frauen nach, da er doch keine andre Sünde beging als die, außerordentlich schön zu seyn und dadurch der Frauen Augen und Herzen an sich zu ziehen. König Karl verbannte Lother und diesen begleitete sein treuer Freund Maller, Sohn des Königs Galyen. — Lother kam nach Pavia zu seinem Oheim, König Dansier; allein dessen Sohn Otto war so neidisch wie Ludwig. Als sie zusammen gegen die Heiden kämpften, ließ der feige rothköpfige Otto die beiden andern stets im Stich, wofür ihn Maller einmal derb abprügelte. Weil sie aber unter einander ausgemacht hatten, Lother solle sich für Otto, Otto für Lother ausgeben, kam der letztere in große Noth. Denn als sie

an den Hof des Königs Orschier kamen, dem sie wider die Heiden beistehen sollten, verliebte sich Otto in des Königs schöne Tochter Zormerin und ließ sich als vermeinter tapferer Prinz Lother verehren, ohne sich im geringsten um den wahren Lother zu bekümmern, der in einer Herberge lag und nach und nach alles verkaufen mußte, um zu leben. Maller wollte den Betrug entdecken, Lother aber litt es nicht. Otto war so unverschämt, dem Lother selbst sein Pferd abkaufen zu wollen, was er aber nicht bekam. Da ging einmal der treue Maller zum Brunnen, um Lothers einziges Hemde zu waschen, während dieser im Bette lag, und sagte vor sich: o Brunnen, könntest du reden, du möchtest dich wohl rühmen, daß dein Wasser heute das Hemde des tapfersten Ritters wäschet, der seinen Namen mit dem falschen Rothkopf vertauscht hat. Diese Worte hörte Zormerin aus einem nahen Gebüsch und beeilte sich, dem edeln Lother Speise, Kleider, Gold und was er brauchte, zu schicken. Auch bewog sie ihren Vater, ein Turnier auszuschreiben, auf dem Otto in den Koth geworfen wurde, Lother aber den ersten Preis empfing. Nun kamen die Heiden, der König gab Otto sein Banner, es in der Schlacht zu führen, aber Otto ließ es im Kampfe fallen und Lother erst erhob es wieder. Dennoch wurden beide von den Heiden gefangen. Otto rettete sein Leben, indem er dem Christenthum abschwur und Heide wurde, der edle Lother aber sollte sterben. Da kam sein Maller, als Heide verkleidet und rettete ihn vom Galgen. Des Heidenkönigs Pynart Tochter Synoglar hatte sich aber in den schönen Lother verliebt und zog ihm nach, um ihn zu gewinnen und Christin zu werden. Lother empfing sie gütig und taufte sie, gab sie aber seinem Freunde Maller, indem er selbst die Zormerin heirathete. Sie wollten nun fröhlich nach Frankreich heimreisen, aber Otto, der auch wieder frei geworden, hatte unterdeß in Pavia seinen Vater beerbt, lauerte den beiden Freunden auf und nahm Lother gefangen. Maller ging zu König Ludwig, Lothers Bruder, der nach Karls Tode in Frankreich König geworden war, aber dieser wollte nichts für Lother thun. Da suchte Maller seinen eignen Vater auf und warb ein großes Heer, um es wider Otto zu führen. Unterdeß hatte Lother im Kerker gesessen, bis ihm die Kleider am Leibe gefault waren, und doch wollte er ein Kleid, das Otto ihm schickte, weil dieser es selbst getragen, nicht anziehen. Endlich wußte sich die schöne Zormerin verkleidet zu ihm zu schleichen und ihn zu trösten. Aber ihr Vater selbst begünstigte jetzt aufs neue Ottos Werbungen um ihre Hand, weil Otto mächtig war. Das benützte Zormerin, um Otto, als er bei ihr verweilte, seinen Siegelring zu entwenden und damit einen falschen Befehl zu besiegeln, der Lothers Freilassung zur Folge hatte. Otto entdeckte den Diebstahl und Orschier befahl, seine Tochter solle zur Strafe lebendig verbrannt werden, wenn sich keine Kämpfer für sie stellen. Da stellte sich Lother und siegte. Mittlerweile kam auch Maller und eroberte die ganze Lombardei, Otto aber wurde gefangen und gehenkt. — Später wurde Lother noch römischer Kaiser,

Maller aber fing an sich Skrupel zu machen über das viele Christenblut, das er vergossen, entsagte der Welt und wurde tief im Wald ein Einsiedler. Einst aber kam er als Bettler vor den Kaiser Lother, der ihn erkannte und in dessen Armen er verschied. Da wollte auch Lother nicht länger der Welt Herrlichkeit sehen, sondern ging in den Wald und wurde Einsiedler. Sein Sohn Morphon fand ihn da und kam gerade zurecht, noch dem Sterbenden die Augen zuzudrücken. Hier endet das Buch von Lother und Maller, den beiden treuen Gesellen.

An dieser herrlichen Dichtung fällt nichts so sehr auf, als ihr rein deutsches Wesen. Deutsche Kraft und Ehrlichkeit steht hier aufs entschiedenste dem Trug und der Feigheit der Welschen gegenüber. Dem Dichter sind die Italiener und kaum weniger die Franzosen (Neustrier) verhaßt. Man sollte daher eine ursprünglich rein deutsche Quelle des Gedichts vermuthen. Auch kennt man es nur deutsch. Es ist gedruckt Straßburg 1513 und 1514. Es soll ursprünglich im Jahr 1405 von der Herzogin Margarethe von Lothringen aus dem Lateinischen ins Italienische übersetzt worden seyn, deren Tochter Elisabeth, Gräfin von Nassau, es ins Deutsche übertrug. Allein es scheint mir, auch die verlorne lateinische Quelle könne nur aus deutschem Geiste entsprungen seyn.

Zweites Buch.

Die Volksmärchen.

Die unendlich reiche Märchen- und Sagenpoesie, die sich seit grauen Jahrhunderten von Munde zu Munde beim deutschen Landvolke fortgepflanzt hat, umfaßt hauptsächlich die Erinnerungen der vorchristlichen Heidenreligion. Denn was sie später in ihre Strömung mit fortgerissen hat, Erlerntes von andern Völkern, das bildet nur einen verhältnißmäßig schmalen Rand um die breite Mitte des heidnisch Nationalen. Und wie auch die äußere Fassung sich verändert hat und vieles christianisirt und modernisirt worden ist, überall verräth sich doch der altheidnische Inhalt. Das eigenthümlich Phantastische in dieser Poesie liegt in der heidnischen Naturauffassung. Der Grundzug bleibt aber immer ein sittlicher. Auch das Wunderbare, Schreckliche und Lächerliche wird immer unter den Gesichtspunkt der Ehrlichkeit genommen. Ein tiefes Rechtsgefühl und die anspruchslose Zaubergewalt der Unschuld beherrschen diese ganze Märchenwelt. Sie ist der älteste und treueste Spiegel des Volkscharakters.

Sie lebte fast ausschließlich im Munde des gemeinen Volkes fort, in der Kinderstube, Spinnstube, auf der Haide und im Walde unter Schäfern und Jägern. Nur sehr Weniges drang gelegentlich in Bücher ein. Erst im vorigen Jahrhundert, als von Frankreich aus die Mode der Feenmärchen zu uns drang, bearbeitete zuerst Musäus auch deutsche Volksmärchen, und als die Ritterromane aufkamen, knüpfte Gottschalk, indem er eine Menge alter deutscher Ritterburgen beschrieb, auch die örtlichen Sagen an. Aber erst im Anfang unsres Jahrhunderts, unter Na-

poleons Gewaltherrschaft, bei dem wunderbaren Erwachen tiefer Sehnsucht nach der vergangenen Herrlichkeit deutscher Nation, als in Heidelberg Görres die deutschen Volksbücher, Brentano und Arnim die Volkslieder sammelten, gaben auch die Brüder Grimm in Cassel und Büsching in Breslau die ersten größern Sammlungen von Volksmärchen und Volkssagen echt aus dem Volksmunde heraus. An sie schloßen sich Arndt, Otmar, Börner, Schreiber ꝛc. In den letzten Jahrzehnten ist ungeheuer viel für Sammlung der Volksmärchen und Volkssagen fast in allen Theilen unsres großen Gesammtvaterlandes geschehen und geschieht noch alle Jahre mehr. Hier eine kleine geographische Uebersicht des bis jetzt Vorhandenen, wobei ich vom Süden ausgehen will. In der Schweiz sammelte Wyß (Idyllen und Reise ins Berner Oberland), Gustav Schwab (die Ritterburgen der Schweiz), Kuenlin (in den Alpenrosen), Rochholz (Sagen aus dem Aargau), Flugi (Graubündter Sagen), Otte (Schweizersagen), Sprecher-Bernegg (im Innsbrucker Phönix). Vieles findet man in der Zeitschrift „der Wanderer“, vieles in den Cantonsbeschreibungen des Waatlandes von Vuilliemin, Glarus von Heer, Berns von Jahn ꝛc. — Im Elsaß sammelte Stöber, in der Pfalz Baader und Moris, im Mosellande Hocker und Menk, in Trier Laven, in der Eiffel Schmitz und Heydinger, im Luxemburgischen Steffen, in den Niederlanden Wolff, in Cleve-Berg Montanus, in der Grafschaft Mark Woeste. Am Rhein Geib, v. Reumont, Simrock ꝛc.

In Schwaben sammelte hauptsächlich G. Schwab (in s. rauhen Alb, s. Bodensee und s. Gedichten), dann E. Meier, Schönhuth, das anonym erschienene Sagenbuch der Städte Burgau, Gundelfingen ꝛc. Im Badischen Schreiber, Schnetzler, Bader. In Tirol Ignaz Zingerle, von Alpenburg. Einiges in B. Webers Tirol, in Steubs drei Sommern. Vonbun sammelte insbesondere die Sagen Vorarlbergs. Sammlungen für Bayern von Panzer, Schöppner, Mörtl (Bayerwald). In Franken Bechstein, Janssen, v. Herrlein (Spessart), Schwarz (Buchenblätter), Kaufmann (Aschaffenburg), Haupt (Bamberg), Schönwerth (Oberpfalz), v. Leoprechting (Lechrain). In Nassau Henninger. In Hessen Wolff, Lyncker. In Niedersachsen und Westphalen: Harrys, Schambach und W. Müller, Seifart (Hildesheim), Leibrock, Stahl. Anonym erschienen Münsterische Sagen 1825. In Holstein und Schleswig Müllenhoff. In

Lübeck Asmus. Im Harz Pröhle, Hoffmann, Schuster, das anonyme Buch: Thüringen und der Harz. In Thüringen Bechstein, Schmidt (Reichenfels). In Sachsen Sommer, Ziehnert, Gräße. In Pommern Temme, in Ostpreußen von Tettau und Temme, in der Mark Kuhn. In Schlesien Gödsche, Kern. In der Lausitz Gräve, Preusker. In Oesterreich Ziska, Bechstein, Straube, Rank (Böhmerwald), Mayer (Steyermark), Haltrich (Siebenbürgen).

In allen diesen zahlreichen Sammlungen ist der Stoff sehr durcheinandergeworfen, das Alte vom Neuen, das Echtvolksthümliche vom Fremden und Angenommenen nicht geschieden. Die Sammler wollten eben nur retten und treu aufbewahren, was im Volk erhalten war, ehe die moderne Schulmeisterei es vollends vernichtet haben würde. Denn was immer Schönes, Zartes, uralt Heiliges im Herzen des Volkes lebte, das wollte die Aufklärung nicht dulden und mit Stumpf und Stiel ausrotten. Vor der fürchterlichen Ruthe der Schulmeisterei flüchteten die lieblichen Elben, aus Berg und Wald, Wiese und Quelle verscheucht, in die Bücher jener treuen Sammler, wo sie allein noch fortleben, zum Beweise, wie viel poetischer unser Volk war, ehe es Schullehrerseminare gab.

Ich werde versuchen, zum erstenmal einige Ordnung in das Chaos dieser Märchen- und Sagenwelt zu bringen. Alles, was ich darüber gesammelt habe, hier mitzutheilen, gestattet der Raum nicht. Wenn ich mich nur auf das Wichtigste im Text wie in den Quellenangaben beschränke, so folgt daraus nicht, daß ich nicht die Beweise für die Verbreitung ein und desselben Märchens in ganz Deutschland hätte verzehnfachen, zuweilen verhundertfachen können. Noch bemerke ich, daß es auf den Inhalt allein ankommt und Märchen oder Sage dabei keinen Unterschied machen.

Diesen Bestandtheil unsrer volksthümlichen Dichtung, der aus mündlicher Ueberlieferung stammt, mit den schriftlichen Denkmalen zu einem großen Ganzen zu vereinigen, ist um so nothwendiger, als bis auf die neueste Zeit unsre Kunstdichter den Stoff zu zahllosen Dichtungen eben nur aus der Tradition geschöpft haben. Wer auf den Inhalt, und nicht blos auf die Form sieht, muß den ersteren bis auf seine frühesten Quellen verfolgen.

1.

Riesenmärchen.

In der deutschen Sage wird vorausgesetzt, die Riesen seyen vor den Menschen dagewesen. Sie gelten nur als die personificirten Elemente und rohen Naturkräfte*). Sie waren die alleinigen Herren der Natur, ehe die Menschen und die für die Menschen besorgten Götter kamen. Als ein rohes Volk von ungeheurer Größe befanden sie sich im Anfang allein auf der Welt. Die nordische Hervararsaga schildert das ursprüngliche Riesenreich als ein freundliches unter dem König Godmund. Erst als die Zwerge und Elben, Götter und Menschen kamen, trat das Bösartige im Riesencharakter hervor, weil die rauhen Elemente im Winter, Ueberschwemmungen, Bergsturz, unfruchtbare Nässe, Sturm ꝛc. die Pflanzen- und Thierwelt und den menschlichen Anbau zerstören.

In den norddeutschen Ebenen ist alles, was über die Fläche sich erhebt, nach der Sage von den Riesen zufällig hingeworfen und liegen gelassen worden. Hügelreihen und Dämme sind Sand und Erde, die einer Riesin durch ein Loch in der Schürze, in der sie dieselben trug, herausliefen. Die zahlreichen vereinzelt in der Ebene liegenden erratischen Blöcke sind nach der Volkssage von Riesen im Kampf oder Spiel geworfen oder zufällig, häufig auch im Zorn fallen gelassen worden. Von vielen heißt es, sie seyen nur kleine Steinchen oder Sandkörner im Schuh eines Riesen gewesen und hätten denselben gedrückt, bis er sie ausgeschüttelt habe. Größere Felsen zeigen noch Spuren der Riesenhand, von der sie geworfen worden. Andere lassen Abdrücke von Füßen und Hüften oder vom Rücken und Kopfe sehen, je nachdem der Riese daran gelehnt oder darauf gelegen ist.

Unzählige Volkssagen knüpfen sich an merkwürdige Felsgestalten und bezeichnen dieselben als ehemalige Riesen und Riesinnen, die durch eine höhere Macht besiegt und versteinert worden seyen. In den nordischen Sagen ist es entweder der Donnergott mit seinem Blitz, oder die Sonnen-

*) In der nordischen Edda, deren Hauptgötter auch tiefer im Süden und von allen Germanen verehrt wurden, ist im Riesen Ymir die gesammte Materie personificirt. Ihn tödtet Odin (der Geist) und aus seinem auseinanderfallenden Leichnam entsteht die sichtbare Natur. Das Fleisch wird zur Erde, die Knochen werden zu Bergen, das Blut zum Meere, das Hirn zu Wolken ꝛc. Nach einer andern nordischen Sage zeugt der Riesenvater Fornjotr (die Erde) drei Söhne: Hler, Logi und Kari (Meer, Feuer und Wind). Auch die Namen der Riesen bedeuten in der Regel Berge, Stein, Eis, Schnee ꝛc.

göttin mit ihrem Licht, wodurch die ungeschlachten Riesen zu Stein verwandelt werden. In spätern nordischen und in den meisten südlichen Sagen wird die höhere Gewalt meist von Heiligen geübt, auf die aber nur die ältern Sagen von heidnischen Göttern übertragen scheinen.

Olaf der Heilige versteinert nach der Sage eine Menge Riesen, weil auf ihn auch andere Attribute des alten Donnergottes übertragen sind. Vgl. Grimm d. M. 516. Als nächtliche Wesen dem Chaos angehörig, ehe die Sonne schien, versteinern die Riesen beim Anblick dieser lichten Himmelskönigin. Vgl. das Alvismal und Haupt, Zeitschr. IV. 504. Einer der berühmtesten versteinerten Riesen in Deutschland ist der Wazmann, ein ungeheurer Berg in Oberbayern. Er soll einst ein König und wilder Jäger gewesen seyn. Als seine Hunde einmal eine unschuldige Hirtenfamilie zerrissen hatten, fielen sie auch über den König selber her und zerrissen ihn sammt seinen 7 Kindern. Da wurde er in den ungeheuren Berg verwandelt und sein und der Kinder Blut in zwei Seen. Panzer, Beitrag z. d. Märch. 87., Schaubach, Alpen III. 149. Die Verwandlung des Blutes in Seen mahnt an Ymir. Wazmann bedeutet vielleicht überhaupt die Riesenwelt, die Hirtenfamilie dagegen die menschliche Cultur. Alle Berggipfel zwischen Schweden und Norwegen sind nach Olaus Magnus II. 14 versteinerte Riesen. Im alten Eddalied Hymisquida 7 hat eine Riesin 900 Köpfe d. h. Berggipfel, und ihr Sohn einen gefrorenen Bart. Höchst interessant ist die ganz in diesen Vorstellungskreis gehörige deutsche Alpensage des Berner Oberlandes. Hier stehen drei hohe Schneeberge, die Jungfrau, der Mönch und Eiger neben einander. Im letztern mag man den alten Wasserriesen Aegir wiedererkennen. Der Mönch gilt beim Volk als ein versteinerter Riese. Wenn es donnert, sagt das Volk, „der Turst kommt“. Das ist entweder der fliehende Riese (Thurse) oder der Donnergott selbst (Thor), der seine Blitze unter die Eisriesen des Gebirges schleudert. Die spätere christliche Legende machte aus dem Gotte Thor den heil. Martin. Noch jetzt bäckt man in Norddeutschland am Tage dieses Heiligen eine hornförmige Semmel, die s. g. Martinshörner, weil dieser Tag ehemals dem Thor heilig war und man ein großes Trinkhorn zu Ehren Thors leerte. Daher ist dieser Tag auch im nordischen Runenkalender mit Thors Trinkhorn bezeichnet. Vgl. Haltaus Jahrzeitbuch S. 150. Mit dieser Uebertragung des Thor auf den heil. Martin stimmt nun eine Sage vom Martinsloch und Martinsdruck im genannten Berg Eiger genau überein. Martin, wird erzählt, wollte das ungeheure Anwachsen des bekannten noch jetzt so genannten Eismeers zwischen den Wetterhörnern, dem Schreckhorn, Eiger, Mönch, der Jungfrau und dem Finsteraarhorn verhindern, stemmte sich daher an den Mettenberg, wo man noch den Abdruck seines Rückens sieht, und stieß mit seinem Stabe ein Loch durch den Eiger, durch welches das Eiswasser abfließen konnte, nach Hugis Alpenreise 1830. S. 99. Wyß, Reise, 672.

Da nach der Edda das Meer des Riesen Ymirs Blut ist, so ließen sich unter den Felslöchern, aus denen Wasser fließt, auch die blutenden Wunden der vom Thor getroffenen und versteinerten Riesen denken.

So heißt ein röthliches Wasser am Hackl bei Egeln im Magdeburgischen Hühenblut, weil ein Riese hier an einer Thurmspitze sich ritzte. Grimm D. S. Nr. 325. Wie in den Berner Alpen die Jungfrau neben dem versteinerten Mönch und dem durchlöcherten Eiger, so steht unter den Felsen der norwegischen Küste eine versteinerte Riesenjungfrau neben einem versteinerten Riesen. Die Sage geht, sie habe seine Liebe verschmäht und er sie deßhalb mit einem Pfeile getödtet. Eine Felsenöffnung, ähnlich der im Eiger, stellt die Wunde vor. Russeggers Reisen IV. 583. In Bayern heißt das Erdöl Turschenöl und ist nach der Volkssage das Blut des jungen Riesen Türsch, der, als er erschlagen wurde und sein Blut hinströmen sah, ausrief:

Geh hin, unschuldig Blut
Und sey für Vieh und Menschen gut!

Panzer, Beitrag II. 62.

Sinnig erklärt eine Tiroler Sage (v. Alpenburg, Mythen S. 13) den Nebel, der sich, bei heiterem Wetter baldiges Unwetter verkündend, um die Berge legt, für den Mantel der Riesen.

Warum ziehst du deinen Mantel denn bei schönem Wetter an? wird der Riese spöttisch gefragt. Damit ich, antwortet er, bei schlechtem was ich will thun, d. h. meinen Zorn auslassen kann.

Nach einer andern Sage (das. 13) machen sich die Riesen Feuer, indem sie zwei harzreiche Bäume an einander reiben und schnarchen, daß sich der ganze Wald umbiegt. Der derbste Volkshumor knüpft sich an die uralte Vorstellung einer Riesin, die das böse Wetter macht. Ihr Name ist gleichbedeutend mit dem Winkel zwischen den Beinen (Grittel). Wenn es am Margretentag regnet, sagen die Bauern: Margret p. in die Naet (Nüsse). Müllenhoff, Sagen S. 598. Die Volkssage hat vieles von ihr auf die historische Margarethe Maultasche bezogen, und ihre letzte Spur sind die s. g. Wetterhexen, die Hagel und Regen machen, indem sie ihr Wasser lassen. Dieselbe Einbildungskraft, die in den Alpenbächen vergossenes Riesenblut sah, deutet hier auch die Ungewitter. In diese Sphäre gehört denn auch Zimmermanns Ekiz, so heißt in Ostfriesland der Wirbelwind.

Ein Zimmermann zu Werlte hatte mit dem Teufel einen Bund gemacht; als ihn der Teufel nun endlich haben wollte, sagte er, nein, er müsse ihm

erst noch eine Botschaft ausrichten. Der Teufel war es zufrieden, da ließ der Zimmermann einen Wind und befahl dem Teufel, ihn zurückzubringen. Der Teufel läuft nun als Wirbelwind hintendrein und kann ihn nicht einholen bis auf den heutigen Tag, deßhalb heißt der Wirbelwind Zimmermanns Skiz. Kuhn nordd. Sage Nr. 348. Unter dem Teufel ist hier wohl Fasolt, der Windriese zu verstehen, dessen das alte Eckenlied gedenkt.

Bevor es Menschen gab, gesellten sich den allein auf der Erde lebenden Riesen zuerst die kleinen Zwerge und Elben zu. Das sind nämlich die Geister der edeln Gesteine und Metalle, der Quellen, der Pflanzen und Thiere, des organischen Lebens. Die Edda schildert sie als Würmer im Leibe des todten Urriesen Ymir. Die Riesen fühlten sich theils durch das kleine Volk genirt, theils hatten sie Wohlgefallen daran. Daher in der Hervararsaga die Entführung der schönen Elbenkönigstochter durch den Riesen Starkather, dem sie der Donnergott wieder entriß, d. h. der Winter entblättert den Wald und entführt gleichsam die Vegetation, die beim ersten Frühlingsgewitter wiederkehrt. Diesen Charakter hat das Märchen noch ganz bei v. Alpenburg, Mythen aus Tirol S. 27.

Hier entkommen die Zwerge dem Riesen über einen See, er ist dumm genug, sie zu fragen, wie sie hinübergekommen seien, und sie überreden ihn, auf einem Mühlsteine. Er legt sich nun einen Mühlstein um den Hals und ersäuft. Derselbe Spaß wiederholt sich in den Lalenburger Märchen, wie denn Mancherlei von der Dummheit der alten Riesen auf die viel spätern Kleinstädter übertragen worden ist. Bei v. Alpenburg S. 23 kommt auch ein seliges Fräulein (eine Lichtelbe) vor, die von dem Riesen Jordan (das ist der nordische Jotun) gefangen wird und ihm als Magd dienen muß, bis ihr einmal zugerufen wird „Jordan ist todt", da eilt sie fröhlich heim.

Wie die Menschen die erste Bekanntschaft mit den Riesen machten, davon hat sich ein viel verbreitetes Märchen erhalten. In der vollendetsten Gestalt finden wir es in Haupts Zeitschrift IV. 392 und Kuhns norddeutschen Sagen Nr. 107.

Bei Rietz im Brandenburgischen fand eine Riesentochter einen pflügenden Bauer, nahm ihn sammt Pflug und Pferden in ihre Schürze und brachte sie vergnügt ihrem Vater, indem sie glaubte, es seyen Erdwürmer. Der Vater aber hieß sie dieselben sogleich wieder dahin tragen, wo sie sie hergenommen hatte, um jede Berührung mit ihnen zu vermeiden, weil das die seyen, die nach ihnen kommen und durch welche das ganze Riesengeschlecht vertrieben werden würde. Auch schüttete er aus Vorsicht den Rietzer Berg zwischen seinen und der Ackerbauern Wohnort als Scheidewand auf. In Schleswig auf der

Heide bei Esperehm sagte ein Riese ganz das nämliche zu seiner Tochter, „es sind unsere Vertreiber“, Müllenhoff, holstein. Sagen Nr. 378. Das Komische, was in dem Contrast zwischen dem naiven Riesenmädchen und dem kleinen Menschenvolke liegt, ist in ein Paar Sagen vom Harz noch derber hervorgehoben. Auf dem Ramberge im Selkethal sieht man den gewaltigen Fußstapfen einer Riesentochter, die einst von hier zu einer Gespielin auf dem Berge gegenüber hinüberspringen wollte und ein wenig zögerte, als ein unter ihr pflügender Bauernknecht hinaufsah und lachen mußte. Sie aber nahm ihn sammt Pflug und Pferd in die Schürze und sprang mit ihm hinüber. Grimm D. S. N. 319. Thüringen und der Harz III. 234.

Eine Sage vom Schloß Nideck im Elsaß bei Grimm D. S. Nr. 17 und bei Stöber, Elsäß. Sagenbuch S. 226 wiederholt im Allgemeinen dasselbe, nimmt aber am Schluß eine ganz moderne Wendung.

Der Riese sagt nämlich zu seiner Tochter, indem er ihr befiehlt, Bauer, Pflug und Ochsen wieder an ihren Ort zu setzen: das seyen gar nützliche Geschöpfe, denn wenn der Bauer im Thal nicht arbeitet, so habe der Riese auf dem Berge nichts zu essen. Der Gegensatz zwischen Riesen und Menschen wird hier willkührlich in den viel späteren zwischen Rittern und Leibeigenen umgesetzt. Gleichwohl schien der Gedanke so viel Pikantes zu haben, daß gerade diese entstellte und verderbte Fassung der Sage eine Menge neuere Dichter anzog, und Chamisso, Rückert, Langbein, Streckfuß, Arthur vor Nordstern, Stöber und ich weiß nicht, wer sonst noch, in Romanzen gewetteifert haben, den modernen politischen Witz unter dem Namen einer alten Sage zu verbreiten.

In vielen Märchen spottet ein Hirt (oder auch ein Schneiderlein) des dummen Riesen.

Wie klein und schwach er immer ist, prahlt er, stärker als der Riese zu seyn. Erst will er einen harten Stein in der Hand zerdrücken und nimmt eine Käse, daß ihm das Wasser aus dem angeblichen Stein zwischen den Fingern durchläuft. Nachher wettet er, einen Stein bis in den Himmel werfen zu können, viel weiter als der Riese, und wirft eine Lerche die davonfliegt. Grimm, Märchen Nr. 20. Kuhn, märkische Sagen 289. Müllenhoff S. 442. E. Meier Nr. 37. Zingerle Nr. 27.

Hieher gehört ohne Zweifel auch die hübsche Sage vom Wettkampfe zwischen einem Bauer und dem Teufel.

Ganz im Charakter des dummen Riesen, der bisher nur an seine Steinwelt gewöhnt zum erstenmale Pflanzen aufgehen sieht, staunt in dieser Sage der Teufel über die vom Bauer erzielten Feldfrüchte und will sie mit ihm theilen. Auch diese Theilungslust erklärt sich nur aus dem alten Rechte, welches die Riesen auf Grund und Boden haben. Der kluge Bauer überläßt nun dem Teufel die Wahl zwischen dem, was über oder unter der Erde wachse.

Der Teufel wählt das letztere, der Bauer aber säet nun Korn und behält die ganze Erndte. Im nächsten Jahre will der dumme Teufel die Sache besser machen und wählt, was über der Erde wächst. Da säet der Bauer Rüben und behält wieder die ganze Erndte. Grimm, Märchen Nr. 189. Müllenhoff Nr. 377. Thiele, Dän. S. 122. Dieselbe sinnige Sage auch aus der Normandie bei Grimm, D. M. 981 und in Tirol, Innsbrucker Phönix 1851. 127.

Die Riesen selbst stellen nur die anorganischen Elemente dar und bedürfen keiner Speise wie die Thiere und Menschen, ja alles, was mit der Nahrung dieser jungen Eindringlinge in die Schöpfung zusammenhängt, ist den Riesen verhaßt. Wie sie schon den Pflug von sich gewiesen haben, ist ihnen noch mehr zuwider, was durch den Pflug hervorgebracht wird, das Brod. Die rauhen Riesen bilden in dieser Beziehung einen merkwürdigen Gegensatz gegen die freundlichen Elben. Diese letzteren sind in derselben organischen Natur inbegriffen, wie die Menschen, sie heißen daher unsere „guten Nachbarn", während die Riesen nur unsere bösen Nachbarn sind und es wird in den Sagen besonders hervorgehoben, daß die Elben backen, kochen und schmausen, wie die Menschen, und oft mit den Menschen. Wie sich die Riesen benahmen, nachdem die unfruchtbare Erde sich je mehr und mehr mit Vegetation und Saaten überzogen, erhellt am deutlichsten aus der berühmten Tiroler Sage von der Frau Hütt.

Diese Frau soll eine Riesenkönigin gewesen seyn, die das damals noch mit Wäldern und Wiesen bedeckte Hochgebirge über Innsbruck beherrschte. Als sie einmal ihr Söhnchen, das in den Schlamm gefallen war, mit Brod abrieb, wurde dieser Mißbrauch der Gottesgabe durch ein Ungewitter bestraft, das ihr Reich in eine Eiswüste verwandelte und sie selbst versteinerte. Grimm, D. S. Nr. 233.

Wie das Pflügen der Erde, so ist auch das Häuserbauen den Riesen zuwider. Jeder Stein gehörte ursprünglich den Riesen und war gleichsam ein Glied des Riesenkörpers selbst. Seine Verwendung im Dienst und Nutzen der Menschen ärgerte die Riesen. Daher die vielen örtlichen Sagen von großen Steinen, die ein Riese, eine Riesin (oder nach christianisirter Vorstellung der Teufel) auf menschliche Wohnungen, Mühlen, Kirchen, ganze Dörfer geworfen haben soll. Das geschieht ganz in demselben Sinn, in welchem im Beowulfsliede der Riese Grendel die schlafenden Krieger in der Halle erwürgt, weil es ihn grämt, daß Menschen

in seiner Nähe leben und seine wüste Einsamkeit stören. Hieher gehören auch die s. g. Bergmönche, riesenhafte (keineswegs zwerghafte) Berggeister, die als ursprüngliche Herren des Berges, d. h. als der personificirte Berg selbst, die in denselben eindringenden Bergleute hassen, ihr Werk zu stören und sie selbst zu vernichten trachten. — Damit hängen denn auch die vielen Sagen von Bauopfern zusammen.

Man begrub ein Opferthier unter der Schwelle, oder mauerte ein Kind ein, um dadurch den neuen Bau vor dem Zorn der Mächte zu schützen, denen der Boden ursprünglich zugehörte. Als man die Burg Breitenstein baute, wurde ein Kind lebendig darin eingemauert. „Mutter, ich sehe dich nicht mehr", rief es noch zuletzt. Alle Jahre hört man es einmal rufen und die Dohlen kommen herbei und antworten. Bechstein, Sagenschatz von Thüringen Band IV. 157. Es gibt viele ähnliche Sagen. Unter den Thieren scheinen in ältester Zeit besonders Pferde geopfert worden zu seyn. Wenn Gervasius Tilber. otia imp. 62 eines gespenstischen jungen Pferdes in England gedenkt, dessen Erscheinen einen Brand verkündet, so scheint auch das nur ein beim Bau geopfertes Pferd zu seyn, welches warnend vor der Wiederzerstörung des Baues erscheint. Auch nach Thiele, Dän. Volksf. I. 137 geht auf einem Kirchhof ein gespenstisches Pferd um, welches bei der ersten Einweihung des Kirchhofes lebendig begraben worden war. Außer Hunden und Pferden kennt die Volkssage auch Rinder, Schafe, Hühner &c. als Bauopfer.

Im Sommer ist der Hagel die auffallendste Erinnerung an den Winter und an die Riesenzeit. Eine oberbayrische Sage gibt sieben Jungfrauen als Urheberinnen des Hagels an und nennt sie die Schauerjungfrauen, die sehr auffallend an den schönen antiken Mythus von der Chione (Schneejungfrau) erinnern.

Es waren Schwestern, welche Ziegen weideten und von sieben Junkern geliebt wurden, deren Väter aber diese Verbindung nicht zugaben und die armen Schwestern mit ihren Kindern einsperren und verhungern ließen. Weil vorübergehende Bauern ihre Klagen verlacht, wurde die Gegend seitdem mit Hagel heimgesucht. Die noch immer hungernden Schwestern nähren sich allein von dem Getreide, das sie den Bauern verhageln. Deßhalb sucht man sie zu sühnen und läßt ihnen Aehrenbüschel auf dem Felde stehen. Panzer 86.

Sie sind auf die rauhen Monate des Jahrs zu beziehen. Der Grundgedanke der Sühne, den wir in der deutschen Sagenwelt so tief eingewurzelt finden, spricht sich auch hier aufs bestimmteste aus. Der arme Winter überläßt den Reichthum des Sommers uns Menschen, aber wenn wir uns dessen überheben, straft er uns durch den Hagel. — Wenn Hagel

fällt, soll man ein Brodkörblein ins Freie stellen, dann wird der Hagel nicht alles verwüsten. Ein Aberglauben in Bayern nach Panzer I. 265. Eine höchst liebliche und sinnreiche Sitte.

Dem Grundgedanken, daß der Boden ursprünglich nicht den Menschen, sondern den Riesen gehört habe, und dem dunkeln Gefühle, daß durch den Besitz und Anbau desselben von Seiten der Menschen irgend ein Unrecht an den frühern Besitzern begangen worden sey, entspricht die heilige Verpflichtung, die Güter des Bodens nicht zu mißbrauchen. Das Recht, welches der Mensch mit seiner Cultur auf den Boden erworben hat, erlischt in dem Augenblick, in dem er des Segens unwürdig wird, und plötzlich verschwindet der neue Culturzustand und die alte steinige Naturwildheit der Riesenzeit kehrt zurück.

Am berühmtesten in dieser Beziehung ist die schöne Sage von der Blümlisalp. Diese Felsenwüste in den Berner Alpen war einst eine schöne grüne Matte, auf der ein reicher Sennhirt seine Heerden hielt. Als er aber einmal, von einer bösen Dirne verleitet, seiner alten Mutter, die zu ihm aus dem Thal mühsam emporgestiegen war, statt eines Labetrunks nur verdorbene Milch mit Sand vermischt gereicht hatte, verfluchte die Mutter den gottlosen Sohn, und die grüne Matte wurde für immer verschüttet und in ödes Gestein verwandelt. Scheuchzer, Naturg. der Schweiz II. 83. Wyß, Idyllen I. 130. Aehnliche Sagen kehren in der Schweiz, in Tirol und der ganzen Alpenwelt häufig wieder. Uebermüthige Menschen verschwenden den Segen der Alpen, machen sich Treppen vom Käse, mißbrauchen Milch und Butter 2c. oder verweigern der Armuth ihr Scherflein und alsbald wird die reiche Matte zur Eiswüste. Aehnliche Sagen kennt auch Norddeutschland, hier aber ist es das Meer, welches reiche Marschländer wegen Frevels der Bewohner überschwemmt. Der Grundgedanke ist überall derselbe. Damit hängen dann auch die vielen Volkssagen vom versteinerten Brode zusammen. Brod der Reichen, das sie den Armen verweigert, wird zu Stein.

Eine merkwürdige Sage vom Himmelssturm und Untergang der Riesen im Wasser ist aufgezeichnet in Grimms D. M. 511.

Die Hünen oder Riesen zu Altehüffen wollten einmal in den Himmel hinaufgehen und stiegen deßhalb einen hohen Berg empor; als sie aber oben angekommen waren, fanden sie den Himmel nicht und waren sehr ungehalten. Da kamen sie ans Meer, sahen in ihm den Himmel sich spiegeln und glaubten nun am sichersten hineinzukommen, indem sie sich alle ins Wasser stürzten und ertranken. Vgl. den oben schon erwähnten Schwank von den Herulern P. Warnefried I. 20.

Aber auch Menschen kommen ins Riesenreich. In der nordischen Mythologie heißt die von Pflanzen, Thieren und Menschen belebte Welt Mitgard (der Garten in der Mitte der Welt), alles übrige unfruchtbare und unbewohnbare Land und Meer aber heißt Utgard (außerhalb des Gartens). Das ist das Riesenreich, und deshalb heißt der König der Riesen Utgardaloki. In einer lustigen Eddasage kommt einmal der Donnergott in Utgardaloki's Halle und wird dort verspottet. In einer andern nordischen Sage bei Saxo VIII. 253 reißt Thorkill (in dem sich wieder der Donnerer verbirgt) dem gräßlichen in der Tiefe der Erde schlafenden Utgarthilocus ein riesenhaftes Haar aus, welches pestartigen Geruch verbreitet. Auch in dem berühmten zum Sagenkreis Karls des Großen gehörigen Gedicht von Huon, den Wieland durch seinen Oberon so berühmt gemacht hat, wird dem jungen Helden seine Schuld von Kaiser Karl dem Großen nur verziehen, wenn er Muth genug hat, dem Sultan von Babylon eine Handvoll Haare auszuraufen. In den „Geheimnissen des Pseudo-Albertus Magnus", Nürnberg 1755 S. 211 finde ich die merkwürdige Notiz aus Galenus, wer die drei Haare auf dem Kopf der Schlange sehe, müsse sterben.

Das schönste deutsche Märchen, worin Saxo's Auffassung des Ugarthalocus mit dem schlafenden Riesen im Thormythus der j. Edda in eine merkwürdige Verbindung gebracht erscheint, ist das vom Glückskinde.

Ein König kam unerkannt in ein Dorf und hörte, es sey da eben ein Knabe mit einer Glückshaut geboren worden, der werde des Königs Tochter bekommen. Da kaufte er das Kind den Eltern ab und warf es in den Wald, es wurde jedoch gerettet und in einer Mühle aufgezogen. Als der Knabe herangewachsen war, kam der König zufällig in die Mühle, hörte daß der Knabe ein Findling sey, errieth, es möchte derselbe seyn, den er im Walde ausgesetzt und schickte ihn zur Königin mit einem Briefe, worin stand, er solle sogleich hingerichtet werden. Der Knabe gerieth unterwegs unter Räuber, die den Brief lasen und einen andern schrieben, des Inhalts, die Königin solle ihm sogleich ihre Tochter geben. So geschah es auch. Der König war, als er es erfuhr, in voller Wuth und ersann eine List, das Glückskind solle seine Tochter nur dann haben, wenn es ihm drei goldne Haare vom Kopf des Teufels brächte. Das Glückskind machte sich auf den Weg. Wo man es anhielt und nach seinem Gewerbe frug, sagte es, es wisse alles. Da gab man ihm in der Stadt auf zu sagen, warum im Brunnen, wo sonst Wein geflossen, nicht einmal mehr Wasser fließe? in

einer andern: warum der Baum, der sonst Aepfel trug, nicht einmal mehr Blätter trage? und an einem Fluß: warum der Fährmann nie abgelöst werde? Das Glückskind versprach alle diese Fragen auf dem Rückwege zu beantworten. Dann kam es glücklich in die Hölle und fand des Teufels Ellermutter allein. Die erbarmte sich seiner, versprach ihm zu helfen und verbarg ihn in ihren Rockfalten. Nun kam der Teufel heim, roch zwar Menschenfleisch, forschte aber nicht weiter nach und schlief ein. Die Mutter lauste ihm derweilen und riß ihm ein goldnes Haar aus. Er wachte auf und sie frug ihn, was er geträumt habe? Von dem Brunnen, erwiederte er, der weder Wein noch Wasser gibt, weil eine Kröte darunter sitzt. Beim zweiten Haare sagte er, ihm habe von dem Baume geträumt, an dessen Wurzeln eine Maus nage. Beim dritten, er habe vom Fährmann geträumt, der abgelöst werden könne, wenn er einem Andern die Ruderstange in die Hand gebe. Mit den drei Haaren nun und mit den drei Antworten kehrte das Glückskind heim und bekam für die Antworten viel Gold. Der König gab ihm sofort seine Tochter und wollte auch in die Hölle gehn, um auch so viel Gold mitzubringen, unterwegs aber hieß ihn das Glückskind des Fährmanns Ruder nehmen, da war dieser erlöst, der König aber mußte fortan und in alle Ewigkeit rudern. Grimms Märchen Nr. 29.

Ganz ähnlich ein norwegisches Märchen bei Asbiörnsen Nr. 5. Ich zweifle nicht, daß uns hier ein echter alter Mythus vorliegt. Das dreimalige Erwachen des Teufels entspricht ganz dem des Riesen Skrymir im Mythus von Thors Besuch bei Utgardaloki; die Ellermutter aber der 900köpfigen Mutter Hymirs, die den Thor und Tyr, als sie in ihre Wohnung kommen, mitleidig vor ihrem grimmigen Sohne versteckt, Hymisquida 8. Hieher gehört noch folgende Sage:

Nägenkopp, der neunköpfige Riese, wohnte mit seiner Großmutter im Goldberg. Da kam ein Mädchen hinein, wurde von der Großmutter unter ein Faß versteckt, aber von dem Riesen, der gleich Menschenfleisch roch, vorgezogen, jedoch als Magd in der Wirthschaft behalten. Da kam ihr Bruder, sie zu suchen, wurde gleichfalls versteckt und erkannt, sollte Menschenfleisch essen und wollte nicht, mußte der Großmutter den Rücken kratzen und wurde in ein tiefes Loch geworfen. Dem zweiten Bruder ging es eben so. Der dritte aber brachte den Hund Muckerpell mit, der fraß für ihn das Menschenfleisch, kratzte die Großmutter und riß sie todt und riß auch am Ende dem Riesen alle seine Köpfe weg. Darauf zog er mit den befreiten Brüdern und der Schwester nebst vielem Golde heim. Müllenhoff, Holst. Sagen S. 451. Vgl. die Sage S. 445.

Eine ganz den Demüthigungen des Thor durch Utgardaloki ähnliche burleske Riesensage kommt vor in Wolfs deutschen Sagen Nr. 30.

Der Heiland und Petrus kehren bei einem Menschenfresser ein, die Frau versteckt sie, der heimkehrende Riese riecht aber das Menschenfleisch, ergreift die Gäste, hebt sie aber bis auf morgen auf. Bei Nacht steht er nach, und macht sich das Vergnügen, den h. Petrus, der vorne liegt, zu schlagen. Petrus legt sich nun hinten hin, da kommt der Riese, will auch den hinten liegenden schlagen und schlägt den Petrus noch einmal. Er springt durchs Fenster unter den Kohl. Der Riese will sich einen Kohlkopf schneiden, faßt aber den Kopf des Petrus, der gräßlich schreit. Christus heilt die Wunde.

Statt der Haare werden auch Federn geraubt. So in dem sinnreichen Märchen vom Popanz:

Dieses vermummte Schreckgespenst war sehr bösartig, hatte aber eine mitleidige Frau. Einst wurde eine Prinzessin, die sich in einen jungen Pastetenbäcker verliebt hatte, sammt dem ganzen Königsschloße von dem eifersüchtigen Prinzen versteinert; der Pastetenbäcker sollte sie erlösen können, wenn er sieben Federn aus dem Schwanze des Popanz brächte und sieben schwere Fragen beantwortete. Er suchte ihn auf, die Frau versteckte ihn, der Popanz roch das Menschenfleisch. Die Frau beschwichtigte ihn aber und riß ihm, als er schlief, die sieben Federn aus. Indem er jedesmal erwachte, frug ihn die Frau eine der schweren Fragen und er beantwortete sie. So erhielt der Pastetenbäcker, was er wollte und bestand noch glücklich die weiteren Verfolgungen des Popanzes. Ein etwas weitläuftiges Märchen in Büschings Volkssagen I. 267, wovon ich nur den Hauptgedanken anführe.

Ganz ähnliche Sagen, wo unterirdischen Riesen, Drachen, Vögeln und allerlei Ungeheuern drei Haare oder Federn ausgerissen werden, kehren noch in vielen deutschen Sammlungen wieder. E. Meier, schwäb. Sagen Nr. 73. 75. 79. Wolf, deutsche Hausmärchen Nr. 312. Zingerle, Volksm. II. 69. Schambach und Müller, niedersächs. Sagen S. 257. Müllenhoff, schlesw. holst. Sagen Nr. 292 ꝛc. ꝛc. Das Märchen war wohl deshalb im Volk und bei der Jugend so allgemein verbreitet, weil die knabenhafte Keckheit des Haarraubes auf die männliche Jugend eines tapfern Volkes den größten Reiz übte.

Die mitleidige Riesin, welche die Menschen vor der Wuth des Riesen rettet, hat sich noch in der volksthümlichen Vorstellung von „des Teufels Großmutter" erhalten. Sie kehrt in vielen Sagen wieder und bedarf keiner andern als der sehr natürlichen Erklärung, daß Frauen auch bei den barbarischesten Racen immer milder und gütiger sind, als Männer.

Auch von dem nordischen Feuergott Locki, der zugleich dem Riesengeschlecht angehörte (als Element), haben sich Spuren in unsrer Volks-

sage erhalten. Nach der Edda wurde Locki seiner Bosheit wegen gebunden unter der Erde und sollte erst am Weltende loskommen. Diese heidnische Vorstellung wurde nun mit der christlichen vom Leviathan, der vom Erzengel Michael gefesselt bis zum jüngsten Tage in der Hölle liegen muß, verbunden.

Man hört noch an einigen Orten unter der Erde, wie der Teufel seine Bande rüttelt. So in der Teufelsklinge der schwäbischen Alb. Prätorius, Weltbeschr. II. 599. Auch im Pilatusberge. Schöppner No. 80. Die Schmiede thun, wenn sie zu arbeiten aufhören, drei Hammerschläge, um dadurch des Teufels Eisenbande, an denen er immer lockert, fester zu machen. v. Alpenburg S. 252. Vgl. meinen Odin S. 81.

In den Märchen vom klugen Schmiede, der den Teufel und Tod besiegt, scheinen sich uralte Erinnerungen an die Kämpfe des Donnergottes mit den dummen und bösen Riesen im Volk erhalten zu haben. Sie sind schon von Grimm, Märchen, Anmerkungen III. 138 f. zusammengestellt worden. Hier nur der Hauptgedanke:

Der Herr mit Petrus wanderte auf Erden, wurde liebreich von einem Schmied aufgenommen und gewährte ihm zum Dank, was er wünschte. Der Schmied aber wünschte sich, wen er wolle, auf einen Baum bannen zu können und bannte den Teufel hinauf. Lucifer, der Oberste der Teufel, wollte seinen Diener erlösen, wurde aber vom Schmiede in seine Tasche hineingelockt und dann auf dem Ambos zerhämmert. Davon bekamen die Teufel solche Angst vor dem Schmiede, daß, als sie besorgten, er wolle sie in der Hölle selbst beunruhigen, einer geschwind seine lange Nase als Riegel vorschob.

2.

Nixenmärchen.

Zwischen den Riesen und Zwergen stehen die Nixen (Wassermänner, Wasserfrauen, Meerminnen rc.) in der Mitte, denn als Genien des Wassers sind sie bald Riesengeister des Meeres, der Ströme und Wasserfälle, bald zarte Genien der Quellen, Bäche, Bergseen. Darum sind sie auch, gleich ihrem Element, bald schrecklich und heimtückisch, bald süßlockend, wohlthätig und liebkosend.

Sie beherrschten einst ein friedliches Reich wie die Riesen und wurden erst böse, als die Menschen kamen.

Eine alte liebliche Vorstellung ist der Tanz der Nixen auf dem klaren Meeresspiegel. Nach Müllenhoff No. 169 tanzen sie im Reigen so lange, bis unter ihren Füßen die Insel Helgoland aus dem Wasser hervortritt. Vom Stillleben der Nixen gibt uns das schönste Gemälde Ullrichs altdeutsches Gedicht vom Lanzelot. Hier heißt es von der Meerminne Wis (der weißen Frau), sie habe im Innern eines Berges am Meere in einem ewig blühenden Lande mit zehntausend Jungfrauen in paradiesischer Einsamkeit gelebt. Diesem sanften adagio tritt als munteres allegro der schweizerische Nixenkönig gegenüber, der in dem brausenden Wasserfall bei Sargans mit hundert Wagen jubelnd hinunterfährt, was man „das Bachgeschry" nennt. Schweizer Blätter 1832. S. 17. Einer alten Friedensstätte der Nixen gedenkt auch Wachtendorps Rymchronyk van Hollant p. 13. a. Wolf, niederl. Sagen No. 223. Da wo jetzt Rammekens steht, wohnte einst nur ein Volk der Nixen, deren süße Gesänge fern in die See hinaus erklangen. Der berühmte Mummelsee im Schwarzwald hat seinen Namen von den Mummeln, d. h. Vermummten, verschleierten Nixen, die in ihm wohnten. Von diesem geheimnißvollen See geht die Sage, wenn man einen Stein hineinwerfe, breche zürnend ein Ungewitter daraus hervor. Der erste heilige Naturfriede will durch die Menschen nicht gestört seyn. Solche Gewitterseen, die das frevelnde Nahen der Menschen rächen, kommen noch öfter vor, z. B. der Wildsee im Schwarzwald, der Pilatussee bei Luzern, der wilde See ob Fliders, ein andrer auf Afeles in Tirol. Im nördlichen Deutschland treten an die Stelle dieser Gewitterseen die unterseeischen Fischparadiese, Seen, deren Tiefe die schönsten und wunderbarsten Fische bergen soll, die hier in weltalter Ruhe leben und nicht gestört seyn wollen. So das Fischloch bei Unterflorstadt (Dieffenbach, Urgeschichte der Wetterau S. 281), der Teufelsmoor bei Bremer-Verden 2c. Oder um die Menschen abzuschrecken, verwandeln sich die friedlichen Fische in ungeheure Größe und dämonische Gestalt. Schneider, saxonia vetus, p. 320. Müller & Schambach, niedersächs. Sagen No. 88.

Wenn man auch die Fische als gute Beute betrachtete, so litt doch ein zarter Sinn im Volk keine muthwillige Mißhandlung derselben und achtete etwas Heiliges im Meeressegen. Wer die Gaben des Meeres mißbrauchte, verlor dieselben genau nach demselben Gesetz, nach welchem, wie wir in den Riesensagen erkannt haben, der Mißbrauch des Feldsegens bestraft wurde. Das gilt wie von den Fischen, so vom Bernstein und nicht minder von den heilbringenden Quellen.

Daher die Sage von der Insel Helgoland, das Meer habe hier von Häringen gewimmelt, aber sie seyen verschwunden, weil die Einwohner einst gefrevelt, indem sie einen gefangenen Häring mit Ruthen peitschten und wieder ins Wasser warfen, oder weil ein Weib, das nicht genug Gefäße hatte, die

vielen Häringe aufzubewahren, eine Menge derselben verächtlich mit dem Besen wieder ins Wasser kehrte. Happel, cosmogr. I. 277. Müllenhoff, Holst. S. N. 181. Ebenso wimmelte einst die Mündung der Schlei von Dorschen, die aber alle verschwanden, als einmal ein böses Weib einem dieser Fische einen Splitter durch beide Augen stach und ihn so wieder ins Meer warf. Das. Nr. 182. Eigenthümlich ist die Sage vom Zauberweiher zu Brückelsdorf in der Oberpfalz. Vom Ufer aus sieht man eine Menge Fische in ihm schwimmen, kann aber nie einen fangen und wenn man das Wasser abläßt, bleibt der Grund leer und ist nirgends ein Fisch zu finden. Das kommt vom Fluch einer alten Hexe her, der einmal die geizigen Fischer hier einen Fisch verweigerten. Panzers Beitrag S. 126 Noch phantastischer ist die Sage vom Brassen, einem schönen Fisch mit goldenen Schuppen und perlenähnlichen Erhöhungen auf dem Oberkiefer. Fischern in Schleswig, die gar nichts gefangen hatten, erschien einst die schwarze Greth (die dänische Königin Margarethe, hinter der aber eine ältere heidnische Göttin verborgen ist, und befahl ihnen, die Netze noch einmal auszuwerfen, doch sollten sie den besten Fisch, den sie fangen würden, wieder ins Wasser werfen. Sie fingen nun eine Menge Fische, darunter einen, der Perlen auf der Nase, Flossen von Smaragd und statt den Schuppen Goldmünzen trug. Der eine Fischer wollte ihn wieder ins Wasser setzen, der andere aber versteckte ihn, um ihn zu behalten. Allein der Fisch ließ sich nicht verbergen, sondern färbte alle andern Fische golden und sie wurden so völlig zu Gold, daß der Kahn von ihrer Schwere untersank. Der gewissenhafte Fischer konnte sich durch Schwimmen retten, der andere aber ertrank. Seitdem sind die Brassen in jenen Gewässern so schön gefärbt. Biernazki, Volksbuch auf 1844 S. 87. Müllenhoff Nr. 215.

So heißt es auch, der Bernstein sey ehemals an der Ostsee in ungeheurer Menge gefunden worden, so lange ihn Jeder habe sammeln dürfen. Als aber der deutsche Hochmeister das Sammeln verboten und zum Ordensmonopol gemacht habe, sey der Bernstein verschwunden und werde nur noch selten und in kleinen Stücken gefunden. Oft hatten die Sammler des Ordens den herrlichsten Bernstein vor sich im Wasser schimmern sehen, ohne ihn je fassen zu können. Grunaus Chronik I. 5. Von Tettau und Temme, Ostpreußische Sagen S. 127.

Eine Heilquelle versiegte, als man das Wasser mit einem Zoll belegte. Wolf, D. Märchen Nr. 266. Aus dem gleichen Grunde verschwanden die Austern bei Sluys, das. Nr. 267. Auch der Heiligenbrunnen bei Bielitz verlor seine Kraft, als der geizige Besitzer den Gebrauch des Wassers einschränkte. Gödsche, Schles. Sagenschatz. S. 145, ebenso ein heiliger Brunnen in Königsberg. Ziehnert, Preuß. S. I. Nr. 32. Auch die Heilkraft des Heidenbrunnens zwischen Ottenau und Gaggenau versiegte, als der Besitzer, um die Besucher von seinen Wiesen abzuhalten, Unrath hineinwarf. Bader Nr. 164. Das Gold, das man früher aus dem Sand der Saale gewonnen hatte, verschwand,

weil man die Söhne einer armen Frau nicht bei der Arbeit verwenden wollte. Die Frau schüttete eine Metze Erbsen in den Fluß mit dem Fluche, es solle so viele Jahre lang, als Erbsen hineingefallen seyen, kein Gold mehr gefunden werden. Semler, Lebensbeschr. 1781 I. 70.

Die Nixen sind ursprünglich den Menschen Feind, wie die Riesen. Ihr Reich wird gestört durch die Menschen. Daher werden sie den Schiffern, Fischern, Müllern verderblich und können keine Brücken leiden.

Bei der Insel Rügen versetzt der Nickel einen Fischerkahn aus dem Wasser auf einen Baumwipfel. Mikrälius, Pommerland I. 16. Ernsthafter verfuhren andere Wassergeister, indem sie, wovon es viele Sagen gibt, die Schwimmer auf den Grund zogen, Schiffe, Wasserbauten ꝛc. zerstörten. In vielen Sagen erscheint der Wassergeist in riesenhafter Nebelgestalt. So der oben (aus dem Beowulfsliede) schon erwähnte Riese Grendel, der nicht leiden will, daß in seiner Nähe Menschen hausen. So der lange Wapper, ein Nix, der aus dem Wasser kommend zuweilen in der Stadt Antwerpen seinen Spuck treiben soll. Wolf, niederl. Sagen Nr. 379. kennt viele ähnliche „lange Männer und Frauen", die am Wasser gespenstisch umgehen. Oft erscheint der Wassergeist auch als gespenstisches Thier, am häufigsten als Pferd oder Stier. Das Pferd hat etwas Wellenartiges, der Stier bezeichnet die Fruchtbarkeit des Wassers. Daher die Sage vom „Elbstier" der aus dem See kommend die benachbarten Heerden befruchtet. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 288. Harrys, niedersächsische Sagen Nr. 47. Der Nix äfft die Schiffer. Einer bei Lokeren ließ sich durch einen Fährmann übersetzen und sprang unterwegs plötzlich als ein schwarzer Hund ins Wasser. Wolf, D. Märchen Nr. 245. Ein kühner Schwimmer in der Elbe bei Meissen wurde vom Wassergeist in Fischgestalt ertränkt. Breuner, Curios. 37. Als man im Arendsee die Tiefe des Wassers messen wollte, drohte der Nix. Prätorius, Weltbeschr. I. 97. Ebenso im Titisee rief der Nix: Messest du mich, so freß ich dich. Mone Anz. VIII. 536. Bader Nr. 48. Ebenso im wilden See im Appenzeller Lande. Mayer von Knonau, Erdk. der Eidg. I. 533. Als man bei Magdeburg Pfähle in die Elbe rammelte, riß der Nix sie wieder aus. Prätorius, W. I. 497.

Eine Nixe fangen bringt Unheil.

Zu Münsen im Jeverlande fing man eine, die trotz flehentlicher Bitten nicht losgelassen wurde, sich aber plötzlich durchwand und entkam, worauf eine Sturmfluth das ganze Dorf begrub. Kuhn, Nordd. S. Nr. 332. Eine gefangene Meerfrau drohte, so weit man sie wegschleppe, so weit werde das Land vom Meere verschlungen werden, wie auch geschah. Müllenhoff Nr. 453. Eine Meerfrau, die man für eine Hexe hielt und ersäufen wollte, drehte den Kahn um, ersäufte ihre Henker und schwamm, von Wasserlilien umgeben, behaglich davon, das. Nr. 454. Ein gefangener Nickel sollte den Leuten Mittel

gegen alle möglichen Gebrechen angeben, that es aber nicht, entwischte und rächte sich durch eine Sturmfluth. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I. 23. Ein gefangener Nix vom Aussee bot großes Lösegeld. v. Muchar, Steyermark I. 159. Der Erzberg in Steyermark bei der Stadt Eisenerz soll seinen Reichthum von einem Wassermann erhalten haben. Ein solcher war nämlich gefangen worden und bot als Loskaufpreis einen Berg voll Silber, der aber bald leer werden sollte, oder einen Berg voll Eisen, der nie zu erschöpfen sey. Man wählte das letztere. Schaubach, Alpen. III. 244. Bei Deetz in der Altmark kam eine Wassernixe zu einem Fischer auf den Nachen, als er sich gerade Fische briet, setzte sich zu ihm und frug wie er heiße? Der Fischer antwortete: Selbergethan. Darauf spie sie ihm Kröten auf die Pfanne, denn sie hatte das ganze Maul voll solcher Thiere. Er aber nahm den Stock und schlug sie krumm und lahm. Da schrie sie um Hülfe und von allen Seiten kamen die Nixen herbei und frugen, wer sie so zugerichtet habe. Als sie aber immer rief: Selbergethan! so beruhigten sie sich und der Fischer kam davon. Kuhn in Haupts Zeitschr. IV. 392.

Auch Brücken zu schlagen, greift in das Reich der Wassergeister ein und sie trachten es zu verhindern oder lassen es sich durch Opfer abkaufen.

In Wolfs Niederl. S. Nr. 489 streckt sich der Wasserriese Lodder freiwillig als eine natürliche Brücke über den Fluß, damit ein Bursche, der zu seinem Mädchen will, über ihn hinweglaufen kann. Nachher will ein Knabe denselben Weg machen, aber der Riese läßt ihn hohnlachend ins Wasser fallen. Eine Schlange legt sich als Brücke über das Wasser bei Steinbach, um Jemand hinüberzulassen. Bechstein, Thür. Sag. IV. 174. Oefters baut nach deutscher Sage der Teufel, d. i. der Wassergeist, gegen ein ihm verpfändetes Opfer selber die verlangte Brücke, wird aber betrogen. Die berühmteste unter den deutschen Teufelsbrücken ist die über die Reuß, die sich am Wege zum St. Gotthardt hinauf kühn von Fels zu Fels über einem Wasserfalle wölbt. Man hat in neuerer Zeit eine bequemere Brücke daneben gebaut, ohne die alte zu zerstören. Von der letztern geht nun die Sage, der Teufel habe sie für einen Hirten verfertigt unter der Bedingung, daß ihm die erste Seele gehören solle, die herüber käme. Der kluge Hirt aber habe eine Gemse hinüber getrieben, die von dem betrogenen Teufel aus Grimm zerrissen würde. Tobler, Appenzeller Sprachschatz 214. Grimm, D. S. Nr. 336. Man hat noch eine große Menge ähnlicher Brückensagen von der Tägybrücke im Greyerser Lande (Alpenrosen 1824 S. 55), von den Brücken in Regensburg, Frankfurt a. M. ꝛc.

Durch den vollendeten Brückenbau erscheint der Wassergeist als überwunden. Daher die Vorstellung von unter die Brücke gebannten Nixen.

Eine solche zwischen Baden und Scheuern pflegt des Nachts den Wandrer durch ihr Niesen zu erschrecken, soll aber erlöst werden können, wenn man Gotthelf sagt. Schnezler, bad. Sagenb. II. 238. Es scheint aber, daß an die Benützung der Brücken eine sittliche Bedingung geknüpft war. Die Fabel von der Brücke, auf der Jeder das Bein brechen muß, der an demselben Tage eine Lüge gesagt hat, scheint sehr alt zu seyn. Ein merkwürdiger alter Gebrauch ist auch, wenn man gestohlenes Gut über eine Brücke bringt, einen Theil davon dem Nix ins Wasser zu werfen. Grimm, D. M. Aberglauben Nr. 836. Wer über eine Brücke geht, soll ein Vaterunser beten. Buch vom Aberglauben 1793 II. 224, III. 184. Die besondere Heiligkeit der Brücken erhellt auch aus dem Glauben, daß man auf der Brücke sein Glück finden könne.

Einem ohne Schuld verarmten Bauer, der schon im Begriff war, sich ein Leid anzuthun, träumte, er solle auf die Zillerthaler Brücke im Pinzgau gehen, da werde er Hülfe finden. Er fand einen Bettler, der ihm einen andern Traum erzählte, in welchem die Stelle bezeichnet war, wo sich ein Schatz finden sollte. Der Bettler hatte nicht an den Traum geglaubt, aber der Bauer fand den Schatz. Austria 1845 S. 49. Dasselbe Märchen erzählt Musäus von der Leipziger Brücke, Agricola Sprüchw. Nr. 623 von der Regensburger, und Andere von noch vielen andern deutschen Brücken.

Auch durch die Mühlen werden die Wassergeister gestört, daher die Sagen, in welchen der Teufel (der Nix) darnach trachtet, diese Kunstmaschinen zu zerstören.

Ein Müller bei Leipzig wurde vom Nix geradezu unter das Wasser gezogen und ertränkt. Unterredungen vom Reiche der Geister I. 525. Der Ort Rothemühle in Pommern hat den Namen von einer Mühle, die durch einen Kobold zerstört wurde. Dieser litt nämlich Niemand in der Mühle und trieb, als er die Menschen hinausgejagt hatte, allerlei tolle Wasserkünste. Temme, Volkss. aus Pommern Nr. 227. Das ist der Nix, der sich so recht in seinem Elemente freut, nachdem es ihm gelungen ist, die Menschen aus seiner Nähe zu vertreiben. Zuweilen bleibt zwar die Mühle erhalten, aber der Nix haust darin als böser Kobold. So machte einer allemal die Mühle stillstehen, wenn Korn aufgeschüttet war, und wieder gehen, wenn sie leer war. Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 424. Einmal band ein lustiger Müller in der Teufelsmühle zu Kleinbautzen den Teufel auf das Wasserrad. Preusker, Blicke in die vaterl. Vorzeit I. 182.

Ich übergehe viele andre Sagen, in denen der Müller mit dem Wassergeist oder Teufel einen Vertrag abschließt und ihn täuscht, wie in

der Sage von der Teufelsbrücke, aber auch selbst ins Unglück kommt, wenn er vom Mühlensegen einen unwürdigen Gebrauch macht. Damit hängt zusammen, daß nach altem Glauben das Mühlenrad wie die Brücke für heilig galt. Wasser, vom Mühlrad abgesprungen, war Heilwasser. Auf Brücken wurden Gerichte gehalten ꝛc. Grimm, Rechtsalterth. 799. Dessen D. Myth. 559.

Die Gewässer, die unsre Felder fruchtbar machen und uns das ganze Jahr hindurch dienstbar sind, verlangen dafür vom Menschen auch Opfer. Beinah von allen deutschen Flüssen geht die Sage, er fordre jährlich ein Menschenopfer, meist am Johannistage, in der Mitte des Sommers, in der höchsten Fülle der Erdfruchtbarkeit. In der ältesten Heidenzeit wurden den Flüssen ohne Zweifel Menschen geopfert. Später rechnete man die zufällig Ertrunkenen als Opfer. Eine der schönsten und eigenthümlichsten Opfersagen ist die vom weißen See im Urbisthale.

> Der See war schwarz, am Ufer jedes Gras und jeder Baum gewelkt, die Fische schwammen todt herum, die Vögel und das Wild starben, die dem Ufer nahten, bis einmal ein Geyer ein in einem Garten spielendes Kind ergriff, hoch in die Luft führte und in jenen See fallen ließ, der dann sogleich krystallklar wurde und dessen Ufer herrlich aufblühten. Stöber, Sagen der Elsäßer Nr. 93.

Den nämlichen Sinn haben die uralten Opfer, die in Schwaben der Neckar und die Enz verlangen. Wenn nämlich die kalten Winterstürme und Frühlingsüberschwemmungen vorüber sind, im Beginn der schönsten Jahreszeit am großen Siegesfest des Donnergottes, am Himmelfahrtstage, bedarf der Neckar bei Mittelstadt und die Enz bei Vaihingen vier Opfer, einen Bienenkorb, ein Schaf, Brod und einen Menschen, sämmtlich Sinnbilder der organischen Natur. E. Meier, Sagen aus Schwaben 400. Zu Rottenburg wird am Johannistage (Sommersonnenwende) ein Brod in den Neckar geworfen, und am gleichen Tage heißt es den ganzen Neckar entlang, der Fluß verlange ein Menschenleben zum Opfer. Das. 428.

Sofern man nackt badet, dürfte überhaupt das deutsche Wort nackt vom Nix, Neckar herzuleiten seyn. Der keusche Sinn des Volks verlangte Verhüllung. Auch am Menschen kam ihm das Nackte ungewöhnlich, befremdlich, gewissermaßen dämonisch vor. Alle Verführung, die im Nackten liegt und zunächst durch badende Frauen geübt wird, hat ihren poetischen

Ausdruck schon in uralten Sagen von reizenden Nixen gefunden, welche sterbliche Jünglinge verführen und in ihr nasses Reich hinabziehen. Der Tod des Ertrinkens selbst wird als Verlockung durch Nixen aufgefaßt. Wenn Jemand ertrinken soll, sieht er zuvor die Nixen vergnügt auf dem Wasser tanzen. Grimm, D. Sagen Nr. 61.

Wir kennen nur ein einziges größeres altdeutsches Gedicht aus diesem Wassersagenkreise, wovon aber leider nur der Anfang erhalten ist. Es stammt aus dem 14. Jahrhundert und ist in Haupts Zeitschrift V. 6 mitgetheilt.

Es beginnt damit, daß Abor im Nordwalde zum Jungbrunnen kommt, in welchem er ein schönes Meerweib baden sieht. Sie nimmt ihn mit auf ihr Schloß, wo sie einander zärtlich minnen, bis ihr Mann zurückkommt. Da entläßt sie den Abor, gibt ihm aber eine Wurzel mit, durch deren Genuß er die Vogelsprache verstehen kann, und ein Hemd, das ihn unverwundbar macht. Hier bricht das Gedicht ab. — Mehr gibt die mündliche Volkssage. Zu Ostende hatte ein Fischer immer Unglück. Da fand er einen Ring und kam mittelst desselben unter das Meer und zu einer grünen Wiese, auf welcher schöne Jünglinge das Gras mit goldnen Sicheln mähten und das Lob einer schönen Frau sangen. Er gelangte zu einem Hause, aus welchem ihm die schöne Frau selbst entgegentrat, die ihn schon lange erwartet hatte. Als sie aber die Arme nach ihm ausbreitete, bückte er sich und stürzte auf drei Töpfe los, die auf dem Boden standen. Da stieß die schöne Frau einen Schrei aus und er befand sich plötzlich wieder am Ufer und hatte von nun an Glück. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 522. Die Nixe der Mosel liebte einen Jüngling, verkündete ihm ewiges Glück, wenn er ihr treu bliebe, schenkte ihm hundert Jahre Leben bei immer gleicher Schönheit und Jugend und als er ihr die ganze lange Zeit über treu geblieben war, zog sie ihn erst im hundertsten Jahre feierlich zu sich hinab. Hocker, Moselland, 316. Als einmal einem Ritter im Passeir von einer schönen Frau ein Trunk Wasser gereicht wurde, ließ sie eine Perle darin zergehen. Da trank der Ritter Liebe in sein Herz, hob die Frau zu sich aufs Roß und brachte sie auf sein Schloß. Plötzlich aber versank das Schloß sammt der Jungfrau und dem Rosse. Der Ritter wurde ein Bettler und plötzlich alt. Nach langen Jahren saß er einmal beim Schmied im Kallenthal auf dem Miste, siehe da erschien die Fee wieder und führte ihn in sein wiedererstandenes und prachtvoll ausgeschmücktes Schloß zurück, wo er auch sein Ritterthum und seine Jugend wiederfand und mit der Frau vermählt noch lange glücklich lebte. Weber im Innsbrucker Phönix 1851 S. 234.

Allbekannt ist die Rheinsage von der Nixe des Lurley (Fels der Lure oder Lore), die vom Felsen herab durch ihre Schönheit die Vorüber-

fahrenden bezaubert, aber in den Wellentod hinabreißt. S. die nähere Kritik dieser Sage in m. Odin S. 288.

Im großen Moos, einem Sumpfe im Uechtlande wohnt eine Fee, die zuweilen auf der Oberfläche des Sumpfs einen prächtigen Garten hinzaubert. Einst ging ein Bräutigam am Ufer, sah den schönen Garten und pflückte sich darin arglos eine Lilie für seine Braut, versank aber in die Tiefe und wurde der Fee zu eigen, Otte, Schweizer Sagen S. 50. Im Traunsee in Oesterreich badet zuweilen das Seeweiblein mit fliegenden Haaren zu Mittag oder im Mondschein und zieht öfters badende Männer oder Fischer mit in die Tiefe hinab. Unterhaltungen aus dem Geisterreich II. 419. Dasselbe wird von einem Wasserweiblein im Strudel der Donau erzählt, das. 421. Eine Nixe aus dem Mohrinersee lockt bei Nacht die Wanderer und wer das Unglück hat, sie zu erblicken, muß in den See hinein, er mag wollen oder nicht. Kuhn, Märk. S. Nr. 230.

Bei Scharzfeld im Harze liegt unter dem Römersteine der Nixteich. Hier soll die Nixe Ruma ein Ritter aufs zärtlichste geliebt haben, aber ihr grausamer Vater, der Berggeist, zerschmetterte ihr Kind am Felsen und sperrte sie selbst in einer unterirdischen Höhle ein, aus der sie sich jedoch, wie Arethusa, in Gestalt einer Quelle einen Ausweg bahnte, bis sie zum Nixteich gelangte und mit ihrem Geliebten wieder vereinigt wurde. Die Höhle, in der sie eingeschlossen war, heißt die Weingartenhöhle, und es sollen in ihr viele Schätze liegen. Thüringen und der Harz II. 120. 125. Im Mansfelder See lebte ein Jüngling zwei Jahre mit der Nixe. Als er einmal wieder herauf wollte, fürchtete die Nixe, er werde nicht wiederkommen und kündigte ihm traurig an, daß sie dann ihr eigenes Kind theilen müßten. Er kam wirklich nicht wieder und sie zerschnitt das Kind. Die obere Hälfte schwamm als Fisch davon, die untere begrub er am Ufer und es wuchs darauf eine Wasserlilie. Sommer, Sächs. S. I. 95.

Oft wird Untreue von den Nixen gerächt.

Ein Herr von Falkenstein verliebte sich in eine badende Nixe und kam alle Vollmondnächte zu ihr, sobald er ihr aber untreu wurde, verbrannte sie sein Schloß und trieb ihn bis zum Selbstmord. Paluzzi, Schwäb. Sagenchronik 48. Bei Wettin suchte ein untreuer Schäfer vergebens der Rache zu entgehen, indem er jedes Wasser vermied. Als er einmal aus Durst aus einer kleinen Lache trank, drückte ihm die lauernde Saalnixe augenblicklich das Gesicht ins Wasser und erstickte ihn. Sommer I. 43. Von Hulda, der Nixe der Werra, wird erzählt, Ritter Bodo habe sich ihrer Liebe erfreut, als er aber ein irdisches Mädchen geheirathet, sey sie bei der Trauung unter Donner und Blitz zwischen das Brautpaar getreten und habe den untreuen Bodo mit sich fortgerissen in ihr nasses Reich. Thüringen und der Harz VII. 98. Hulda heißt auch in der ehemals berühmten Oper das Donauweibchen, eine Nixe der Donau, welche

Ritter Albrecht von Waldsee untreu verläßt. Auch Fouqué hat in seiner Undine den nämlichen Stoff behandelt.

Ein Schiffer in Friesland beschwor die Mächte des Meeres, ihm auf seinen Fahrten treu zu seyn, dann werde er auch ihnen treu seyn. Sieben Meerfeen empfingen seinen Schwur. Seine Fahrten waren nun überaus glücklich und als er mit großen Reichthümern heimgekehrt, baute er sich ein Haus am Ufer und nahm ein Weib. Aber erzürnt über diese Untreue kamen an seinem Hochzeitstage die sieben Meerfeen mit der Fluth, überschwemmten sein Haus und zogen ihn mit sich ins Meer. Seitdem soll er vergebens in jeder Springfluth versuchen, das ersehnte Land wieder zu erreichen. Nothnagel, Sagen S. 20.

Männliche Nixen, Wassermänner, überfallen menschliche Frauen. S. oben die Merowingersage, womit ein altd. Gedicht aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts übereinstimmt. Es heißt „das Meerwunder" und steht in von der Hagens Heldenbuch.

Ein edle Königin wandelt am Ufer, da überfällt sie ein zottiges Meerwunder und schwächt sie. Das Kind, das sie gebiert, ist ein wahres Teufelskind, ein unbändiger Bube voll Bosheit und Tücke, die er an dem König und seinem älteren Bruder besonders wild ausläßt. Endlich erzählt seine Mutter, wie sie zu einem solchen Unhold von Sohn gekommen sey und als derselbe Vater und Bruder tödten will und sie mit ihm kämpfen, ergreift die Mutter den Bogen und schießt so viele Pfeile in den zottigen Sohn, bis er stirbt. Dann gehen sie ans Ufer und lauern auf das Meerwunder, welches wieder zur Königin heraufkommend, ergriffen und ebenfalls getödtet wird. — Aus einem See in Mähren steigt der Nissen als eine Wassersäule empor, ergreift das Mädchen am Ufer und umarmt sie mitten in den Wellen. Straube, Vaterl. Sagen 10. Der Nix aus dem Bölchensee kommt in schöner Knabengestalt durchs Fenster eines Mädchens. Stöber, Elsäß. Sagenb. 54. Bei einem furchtbaren Meersturme hörte man im Schiffe ein Weib schreien, das während der größten Gefahr der Mannschaft von einem Teufel (Nix) überfallen worden war, aber ein Priester vertrieb ihn. Cardanus, von wunderb. Sachen 715.

Die Sage kennt auch Nixen, welche Mädchen im wilden Tanz davonführen.

So tanzte zu Laibach das Volk nach alter Sitte auf dem Markt um die Linde, als ein schöner geputzter Jüngling sich unter die Tänzer mischte und mit Ursula Schäferin, einer schönen und frechen Dirne, so lange tanzte, bis sie sich immer weiter vom Markt entfernten und endlich im Bache Laibach verschwanden. Valvasor, Ehre d. Erzh. Krain II. 15. 191. Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 422. Ebenso tanzt einer ein Mädchen bei

Gent in den Neckerbeeke (Nixenbach) hinein. Wolf, Niederl. S. Nr. 514. Deßgleichen in Dänemark. Grimm, Altdän. Heldenl. 403.

In Hofmanns Schles. Volksl. Nr. 1 wird das schöne Hannele von einem Wassermann geraubt und hat sieben Kinder mit ihm. Endlich erlaubt er ihr einmal wieder zur Kirche zu gehen, sie sieht ihre Eltern wieder und möchte gar zu gern bei ihnen bleiben. Der Wassermann will es auch zugeben und die Kinder mit ihr theilen. Jedes bekommt drei Kinder, das siebente soll in zwei Hälften zerstückt werden. Das gibt aber die Mutter nicht zu und kehrt lieber ins Wasser zurück.

In Holland soll die schöne Sitte herrschen, daß Brautleute, wenn sie über eine Brücke fahren, sich umarmen und küssen, zum Andenken an ein Brautpaar, das einst von einem trunkenen Fuhrmann auf einer Brücke umgeworfen wurde und ertrank. Wolf, niederl. Sagen Nr. 530. Ich vermuthe, die Sitte sey ein Ausdruck der Furcht vor dem räuberischen Wassermann und diene als Beweis treuer und reiner Liebe zu dessen Abwehr.

Oefters werden Bräute am Hochzeittage vom Wassermann entführt. Nach einer Sage bei Andersen wird

Agnete, Hemmings Braut, vor der Hochzeit von einem Meermanne entführt, lebt lange mit ihm unter dem Wasser und bekommt sieben Kinder. Endlich darf sie einmal wieder ans Land, findet aber, weil 40 Jahre verflossen sind, alles verändert, ihre Mutter todt, ihren Bräutigam als Greis. Schaudernd, so lange in der Sünde gelebt zu haben, sucht sie in der Kirche Trost, aber der Meermann streckt ihr aus dem Wasser ihre Kinder entgegen. Da bricht ihr Herz und sie fällt todt nieder. In Lappes Blättern 1829. II. 170.

Sagen, in denen der Meermann selbst der Bräutigam ist, kommen öfter vor. Am schönsten ist die vom Teufelsbade, einem Weiher bei Kloster Michelstein unfern von Blankenburg im Harze.

Die stolze Gräfin von Blankenburg, die alle Freier verschmäht, wird einmal auf der Jagd durch einen Hirsch weit in die Irre gelockt, findet einen wunderschönen Jüngling an einem Abgrunde schlafend, weckt ihn, um ihn vor dem Falle zu retten, und wird so in Liebe zu ihm entzündet, daß sie ihn heirathet. Aber am Hochzeitstage gibt er sich als Teufel zu erkennen und entführt sie in jenen Weiher. Leibrock, Sagen des Harzes 647. Pröhle, aus dem Harz 85. Der Teufel war wohl hier ein Wassermann.

3.

Zwerg- und Elbenmärchen.

Unter den Zwergen, Wichten, Kobolden, Unholden versteht man gewöhnlich mißgestaltete kleine Genien des Bergwerks oder wenigstens ein häßliches, unter der Erde im Dunkeln wohnendes Volk, unter den Elben, Holden, Wittchen, Hütchen ꝛc. dagegen kleine und überaus schöne Lichtgestalten, in denen der ganze Liebreiz der Kinderwelt sich vereinigt mit dem ausgebildetsten Geist. Beide Classen kennt auch die Märchenwelt der keltischen und slavischen Völker und offenbar sind ihnen auch die Satyrn, Faunen, Nymphen und Genien des classischen Alterthums verwandt, obgleich diese viel mehr derbe Körperlichkeit an sich tragen und jene nordischen Gestalten ungleich zarter und geisterhafter sind.

Im Allgemeinen stellt dieses kleine Volk im altdeutschen Heidenglauben die Genien der gegliederten, vornehmlich der organischen Natur dar im Gegensatz gegen die Riesen, welche als Genien der großen elementaren Massen aufgefaßt werden. In den Bergzwergen werden die Metalle, die unterirdischen Feuerkräfte, in den Elben die zarteren Lufterscheinungen, dann hauptsächlich die Pflanzen und Thiere vergeistigt. Aber nicht blos einzelne Blumen, Bäume, Thiere nehmen elbischen Charakter an, vielmehr wird in den Elben auch der ganze zauberhafte Eindruck einer Gegend, ja eines Moments in der Natur personificirt, der Geist der Landschaft, der Flora und Fauna. Es lag im deutschen Gemüth und liegt noch darin, sich durch die äußere Natur geheimnißvoll anfremden zu lassen. Das ist der tiefste Grund alles s. g. Romantischen. Aber es ist viel älter als die christliche Romantik des Mittelalters. Schon unsern heidnischen Vorvätern trat der Geist der Landschaft, jenes wunderbare Geheimniß, das in den Wipfeln des Waldes rauscht und in den Wellen am Ufer, in der reizenden Gestalt einer Waldminne oder Meerminne entgegen, und alles Ungewöhnliche, vom Gemeinen sich Hervorhebende, Charakteristische, Wunderliche, Anziehende und Schreckhafte an Pflanzen und Thieren erschien ihnen als elbischer Spuck. Die ganze sie umgebende Natur wurde in diesem Sinn zu einer Geisterwelt.

Die Riesen sind den Menschen an Körper, die Elben an Geist überlegen,

aber beide entbehren die dem Menschen allein angehörige Seele. Die ganze organische Natur ist von Geist durchdrungen, aber ohne Seele. So alt wie die Metalle im Innern der Berge, so alt sind die klugen Bergzwerge selbst; so alt wie die majestätische Eiche und Linde auch der darin wohnende Elbe. Alle übertreffen den Menschen weit an Erfahrung. Als Geister der Natur beherrschen sie die geheimnißvollen Naturkräfte und bringen Werke hervor, die viel kunstreicher sind als alles Menschenwerk. Man sollte bisweilen glauben, die alten Deutschen hätten schon von den Fernwirkungen der elektromagnetischen Kraft und von der Macht des Gases eine Ahnung gehabt, so genau stimmen oft ihre Vorstellungen von der Magie der Elben damit überein. Aber bei all dieser Geistesmacht haben die Elben keine Seele. Diese Entbehrung fühlen sie schmerzlich und sehnen sich daher nach dem innigsten Verkehr mit den Menschen, rauben menschliche Kinder nur aus Liebe, um sich einzubilden, es seyen ihre Kinder, und hoffen durch liebende Vereinigung mit den Menschen eine Seele zu bekommen. Theophrastus Paracelsus opp. II. 180. 190. Diesen schönen Gedanken hat in neuerer Zeit Fouqué sehr glücklich in seiner Undine durchgeführt. Heinrich Kornmann, mons Veneris, Frankf. 1614 S. 110, sagt von den Wasserfrauen und andern elbischen Wesen: „Zu gleicher Weise, als ein Heyd, der vmb die Tauff bittet, auff daß er seine Seel erlange und lebendig werde in Christo, also stellen sie nach solcher Liebe gegen den Menschen, auff daß sie mit dem Menschen in demselbigen Bündnuß seyen, denn aller Verstand und Weißheit ist bei ihnen, außerhalb der Seelen Eygenschafft und die Seele nicht, also empfangen sie die Seele."

Die Zwerge und Elben sind geisterhaft, nur ausnahmsweise sichtbar. Oft kommt in Sagen vor, man sehe sie nur von vorn, hinten seyen sie hohl. Grimm, Anhang vom Abergl. CXLII. Wolf, Zeitschr. I. 274. Oft erscheinen sie in thierischer Gestalt, meist als kleine Kinder, die Bergzwerge in rothen Röcken, das unterirdische Feuer, die Holden in grünen Röcken, die Vegetation bezeichnend. Nur die erstern kommen gnomenhaft, bucklicht, schiefmäulig oder wurzelhaft, haarig vor, die letzteren sind schön wie Engel und besonders wird ihr langes goldnes Haar gerühmt.

Das Hauptattribut aller Elben und Zwerge ist der Hut, wovon sie

überhaupt den Gesammtnamen Hütchen führen; auch der Name Kobold scheint mir von Kappe, Kapuze hergeleitet werden zu müssen. Alle deutschen Sagen stimmen nun darin überein, daß der Hut die Zwerge und Elben unsichtbar mache und daß sie nur sichtbar werden, wenn sie den Hut verlieren, der daher auch Nebelkappe, Tarnkappe (bergende Kappe), Helkappe heißt. Grimm, D. M. 431. Der Grundbegriff ist das verborgene Wirken der Natur. Nicht minder wichtig ist bei den Zwergen und Elben der Schuh, mittelst dessen sie blitzschnell die weitesten Räume durchschreiten, den sie aber nicht gern sehen lassen. Auch er deutet auf das geheimnißvolle Wirken der Natur. An die Stelle des rothen, grünen, goldnen oder gläsernen Schuhes treten in vielen Sagen Gais- oder Gansfüße, was wohl damit zusammenhängt, daß diese beiden Thiere als Attribute des Donnergottes und der mütterlichen Naturgöttin, Symbole der Fruchtbarkeit und des Natursegens sind.

Nach der Grundvorstellung der Volkssage waren zuerst die Riesen auf der Welt, dann folgten Zwerge und Elben, zuletzt die Menschen, d. h. die Erde mit ihren Bergen, Meeren, Flüssen und mit ihren Pflanzen und Thieren mußte vorangehen, ehe der Mensch leben konnte. Die Zwerge und Elben wurden aber in ihrem ursprünglichen Frieden durch die Menschen gestört, wie die Riesen und Nixen.

Von den Zwergen im Erzgebirge heißt es, sie seyen vor dem Andrange der Bergleute geflohen, würden aber dereinst in ihr heimathliches Reich wiederkehren, wenn die Menschen verschwunden seyn würden. Preusker, Blicke I. 55. Zu Steinbach stürzten die Zwerge einen Schacht ein, den ein Bergmann gegraben hatte. Dieser sah es, floh entsetzt, ging nie mehr in den Berg und wurde ein Messerschmied. Da belohnten ihn die Zwerge und seitdem gedeiht die Messerfabrikation trefflich im Ort, ein Bergwerk gibt es aber dort nicht mehr. Bechstein, thür. Sagensch. IV. 172. — Einmal gaben die Zwerge den Bergleuten eine kostbare Münze unter der Bedingung ihre Arbeit im Berge einzustellen, welche Würdigeren vorbehalten sey. Abraham von Frankenberg, Gemma magica II. 33. Oft sind die Bergzwerge zutraulich und lassen die Menschen gewähren, bis die letzteren einen Frevel begehen. Im Harz führt ein Felsen den seltsamen Namen Spardiemüh. Hier hausten einst gütige Bergzwerge, die den Menschen metallne Geräthe zu Hochzeiten liehen. Als man es ihnen aber einmal nicht wiederbrachte, flohen sie die undankbaren Menschen für immer und verschlossen den Felsen. Dem ersten Menschen, der den Eingang wieder suchte, rief eine Stimme zu: „spar die müh“. Pröhle, Harzsagen

S. 47. Aehnliche Sagen gibt es noch viele. Durchgängig geben sich die Zwerge, ungleich den Riesen, anfangs den Menschen hin, helfen ihnen, schmieden für sie Geräthe &c., bis der Undank sie vertreibt. Dann aber verschütten sie die Bergwerke, tödten den frevelnden Bergmann durch böse Wetter oder brechen ihm den Hals. Sind die Bergleute aber brav, so ist es der Berggeist selbst, der ihnen gütig verborgne Metalladern öffnet oder sie und ihre armen Angehörigen reich beschenkt.

Elben, die ausschließlich der Luft und dem Licht angehören,

sind ohne Zweifel die, von denen die Volkssage berichtet, sie trocknen Wäsche hoch in der Luft an unsichtbaren Seilen, und dann komme Regen. Vgl. Gräße, sächs. Sagen No. 456 und Panzer, Beitrag I. 1 f. Das sind zarte weiße Wölkchen an hellen Sonnentagen. Die Elben tanzen auch auf solchen Seilen, Panzer S. 17. Den Wiederschein in Wasserblasen faßte das Volk poetisch auf als kleine Elben, die darin ihre Wohnung haben. Wolf, niederl. Sagen S. 66. Das erinnert an die irische Vorstellung von Thautropfen, die unter dem zarten Fuß der Elben nur zittern, ohne zu zerfließen. Grimm, irische Elfenm. VIII. Der Gegensatz zwischen den zarten Lichtelben und den unterirdischen Zwergen tritt in einer Tiroler Sage auf liebliche Art hervor. Die Eismännchen unter den Gletschern des Oetzthals sollen die Saligenfräulein hoffnungslos lieben. Innsbrucker Phönir. 1851. S. 91.

Sehr oft erscheinen die Elben ganz allgemein als Genien des Ortes überhaupt, wohnend unter der Erde, vor den Menschen.

In Holland machte sich Einer den Spaß, in einen kleinen Hügel zu stechen, in dem Elben wohnen sollten, da kam eine Anzahl kleiner weißer Frauen heraus und verfolgten den Bösewicht, daß er mit genauer Noth entrann. Wolf, deutsche Märchen No. 221.

Meist aber muß man sich die Elben als in der Vegetation lebend denken. Darum heißen sie „das stille Volk", oder Waldminnen, Waldweiblein, Holzweiblein, Moosweiblein. Blumenkappen sind ihre Helme, Schuhblumen ihre Schuhe, Dornen ihre Waffen. Eine Menge Kräuter und Blumen tragen heute noch elbische oder Hexen- und Teufelsnamen, die den elbischen nachgebildet sind. Vgl. Grimm, D. M. 417. 1142 f. Ich erwähne nur Alpraute (Wermuth), Alpranke (Gaisblatt), Nixblumen oder Mummel (Wasserlilie), Trudenbeutel (Bovist) &c. Elben leben auch in Bäumen. Die s. g. Wohnbäume, worin Elben wohnen, entsprechen genau den Hamadriaden der Alten.

Eine umgehauene Erle beginnt zu bluten, zu weinen und zu klagen. Meinert, Kuhländchen S. 122. Hans der Träumer will unter Karl dem Großen

drei Bäume niederhauen, da hört er drei blonde Jungfrauen über den bevorstehenden Tod ihrer Schwestern klagen, schont daher die Bäume und wird durch reichen Feldsegen belohnt. Pröhle, aus dem Harze S. 93. Nach Leibrock, Sagen des Harzes S. 117 waren es Ahornbäume. Im Kilkner Walde im Vorarlberg sollte eine uralte Tanne gefällt werden. Da kam der Feng und bat, sie nicht umzuhauen, denn er sey gerade so viele Jahre alt, als die Tanne Nadeln zähle, und wenn sie nicht mehr wäre, könne er sein Alter nicht mehr wissen. Vonbun, Vorarlberg. Sagen S. 4. Vgl. Baader, bad. Sagen. No. 14. 184. Abgebrochene Zweige bluten. Rochholz, Aargauer Sagen S. 72. 74.

Ohne Zweifel glaubte man ehemals, von der Erhaltung solcher Bäume hänge der Wohlstand, ja die Existenz des Ortes ab.

Die Bewohner von Neustadt pflegen ihre Linde nicht blos aus Eitelkeit. In Schweden glaubt das Volk ausdrücklich, der die Wohnungen schützende Elb (Puk oder Nisse) bewohne solche Bäume. Arndt, Reise III. 15. Auch das Dorf Eich bei Freiburg im Uechtlande hat seinen Namen von einer Eiche, an welche die Existenz des Dorfes gebunden ist. Mémoires de l'acad. Celtique V. 192. Im Bregenzer Walde gibt es noch alte Familienbäume, um welche die ganze Familie kniet und das Abendgebet verrichtet. Man pflanzt gewöhnlich einen jungen Baum daneben, der für den alten eintritt, wenn dieser endlich abstirbt. Wird einmal eine Familie durch Armuth gezwungen, ihr Gut zu verkaufen, so bedingt sie sich doch ihren Baum und einen freien Fußweg aus, um zu demselben hingehen und dort ihre Andacht verrichten zu können. Schwab, Bodensee S. 169. Wie ehrwürdig sind solche alte Sitten im Vergleich mit dem heutigen Güterschacher, wodurch den alten Allemannen ihr heiliger Boden unter den Füßen weggezogen wird.

Die Elben gehen und kommen, wie das Laub der Pflanzen, wie die Saaten selbst:

In der Schweiz kommen die freundlichen und hilfreichen Hauri im Frühling und verschwinden im Herbst. Vogt, im Gebirg S. 160. Nach Zingerles Sagen aus Tirol S. 85 zieht das dämonische Kasermanuel unsichtbar mit seiner Heerde, deren Glocken man läuten hört, auf die Alpen hinauf, gerade wenn die Hirten im Herbst wieder herabgekommen sind. Auch das dürfte wohl nur den herbstlichen Heimzug der Elben ins Innere der Berge bedeuten. Nach Grimm D. M. S. 428 wandern die Wichtelmännchen vom Dosenberge nach der Erndte fort und einer ruft noch scheidend dem Schnitter zu: unsere Zeit ist aus. — Ein Schiffer bei Holzminden mußte die Zwerge über die Weser fahren, sie waren aber unsichtbar und er fühlte nur die schwere Last im Schiff. Ganz zuletzt fuhr der König über, nahm seine Mütze ab und zeigte dem erstaunten Schiffer die ungeheure Menge der Zwerge, die das Feld bedeckten.

Schambach und Müller, Niederf. Sagen No. 141. Als sie bei Rinteln über die Weser fuhren, gaben sie dem Fergen zum Lohne Pferdemist, der aber zu Gold wurde. Kuhn No. 270. Bei Idstädt nie endendes Garn. Sommer, sächs. Sagen I. 24.

Ueberhaupt bestehen nach allen Volkssagen die Geschenke der Zwerge und Elben durchgängig aus Sinnbildern der menschlichen Arbeit, aus Kohlen, Hobelspänen, Stroh 2c., die zu Gold werden. Der Sinn ist: indem ihr Menschen nun die vorher uns allein gehörende Natur beherrscht, müßt ihr arbeiten und nur durch Haus- und Feldarbeit könnt ihr den Reichthum gewinnen, den wir umsonst hatten.

Die Geister des wilden Urwalds scheuen den ihnen fremden Menschen, wenn er zum erstenmal ihre tiefe Waldeinsamkeit stört, fühlen sich aber auch wunderbar von ihm angezogen. In den meisten Sagen erscheinen sie weniger furchtbar, als neckisch und gutmüthig und haben mehr Ursach, sich über die Menschen zu beklagen, als umgekehrt.

Ein Vorwitziger, der es wagte, das s. g. Wäldermädle, ein wildes Waldfräulein bei Wolfach, mit Namen anzurufen, wurde von ihr in die Kinzig geworfen. Baader, No. 100. Eine ganz ähnliche Geschichte in Wolfs D. M. No. 218. Das s. g. Mittagweiblein erschreckt im Wald die Holzhauer, indem sie unter einer Last Holz weinend daherkommt. Wenn aber der Holzhauer ihr die Last mitleidig abnimmt, verschwindet sie und er steht in einem Sumpfe. Gräve, Sagen der Lausitz S. 59. Im Zeitelmoos im Fichtelgebirge fand ein Reiter zwei Kinder am Wege und ermahnte sie heimzukehren. Als er etwas weiter fortgeritten war, sah er vor sich wieder die nämlichen Kinder, die ihn auslachten. Pachelbel, Fichtelgebirge S. 90.

Der Schwank von gefangenen Nixen, der so genau mit Polyphem's Ueberlistung in der Odyssee zusammenstimmt, wiederholt sich in einer Waldsage des Vorarlberg.

Eine neugierige Fenggi kam zu einem Holzhauer und frug, wie er heiße? Schalkhaft antwortete er: „Sälb tho". Nachher ließ er sie einmal, da sie es gern versuchen wollte, statt seiner sägen; als sie aber im Eifer ihre Hand zwischen dem klaffenden Holze einklemmte, ließ er sie stecken. Als nachher andere Fengge kamen, sie losmachten und frugen, wer ihr das angethan habe, schrie sie immer nur: „Sälb tho". Vonbun 5. Ein Erdmännchen bei Gutannen, das einem Mädchen nachstellte, wurde von dessen Liebhaber eben so betrogen. Kohlrausch, Schweizersagen I. 26. Vgl. Wolf, Zeitschr. IV. 97. Eine ähnliche Sage der Normandie bei Bosquet, la Norm. p. 131.

Noch ungleich bedeutsamer ist eine noch nicht edirte Sage von Paznaun in Tirol, die ich der gütigen Mittheilung des H. Prof. Zingerle in Innsbruck verdanke.

Auch in Tirol wurde ein wilder Mann beim Holzfällen in einer Baumspalte eingeklemmt und von den Bauern gefangen, aber von diesen als Orakel in Bezug auf Witterung und Erndte benützt. Von ihm lernten sie die geheimen Zeichen in der Abendröthe, im Nebel rc., in welchen die Natur ihre eigne Zukunft errathen läßt.

Auch das Echo galt als Dwergmal, Stimme des Zwerges.

Der Mensch ruft und der Zwerg äfft ihn unsichtbar. Herrandssaga 11. Langbye 464, 468, 470. Grimm, D. M. 421. Gräter, Bragur I. 107. II. 89. Daß ein Zwerg im Echo rufe, glaubt das Volk auch bei Beuren in der rauhen Alb. E. Meier No. 63. Das drückt ganz das auf den Menschen aufmerksame, neugierig horchende und zugleich neckische Wesen der Elben aus. Deshalb sind auch alle durch ihr plötzliches Aufrauschen oder durch ihre Stimme den Menschen überraschenden und erschreckenden Waldvögel elbisch. Von dem pierre bavarde (Plauderfelsen) an der Marne, glaubt das Volk, er plaudre aus, was man in seiner Nähe geredet habe. Wolf, niederl. Sagen No. 533. Das ist wohl der neckische Elbe, der Liebende belauscht.

Aus der Neugier der Waldelben blickt der Gedanke hervor, daß sich diese wilden Wesen durch die menschliche Cultur angezogen fühlen und zutraulich daran Theil nehmen. Dieser Zug wiederholt sich in vielen Sagen.

Ein wildes Holzweibchen in der Lausitz fühlt einmal das Bedürfniß, sich ihr verwildertes Haar von einer armen Hirtin wieder recht rein auskämmen zu lassen, wofür sie ihr dann dürres Laub schenkt, das zu Golde wird. Büsching, Wöch. N. I. 147. Die Wichtlein bei Naila bitten einen Bauer um Brod und geben ihm dafür einen rothen Kuchen. Pachelbel, Fichtelgeb. 93. Nach einer voigtländischen Sage in Schmidts Reichenfels 144 findet ein wildes Holzweibchen ganz besondere Freude am Brode, läßt sich welches von den Menschen geben und verschafft dafür ihren Kühen reichen Milchsegen. Einmal gibt sie ihnen das ausgehöhlte Brod mit Spänen gefüllt zurück, die zu Golde werden. In einer andern Sage daselbst 146 mit Laub, das zu Golde wird. Auch in Börners Sagen aus dem Orlagau 236 kommt ein Waldweibchen vor, dem man Brod bäckt und das zum Lohne dafür die ausgehöhlte Brodrinde mit Silber anfüllt.

Diese Holz- und Waldweibchen sind ohne Zweifel Genien der Wälder und Wiesen, in denen die Kühe waiden und durch fetteres Futter befähigt werden, mehr Milch zu geben. Oder überhaupt Genien der Vegetation,

die sich darüber freuen, was der Mensch aus dem unscheinbaren Korn zu machen versteht. Das Wohlgefallen der Elben am Brodte steht überhaupt im direkten Gegensatz zu dem Hasse der Riesen gegen das Brod. Die Zwerge wachen sogar über die Heilighaltung und gute Anwendung des Brodtes. Nach Börner 203 und Schmidt Reichenfels 143 verlassen sie den Ort, wo die Brodte in den Ofen gezählt werden, d. h. wo man geizig ist.

Die milde und gutmüthige Natur der Waldelben tritt klar hervor in einer Sage des Orlagau bei Börner 227.

Ein muthwilliges Waldweibchen zerstörte einen schönen Heuhaufen, den ein Bauer eben erhöht hat, wird aber dafür von ihrem eigenen Männchen getadelt. Daselbst 231 wird von einer Bäurin erzählt, sie habe einmal das Kind eines Waldweibleins in einer Baumrinde liegen sehen und aus Mitleid an die Brust genommen, wofür ihr das Weiblein nachher die Rinde geschenkt habe, die zu Golde geworden sey. Bei Krotendorf wurde ein verloren gegangenes Kind von einem Männlein gepflegt und genährt. Lehmann, Erzgebirge 53. In Tirol helfen die seligen Fräulein den Kindern im Walde Beeren pflücken, verschwinden aber sogleich, wenn die Kinder merken, wer sie sind. Zingerle, Märchen No. 10. Ein zarter Zug. — In einem Märchen von Arndt heißt es: Jakob Dietrich, ein Arbeiter zu Rambin, stahl zufällig einmal in der Johannisnacht einem Zwerge seine Mütze und gab sie ihm nicht wieder, bevor er ihm nicht alle Geheimnisse und Schätze des Berges zeigen würde. Da führte ihn der Zwerg in das Innere des Berges und zeigte ihm eine dämmernde Wunderwelt voll Zaubergärten und darüber einen künstlichen Himmel, an welchem strahlende Juwelen die Stelle von Sonne, Mond und Sternen vertraten. Ueber viele Gewässer führten Kähne in Schwanengestalt zu Inseln, deren Bäume voller Vögel waren. — Ein Anderer, der zufällig ein Zwergmützchen fand, ließ sich von dem Zwerge dafür drei Karren voll Gold geben. Wolf, Deutsche Märchen No. 13. Ein ähnlicher Fall in Kuhns Norddeutschen Sagen No. 248. Ein Schäferjunge Namens Schlagenteufel fand einmal ein kleines Glöckchen, das von einer Elbenkappe abgefallen war. Dafür gaben ihm die Elben einen Hirtenstab, dem die Schafe blindlings folgten, so daß er der reichste Schäfer auf der Insel Rügen wurde. Arndts Märchen I. 196. Temme, Volkss. v. Pommern No. 223. Dieser Hirtenstab bedeutet offenbar eine dem Schäfer gewordene tiefe Einsicht in die Behandlung seiner Thiere. Ein Bauer, der einen Zwerg gefangen hatte, ließ sich von demselben einen eisernen Pflug schenken, der ungemein leicht ging und durch den er reich wurde. Von Steinau, Volkss. S. 293. Das bedeutet wieder eine von dem Bauern gewonnene bessere Einsicht und Praxis im Ackerbau. Mit dieser Sage steht eine andere in merkwürdigem Gegensatz. Johann Wilde, ein Bauer auf Rügen, stellte sich

betrunken, um die Zwerge zu betrügen. Sie kamen ihm nahe und es glückte ihm, dem einen seinen gläsernen Schuh auszuziehen und ihn dadurch zu fangen. Als Lösegeld verlangte er, daß in jeder Furche, die er fortan pflügen würde, ein blanker Dukaten liegen müsse. Aber er pflügte aus Geiz immerfort, bis er entkräftet niederfiel und starb. Arndt I. 197. Temme No. 222. Hier ist auf sinnige Weise dargethan, wie dumme Habgier ihres Zwecks verfehlt, selbst wo die bessere Gelegenheit geboten ist. — Ein Jäger, dem die unsichtbaren Zwerge den Schuß verdarben, schoß blind unter sie und traf einen so, daß ihm der Gürtel abfiel und sichtbar wurde. Der Jäger gab nun den Gürtel nicht eher wieder her, bis der Zwerg ihm den Freischuß gewährte, d. h. die Gabe, immer zu treffen. Temme, No. 225.

Der tiefere Sinn in diesen Sagen tritt zuweilen gegen den reinen Humor zurück.

So in einer Zittauer Sage. In der Nähe dieser Stadt hörte einmal ein Bauer in Berzdorf zu, wie die Querre sich vornahmen, unsichtbar einer Hochzeit anzuwohnen. Auf seine Bitte nahmen sie ihn mit und setzten ihm ein Käppchen auf, durch das er unsichtbar wurde. Er mußte ihnen aber versprechen, kein Essen mitzunehmen. Nun fraß er an der Hochzeitstafel den Gästen unsichtbar das Essen vom Munde weg und trank dazu eben so unmäßig, ja stopfte sich zuletzt auch noch alle Taschen voll. Aber weil er sein Versprechen nicht gehalten, schlugen ihm die Zwerge das Käppchen ab und so stand er auf einmal sichtbar vor allen Gästen da und wurde schrecklich durchgeprügelt. Büsching, Wöchentl. Nachrichten I. 73. Dieselbe Sage erzählt auch Kuhn in den Nordd. S. Nr. 291 von Barneize an der Aller. Derselbe beschreibt Nr. 270 auch eine Mahlzeit, an der die Zwerge unsichtbar Theil nahmen, bis sie sich ganz in Schweiß aßen, vor Hitze die Hüte abnahmen und nun alle sichtbar wurden. Aber jeder zahlte für seinen Theil am Mahle ein Goldstück.

Es fällt auf, daß sich die Zwerge so häufig als Diebe in Erbsenfeldern einfinden. Grimm, D. S. Nr. 155. Dessen D. Myth. 434. Schambach und Müller Nr. 147 ꝛc. Sollte darunter wohl die Feindschaft der Zwerge als ursprünglicher Grundeigenthümer gegen den menschlichen Anbau gemeint seyn? Die Erbse ist eine der ältesten Culturpflanzen, die noch vor dem Getreide gebaut wurde.

Die Anwesenheit der Elben ist ein Zeichen des Feldsegens. Ausdrücklich wiederholt die Sage, mit den Elben entfliehe der Segen. Wo der Alber geht, wächst das fetteste Gras, sagt man in Tirol. Zingerle in Wolfs Zeitschr. II. 62. Daher auch, wo Elben im Ringe tanzen, das fetteste Gras wächst, in den s. g. Elbenringen. Es ist merkwürdig,

daß besondere Elben der Cerealien nirgends charakteristisch hervortreten, vielmehr in der Sage auch die bei der Feldarbeit mithelfenden Elben ausdrücklich als wilde Waldelben bezeichnet werden, die nur aus Neugier an der ihnen bisher unbekannten Arbeit Theil nehmen.

Der Volksglaube vom Zwergloch zwischen Hildesheim und Marienburg (Schambach und Müller Nr. 140) erklärt den Feldsegen durch die Zwerge am besten. Die Zwerge sollen nämlich unter der Erde eifrig Gold und Silber schmieden und von der Hitze ihres Schmiedfeuers wird die Erde unter ihnen fruchtbar, ja es setzen sich Gold- und Silberkörner in die Aehren. Nirgends ist der alte Heidenglaube so deutlich und poetisch zugleich ausgedrückt. In vielen andern Sagen heißt es nur, die Elben hülfen den Menschen beim Heumachen und bei der Erndte. Doch wollen sie nie dazu aufgefordert seyn, noch soll man ihnen zusehen. Wolf, deutsche Märchen Nr. 69. Caesar. Heisterb. VIII. 43. Stöber, Elsäß. Sagen Nr. 2.

Als einmal ein Bauer über die Mühsal, mit der ein kleiner Zwerg an einer einzigen Aehre schleppte, lachen mußte, verschwand der Feldsegen für immer. Kuhn, Nr. 270. Wöste, Volksüberlief. 41. In einer andern Sage erscheint dagegen ein einziger Zwerg so stark, daß er allein alle Garben auf dem Felde zusammenbindet. Wolf, D. M. Nr. 68. Auch wissen die Elben am besten, wenn es Zeit zu säen und zu erndten, zum Auszug und zur Heimkehr der Hirten ist. Der Alpbutz in Tirol klopft im Beginn des Herbstes an die Thüre der Sennhütte, um dem Senn anzuzeigen, es komme bald Schnee und er solle nun ins Thal heimkehren. Steub, Drei Sommer 136. Wenn es Zeit ist, das Vieh von den Alpen wegzutreiben, hören die Hirten im Herbst die Stimme eines Kindes. Henne, Schweizerblätter 1833 S. 310. Einem faulen Senner wurden, während er schlief, alle seine Kühe entführt. Er kehrte nun ohne Vieh von den Alpen heim, that aber den ganzen Winter über, als seyen die Kühe noch da und holte nach, was er bisher versäumt, fegte täglich den Stall aus, that, als ob er die Kühe melke rc. Dadurch bewog er die Berggeister, ihm die Kühe zurückzugeben und als er den 1. Mai auf die Alp kam, fand er sie alle wieder, fetter als je. Nur eine hatte eine Dille zu wenig am Euter, weil der Senn ein einzigesmal geflucht hatte. Wyß, Idyllen II. 333. Dieß drückt vollkommen die sittliche Beziehung zwischen den Hirten und Elben aus. Von hoher Zartheit ist die Bitte dänischer Hirten, wenn sie die Kühe austreiben: kleiner Troll, dürfen meine Kühe auf deinem Hügel grasen? Thiele I. 4. — Im Gadmenthal in der Schweiz fand einmal ein Bauer seinen Acker über Nacht abgemäht, die ganze Erndte lag in reifen

Schwaden vor seinen Augen da. Allein da er sie noch einige Tage hatte auf dem Halm stehen lassen wollen und glaubte, irgend Jemand habe ihm aus Bosheit einen Possen gespielt, führte er den Segen ärgerlich und fluchend in die Scheuer. Wie aber staunte er freudig überrascht, als am andern Tage ein Hagel alle Fruchtfelder niederschmetterte, so daß seine Erndte allein gerettet war. Das hatte er den Toggeli (Zwergen) zu verdanken. Kohlrausch, Schweizersagen I. 13.

Auch das Vieh wird von gutmüthigen Elben gehütet. So im Greyerser Lande. Man setzt dem Elben zum Lohne einen Napf voll Milch hin, wovon er der Napfhans heißt. Als man es aber versäumte, stürzte er die Kühe in den Abgrund. Alpenrose 1824 S. 74.

Die Elben geben den Menschen das Beispiel der Uneigennützigkeit. Wenn sie den Menschen dienen und Geschenke machen, so wollen sie doch nichts dafür annehmen, und fliehen, wenn man ihnen Gegengeschenke aufzwingt.

Am häufigsten kommen die Sagen von schönen neuen Schuhen *) vor, die der Hirt oder Bauer dem hülfreichen Zwerge machen läßt, die er aber verschmäht und für immer flieht. Börner, Sage aus d. Orlagau S. 242. Schmidt, Reichenfels S. 146. Baader Nr. 99. E. Meier Nr. 66. ff.

Die Elben des Waldes, der Wiese, des Berges 2c., wo der Mensch seine Nahrung baut, bleiben dem Hause treu und stehen in einer freundlichen Beziehung zum Menschen, wenn derselbe nicht frevelt. Die Volkssage denkt sich das kleine Elbenvolk, als wohne es unter dem Hause in der Erde.

In mehreren Sagen bitten die Unterirdischen die Bauern dringend, den Stall zu entfernen, der gerade über ihren Wohnungen liege und sie verunreinige. Kuhn Nr. 329. Müllenhoff Nr. 590. Schambach und Müller Nr. 142. Dieser Volksglaube diente dazu, Dienstboten und Kindern Reinlichkeit zu empfehlen. Das Zusammenleben der unsichtbaren Zwerge mit den Menschen ist ein sehr friedliches. Oft bitten die ersteren um die Erlaubniß, in einem größeren Zimmer des Hauses eine Hochzeit halten zu dürfen und kommen dann in großen Schaaren durchs Schlüsselloch herein. Grimm, D. Sagen Nr. 31. Ein ähnliches Zimmer putzten sie mit großer Pracht aus. Leibrock, Sagen des Harzes II. 114. Sie wollen aber bei ihren Hochzeiten nicht beobachtet sein und strafen die Lauscher. Ist man discret, so geben sie unscheinbare Gaben, die aber zu Golde werden, oder Talismane, die dem

*) Nach Pröhle „unterharzische Sagen“ S. 10 ist es am Harz sprichwörtlich, wenn Jemand seines Dienstes entlassen werden soll, „der bekommt bald ein Paar Schuhe“. Das ist hergeleitet von dem Glauben, die Zwerge ziehen ab, wenn man ihnen ein Paar Schuhe schenkt.

Hause Glück bringen. Umgekehrt kommen sie auch gerne zu menschlichen Hochzeiten und beschenken die Braut. Wolf, hessisch. Sagen Nr. 87. Grimm, D. S. Nr. 39. Kuhn, Nr. 270. Diese Gegenseitigkeit erklärt sich aus der Voraussetzung, daß die Zwerge und Elben dem organischen Naturleben angehören, wie die Menschen. Daher helfen sie auch den Menschen bei Geburten und lassen sich von menschlichen Frauen bei ihren Geburten helfen. Davon gibt es viele freundliche Sagen. Ein Mann sucht ängstlich für seine kreißende Frau eine Hebamme, da verkündet ihm ein Zwerg Drillinge, und wie der Mann heimkommt, hat die Frau glücklich Drillinge geboren. Er bittet den Zwerg zu Gevatter, der ihn reich macht. Ziehnert, sächsische Sagen III. 210. Noch öfter werden menschliche Frauen zu kreißenden Zwerginnen, Elbinnen oder Nixen gerufen, müssen dann aber eine Probe bestehen, indem man ihnen die Wahl der Geschenke läßt. Sind sie bescheiden, so werden sie reich belohnt, wo nicht, gereicht es ihnen zum Verderben. Schmidt, Reichenfels 151. Kuhn Nr. 104. Prätorius, Weltbeschreibung I. 106 ꝛc.

Die Mißgeburten und cretinartigen Erscheinungen in der Kinderwelt wurden für elbisch gehalten und weil das ganze Kind die elbische Physiognomie angenommen zu haben schien, so setzte man voraus, es sey wirklich ein Elbe und nur mit dem echten Kinde vertauscht worden. Dieser Glaube ging ohne Zweifel aus einem tiefen Gesundheits- und Schönheitsgefühl im Volke hervor. Man wagte nicht für möglich zu halten, daß die menschliche Gattung als solche so furchtbar entarten könne. Man fühlte sich gedrungen, jene Mißbildungen für eine der Menschheit fremde Erscheinung zu halten. Aus diesem Glauben entstand die sinnige Dichtung von der Liebe der häßlichen Zwerge zu den schönen Menschenkindern, die sie stehlen und für die sie ihre häßlichen Kinder zurücklassen. Mit dem Recht der Zwerge, ein menschliches Kind zu stehlen, scheint ein sittlicher Begriff verbunden zu seyn.

Wenigstens heißt es in Temmes Sagen aus Pommern Nr. 216, eine Chimmeke habe das Recht erhalten, ein Kind zu stehlen, als dessen Mutter es im Zorn verwünscht habe. In einer andern Sage das. Nr. 221 wird dagegen nur die Schönheit der Kinder als Motiv ihres Raubes angegeben. Auf der Insel Rügen nämlich sollen die Zwerge schöne Knaben und Mädchen stehlen und fünfzig Jahre behalten. Die Zwerge im Lindenberge bei Wolfenbüttel stahlen auch oft Kinder, brachten sie aber wieder zurück, v. Steinau, Volksf. 177. Die Wittfrauen (weiße Frauen) auf Femern stahlen Kinder, wenn und weil sie noch nicht getauft waren. Müllenhoff Nr. 595.

Das elbische Kind, welches die Räuber statt des menschlichen zurück-

lassen, heißt Wechselbalg, Wichseling, Kielkropf, Dickkopf. Grimm, D. M. 537. Die letztern Namen führen heute noch die Cretinen. Man verabscheute sie als Dämonen und widmete ihnen doch ein zartes Mitleid. Denn nach Sommers Sächs. S. I. 43 war Volksglaube, was man dem Wechselbalge thue, das geschehe auch dem eigenen geraubten Kinde in der Elbenwelt. Allein die Scheu vor der elbischen Natur des Kindes waltet in den Sagen vor. Der Wechselbalg plagt und äfft seine menschlichen Pflegeltern. Er ahmt carricaturmäßig das Weinen und alle Schwächen der kleinen Kinder nach und gibt sich doch als ein vollkommen reifes, ja überkluges und starkes Wesen zu erkennen.

Bei Müllenhoff Nr. 425 wächst ein Balg so schnell, daß die Mutter, indem sie mit ihm über die Wiese geht, ihn hoch aufheben muß, damit seine Beine nicht unten anstoßen. Ein Nickertkind, als Wechselbalg bei Bauern auferzogen, frug einmal den Knecht, als er einen zu schwer beladenen Wagen nicht fortbringen konnte, ob er ihm helfen solle? und schob wirklich den Wagen vorwärts, verschwand aber für immer. Kuhn, Nordd. S. Nr. 103. Ein anderes solches Kind zu Gutenberg schlug einmal alles Geräth im Zimmer kurz und klein. Sommer, Sächs. S. I. 39. Ein Nixenbalg ließ sich als weinendes Kind durch mitleidige Leute ins Haus tragen und pflegen, fuhr aber plötzlich zum Schornstein hinaus. Wolf, D. M. Nr. 78. Ein anderes fing, als es bei Halberstadt am Wasser vorbeigetragen wurde, mit dem Nix im Wasser zu reden an, sprang von des Vaters Armen zu ihm hinein und schwamm lustig mit ihm fort. Luther, Tischreden, Jena 1591 S. 111. Bodini daemon. 132. Prätorius, Weltbeschr. I. 420. Kirchhoff, Wendunmuth V. 258. Müllenhoff Nr. 426.

Merkwürdig ist in vielen Sagen, daß man den Wechselbalg vertreiben kann, indem man etwas ganz Ungewöhnliches thut.

In Hessen kochte die Pflegemutter Wasser in einem leeren Ei. Da rief der Wechselbalg: bin ich doch so alt wie der Westerwald und habe so etwas nie gesehen! worauf er verschwand. Grimm, Märch. Nr. 39. Müllenhoff Nr. 425. Schambach und Müller Nr. 149 und in vielen andern Sagen. Damit stimmt ein anderer Zug der deutschen Sagenwelt überein. Man kann sich nämlich aus der Gewalt der Elben und Riesen befreien, wenn man ihre Namen erräth, was immer mit List geschieht, da die Namen gerade zu diesem Zweck überaus gründlich ersonnen sind.

Eine gute Anzahl edler Geschlechter in Deutschland bewahrte Talismane auf, die von Zwergen oder Elben herrührten und woran das Glück des Hauses hing.

1) Die Alvensleben haben den Namen von einer Elbin, die der Ahnfrau des Hauses für Beistand in der Geburt einen Glücksring schenkte. Prätorius, Weltbeschr. I. 102. 2) Die Asseburg bewahren einen Glasbecher und drei goldene Kugeln aus gleichem Anlaß. Thüringen und der Harz III. 57. 3) Die Bassompierre (das deutsche Geschlecht Bassenstein, das nach Frankreich kam) einen Ring, Becher und Löffel, Geschenke einer liebenden Fee. Stöber, Elsäß. Sagen Nr. 230. 4) 5) Die Bomsen und die Bünau drei Brödchen. Büsching, Wöchentl. Nachr. I. 292. 293. 6) Die Fürsten von Dessau einen Glücksring, als Geschenke einer Kröte, der eine Fürstin des Hauses mitleidig Brod zuwarf. Beckmann, Geschichte von Anhalt III. 3. 1. 7) Die Dipholt einen Ring mit kostbarem Karfunkel, Geschenke einer Waldminne. Happel, rel. cur. II. 524. 8) Die Dittersbach Ring, Becher und Brödchen, wegen Hülfe in der Geburt. Büsching, W. Nachr. I. 97. 9) Die Eulenburg einen Ring, weil ein Fräulein des Hauses den Zwergkönig heirathete und für immer verschwand. Tettau und Temme, Ostpreuß. Sagen 157. 10) Die Hahn drei Stücke Gold von Nixen, wegen Hülfe in der Geburt. Prätorius, Weltbeschr. I. 100. 11) Die Haugwitz eine kostbare Perlenschnur, als Geschenk für lange genossene Gastfreundschaft. Gödsche, Schles. Sagenschatz 52. 12) Die Hoya einen Ring wegen Bewilligung eines Saales zur Hochzeitsfeier. Lucä, Grafensaal 341. 13) Die Lichtenstein einen Karfunkel von unschätzbarem Werth, davon sie den Namen haben. Mittheilung des Herrn Prof. Ignaz Zingerle in Innspruck. 14) Die Maltzan eine Perlenschnur, weil sie einmal eine den unterirdischen Zwergen lästige Oellampe, von der es abtropfte, entfernten. So oft der Aelteste des Hauses sterben sollte, erbleichte eine Perle. Gödsche 115. 16) Die Peine einen Ring und Teppich wegen Bewilligung eines Saales zur Hochzeit. Horst, Zauberbibl. II. 333. 17) Die Pansin drei Ringe, Geschenke eines Zwerges an ein Fräulein. Temme, Sagen aus Pommern Nr. 206. 18) Die Ponikau drei Brödchen wegen Einräumung eines Hochzeitssaals. Büsching, Wöch. Nachr. I. 102. 19) Die Ranzau 50 Pfennige, einen Hering und eine Spindel von Gold wegen Hülfe in der Geburt. Prätorius, Weltbeschr. I. 104. Die vielen Varianten der Sage siehe bei Biernatzki, Volksbuch 1844 S. 2. Müllenhoff Nr. 444. 460.

Die elbischen Hausgeister, die sich nie aus dem Hause entfernen, dürfen nicht verwechselt werden mit den viel später erst aufgekommenen Hausgespenstern und dienstbaren Teufeln. Sie sind ursprünglich nichts als ein genius loci oder sie sind mit dem zum Balken verarbeiteten Baumstamm aus dem Walde ins Haus gekommen und bleiben in ihm wohnen. Das erhellt aus Kuhns nordd. S. Nr. 18.

Hier nämlich kommt ein Puck vor, der als Hausgeist an den Hauptbalken des Hauses gebannt ist, also wahrscheinlich der Baumelbe aus dem Walde war.

Das Haus wird auf Abbruch verkauft, der Balken kommt in den Besitz eines Mannes, der ihn zu einem neuen Bau verwendet, und nun zieht der Puck mit dem alten Balken in das neue Haus. Aehnliche Sagen bei Müllenhoff Nr. 451 und Rochholz S. 75. Die Abstammung des Hausgeistes aus einer Eiche des Waldes verräth sich noch in einer schwäbischen Sage. Ein solcher Geist, der s. g. Klopferle zu Sachsenheim schenkte der Magd, so oft sie in den Keller kam, ein Geldstück. Als ihr aber der Ritter befahl, einmal mehr zu bringen, erschien der Geist mit einem Eichenblatte, woran sich drei Eicheln befanden, im Munde vor dem Ritter und verbrannte ihn sammt dem Schlosse. Magenau, Schwäb. S. 145. Wahrscheinlich war dieser Hausgeist an einen Balken im Hause gebannt und ursprünglich ein Waldelbe, der in einer Eiche wohnte. Dieselbe Sage wiederholt sich im Zabergau. Hier geht auf der Burgruine Blankenhorn angeblich der Geist des bösen Ritters Wolf um, der seine Mutter hatte verhungern lassen, der sein treues Weib verstoßen und eine andere genommen hatte. Einst ließ dieser Ritter aus Habgier durch einen Pfaffen den Hausgeist citiren, um ihm Geld abzupressen, da erschien aber der Geist als Ungeheuer, eine Eichel und ein Eichenblatt im Maule, und hinter ihm brach Feuer in den Saal und verzehrte die Burg mit allen Bewohnern. Klunzinger, Gesch. des Zabergaus II. 133.

Die Klabatermännchen (von cabouter, Kapuze) sind der niederländische Name für Hütchen oder Zwerge. Bei Gelrade in Belgien liegt ein Kabouterberg voll hülfreicher Zwerge, denen man Speisen und Getränke hinsetzt. Schayes, usages. Louvain 1834 p. 230. Es ist ein niederländischer Volksglaube, daß, wo sie vorkommen, das Holz sich vermehre. Wolf, niederl. Sagen Nr. 475. Am häufigsten aber sind unter ihnen die Schiffsgeister verstanden, die das Schiff hüten, wie andre Zwerge das Haus.

So oft in der Ost- und Nordsee ein Schiff kalfatert ist, stellt sich auf ihm, nach dem Volksglauben in Pommern, ein kleines Männchen ein, welches seitdem als Schutzgeist in dem Schiffe wohnen bleibt. Es trägt ein rothes Jäckchen und einen runden Hut. Es weckt die schlafenden Schiffer, wenn ihnen Gefahr droht, und straft die säumigen. Muß das Schiff dennoch untergehen, so erblickt man das Klabatermännchen noch zuletzt auf der Spitze des sinkenden Mastes, von der es herabspringt. Temme, Volkssagen von Pommern Nr. 253. Vgl. Kuhn und Müllenhoff Nr. 431. Auch diese Geister scheinen aus dem Walde mit den Balken ins Schiff gekommen zu seyn.

Einer der berühmtesten Geister der deutschen Volkssage,

Heinzelmann, Hausgeist des Hauses Hudemühlen im Lüneburgischen, blieb unsichtbar und zeigte sich nur selten, in immer schnell wieder verschwin-

benden Gestalten als Marder, Schlange, Storch u. s. w., sprach aber oft, gab guten Rath oder neckte die Leute und polterte, wenn er schrecken wollte, gewaltig. Er that nie Böses, sondern bestrafte nur die, welche ihn neckten oder Böses wollten, machte viele Geschenke und verkündete Manchem sein Schicksal. Ein Hausherr, dem er doch als zu lästiger Aufseher erschien, zog lieber aus dem Hause, aber Heinzelmann flog als leichte Feder neben dem Wagen her und zog mit in das neue Haus. Er soll erst im Jahre 1588 verschwunden sein. Grimm, D. S. Nr. 75. Es existirt ein eigenes Buch über ihn von Feldmann. Ein sehr berühmter Hausgeist des Bischofs von Hildesheim hieß Hödeken (Hütchen) wegen seines breiten Filzhutes. Grimm, D. S. Nr. 34.

Heinzelmann, Heinz (eigentlich Heinrich) ist ein beliebter Katzenname. Wirklich kommen die Hausgeister oft in Katzengestalt vor und bringen dem Hause Glück. Müllenhoff Nr. 281. Schnezler, bad. Sagen II. 347. Am berühmtesten ist das Märchen vom gestiefelten Kater, dem treuesten aller Hausgeister. Obgleich es zuerst von Straparola italienisch und von Perrault französisch aufgezeichnet wurde, stammt es doch wohl nur aus dem Glauben der in die romanischen Länder eingewanderten Deutschen.

Ein Müller hinterließ dem einen seiner Söhne die Mühle, dem zweiten einen Esel, dem dritten nur eine Katze. Als dieser letztere nun traurig überlegte, was er mit der Katze anfangen solle, fing sie zu reden an und ertheilte ihm Rath. Vor allem solle er ihr ein Paar Stiefeln anmessen lassen. Als sie diese hatte, ging sie hinaus auf die Jagd, fing Kaninchen, Rebhühner rc. vor der Zeit und brachte sie als Delicatesse dem König als Geschenke vom Grafen von Carabas. Einst fuhr der König mit seiner Tochter aus, da mußte der junge Müller sich baden und die Katze schrie um Hülfe, als sey er der Graf von Carabas, der bade und dem Räuber so eben seine Kleider gestohlen hätten. Der König ließ sogleich dem vermeintlichen Grafen königliche Gewänder geben. Als er aber weiter fuhr, lief die Katze voran und befahl dem Landvolk, wenn ihnen ihr Leben lieb wäre, überall, wo der König frage, wem diese Felder und Wiesen gehören? zu antworten: dem Grafen von Carabas. Endlich ging die Katze zum Pallaste des Popanz, rühmte ihn sehr und wünschte als wißbegieriger Reisender zu wissen, ob es denn wahr sey, daß der Popanz allerlei Gestalten, auch die der kleinsten Thiere annehmen könne? der Popanz verwandelte sich willfährig in eine Maus und wurde von der Katze gefressen, worauf der Müller den König im Pallaste empfing als sey es sein eigener, und die Hand der Prinzessin erlangte. — Bekanntlich hat Ludwig Tieck dieses Märchen in einem seiner frühesten und geistvollsten dramatischen Märchen bearbeitet.

Damit steht das gleichfalls zuerst in Frankreich geschriebene und wiederum von Tieck geistvoll bearbeitete Märchen vom **kleinen Däumling** im genauen Zusammenhange, denn auch dieser hat elbische Natur, leistet einer Familie treue Dienste, kämpft mit einem Riesen und bedient sich der Siebenmeilenstiefeln. Es lautet:

Ein armer Holzhauer hatte sieben Kinder, darunter war das jüngste der Däumling. Aus Armuth führte der Vater die Kinder in den Wald und überließ sie dort ihrem Schicksal. Däumling aber hatte zugehört, wie Vater und Mutter bei Nacht die Entfernung der Kinder verabredeten und hatte aus Vorsicht weiße Steinchen mitgenommen und ausgestreut, die ihm und seinen Brüdern den Rückweg zeigten. Zum zweitenmal in den Wald geführt und vorher untersucht, ob er nicht wieder Steinchen bei sich führe, hatte er nichts als sein letztes Stück Brod, streute aber die Krümchen davon aus und hoffte dadurch den Rückweg zu finden, als plötzlich Vögel kamen, die Brodkrümchen aufpickten und jede Spur des Rückwegs verwischten. Es wurde Nacht, seine Brüder jammerten, er aber stieg auf einen Baum, um sich in der Ferne nach Hülfe umzusehen. Weil er nun ein fernes Licht schimmern sah, schlug er mit seinen Brüdern den Weg dahin ein und kam an ein Haus, wo sie von einer Frau zwar mitleidig aufgenommen und gespeist, aber nachher ängstlich unter dem Bette versteckt wurden, damit sie ihr Mann, der Oger, ein unbarmherziger Menschenfresser, nicht fände, wenn er heimkäme. Als er aber heimkam, witterte er das frische Kinderfleisch, suchte und fand das vor Angst zähneklappernde Häuflein und packte sie in ein großes Bett ein, um sie morgen zu fressen, da er für heute schon satt war. Däumling bemerkte, daß die sieben Töchterchen des Oger im Bett daneben schliefen, nahm ihnen leise ihre goldenen Kronen vom Haupte und setzte sie sich und seinen Brüdern auf, und das war gut, denn über Nacht bekam der Oger wieder Appetit und griff im Finstern nach den Kindern, verwechselte sie aber wegen der ausgetauschten Kronen und fraß seine eigenen Töchter. Als er wieder eingeschlafen war, entwischten die Knaben in den Wald und waren schon weit entfernt, als der Menschenfresser am Morgen aufwachte und den Schaden besah. Sogleich zog er seine Siebenmeilenstiefeln an und holte die Knaben bald ein, fand sie aber nicht, weil sie sich unter einen Stein verkrochen hatten. Gerade hier ruhte der Oger aus und fiel bald wieder in Schlaf. Da zogen ihm die Knaben leise seine Siebenmeilenstiefeln aus und weil die letztern die Eigenschaft hatten, sich je nach dem Fuß ihres Besitzers zu richten, so zog sie der kleine Däumling an und sie paßten ihm vortrefflich. Alsbald kehrte er in des Ogers Haus zurück und lockte der Frau desselben seine Schätze ab. Ferner dient Däumling dem König seines Landes im Kriege als Bote, bringt ihm immer blitzschnell Nachricht, verhilft ihm dadurch zum Siege und wird so reich dafür belohnt, daß er seine

arme Familie dadurch glücklich macht. Dieser Däumling hat offenbar die Kleinheit und Klugheit eines Elben. *)

Die elbische Hauskatze ist den Liebenden hold.

Wenn bei der Hochzeit gut Wetter ist, sagt man, die Braut habe die Katze gut gefüttert. Grimm, D. M. 282. Katzen zogen den Wagen der Liebesgöttin Freyja. Bei Hüfringen werden Liebende von einer gespenstischen Katze geneckt, Schnezler, bad. Sagen I. 463. Auf der alten Harzburg hausen zwölf Katzen und begünstigen die Buhlereien vornehmer Mädchen. Pröhle, aus dem Harz, 46. Die großen Katzenversammlungen (Wolf, niederl. Sagen Nr. 246. Kuhn, nordd. S. Nr. 342. Steinau, Sagen 258. Zingerle, Tiroler Sagen 196 ff.) sind wohl ursprünglich elbisch zu verstehen, später aber bildete sich der Glauben aus, es seyen Hexen, die in Katzengestalt ihren Sabbath feiern.

Hinter dem Hexensabbath in der Nacht des 1. Mai liegt eine ältere heidnische Feier verborgen, nämlich die einer großen Hochzeit der Elben. Um diese Zeit blühen die Bäume und paaren sich die meisten Thiere. Es ist die große Hochzeitfeier der Natur selbst. Noch bis in die neuere Zeit beging man diese Feier durch den Einritt eines geputzten Jünglings, der den Mai oder Frühling vorstellte und Maikönig, Maigraf ꝛc. hieß. Ihm gesellte man das schönste Mädchen als Maibraut oder Maigräfin bei. Vgl. Grimm, D. M. 736. Darauf bezieht sich auch das alte Volkslied vom siegreich einziehenden König Grunewald. Wurden in der Heldenzeit unter dem siegreich einziehenden Paare Götter verstanden, so doch nur Götter der Natur, des Frühlings, der Liebe und in der Eigenschaft als Beherrscher des Elbenreichs und ihr großes Gefolge bildeten die Elben. Das Maifest war vertreten im Elbenfest. In der ersten Mainacht tanzen die Hexen auf dem Blocksberge den Schnee weg. Kuhn S. 376. Sieht man in der Schweiz die Berggeister auf den Matten tanzen, bedeutet es ein gutes Jahr. Grimm, D. Sagen Nr. 289. Auch die heute noch überall vom Volk s. g. Elbenringe, Kreise im Grase, wo die Elben getanzt haben sollen, zeichnen sich durch viel höher und dichter gewachsenes Gras

*) Wenn man will, kann man ihn für eine Personification des kürzesten Tages nehmen. Seine hungernden Eltern würden dann die Noth und Unfruchtbarkeit im Winter, Oger den Winter selbst, dessen Töchter die Monate im absteigenden Lichte, Däumlings Brüder die im aufsteigenden Lichte, der Kronenwechsel den Zeitenwechsel, die Zauberstiefeln den schnellen Lauf der Zeit, Ogers verborgener Schatz den Reichthum der im Winter unter der Erde verborgenen Saaten bedeuten.

aus. Wer im Mondschein in einen solchen Ring tritt, muß sieben Jahre bei den Elben bleiben. Curiositäten VIII. 237. Die Hexenkönigin zeigt im Tanz einen rothen Schuh. Grimm, D. M. 1025, was den Gansfuß Bertha's zu bedeuten scheint.

In den Alpen kehrt oft die Sage von einem oben zwischen den höchsten und unzugänglichsten Gletschern verborgenen Paradiese wieder.

In Wallis führt dieses Thal den Namen „Hohenlauben“ oder „das verlorene Thal.“ Es liegt am Monte Rosa jenseits des Filarhorns. Von da fließt der „große Brunnen“ ins Thal von Macugnana hinab. Schott, die deutschen Colonien in Piemont S. 56. Schon Saussure berichtet, sieben junge Leute von Gressonay seyen einmal da hinauf gekommen und hätten das Thal voll Wald und grüner Waide gesehen, „einen Wohnsitz wilder Thiere“. Etwas ganz Aehnliches dürfte „der Thiergarten“ bei Mels unfern von Sargans seyn, wo man nächtliche Musik hört und „wo sich sonderbare Cirkel bilden.“ Schweizer Blätter 1832. S. 21. Unter den Cirkeln sind wohl Elbenringe gemeint. Im Elsaß jagte einmal ein edler Herr im heiligen Forste und kam an ein Wasser, jenseits welchem er eine Insel entdeckte, wo alle Thiere des Waldes in unzähliger Menge und aufs friedlichste zusammenlebten. Aber dieser schöne Hag der Thiere wurde von den Menschen nicht verschont, denn derselbe Herr baute hier die Stadt Hagenau. Strobel, Geschichte des Elsaßes I. 248. Stöber, Elsäß. Sagen 367. 570.

In andern Gegenden der Schweiz ist vorzugsweise von einem Paradiese der Gemsen die Rede. Diese Thiere, die dem Himmel am nächsten leben, galten auch als besonders heilig.

Der Freyberg im Glarner Lande hat seinen Namen angeblich von der Freiheit, welche daselbst die Gemsen genießen. Denn nie darf dort ein Thier geschossen werden, außer zum Braten für eine Hochzeit, weshalb auch der Berg von Gemsen wimmeln soll. Reisen in Helvetien 1778. II. 111. Füßli, Erdbeschr. d. Eidg. II. 27. Wyß, Idyllen I. 335. Hoch auf dem Mattenberge in demselben Wisperthal, das durch den Frevel der Menschen verödet wurde, hat sich unsichtbar und unnahbar ein desto schöneres Paradies der unschuldigen Gemsen und Steinböcke erhalten. Nur selten wird es einem Gemsjäger vergönnt, dahin zu gelangen, aber nur um es zu bewundern, denn nie darf er sich eines Thiers bemächtigen. Grimm, D. S. No. 300. Otte, Schweizer Sagen II. 60. Ein Hirte erwarb die Gunst einer reizenden Fee, die ihm im Herbst, als er mit seiner Heerde die hohe Matte verlassen und ins Thal zurückkehren mußte, versprach, er werde sie wiederfinden, wenn er niemals verriethe, daß er sie kenne, und wenn er niemals Gemsen jage. Nun plauderte er aber sein Glück aus, konnte daher die Fee nicht mehr wiederfinden und

wurde nun erst aus Zorn und Trotz ein Gemsenjäger. Als er aber die erste Gemse getödtet hatte, erschien ihm die Fee drohend und er stürzte in den Abgrund. Beda Weber, Tirol III. 274. Seidl, Tirol und Steyermark 133. Steub, drei Sommer S. 225. Dieselbe Sage wiederholt sich bei Schaubach II. 42, wo es noch besonders heißt: auf der unersteiglichen Alpe Morin in Tirol sollen drei selige Fräulein wohnen, die in Geiersgestalt die Gemsen beschützen und den Jägern feind, aber den Hirten freund sind. Ein Jäger, der eine Gemse am Sonntag schießen wollte, versteinerte. Schöppner I. 57. In den Glarner Alpen erscheint eine weiße Gemse dem, der sterben soll. Heer, Canton Glaris 319. — Nach einer Alpensage in den Mémoires de l'Acad. Celt. V. 202 und Wyß, Reisen 416 herrschte einst auf den Alpen das goldene Zeitalter. Die Kühe waren so groß und gaben so viel Milch, daß man die letztere in große Bassins füllte und auf Kähnen darin herumfuhr, um den Rahm abzuschöpfen. So gab es auch einst im Bayerwald eine Ziege, die alle Tage drei Morgen Wiesen abweidete und als ihr eine Zizze weggerissen wurde, sieben Dörfer mit Milch überschwemmte. Schöppner I. 88. Eine ähnliche Ansicht vom Paradiese auf den Alpen hatte man auch im Vorarlberg. Nach Vonbun S. 23 trug jeder Halm einst viele Aehren, bis die Menschen übermüthig wurden und das Korn in den Koth schütteten. Da verschwand der Segen und seitdem trägt jeder Halm nur eine Aehre.

Wenn das verlorne Paradies in der ersten Mainacht wieder sichtbar wird, wenn mit dem Grün des Waldes auch die Zugvögel zurückkehren, dann ertönt die süße Stimme der **Nachtigall** wie aus einer fremden Welt und in ihr ist alles Verlockende der Elbenmusik gleichsam concentrirt.

Aus dem collectaneis Manlii wird im Magicon Isleb. 1597 p. 62, auch in Kornmanni templum naturae hist. und in Wolfs D. Märchen Nr. 58 von einer dämonischen Nachtigall erzählt, welche zur Zeit des Constanzer Conzils in einem Walde bei Basel so hinreißend sang, daß Alles herbeiströmte, ihr zuzuhören. Als sie aber einmal gefragt wurde, wer sie denn eigentlich sey? erwiederte sie, sie sey die Seele eines Verdammten, und entfloh. Alle aber, die sie gehört hatten, erkrankten und starben. Nach dem Glauben der Esthen hat die Nachtigall das Vorspiel des himmlischen Spieles, wodurch der höchste Gott Wäinämöinen gleich Orpheus die Thiere um sich versammelt, im Gedächtniß behalten und singt nun immerfort durch die Wälder. Hier ist deutlich ausgesprochen, die Töne der Nachtigallen seyen Erinnerungen aus dem Himmel, und wohl nur, weil damit der heidnische Himmel gemeint war, konnte in der erst erwähnten Sage die Nachtigall für eine Verdammte gehalten werden. Im Titurel wünscht sich Signe die Stimme der Nachtigall, um ihren todten Geliebten damit wecken zu können, wie der kleine Vogel seine Jungen durch Gesang aus dem Ei erweckt. Im Lechrain bitten Sterbende die Mutter Gottes,

ihnen die Nachtigall zu schicken, um ihnen das Sterblied zu singen. v. Leoprechting, aus dem Lechrain S. 79. Wohl eine uralte heidnische Erinnerung an den Vogel der Freyja. Daß die Nachtigall als Botin der Liebe galt, erhellt aus einer Menge von alten Volksliedern und aus den Minneliedern des 12. und 13. Jahrhunderts, wo sie überall den Liebenden zu Dienste steht.

Im Sagenkreise der Maifeier bildet der **Kukuk** einen bemerkenswerthen Gegensatz gegen die Nachtigall. Während nämlich die Nachtigall als Lichtelbe oder Holde, einem guten Engel gleich, Schutzgeist der Liebenden ist, so tritt dagegen der Kukuk als ein Unhold und schadenfroher Störefried auf.

In die Mailust mischt sich etwas Neckisches und Unheimliches ein. Unter den üppigen Blüthen, die sich der Sonne öffnen, unter dem schwellenden Laube, welches der Wald ausbreitet, nisten Raupen und allerlei schädliche Insekten sich ein, nach den Hexenprocessen vom Teufel mit den Hexen erzeugt. Als der mythische Vater dieses erst spät und mitten in der gesundesten Fülle der Vegetation zu deren Verderben erzeugten Geschmeißes der Würmer, Raupen, Käfer, Fliegen ꝛc. gilt aber, nach einer ohne Zweifel viel ältern heidnischen Vorstellung, der Kukuk. Indem man den Schaum, den die Schaumcikade an Weiden anhängt, für den Speichel des Kukuks hielt, glaubte man, aus ihm entstehe das Ungeziefer. Conrad von Megenberg, Buch der Natur, 1482 S. 81. Rollenhagen, Wunderb. Reisen 189. Breslauer Samml. 1719. April 466. Auch hat die Liebe, die im Mai gefeiert wurde, eine unsittliche und egoistische Seite und gerade diese sah man vorzugsweise wieder im Kukuk vertreten. Wie die Nachtigall der Poesie der jungen und unschuldigen Liebe angehört, so der Kukuk der burlesken Poesie des Ehebruchs. Bekanntlich legt er seine Eier in fremde Nester.

An den Kukuk muß der **Kiebiz** angereiht werden, der gleichfalls ein neckischer Elbe ist und wieder eine andre negative Seite der Liebesfeier im Frühling vertritt, nämlich das Hagestolzen- und alte Jungfernwesen.

Der Kiebiz soll eine verwandelte Frauensperson seyn, die ihrer Herrschaft eine goldene Scheere stahl und sich anmaß, wenn sie die Diebin sey, so wolle sie ein Vogel werden, rastlos umherfliegend alle Welt Dieb nennen und ihre Kinder in Rohr und Moos gebären. Und siehe, sie wurde auf der Stelle ein Kiebiz, der immer Tyvit, Tyvit singt, und dessen Schwanz noch die Figur einer Scheere bildet. Dänische Volkssage im Gesellschafter 1832 Nr. 190. Noch bestimmter heißt es in Afzelius, schwed. Volkssagen III. 244, der Kiebiz sey eine Magd der Jungfrau Maria gewesen, d. h. der christianisirten Elbenkönigin. Der Vogel heißt auch Gyritz, daher das berüchtigte „Güritzmoos“, wohin die spröden Jungfrauen kommen, was man nachher auf alle alte Jungfern

ausgedehnt hat. Vgl. Schmeller, Bayrisches Wörterbuch II. 13. Weber, Tirol II. 17. v. Alpenburg, Tirol S. 351.

Unter den elbischen Thieren, die den Menschen necken, kommt sonderlich der Hase sehr häufig vor. Es ist eine feine Ironie, daß gerade das furchtsamste Thier Schrecken einflößen soll; das entspricht aber ganz dem elbischen Wesen. Auch sonst haben die Hasen viel mit den Elben gemein.

Nach Kuhn Nr. 351 tanzen und schmausen sie bei Nacht und lassen einen silbernen Becher zurück. Daselbst Nr. 305 kommt ein Hase vor, der am Webstuhl hilft und ungeheuer viel Leinwand liefert. Am häufigsten spottet der elbische Hase des Jägers. Ein gejagter Hase bleibt plötzlich stehen, wird außerordentlich groß und fragt den entsetzten Jäger mit tiefer Stimme: sind die andern schon weg? Wolf, niederl. S. Nr. 387. Ein anderer Hase, den der Jäger todt glaubt, läuft ihm immer wieder über den Weg, verwandelt sich endlich in eine große schwarze Kugel und läuft hinter ihm her, so daß der Jäger in der Angst auf einen Baum klettert, das. Nr. 549. Ein gewisser Ulrich, württembergischer Diener, hatte einen Hasen gefangen und trug ihn im Sack, als eine Stimme im Walde rief: halt, ich will mit, wo bist du? „Hier in Ulrichs Sack", rief der Hase im Sack. Ulrich erschrack darüber, daß er bald darauf starb. Crusius, schwäb. Chronik III. 7 im letzten Capitel. In vielen Sagen erscheint der Hase nur mit drei Beinen.

Elbisch sind auch die so oft und überall vorkommenden dämonischen Thiere, die Nachts dem Wanderer aufhocken und sich von ihm eine Strecke weit tragen lassen, gespenstische Kälber, Esel, Pferde ꝛc. Zuweilen bezeichnet sie die Sage als Holz- und Waldweiblein. Von diesem thierischen Alpritt auf offener Straße ist der Alpdruck im Bette zu unterscheiden. Die schwere Beklemmung im Schlaf heißt Alpdruck. Der Alp wird auch Mare genannt, daher couchemar im Französischen. Auch Wichtel, daher der s. g. Weichselzopf eigentlich Wichtel-, Alp-, Drudenzopf oder Mahrlocke, Mahrflechte heißt und von dem Alp herrühren soll, der Nachts die Haare der Schlafenden mit seinem Speichel verklebt. Grimm, D. M. 433. Der Alp drückt nicht blos Menschen, sondern auch das Vieh im Stalle und macht es schwitzen und toben. Erblickt man die Mare oder fängt sie am Morgen, so hat sie gewöhnlich die Gestalt eines kleinen Nachtschmetterlings oder einer fliegenden Feder.

Alle Insekten galten als böse Elben, als Genien des Verderbens, welches die so schön emporgeblühte Pflanzenwelt verunreinigt, zerfrißt und zerstört. Sie sind allem Leben und aller Gesundheit feindlich.

Alle innern Krankheiten sind böse Elben und zugleich Insekten. Sie werden in schwarze, rothe und weiße eingetheilt. Kopfweh soll durch einen schwarzen oder verkehrten Elben bewirkt werden. Haupt, Zeitschr. IV. 389. Kuhn, nordd. S. 443. Krankheiten heißen fliegende Elben. Grimm, D. M. 1109. 1115. Auch Hexen gebären die s. g. Elben oder bösen Dinger, die näher als Würmer, Raupen, Schnacken ꝛc. beschrieben werden, hauptsächlich, um damit bei Menschen und Vieh Krankheiten zu erzeugen. Grimm, D. M. 1027. Die in der Teufelsbuhlerei erzeugten bösen Elben in Würmer-, Raupen- und Fliegengestalt werden einem „beigelegt“ oder „eingegeben“, als Krankheiten. Büsching, wöchentl. Nachr. II. 358 f. Er ist eylfs, er hat das Eylfs auf dem Leibe, sagt man von den Besessenen und Thörichten. Paullini, zeitverkürzende Lust III. Nr. 93. Elbschuß oder Hexenschuß heißt der Rheumatismus. Mone Anz. VI. 470.

Der gemeinschaftliche alte Name dieses ganzen in der Insektenwelt begriffenen bösen Elbenvolkes ist Schrat, Schretele, Schröter, isländ. skratti, Waldschrat, Nachtschretel.*) Der Name hat sich vorzugsweise im Hornschröter, dem größten aller deutschen Käfer erhalten, der wohl als König des ganzen Schrattenvolks angesehen wurde und auf überraschende Weise in der Sage als ein Feind des Gottes Thor erscheint.

Die Insekten sind der Vegetation eben so feind, wie die Riesen, werden also aus dem gleichen Grunde vom Donnerer verfolgt. In Schweden schließt man beim Gewitter die Fenster zu, damit kein fliehender Troll ins Haus komme. Wenns donnert, sterben die Trollkinder. Wenn die Gewitter nicht wären, würde die Welt voller Trolle seyn. Arndt, Reise in Schweden III. 20. Wedderkop, Bilder aus dem Norden II. 207. Die vor dem Thor fliehenden Trolle rollen sich in einen Knäul zusammen und wollen sich verstecken, werden aber von den Mähern im Felde mit Sicheln abgehalten. Afzelius I. 10. Solche s. g. Windknäuel kommen auch in deutschen Sagen vor. Grimm, D. M. 952. Der Hirschkäfer oder Hornschröter heißt in einigen Gegenden Süddeutschlands Donnergueg und Donnerpuppe, in Skandinavien Torbagge. Grimm, D. M. 167. 656. In Schweden heißt er auch Horntroll. Wenn nun nach Grimms D. M. Aberglauben 705 die Meinung herrschte, in ein Haus, in das man den Hornschröter trage, schlage der Blitz ein, so weist dies ausdrücklich auf die Vorstellung hin, nach welcher dieser Käfer ein Troll

*) Grimm, D. M. 418 weiß das Wort aus keiner deutschen Wurzel zu erklären und denkt an das slavische skryti (celare, occulere). Schmeller B. W. III. 519. 522 hält die deutsche Abstammung fest und denkt an Scherzen. Ich glaube dagegen, man müsse an kratzen, schroten und schreiten denken, was beides im Hahnenskrat verbunden ist, dem Kratzen mit dem Fuße. Das stimmt auch am besten zu dem kribbelnden, kratzenden und stechenden Wesen der Insekten, gerade zu dem, weshalb diese Thiere unsern Vorfahren widrig waren.

ist, der vom Donnerer verfolgt wird. Aus demselben Grunde heißt dieser Käfer in der Volkssprache auch Feuerschröter, Fürböter, Börner (Brenner) und Hausbrenner und man sagt, er trage glühende Kohlen auf seinen Hörnern und zünde Häuser an. Hellmuth, Volksnaturlehre 1811. S. 541. Naturgeschichte zur Dämpfung des Aberglaubens 1793 S. 79. Wie das unschuldige Thierchen zu diesem Verdacht gekommen ist, läßt sich nur erklären, wenn man annimmt, es ziehe als von Thor verfolgter Troll den Blitz, also auch den Brand hinter sich her. — Der röthliche Saft, den die Schmetterlinge an die Bäume setzen, wurde für das Blut der vom Teufel verfolgten und verwundeten Schretlein gehalten. Man glaubte, sie schlüpften ins Innere der Bäume hinein, um sich vor ihm zu retten und ließen jene Blutspuren außen zurück. Kornmann, mons Veneris, 1614 p. 161. Es kann wohl kein Zweifel seyn, daß unter dem Teufel hier Thor verstanden werden muß. Daher wiederholt sich auch von den Astlöchern und gekrümmten Aesten, aus denen der Schretlein Blut fließt, ganz das nämliche, was von den Martinslöchern und Hohlfelsen, als Wunden der Riesen galt. Läßt man die Saat durch das Astloch eines Sargbrettes laufen, so können die Spatzen der Feldfrucht nicht schaden, sagt Breitenstein in seiner Geschichte des Sperlings S. 88. Vgl. Sympathetischer Mischmasch 1705 S. 104. Man ließ Kranke durch die Krümmungen der Aeste einer alten heiligen Eiche bei Wittstock hindurchkriechen, um sie zu heilen. Temme, Sagen der Altmark S. 116. Ebenso in Schweden, wo auch schwere Geburten durch dasselbe Mittel gefördert wurden. Afzelius, schwed. Volkss. II. 305. Sofern es sich aber hier um Elben handelt, glaubte man auch durch solche Astlöcher, in welche die Schretlein flüchteten, ins Geisterreich, d. h. Elbenreich hineinblicken zu können. 138 Geheimnisse, 1726 S. 112. Elfbore, Weg der Elfen, heißt das Astloch in Schottland. Nach Molbeck dial. lex. 99 lockt man die Elbfrau aus 15 Eichenastlöchern durch eine Beschwörung. Und dasselbe glaubte man bewirken zu können, wenn man durch den gekrümmten Arm sah, nachahmend die Krümmung der Baumäste. Vgl. Grimm, D. M. 1119. Haupt, altd. Blätter I. 289.

Aus dem Kampf des Donnerers gegen die Schretlein erklärt sich auch, daß die s. g. Alpgeschosse, Donnerkeile (Belemniten) nicht blos als von Zwergen für den Thor geschmiedete Blitze (Grimm, D. M. 170. 429), sondern auch als von ihm gegen die Schretlein und bösen Elben geschleuderte Blitzsteine gedacht werden können.

4.

Dämonische Liebe im Märchen.

Zu den schönsten, aber auch am schwierigsten zu erklärenden Märchen gehören die, in welchen der Mensch sich mit einem dämonischen oder gespenstischen Wesen liebend verbindet. Solcher Wesen sind vielerlei, sogar Riesinnen, wie die rauhe Else, die sich mit Wolfdietrich verbindet, Nixen, deren schon erwähnt ist, die unter dem Namen der Waldminnen bekannten schönen Elben, und zärtliche Elbenköniginnen. Dann auch häßliche Thiere, in denen aber die Seelen edler Wesen verborgen sind, sofern sie sich nur in einem Verwünschungszustande befinden. Ferner die räthselhaften Mahren, die als Alp den Menschen drücken und sich in schöne Frauen verwandeln können. Endlich die Schwanjungfrauen, in denen wir die nordischen Valkyrien wiedererkennen. Wie verschiedenartig nun auch alle diese dämonischen Wesen sind und was immer die Verbindung derselben mit Menschen im alten Heidenglauben bedeutet haben mag, so liegt diesen wunderbaren Liebesgeschichten des deutschen Volksmärchens doch zunächst ein tiefes Gefühl für das Dämonische in der Liebe überhaupt zu Grunde.

Rein elbisch, Genien des Waldes, sind die Waldminnen oder Waldfrauen, wilde Fräulein ꝛc. Wie irdische Männer mit dämonischen Frauen, so haben auch umgekehrt männliche Dämonen mit irdischen Frauen zu thun. Sehr oft erscheinen die Zwerge und Elben, gleich den Wassermännern, buhlerisch. Am meisten gilt das von Alberich (franz. Oberon), dem Beherrscher des Elbenreichs, den wir oben schon als Vater des König Otnit kennen gelernt haben. Sein Wesen ist neckischer Muthwille mit überlegenem Verstande in kleinem Leibe. Doch ist er auch wieder nicht ohne Gutmüthigkeit. Sehr ähnlich ist ihm hierin der gleichfalls schon erwähnte kleine König Laurin. Desgleichen die Zwergkönige Gübich und Goldemar, Volmar ꝛc.

Am berühmtesten ist Rübezahl im schlesischen Riesengebirge, offenbar ein Elbenkönig. Er hat einen Lustgarten, wie Laurin. Das bezeichnet ihn als einen Herrn der Vegetation, als Beherrscher der Kräuter. Die einst berühmten Kräutermänner des Gebirgs, die von den Heilkräutern Liqueure abzogen, führten ihn im Wappen. Auch fällt sein Hauptfest

auf der Schneekoppe am 15. August mit der Würz- oder Kräuterweihe der kathol. Kirche zusammen. Die Quellen über ihn sind Henelii Silesiographica 1613. Schwenkfelds Schrift über das warme Bad bei Hirschberg 1619. Aelurii glaciographica 1625. Völkerling, disput. de spiritu Rübezal, Wittenb. 1673. Preusker, Blicke in die Vorzeit II.

Nach dem freilich erst späteren Volksmärchen des Musäus raubte Rübezahl die schöne Emma, der er Unterhaltung verschaffte, indem er Rüben in Herren und Damen zu ihrem Dienst verwandelte, die aber wie Rüben wieder hinwelkten. Er mußte nun neue säen und während sie ihn auf das Feld schickte, die Rüben zu zählen, entfloh sie zu ihrem geliebten Prinzen Rattibor. Seitdem heißt der Berggeist Rübezahl, ist mürrisch und macht böses Wetter.

Die schönen Waldfrauen verlocken gern die Jäger, gewähren ihnen ein hohes Entzücken, gereichen ihnen aber doch meist zum Verderben. Sie sind also der wahre Ausdruck jener geheimnißvollen Schönheit des deutschen Urwalds, des Jägerglücks in tiefer Waldeinsamkeit, aber auch der lauernden Schrecken und Gefahren. Schon Burchard von Worms 19. 5. p. 198[d] nennt sie agrestes feminae et silvaticae, die ihren Liebhabern bald sichtbar, bald unsichtbar seyen.

In der Meunekenhöhle fand einmal eine Gräfin von Schaumburg ihren Gemahl in den Armen eines schönen Wichtelweibchens schlafend, schnitt dem Weibchen unvermerkt eine blonde Locke ab und zeigte diese dann dem Gemahl, als er von der Jagd heimgekehrt war. Er ging in sich und entsagte der schönen Elbin, die aber dafür seinem ganzen Geschlecht den Untergang drohte und die Drohung erfüllte. Gottschalk, Ritterb. IX. 121. Von Steinau, Volkss. S. 240. Milder verfuhr unter ähnlichen Umständen die Frau eines Bauern zu Anif bei Salzburg, die, als sie ihren Mann bei einer wilden Frau aus dem Untersberge fand, kein böses Wort sagte, sondern nur das wunderschöne Haar der wilden Frau bewunderte. Diese verschwand nun für immer, ließ aber ihren Schuh voller Gold zurück. Brixner Büchlein 10. Panzer Beitrag 13. — Die Frau eines Hirten war nicht so sanft als jene Bauersfrau, sondern band ihrem Mann heimlich einen Faden an, ging ihm an demselben nach und überfiel ihn bei dem s. g. Salgfräulein, einer Waldelbe, um die sich wegen ihres schönen Gesanges die wilden Thiere sammelten. Von der eifersüchtigen Frau entdeckt, verschwand sie unter den Steinen. Schriftliche Mittheilung von Prof. Zingerle in Innsbruck. Am Engelstein in Bayern liebte eine wilde Frau einen Bauern und schenkte ihm einmal boshaft einen Gürtel für seine Frau; als er aber mißtrauend den Gürtel zuerst um einen Apfelbaum band, zerriß der Baum. Panzer 17. Ein unschuldiger Hirt erhielt von der ihn liebenden Waldfrau eine schöne Waide, als er ihr aber un-

treu wurde und eine andere heirathete, versank er sammt der Braut und der Waide. Wolf, Zeitschr. II. 352. Ein Bergfräulein unter Falkenstein liebte einen Sennen und gab ihm jeden Sonnabend die Schürze voll Gold, bis sie einmal mit ihm belauscht wurde; da kam sie nie wieder. Weber, Tirol I. 603. Der Schmied in der Eisenhütte von Valorve im Juragebirge empfing von einer reizenden Fee, die ihn liebte, Gold und Perlen. Er sollte ihr aber niemals, wenn sie von ihm ging, nachfolgen. Da er es aus Neugier doch einmal that, kehrte sie nie wieder und das Gold, das er von ihr hatte, wurde zu dürrem Laube. Hirtz, Gedichte. Straßburg 1846. 47. Ein Ritter, der unter gleichen Umständen sein Glück ausplauderte, verlor es für immer. v. Falkenstein, Kaisersagen S. 90. Ebenso ein Bauer zu Alten in Tirol. Firmenich II. 699. Eine der reizendsten Sagen ist die von einem Waldweiblein, das als alte häßliche Zwergin einen jungen Jäger bat, sie über den wilden Bach zu tragen. Obgleich er sein Wild dabei ablegen mußte, erfüllte er doch aus Mitleid ihre Bitte. Als er sie aber hinübergetragen, wurde sie zur schönsten Jungfrau und zauberte ein Schloß hin, in dem sie lange glücklich mit dem Jäger lebte. Benno, Gedichte. Cöslin 1845. 68. Aecht elbisch erscheint die Waldminne auch in einer Schweizersage. Ein vom Jäger verfolgtes Reh verwandelte sich plötzlich in eine Jungfrau, der Jäger erschrak darüber, wurde aber von einer unzähligen Menge Zwerge umringt und so zerschlagen, daß er ohnmächtig liegen blieb, Schweizerbl. 1832. 46.

Ungewöhnlich erscheint die Sprödigkeit eines seligen Fräuleins in Tirol. Als ein Knappe aus dem erzreichen Schneeberg sie zur Liebe zwingen wollte, hauchte sie ihn an und verwünschte ihn mit allen Bergleuten. Weber, Passeir S. 260. Das mahnt an die keusche Unnahbarkeit der heiligen Urwälder und Gewitterseen.

Zu den merkwürdigsten Vorstellungen unsres heidnischen Alterthums gehört die, wonach auch die insektenartigen Elben, die drückenden Alpe und Mahren, sich in schöne Frauen verwandeln und mit Menschen zärtliche Verbindungen eingehen. Sie können sich unendlich klein machen und durch die engsten Löcher schlüpfen, gewöhnlich durch Astlöcher.

In Smaland kam einmal eine Elbe mit dem Sonnenstrahl durch ein Astloch ins Zimmer, heirathete den Sohn des Hauses, verschwand aber später durch dasselbe Astloch. Afzelius, schwed. Volksf. II. 305. Ein ganz ähnliches Beispiel in Wolfs hessischen Sagen Nr. 95. Nach einer merkwürdigen Sage Vorarlbergs bei Vonbun, 2te Aufl. 26. haspelt sich eine Mahr zu Rankweil, da sie sich gefangen sieht, die Därme aus dem Leibe, bis sie so dünn ist, daß sie durch ein kleines Loch hinausschlüpfen kann. Eine Mahr wird durch Verstopfung des Lochs, durch welches sie hereingekommen, gefangen, da sie sich

aber als ein sehr schönes Mädchen offenbart, vom Hausbesitzer geheirathet. Einmal sagt er zu ihr: was wäre aus dir geworden, wenn ich dich nicht geheirathet hätte! da verschwindet sie für immer. Kuhn, Märk. S. Nr. 48. In einer andern Sage das. Nr. 185 verschwindet sie, weil er sie frägt: woher sie denn eigentlich sey? Eine als kleine Feder im Zimmer fliegende Alp wird als schönes Mädchen gefangen. Bechstein, Thüring. Sag. II. 116. So noch viele ähnliche Fälle in deutschen Volkssagen.

Bei Kuhn, nordd. Sag. S. 418 heißen die Mahren auch Waldriderskes oder Waldreiterinnen und von ihnen sollen die krummen Aeste im Walde eingedrückt seyn. Wo der Ast einen Knorren bildet, soll man sich hüten nahe zu kommen, denn steht man darunter, so fällt ein Regentropfen aus dem im Knorren befindlichen Nest der Mart und auf wen er fällt, zu dem kommt die Mart in der nächsten Nacht. Das bezieht sich deutlich auf die in solchen Baumwinkeln verborgenen Raupennester. Kuhn S. 504 glaubt an die Valkyrien denken zu müssen und macht aus Waldreiterinnen (was ganz auf die Schmetterlinge paßt) Wal= d. h. Todtenreiterinnen. Diese letztere Beziehung, überhaupt der Ernst des Todes und des Heroischen der Valkyrien paßt nicht hieher. Inzwischen läßt sich nicht leugnen, daß zwischen den weißen Nachtschmetterlingen, die zu schönen Frauen werden, und den Valkyrien, die als weiße Schwäne umfliegen und nach Ablegung des Schwanhemds ebenfalls zu schönen Frauen werden, eine nahe Uebereinstimmung stattfindet. Allein die Mahren sind nur eine humoristische Parodie der stets tragischen Valkyrien. Ihr ganzes Wesen ist neckisch und elbisch. Auch bei ihnen kehrt die Beziehung der Insekten auf die Hexen wieder. In vielen Sagen ist die Mahr kein Dämon, sondern ein gewöhnliches Weib, das sich nur verzaubert und in der Gestalt des Alp die Männer plagt. Schambach und Müller, niederſ. Sagen Nr. 245. Schöppner Nr. 1316. Wolff, heſſ. Sagen Nr. 91 ꝛc.

Merkwürdig ist eine niederländische Sage bei Wolf Nr. 515, indem hier eine Wassernixe als Mahr erscheint, welche so lange die Pferde plagt, bis der Knecht einmal die kleine Muschel findet, auf der sie dreihundert Stunden weit über das Wasser gekommen war. Sie erhält die Muschel nur gegen das Versprechen zurück, nie wieder die Pferde zu plagen. Daß hier die Mahr über See kommt, entspricht der Vorstellung, wonach die Mahren aus England, aus der geheimnißvollen Elbeninsel im Westen kommen.

Durchaus verschieden von diesen dämonischen Buhlereien mit den

Mähren erscheint die ernste, zarte und tragische Liebe der **Schwanjungfrauen.** In ihnen müssen wir die Valkyrien wiedererkennen, d. h. jene wunderschönen Schildjungfrauen (Amazonen), die in Odins Heergefolge reiten und bestimmen, wer in der Schlacht fallen soll, indem sie sich unter den kämpfenden Helden Lieblinge auswählen und sich dann in Odins herrlicher Walhalla zu ihnen gesellen. In ihnen waltet nicht mehr die Sinnlichkeit, sondern ein Zug zum Idealen. Mittelst des Schwanhemdes können sie sich in Schwäne verwandeln und stehen desfalls in einem nicht zu verkennenden Zusammenhange mit der gansfüßigen Bertha. Es sind Lichtwesen, Töchter des Himmels, der reinsten Güte, aber sie sind auch stark und ihren Lieblingen überlegen in sittlicher Kraft. Vor allem fordern sie Treue. Sie wissen die Zukunft voraus und verkünden den Tod. Die zahlreichsten Sagen von ihnen haben sich in Skandinavien erhalten. Vgl. m. Odin S. 302 f. Am häufigsten kommen drei badende Jungfrauen vor, die ihre Schwanhemden am Ufer haben liegen lassen und nun dem zu eigen seyn, oder ihm wenigstens die Zukunft verkündigen müssen, der ihnen die Hemden geraubt hat. So zwingt sie im Nibelungenliede Hagen, ihm zu weissagen. Vgl. Musäus Volksmärchen „der geraubte Schleier". Leider hat sich auf deutschem Boden nichts von dem wundervollen Helgiliede der altnordischen Edda erhalten, worin Helgi's Liebe zur Schwanjungfrau Kara in unübertrefflichem Reize geschildert ist. Aber wir haben einen Ersatz in der schönen Sage vom **Stauffenberge.**

Der Stauffenberg ist ein altes Schloß in der Ortenau, worauf der Ritter Petermann der Temringer hauste. Derselbe wollte zu Pfingsten in die Messe reiten, sah aber unterwegs eine liebliche Fee auf einem Felsen einsam sitzen und ein Gewand sticken. Das verlocket ihn so, daß er nicht zur Messe kam, sondern mit der schönen Fee in Lust zubrachte und ihr Treue bis zum Tode zuschwur. Von der Zeit an besuchte sie ihn heimlich; aber seine Verwandten verlangten, er solle heirathen. Die neue Kaiserwahl zog ihn nach Frankfurt, wo er im Turnier den Preis errang und der Kaiser selbst ihm seine Tochter zur Frau anbot. Da widerstand er nicht und schickte sich zur Hochzeit an. Die Fee erschien ihm drohend, es werde sein Tod seyn, und zum Zeichen seines nahen Todes werde sie ihren weißen Fuß aus der Decke des Saales hervorstrecken. Er glaubte ihr nicht und vollzog die Hochzeit; da ließ sich gerade über der Tafel der blendend weiße Fuß der Fee an der Decke sehen, und der Ritter erbleichte, sagte seiner Braut, er müsse sterben, schickte zum Geistlichen, beichtete und starb. Altdeutsches Gedicht, herausg. zu Straßburg 1588.

1589 ꝛc. und wieder 1823 von Engelhardt. Der Fuß an der Decke erinnert auffallend an den Schwanfuß der Kara, der aus der Luft herabhängend ihr von Helgi abgehauen wird, und bezeichnet sie als Valkyrie.

Beiläufig sey erwähnt, daß der mythographus Vatic. I. 81 eine sehr schöne, wahrscheinlich unserem Norden entlehnte Sage von einer Schwanjungfrau enthält.

In mehreren Sagen buhlt ein Dämon als Schlange mit einer Jungfrau. Die Schlange bedeutet hier wohl die unter der Erde verborgene Fruchtbarkeit der Natur überhaupt, dann in engerem Sinn den genius loci, und die Abstammung von ihm ist die Ehre der aborigines. Odin selbst verwandelte sich einmal in eine Schlange und buhlte mit einer Jungfrau, um den Unsterblichkeitstrank zu gewinnen. Die Herren von Drack sollen von einem Drachen abstammen. Wolf, deutsche Märchen Nr. 244. Sehr alter Mythus schimmert aus folgendem Märchen heraus.

Ein Mann hatte drei Töchter, der brachte einmal am Jahrmarkt der ältesten ein goldenes Spinnrad, der zweiten einen goldenen Haspel, der dritten, welche Ode hieß, aber nur eine Schlange mit. Die Schlange sollte vor der Hausthüre schlafen, aus Mitleid ließ sie aber Ode ins Haus, dann ins Zimmer und endlich, weil es so kalt war, auch ins Bett. Da verwandelte sich die Schlange in einen Prinzen und heirathete Oden. Müllenhoff, holst. Sagen S. 383. Das Spinnen bezieht sich auf die Winterzeit, in der am meisten gesponnen wird und in der die Naturgöttin neue Lebensfäden und das neue Kleid der Natur spinnt.

Im Schwanritter gibt sich gleichfalls ein göttliches Wesen zu erkennen, von dem Fürstengeschlechter abstammen, in ihm aber liegt ein Zug zum Hohen und Idealen, wie in den Schwanjungfrauen. Er ist ein Lichtwesen. Sofern er aber über Meer kommt, kann seine Sage die Abstammung von einem edleren, von fernher über See gekommenen Volke bedeuten.

Nach Vincent. Bellovac. spec. hist. schwamm einmal bei dem Pallast Juvamen im Erzbisthum Köln ein Schwan heran, der an silberner Kette einen Kahn zog, auf dem ein unbekannter Kriegsmann saß. Dieser stieg aus, als gerade viele Fürsten und Herren in dem Pallast waren, nahm eine Frau und hatte Kinder mit ihr, als aber einmal der Schwan mit dem Kahn zurückkam, stieg er ein und verschwand mit ihm. Nach Gerhard von der Schuiren in Hopps Beschreibung der Grafen zu Cleve 1655 S. 148 f. saß Beatrix, des Herzogs Tochter von Cleve, am Rhein auf der Burg zu Nimwegen, da kam der Schwan mit goldener Kette geschwommen, ziehend einen Kahn, auf welchem

der fremde Ritter Helias mit goldenem Schwert, Hüfthorn und einem köstlichen Ringe saß. Der heirathete sie, als sie ihn aber gegen sein Verbot nach seiner Herkunft frug, verschwand er. Nach der dänischen Chronik von Karl dem Großen, citirt von Görres, Lohengrin LXXIII war die Dame Elisa, Schwester Karls des Großen, das Schloß Reinsberg, der Ritter Gerhard Schwan, das Band des Schwans ein seidenes. Der Kaiser macht den Ritter zum Herzog von Ardennen. Nach dem Schwanritter, einem altd. Gedicht des Conrad von Würzburg, abgedruckt in Grimms altd. Wälden III. 49 f. ist die Dame die Wittwe des Herzogs Gottfried von Bouillon und soll ihr Erbe an den Sachsenherzog verlieren. Karl der Große will die Sache durch einen Zweikampf entschieden wissen, da kommt der Schwanritter, besiegt die Sachsen und heirathet die schöne Wittwe, die aber auch er verläßt, als sie aus Neugier nach seiner Herkunft fragt.

Wie die Fürsten von Cleve, von den Ardennen, von Bouillon, so führen auch die von Brabant ihren Ursprung auf den unbekannten Ritter zurück, dem ein Schwan den Weg ins Land und in das fürstliche Erbe gewiesen.

Salvius Brabon, ein junger Held im Heere des Julius Cäsar, kam einmal an den Niederrhein bei Cleve und sah daselbst einen Schwan, der mit seinem Schnabel in einen Kahn biß. Neugierig trat er hinzu, stieg in den Kahn und ruderte dem Schwane nach, der freudig immer vor ihm her schwamm bis zum Schlosse Megen. Da ging der Schwan ans Land, flog auf und zum Schloßgraben hin, wo ihn eine edle Frau liebkoste und fütterte. Brabon ging ihm nach und wollte ihn, da er ihn wiedersah, mit einem Pfeil erlegen; aber die edle Frau rief ihm auf griechisch zu: tödte mir den Schwan nicht! Höchst erstaunt, in diesem wilden Lande griechische Laute zu vernehmen, frug B. wer sie sey? und erfuhr, sie sey Germana, eine Tochter des römischen Proconsul Lucius Julius und des Julius Cäsar Schwester, die einst von dem schönen Königssohn Karl Ynach aus Rom entführt worden. Der Schwan aber sey einmal, von ihres Gatten Pfeil verletzt, in ihren Schooß geflogen, in dem schönen Thale, das seitdem das Schwanthal (vallis cignea, Valenciennes) heißt; sie habe ihn bei sich behalten und auch ihre Tochter nach ihm Swana genannt, ihr Gatte Karl Ynach aber habe mit Ariovist verbündet gegen Cäsar gekämpft und sey in der Schlacht umgekommen. Da nahm sich ihrer nun Brabon als guter Ritter an, versöhnte sie mit Julius Cäsar, heirathete ihre schöne Tochter Swana, wurde Statthalter in den Niederlanden und gab dem Lande forthin den Namen Brabant. Von der Germana aber wurde Deutschland Germania genannt. Diese seltsame Fabel steht in Johan le Maire, illustrations de Gaule. Paris 1548. III. 20. Ausführlich mitgetheilt in Grimms deutschen Sagen Nr. 533. Ferner in der alderexcellentesten Chronik von Brabant und in Wolfs niederländ. Sagen S. 68. Daß Valenciennes noch den Schwan im Wappen führe, bemerkt Wolf, niederl. Sagen S. 681.

Auch die Herren von Arkel schreiben sich von einem Ritter Jan von Pierlepont (einem Nachkommen der Haimonskinder) her, der von einem Schwan auf der Alm bis nach Arkel geführt wurde. Wolf, niederl. S. Nr. 23.

Ein merkwürdiges noch hieher gehöriges Gedicht ist der Lohengrin, fälschlich dem Wolfram von Eschenbach zugeschrieben, aber später, nach der Vaticaner Handschrift edirt von Görres, 1813.

Lohengrin, Parcifals Sohn, ist Ritter der Tafelrunde an Artus-Hof, wo auch der Graal gehütet wird. Da hört man ein wunderbares Geläut und der Graal erklärt, was es bedeute. Die schöne Herzogin Elsany von Brabant ist nämlich von einem ihrer Vasallen, dem Drachentödter Telramunt, der sie mit Gewalt heirathen will, hart bedrängt und klagt Gott ihr Leid. Da klingt die Glocke am Fuße eines ihrer Falken so hell, daß man es an Artus Hofe hört. Nach Anweisung des Graales wird nun Lohengrin ausersehen, der Dame zu helfen. Ein Schwan kommt mit einem kleinen Kahn herbei, Lohengrin steigt ein und der Schwan zieht ihn fort, ihn unterwegs mit weißen Oblaten nährend und süß wie ein Engel singend. Bei Antwerpen landet er, schlafend im Kahn. Alles staunt über seine Schönheit. Erwachend kämpft er mit Telramunt, besiegt ihn und heirathet die schöne Dame selbst. Doch verbietet er ihr, je nach seiner Herkunft zu fragen. Er steht dann dem deutschen Kaiser Heinrich gegen die Ungarn, und mit Heinrich dem Pabst gegen die Sarazenen bei. Nach seiner Rückkehr zu Elsany kann diese in einer zärtlichen Nacht die Neugierde nicht überwinden und ist dazu von einer Freundin, einer Gräfin von Cleve, aufgereizt, kurz sie thut die verbotene Frage, weil sie ja doch wissen müsse, wer ihrer Kinder Vater sey. Da ruft Lohengrin das Volk zusammen, erklärt öffentlich, wer er sey, nimmt aber auch für immer Abschied und fährt mit dem Schwan, der sich mit dem Kahn wieder eingefunden, auf und davon. — Eine willkührliche Verbindung der schönen und uralten, an der Nordsee heimischen Schwansage mit dem Artuskreise.

5.

Wintermärchen.

In den alten Wintermärchen unsres Volks spielt ein wilder Mann, Bärenhäuter, rußiger Bruder, und wie er sonst heißt, die Hauptrolle. Wir erkennen in ihm das Urdeutsche. Bärenhäuter ist ein uralter Schimpfname der Deutschen und läßt sich vielleicht, wie schon Cluveri Germ. antiqu. I. 16 gethan hat, bis auf den Tacitus zurückführen, der wenig-

stens in der Germania 15 unsern Ahnherrn vorwirft, wenn nicht Krieg oder Jagd sie aufgestört hätten, seyen sie faul daheim gelegen, nur dem Essen und dem Schlafe fröhnend. Auch das hieher gehörige Sprichwort „auf der Bärenhaut liegen“ scheint sehr alt zu seyn. Das Fell der auf der Jagd erlegten Bären diente aber nicht blos zum Lager, sondern auch zum Kleide. Der Name Bärenhäuter ist daher wohl viel älter, als die s. g. Geschichte des ersten Bärenhäuters, die im 17. Jahrhundert durch den „Abentheuerlichen Simplicissimus“ verbreitet wurde. In diesem berühmten Romane, worin alle Wildheiten des dreißigjährigen Kriegs geschildert sind, heißt es nämlich:

Nach der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis verirrte sich ein Landsknecht auf der Flucht in einem Walde und mußte hier sieben Jahre lang einem Geiste dienen, ohne sich jemals waschen, noch Haare und Nägel abschneiden, noch die Haut des großen Bären ablegen zu dürfen, den er erschossen hatte. Nachdem er diese schmutzige Probe glücklich überstanden, wusch ihn der Geist im Rheine ab und überhäufte ihn mit Glücksgütern, worauf er ein schönes Mädchen heirathete. In Happels rel. cur. II. 712 wird dieselbe Geschichte erzählt und nur die Schlacht bei Nikopolis mit der von Narva vertauscht. Das nämliche wird in Grimms Märchen Nr. 100 von „des Teufels rußigem Bruder“ erzählt. Hier ist es ein abgedankter Soldat, der unter denselben Bedingungen wie oben sieben Jahre dem Teufel dient. Sein Amt ist, das Feuer an den Töpfen zu schüren, in denen die Verdammten stecken. Aus Neugier öffnet er einige Töpfe, findet darin seine ehemaligen Unter- und Oberoffiziere, deckt geschwind wieder zu und macht das Feuer noch einmal so heiß. Als der Termin abgelaufen ist, entläßt ihn der Teufel mit einem Ranzen voll Auskehricht, der zu Golde wird. Da er überdieß in der Hölle die Musik gelernt hat, entzückt er als Spielmann einen König dergestalt, daß er dessen Tochter zur Ehe bekommt. Ein ganz ähnliches Märchen bei Müllenhoff Nr. 592 und Firmenich, Völkerstimmen II. 551.

Wir erkennen hier schon, daß sich alter Naturmythus an die Gestalt des Bärenhäuters anknüpft. Bärenhaut und Ruß sind Symbole des Winters, das zu Gold werdende Auskehricht ein Symbol der Arbeit im Winter, die Kunst des Spielmanns gehört ebenfalls zu den Winterbeschäftigungen. Für die Arbeit im Winter wird der Geduldige im Frühling belohnt. Auch die nordische Edda kennt diese Symbolik, denn nach ihr wäscht und kämmt sich Vali, der junge Frühlingsgott, so lange nicht, bis er den Tod seines Bruders Baldur gerächt haben wird. Die altdeutsche Sitte, sich nicht zu waschen und das Haar nicht zu schneiden, bis man

ein Gelübde erfüllt hat, wurde auf den Mythus angewandt und unter dem jungen kräftigen Bärenhäuter oder rußigen Bruder ist immer das im Winter dienende, gefangene, entstellte und verhäßlichte Naturleben zu verstehen, welches sich im Frühling siegreich wieder verjüngt, reinigt und verschönert, nachdem es die feindliche Macht des Winters überwunden hat. In den rußigen und pelzigen Gestalten unsres Märchens aber erkennen wir außer jenem Vali deutlich auch den Thor wieder, den alten Donnergott, der in den ersten Frühlingsgewittern die Eis- und Sturmriesen des Winters besiegt und vernichtet. Ihn macht der Hammer kenntlich. Mit Recht hat man in den schmutzigen und dummen, aber starken Knechten des Volksmärchens außer den genannten Göttern auch noch den Wodan selbst im Knecht Ruprecht und den Fro im h. Nicolaus (dem s. g. Aschenklas) wiedererkannt, welche beide in der Wintermitte umgehen, böse Kinder erschrecken und gute belohnen.

Als Donnergott gibt sich der starke Hans eines Tiroler Volksmärchens zu erkennen (Zingerle No. 18). Derselbe ist so stark, daß er alles zerschlägt, was er nur anfaßt. Sein Vater schickt ihn in die Hölle, um dem Teufel ein Haar auszureißen. — Ein andrer Hans wurde mit seiner Mutter im Walde von zwei Räubern entführt, als er aber zwölf Jahre alt war, schlug er alle Räuber in der Höhle todt und nahm den Tannendreher, der Tannen wie Seile drehte, und den Felsenklipperer, der mit bloßer Faust Stücke vom Felsen schlug, zu Gefährten an. Während zwei jagten mußte einer daheimbleiben. Als der Tannendreher daheim saß, kam ein Zwerg zu ihm und wollte Fleisch, und da er es ihm nicht geben konnte, empfing er von dem Zwerge furchtbare Schläge. Am andern Tage ging es dem Felsenklipperer ebenso. Am dritten Tage aber überwältigte Hans den Zwerg, verfolgte ihn in seine Höhle und befreite hier eine schöne Jungfrau von ihren Ketten. Zwar wurde ihm die Jungfrau noch einmal von seinen beiden Gefährten entführt, aber nochmals von ihm befreit und geheirathet, nachdem er die beiden ins Wasser gestürzt hatte. Grimms Märchen No. 166. Das ist der starke Sohn des Winters, ohne Zweifel der Donnerer, der in den Frühlingsgewittern die gefangene Natur befreit. Seine beiden Gefährten aber sind die Stürme, die am Ende des Winters das Eis brechen, und halb noch die böse Riesennatur in sich tragen, halb schon dem Sommer dienen. Dieselbe Mythe wiederholt sich bei Müllenhoff S. 437. Hier kämpft Hans mit einer eisernen Stange, und statt der einen Jungfrau befreit er ihrer drei. Vgl. noch einige andere ähnliche Märchen. Grimm. M. III. 166

Der starke Hans, den seine Mutter nicht mehr ernähren konnte, nahm bei einem Bauern Dienste. Beim Holzfällen im Walde wurden seine beiden Ochsen

von Bären gefressen, er aber spannte die Bären selber an, um, da der Wagen zerbrach, den ungeheuern Eichbaum, den er gefällt hatte, heimzuschleifen. Dem Bauer wurde nicht wohl bei der Sache und um den allzustarken Knecht los zu werden, schickte er ihn in die Teufelsmühle, aber Hans brach dem Teufel die Hörner aus. Als er heimkam, war der Bauer aus Angst davongelaufen. Hans wurde Soldat und bezwang den Teufel, der alle Nacht der Schildwacht den Hals umdrehte, noch einmal. Nachdem er hundert mit Eisen beladene Wagen über einen Fluß gehoben hatte, ließ er sich von dem Eisen eine große Stange machen und schlug damit die feindlichen Heere. Der König schenkte ihm zum Dank ein Haus, dessen Treppen von Eisen waren, weil ihn keine schwächeren getragen hätten, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Eine schlesische Sage in Hagens Germania I. 288, bei Firmenich II. 345. — Ein anderer Hans ging mit seiner armen Mutter, ihren Bruder aufzusuchen. Unterwegs fand er ein blaues Band, das ihm seine Mutter wegzuwerfen rieth, das er aber doch heimlich um den Arm legte und wovon er unüberwindlich wurde. Darauf kamen sie zu einer Höhle voller Speisen, an denen sie sich sättigten. Der Bewohner der Höhle, ein Riese, kam dazu und nahm die arme Mutter zur Frau. Aus Furcht, der allzustarke Sohn werde Unheil anrichten, suchte nun die eigene Mutter ihn mit List zu verderben. Sich krank stellend verlangte sie Löwenmilch und hoffte, wenn er Löwen suchte, würden sie ihn fressen; aber er brachte eine ganze Löwenfamilie lebendig mit. Dann schickte sie ihn um Aepfel zu pflücken in den Garten der drei Riesen, aber auch diese Riesen erschlug er und heirathete die schöne Königstochter, welche sie geraubt hatten. Nun raubte ihm aber die böse Mutter im Schlafe sein blaues Band und stach ihm zugleich die Augen aus. Aber die treuen Löwen beschützten den Blinden, bis sie einen Hasen fanden, welcher gleichfalls blind war, aber durch Waschen in einem Bach wieder sehend wurde. Nun wnsch sich auch Hans und erhielt sein Gesicht wieder. Die Mutter starb aus Zorn. Müllenhoff S. 416. Die Mutter bedeutet wohl den Winter, Hans den Thor, das blaue Band den Himmel, der speisereiche Riese die fruchtbare Frühlingserde, die Erblindung das wieder absterbende Licht. Man hat hier gleichsam das Bruchstück einer deutschen Herakleide.

Der dumme Hans mußte mit seinen zwei ältern Brüdern ausgehen, sich eine Frau zu suchen. Die älteren fanden bald eine, Hans aber gerieth in einen tiefen Wald, wo eine Hexe wohnte, deren weißes Pferd er füttern mußte. Da hörte er vor dem Fenster die Vögel singen von einer blinden Königstochter, die könne geheilt werden, wenn man ihr Auge mit dem ersten grünen Blatt berühre, das aus der Pappel sprieße. Hans nahm ein solches Blatt und heilte die Prinzessin, die er auch heirathete, nachdem er unter den Wurzeln eines Baumes noch zwei Edelsteine gefunden hatte, die seine Dummheit in Weisheit umwandelten. Müllenhoff S. 427. Die Hexe ist die böse Wintergöttin, das weiße Pferd das gleichsam im Winterstall zurückgehaltene Sonnenpferd. Unter

der blinden Prinzessin dürfte die im Winter gleichsam erblindete Sonne selbst gemeint seyn, die im Frühling, wenn die Zugvögel zurückkehren und das Laub wieder grünt, geheilt erscheint und ihre alte Kraft wieder gewinnt.

Statt Hans kommt in vielen Sagen auch der Name Peter in derselben Bedeutung vor. Schon Grimm, D. M. XXXVI. hat darauf aufmerksam gemacht, daß auf den in der h. Schrift bekanntlich als etwas hitzig geschilderten Apostel Petrus manches aus der heidnischen Sage vom Donnergott übertragen worden sey, und daß namentlich die Abentheuer, die nach der Volkssage Christus und Petrus auf ihren Wanderungen bestanden haben, auf die mythischen Wanderungen Odins, Hönirs und Loki's zurückgeführt werden müssen. — Der starke Knecht wird als Peter durch den Schmiedehammer ausgezeichnet, was bestimmt auf Thor hinweist.

Nach Wolfs D. Märchen No. 2 wurde der dumme Peter zu Hause schlecht gehalten und mißhandelt und endlich, nur mit einem Hämmerchen versehen in die Welt hinausgestoßen. Drei schöne Jungfrauen nahmen ihn zum Kuhhirten an. Da kam ein silberner, ein goldener und ein diamantener Reiter, die erschlug er alle mit seinem Hammer und stieg unter die Erde hinab zu verborgenen Schätzen, worauf er ganz mit Diamanten bedeckt wieder hervorkam, eine der drei Jungfrauen heirathete und durch seinen glänzenden Besuch seine harten Aeltern beschämte. — Ein ähnliches Wesen war der Schmiedknecht, welcher Dreizehn hieß, weil er die Kraft von dreizehn Männern besaß. Da er alles in der Schmiedwerkstatt zerschlug, schickte ihn der Meister fort. Er nahm Dienste bei einem Bauern, aß diesem aber zuviel, sollte deshalb im Brunnen von einem Mühlstein erschlagen und in der Teufelsmühle vom Teufel geholt werden, was aber alles nicht gelang. So verübte er noch eine Menge Streiche, bis er zuletzt einen ungeheuren Kessel verfertigte und darin eine ganze Stadt wegtrug. Er strauchelte aber und wurde unter ihrer Last begraben. Wolf, D. Märchen Nr. 22.

Eine Nonne, ein Bergmann und ein Schmied wanderten zusammen und kamen in ein wüstes Schloß. Hier blieben sie und richteten sich so ein, daß immer eins das Haus hüten sollte, während die andern draußen wären. Die Nonne hütete das Haus zuerst, da kam ein Männlein, bat um etwas zu essen, aß aber alles auf, was für die drei bestimmt gewesen, und warf die Nonne, die ihn ausschalt, zornig von einer Wand an die andere. Das zweitemal hütete der Bergmann das Haus, da kam das Männlein mit zwei Köpfen wieder und that ihm eben so. Als der Schmied das Haus hütete kam das Männlein mit drei Köpfen, wurde aber vom Schmied mit dem Hammer tüchtig zerklopft und entfloh. Sie folgten ihm und fanden in unterirdischen Sälen zwei gefangene Königstöchter und das böse Männlein, dem sie zwei Köpfe ab-

schlugen, worauf er entzaubert und ein wohlgerathner Königssohn wurde, der die Nonne heirathete, während der Bergmann und Schmied die beiden Königstöchter nahmen. Märchen aus der Ober-Lausitz in Haupts Zeitschrift II. 358. Als die Heiden in die Grafschaft Berg kamen und die alten Einwohner unterjochten, mußte ihnen auf einmal ein junger Bursche, der starke Hermel, Frohndienste leisten. Er war so stark, weil er sieben Jahre lang an der Mutter Brust getrunken. Als er das erstemal dreschen sollte, hob er das Dach der Scheuer ab, drosch sämmtliches Getreide in einem Augenblicke und fächelte es dann nur mit dem Dache, daß die Spreu abflog. Als er aber Brod daraus backen mußte, aß er es auch allein auf. Da fingen die Heiden an sich vor ihm zu fürchten, hießen ihn einen Brunnen ausräumen und warfen, als er drunten war, eine schwere Glocke auf ihn. Aber er kam lachend wieder herauf, indem er die Glocke als Mütze trug. Da schickten sie ihn zur Teufelsmühle in der Hoffnung, der Teufel werde ihn holen; aber er setzte den Teufel auf das umrollende Mühlrad und schliff ihm das Hintertheil ab. Die Heiden wußten nun keinen Rath mehr, als den Hermel in die Hölle selbst zu schicken, um vom obersten Teufel so viele Schätze zu holen, als er tragen könne. In der Hölle nun forderte ihn der Teufel zu Wettkämpfen auf. Erst bliesen sie in ein Horn und Hermel blieb Sieger. Dann warf der Teufel einen schweren Stein, als aber Hermel, ehe er den seinigen warf, erst das Höllengewölbe stützen wollte, gab der Teufel lieber nach und Hermel kam mit Schätzen beladen wieder ans Tageslicht. Während er aber schlief, häuften die Heiden einen Berg von Holz und Stroh um ihn und zündeten ihn an, jedoch umsonst, denn als er aufwachte, brach er durch das Feuer und schlug die Heiden alle todt. Montanus, Vorzeit von Cleve I. 355 f. Der Herausgeber versichert S. 362, diese Sage gehe noch im Landvolk sowohl im Bergischen, als in der Nachbarschaft um. Er glaubt die Vertreibung der Heiden durch Hermel auf die Vertreibung der Römer durch Arminius beziehen zu müssen; doch hat Hermel, wie die übrigen bärenhaften Helden der deutschen Sage etwas mehr Mythisches, als Historisches, und gemahnt uns an den Thor, namentlich wie derselbe in der jüngern Edda mit dem Riesen Udgardaloki wettkämpft.

Hieher gehört auch das schöne Märchen von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne. Der ältere lernte brav, der jüngere blieb dumm und konnte nichts begreifen. Dieser letztere hörte so oft die Leute sagen „es gruselt mir“ und wußte nicht, was das sey? Der Küster wollte es ihn lehren, hieß ihn die Morgenglocke läuten und erschien ihm am Schallloch als Gespenst vermummt, um ihn zu erschrecken, wurde aber von ihm hinuntergeworfen und brach das Bein. Darauf zog der Junge in die Welt, um das Gruseln zu lernen. Ein Fuhrmann rieth ihm, eine Nacht unter dem Galgen zu wachen. Er setzte sich nun unter den Galgen und machte, weil es kalt

war, ein Feuer an. Aus Mitleid band er zugleich die Gehenkten ab und setzte sie um das Feuer her, damit sie sich wärmen könnten. Erst als sie seiner Warnung, ihre Kleider in Acht zu nehmen, kein Gehör gaben und anbrannten, wurde er ärgerlich und hing sie wieder auf. Er lernte also auch hier das Gruseln nicht. Nun sollte er drei Nächte in einem gespenstischen Schlosse zubringen. In der ersten Nacht quälten ihn Hunde und Katzen, die er jedoch todt schlug. In der zweiten Nacht fielen Glieder und halbe Leiber von der Decke, setzten sich zusammen und kegelten mit ihren eigenen Köpfen, der Junge aber kegelte lustig mit. In der dritten Nacht brachten sie ihm eine Leiche im Sarge, die er aus Mitleid wärmen wollte und zu sich in's Bett nahm. Da wurde der Todte lebendig und wollte ihn erwürgen, der Junge aber warf ihn in den Sarg zurück. Ein Riese forderte ihn heraus, der Junge aber hieb zum Beweise, daß er stärker sey, mit der Axt in den eisernen Ambos und klemmte, da sich der Riese gebückt hatte, um besser zu sehen, dessen langen Bart gleich mit dem ersten Hiebe in den Ambos ein. Der Riese kaufte sich durch die Schätze des verzauberten Schlosses los, dessen Bezauberung damit aufhörte. Zum Lohn aber gab der König, dem das Schloß ursprünglich gehörte, dem Jungen seine Tochter. Nun aber hab ich doch das Gruseln noch nicht gelernt, sagte der Junge. Da schüttete das Kammermädchen einen Eimer voll kaltes Wasser mit kleinen Fischchen über ihn aus und plötzlich rief er: ah, was gruselt mir! Grimms Mährchen Nr. 4. Wie trefflich sind diese Märchen ersonnen, um Knaben Muth zu machen.

In einigen Märchen hat sich das rauhe winterliche Kleid des Bärenhäuters in eine Esel- oder Igelhaut verwandelt.

In dem lat. Gedicht Asinarius bei Mone, Anz. VIII. 554 f. und in einem deutschen Volksmärchen bei Grimm Nr. 144 wird der schöne Jüngling endlich dadurch befreit, daß man seine Eselshaut, als er sie einmal abgelegt hat, verbrennt. Eben so die Igelhaut in den Grimm'schen Märchen Nr. 108 „Hans ein Igel."

Erscheinen die Götter in den Wintermärchen durchgängig als ehrlich und treu, so läßt sich dieselbe Gutmüthigkeit nicht rühmen an der Auffassung der Göttinnen. Hier waltet ein viel spöttischerer Humor und selbst die gefeiertste und geliebteste Göttin unsrer heidnischen Vorzeit, die gute Bertha, wird zum bösen alten Weibe. Frau Holle im nördlichen Deutschland ist von J. Grimm längst als dasselbe Wesen nachgewiesen worden, wie Frau Perchta im südlichen. Beide kommen in der Weihnachtszeit, um zu sehen, ob das ganze Jahr über redlich gearbeitet ist, und um faule Mägde und unartige Kinder zu bestrafen, denn die allgemeine Hausmutter der Natur sieht streng auf Ordnung in jedem mensch-

lichen Hause. Die Göttin heißt Percht mit der langen, oder eisernen Nase, Frau Holle mit der Potznase ꝛc. Vgl. Grimm, D. M. 255. Die lange Nase der Wintergöttin bedeutet die Eiszapfen, aber auch die Feuerhaken am Heerdfeuer. Als Riegel, Höllenriegel schließt die Nase das Reich des Winters auf und zu. Bertha öffnet und verschließt die Pforten des Winters wie des Frühlings. Hellriegel ist öfters Name der s. g. Großmutter des Teufels. Grimm 223. In Mésangères, dict. des proverbes p. 204 kommt das französische Sprichwort vor: Moucher la chandelle comme le diable moucha sa mère, das Licht putzen wie der Teufel seiner Mutter Nase putzte d. h. indem er sie ihr ausriß. Das Ausreißen der Nase weist wie das Vorschieben derselben als Riegel auf den Eiszapfen hin, dessen Erscheinung den Winter verkündet, sowie sein Verschwinden den Frühling. In einer schlesischen Sage bei Firmenich, Völkerstimmen II. 322 kommt eine böse Hexe vor, welche Menschen frißt, nachdem man ihr aber die Nase abgehauen und mit derselben die Knochen der Todten berührt hat, stehen die Knochen auf, füllen sich wieder mit Fleisch und werden lebendig, d. h. wenn die Eiszapfen schmelzen und das Wasser in die Erde dringt, wachsen die Pflanzen wieder.

Auch weissagte man aus den Eiszapfen die Fruchtbarkeit des kommenden Sommers. Je länger oder kürzer die Eiszapfen, desto länger oder kürzer sollte auch der Flachs gerathen, je durchsichtiger, desto reiner der Flachs. Pachelbl, Fichtelgebirge, 158. Der Flachs weist wieder auf das Spinnen der Göttin zurück.

Hieher gehört ein artiges Volksmärchen.

Arme Leute konnten ihre beiden Kinder, Hansel und Gretel, nicht mehr ernähren, führten sie daher in einen tiefen Wald und ließen sie allein. Sie kamen aber ins Schlaraffenland, fanden ein Haus ganz von Brod gemacht mit einem Dach von Eierkuchen, setzten sich darauf und ließen sichs schmecken. Aber da kam eine Hexe, deren lange Nase fast bis zum Boden herabhing, sperrte den Knaben in den Gänsestall und brauchte das Mädchen als Magd. Endlich wollte sie die Kinder auffressen, aber Gretel war schlau und kam ihr zuvor, indem sie die alte Hexe in den Ofen stieß und verbrannte. Darauf befreite sie ihr Brüderlein und floh mit ihm. Sie konnten aber nicht über ein Wasser, bis eine Ente kam und sie beide auf den Rücken nahm. Stöber, elsäß. Volksbüchlein 102. Das ist ein vollständiger Jahresmythus. Das Schlaraffenland bedeutet den Sommer und den nahrungsreichen Herbst, die Hexe und der Ofen den Winter, das Wasser mit der Ente den wiederkehrenden

Frühling. — Ich rechne hierher auch trotz ihres echt riesischen Charakters die niederländische Walberech, die mir eine Göttin zu seyn scheint. Sie weidete bei Harlem ihr Vieh; als ihr dasselbe von Seeräubern entführt wurde, watete sie ins Meer, holte ihre Thiere wieder aus den Schiffen und trug sie zurück, die Rinder unter dem einen, die Pferde unter dem andern Arme, die Schafe aber auf dem Kopfe, wo sie unterwegs ruhig weideten. Wolf, niederl. Sagen Nr. 28. Sie dürfte zusammenfallen mit der englischen Hexe Moll Walbee, die in einer Nacht das Schloß Hay baute und im raschen Laufe unter der Arbeit nicht merkte, daß ihr ein Steinchen von 9 Schuh Länge in den Schuh gefallen war. Curiositäten, Weimar 1820 VIII. 240. Ich halte sie für eine dem Frühling günstige Göttin, deren Erinnerung sich noch in der Valentins- und Walpurgisfeier erhalten hat. — Auch Frau Harke treibt in Norddeutschland mit einem Baumstamm als Peitsche allerlei Vieh, das sie in einem Berge verschlossen hat, und straft zugleich wie Frau Holle die faulen Mägde. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 126. Frau Frik in andern Sagen ist das nämliche Wesen (die nordische Frigga).

Ein sehr verbreitetes echt volksthümliches Wintermärchen ist noch folgendes von den drei Spinnerinnen:

Eine Königin hörte im Vorüberfahren das Wehgeschrei eines Mädchens und hielt an. Die Mutter, die das faule Mädchen geschlagen hatte, weil es nicht spinnen wollte, verstellte sich und sagte der Königin, sie schlage das Mädchen, weil es immer spinnen und nichts als spinnen wolle. Ein solches Mädchen wollte die Königin in ihrem Dienste haben, nahm es also mit sich und gab ihr so viel Flachs, daß drei Kammern davon voll waren; wenn sie den gesponnen habe, solle sie den Königssohn zum Mann bekommen. Da saß nun das faule Mädchen unter dem vielen Flachse in großer Noth, als drei häßliche alte Weiber erschienen, eine mit plattem Fuß, die andere mit hängender Lippe, die dritte mit breiten Daumen. Die spannen für das Mädchen allen Flachs und verlangten nichts dafür, als daß sie zur Hochzeit kommen dürften und daß das Mädchen sie ihre Basen nennen sollte. Der Flachs war gesponnen, die Königin hielt Wort, die Hochzeit war da. Die drei Basen fanden sich dabei ein und aßen mit an dem königlichen Tisch. Als sie der Bräutigam frug, woher sie denn den platten Fuß, die hängende Lippe und den breiten Daumen hätten, antworteten sie: vom Treten des Rades, vom Benetzen des Fadens und vom Drehen der Spindel. Da beschloß der Königssohn, seine Gemahlin solle niemals wieder spinnen, damit sie nicht auch so häßlich werde. So wird die Sage in der Gegend von Corvey, in Hessen und auch in Holstein erzählt. Grimm, Märchen Nr. 14. Müllenhoff S. 409. Nach einer andern Erzählung kommt nicht eine Königin vorbei, sondern ein Mann, der das Mädchen nachher heirathet und statt des Plattfußes und Hängemauls haben die ersten beiden Spinnerinnen ein übermäßiges dickes

Hintertheil und eine lange Nase, das erste vom vielen Sitzen; die zweite, weil die Nase je mehr hervortreten soll, je öfter die Spinnerin sich die Lippen ableckt. Prätorius, Glückstopf S. 404. Nach einer dritten Erzählung in Büschings wöchentl. Nachr. I. 355 hat eine der Spinnerinnen Triefaugen, weil beim Spinnen immer kleiner Abfall ins Auge kommt.

An die drei Nornen (Parzen) darf man hier nicht denken, wohl aber an die karrikirte Auffassung der mütterlichen Göttin in ihrem strengen Winterkleide, an Bertha mit der langen Nase, an Bertha mit dem großen Maule. Alle drei charakterisiren die häßliche Winterzeit und deren strenge häusliche Arbeit. Das junge Mädchen, welches dieser Arbeit entflieht und den schönen Königssohn freit, weist auf die Blüthenzeit des Lenzes hin.

6.

Christnachtsmärchen.

Nach einer uralten, weitverbreiteten und bis auf die neuere Zeit im Volk fortlebenden heidnischen Vorstellung ruht die Sonne in ihren beiden Wenden zu Weihnacht und Johanni, und dann steht die Zeit still und tritt auf eine Stunde lang die Ewigkeit für sie ein, d. h. alles was in der Zeit getrennt ist, als Vergangenheit und Zukunft, wird auf einmal zur Gegenwart und was hunderte von Jahren in der Zeit währt, scheint hier nur eine Stunde lang zu dauern. Zuweilen treten die Stunden der Tag- und Nachtgleiche (Ostern und ein Herbsttag) für die Solstitien ein, und dann in derselben Bedeutung. Man begreift, welche reiche Quelle von Poesie aus dieser Vorstellung hervorsprang. Unsre Volksmärchen und Sagen beweisen es.

Indem die Vergangenheit zur Gegenwart wird, leben in den h. Stunden der Sonnenwende die Verstorbenen wieder auf und zeigen sich wieder längst versunkene, längst zerstörte Wohnungen der Menschen. Am häufigsten kommen in Deutschland die Sagen von den Geisterkirchen vor. Ein Schlafender erwacht in der Christnacht, sieht Licht in einer Kirche und findet dieselbe voll Geister längst Verstorbener. Vgl. Grimm, deutsche Sagen Nr. 175. In der Christnacht zeigt sich dasselbe Schauspiel zu Stolberg. Pröhle, Unterharzsagen S. 163. In der Johannisnacht im

Münster zu Straßburg. Stöber Nr. 356. Unter den fast zahllosen Sagen dieser Art heben wir nur einige besonders schöne hervor.

So die von der Nebelkirche bei Altenstein in Thüringen. Hier stand einst ein längst zerstörtes Nonnenkloster. Alle sieben Jahre an dem Tage, an dem es unterging, erblickt man es wieder, aber nur wie aus Nebel gebildet und gleichfalls nebelhafte Nonnen ziehen paarweise bei Irrlichtschein hinein, wobei man auch die Glocke läuten hört. Bechstein IV. 186. — In Tirol kamen einmal Reisende in die Kirche von Prazalanza, die längst durch einen Bergsturz untergegangen war. Ebenso in die Kirche der längst untergegangenen Stadt Plurs in Graubündten. Steub, drei Sommer S. 109. Im Nonnenthal bei Neustadt an der Hardt hört man alle sieben Jahre an dem Tage, an dem das Kloster zerstört wurde, den Gottesdienst und Gesang der Nonnen. Schöppner I. Nr. 319. An dem Ort, wo ein Graf von Rotenburg an der Tauber eine Kirche erbauen wollte, aber daran verhindert war, hört man in der Christnacht einen gespenstischen Gottesdienst. Bensen, Alterthümer von Rotenburg 57. Wenn zu Bischoffsheim in der Kirche Gottesdienst gehalten wird, halten ihn auch die Geister im benachbarten Walde. Wenn in Aschaffenburg die Glocken läuten, tönt die im Main versunkene Glocke unten mit. v. Herrlein, Sag. d. Spessart. S. 18. Pachelbl, Fichtelgebirge 70. Bei Wertingen hört man eine schöne Musik und riecht zugleich einen lieblichen Duft; wenn man aber näher kommt, wird ein Lärm und Gestank daraus. Schöppner I. 430. Das versunkene Dorf Erbrechtshausen am Roßberge kommt zuweilen bei Nacht wieder zum Vorschein und dann sieht man die verstorbenen Bewohner zur Kirche gehen. Bechstein, fränk. S. I. 189. Die „heilige Grube" heißt ein kleiner, aber tiefer See bei Germansee unfern von Heigerloch. Wer in der Christnacht den Kopf dort unter das Wasser hält, hört die Nonnen des hier versunkenen Klosters singen. Mittheilung des Freiherrn Hans von Ow.

In sehr vielen, besonders süddeutschen Sagen hört man in den h. Stunden der Sonnenwende unter der Erde Hähne krähen und zeigen sich längst versunkene Burgen oder Städte. In den norddeutschen Sagen hört man dagegen mehr Glocken unter dem Wasser läuten und werden unter dem Meer verschwundene Städte wieder sichtbar.

In den h. Stunden öffnet sich das Reich der Todten. Man sieht das wilde Heer in der Luft, das sind die im letzten Jahre Verstorbenen, die gleichsam von der Erde Abschied nehmend sich noch einmal blicken lassen. Oder ein Sterblicher gelangt ins Todtenreich und sieht längst Verstorbene wieder.

Die deutsche Volkssage kennt eine Menge alter Schlösser, in denen

von Zeit zu Zeit die vormaligen Eigenthümer derselben und die Ahnen des ganzen einst hier herrschenden Geschlechts versammelt gesehen werden. Das Schloß ersteht wieder auf den Ruinen, ist bei Nacht erleuchtet, man hört Musik heraustönen. Man findet darin Tanz oder eine Tafel, an der Ritter und Damen schmausen. Immer aber ist etwas Unheimliches dabei und die Geister geben sich zuletzt als Verdammte zu erkennen.

Solche gespenstische Gelage werden gemeldet vom Tollenstein, Schöppner, bayr. Sagen Nr. 1163; vom Lechsgemünd, das. Nr. 1168; vom Hochberg, Baader, bad. S. Nr. 67; von der Wetterburg, Schnezler, bad. S. II. 641; vom Räderberg, Grimm, deutsche Sagen Nr. 275; von Godschee, das. Nr. 146; vom Haselberge, Panzer, Beitrag zur d. Mythol. I. 136; vom Luttenberge, Stahl, westph. Sagen I. 53; vom Greifenstein, Ziehnert, sächs. Volkssagen III. 212; von der Burg Sermol bei Laibach, Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 502; von Bodenstein, v. Falkenstein, Kaisersagen S. 165. — Im Stromberg, einem Gebirgsstrich des schwäbischen Zabergäu, wurde einst Graf Albrecht von Zimmern durch einen großen Edelhirsch zu einem Geisterschloß verlockt, in welchem er seinen Oheim Friedrich und andere Herrn an einer Tafel Mahlzeit halten sah, aber erfuhr, sie seyen ihrer Sünden wegen ewig verdammt. Zum Andenken gründete der Graf das Kloster Frauenalp. Crusius, annales suev. II. 361. Francisci, höll. Proteus S. 1024. Schreiber, Sagen I. 49. Grimm, D. S. Nr. 528. v. Steinau, Volkssagen S. 110.

Die Vorstellung, daß die grüne Pflanzenwelt (das Reich der Holden oder Lichtelben) im Herbste nur unter die Erde entrückt werde, um im Frühling wieder auf die Oberfläche heraufzurücken, liegt allen den Sagen zu Grunde, welche von Menschen handeln, die mitten im Winter entweder ins Innere der Erde gelangen und dort einen blühenden Sommer finden oder zu denen aus dem Innern Laub und Früchte heraufgebracht werden. Wie man sich das Grün, welches sonst über dem Boden ist, unter demselben dachte, erhellt aus vielen Sagen.

Als Hadding einst im Winter zu Abend aß, reichte ihm eine Erdfrau durch den Fußboden frisches Kraut herauf und führte ihn nachher in ihr unterirdisches Reich voll von grünem Grase. Saxo Gramm. p. 16. Ein alter Soldat kam in ein unterirdisches Reich und brachte als Wahrzeichen von da einen grünen Zweig mit. Grimm, Märchen Nr. 133. Vom Haselberge brachte eine Magd bei kalter Jahreszeit eine Hand voll grünes Laub, das nachher zu Gold wurde. Panzer I. 137. In Fragant räuchert man am Perchtentage (6. Jan.) der umziehenden Perchtel (Bertha) Wohlgerüche. Als

Einer es versäumt hatte, holte ihn die Perchtel und am andern Morgen fand man ihn todt, zwischen seinen Fingern und Zehen aber Blumen, die Niemand kannte Weinhold, Weihnachtsspiele S. 21. Ein Knabe in Tirol fand mitten im Winter einen Kirschbaum blühen, brach einen Zweig ab und fand daheim statt der Blüthen lauter Silberthaler. v. Alpenburg, Myth. S. 494. Auf der Insel Usedom gerieht Einer durch einen unterirdischen Gang ins Reich der Zwerge und zum Wahrzeichen, daß er in ihrem Garten gewesen sey, gaben sie ihm eine Erbsenranke mit. Kuhn, Nordd. S. Nr. 13. Ein Anderer brachte aus dem Innern des Zobtenberges in Schlesien als Wahrzeichen einen Zweig voll Kirschen und Pflaumen mit. Büsching, Volkssagen I. 31. Ein verlornes Kind, das bei Ruhla in einem angeblich versunkenen unterirdischen Kloster verweilt hatte, brachte aus demselben noch zur Schneezeit reife Johannisbeeren mit. Thüringen und der Harz II. 47. Nach einem schönen Volksliede aus der Gegend von Unna verlor sich ein Kind, indem es sich mit einem Engel (Elben) unterhielt. Als es von der Mutter nach seiner Rückkehr ausgescholten und ihm verboten wurde, sich wieder zu entfernen, brachte ihm der Engel mitten im Winter einen blühenden Rosenzweig zum Wahrzeichen für die Mutter, wo das Kind unterdeß gewesen sey, verkündete aber zugleich, er werde das Kind für immer abholen, sobald die Rosen auf der Erde wieder blühen würden. Firmenich, Völkerstimmen I. 351. — In einem hessischen Hexenprozeß vom Jahre 1629 (mitgetheilt in Wolfs Zeitschrift I. 275) heißt es von einem als Hexenmeister Angeklagten, er sey (im Schlaf) in den Venusberg gefahren zur Frau Holt und habe hier schon mitten im Winter den Stand der Früchte, des Obstes und aller Gewächse im nächsten Jahre vorausgesehen. — In Arndts Reise nach Schweden III. 86 findet sich der schöne Glaube, wer in der Christnacht nüchtern und schweigend in den Wald gehe, der sehe, wenn er bei Sonnenaufgang wieder heraustrete, mitten in den Schneefeldern den Stand der künftigen Saaten. Aehnlich was Stöber aus dem Elsaß in Wolfs Zeitschrift I. 403 vom Dorf Diemringen berichtet, wo man in der Mitternachtsstunde auf einem Acker den Hopfen aus der Erde kann hervorwachsen sehen, wie er in künftigen Jahren wachsen wird. Eben so auch auf dem Solling bei Minden. Kuhn, nordd. Sagen 405.

Dies leitet uns zu den Sagen hinüber, die von der in den h. Stunden enthüllten Zukunft handeln.

In Sommers sächs. Sagen I. 9 findet sich die liebliche Schilderung einer weißen Taube, die in den zwölf Nächten mit einem kleinen Stühlchen herumfährt. Wo sie ausruht und das Stühlchen eine Weile steht, da soll im nächsten Jahre die Natur am schönsten grünen und blühen. Hört man ihren Flug, so bedeutet es ein gutes Jahr. Im Heiligenkalender fällt der Tod einer h. Columba auf den 31. Dez. Bei Freiburg im Breisgau ist ein s. g. Gaisbrunnen, bei dem erscheint in der Neujahrsnacht ein Männlein mit drei Trauben in

einer, drei Aehren in der andern Hand, wenn ein guter Jahrgang kommen soll. Schnezler, bad. Sagen I. 369.

In der Christnacht sieht man insbesondere die Apfelbäume reife Früchte tragen. Vgl. über diesen weitverbreiteten Glauben Wolfs Zeitschr. I. 106. Man darf dabei weniger an die künftige Apfelernte, man muß hier mehr an den mythischen Apfelgarten mit dem Jungbrunnen denken, in dem alles abgestorbene Jahresleben sich erneuert. Daher auch die Heiligkeit des Wassers in der Weihnacht. Es soll in der Mitternachtsstunde dieser Nacht zu Wein werden. Frank, Weltbuch 130. Prätorius, Weihnachtsfrazzen 49. Rockenphil. I. 55. Grimm, D. M. 551. Eine Quelle bei Lommatsch an der Elbe zeigte die Fruchtbarkeit des künftigen Jahres an, wenn auf ihrer Oberfläche Haber, Gerste und Eicheln schwammen, ein böses Jahr aber, wenn Blut und Asche auf ihr schwammen Dietmar von Merseburg I. 3. Eine ähnliche Quelle bei Sontra in Niederhessen. Happel rel. cur. III. 386.

In den zwölf s. g. Rauhnächten von der Weihnacht bis zum großen Berchtentage (6. Jan.) zeigt sich vorbildlich, was in den folgenden zwölf Monaten geschehen wird.

Was man in jeder dieser Nächte träumt, wird in dem entsprechenden Monat erfüllt. Kuhn, nordd. Sagen S. 411. Wie an jedem dieser Tage das Wetter ist, so wird es im entsprechenden Monat seyn, Breslauer Sammlungen 1722. Febr. Denselben Glauben fand ich noch 1846 in der Baar an der obern Donau, so wie den Gebrauch, eine Zwiebel in 12 Theile zu theilen und die Theile ins Wasser zu legen. Welche Theile dann trocken bleiben oder bald feucht werden, daraus schließt man auf die Nässe und Trockenheit der künftigen Monate. Dasselbe berichtet Reynitsch über Truten S. 182. Kuhn S. 404. — In der Landschaft Baar an der obern Donau hörte ich, man gehe in der Christnacht in die Scheunen und sehe, was für Getreide von oben heruntergefallen sey. Von welcher Art es ist, die wird im nächsten Jahr besonders gedeihen. — Hört ein Mädchen in der Christnacht einen Hengst wiehern, so bedeutet es ihr einen Freier. Grimm, D. M. 1069. Morgenroth am Neujahrsmorgen bedeutet Blut, und einen nahen Krieg. Satori, Merkw. d. österr. Kaiserth. I. 245.

In den h. Stunden sehen auch die Mädchen ihren künftigen Freier. Meist zu Weihnachten und Johanni, was später auch auf die Andreasnacht übertragen wurde.

Wenn ein Mädchen in der Weihnacht in den Brunnen hineinschaut, so er-

blickt sie darin das Bild ihres zukünftigen Mannes. Keller, Grab des Aberglaubens VI. 307. Grimm, Abergl. CXIX. Vonbun 63. Panzer II. 298. Daran knüpft sich ein Schwank. Beim Schloß Wolfsbühel in Krain begaben sich zwei Mägde in der Christnacht zu einem heiligen Brunnen. Ein Knecht, der um ihre Absicht wußte, hatte sich auf einem Baum über dem Brunnen so gesetzt, daß sie im Wasserspiegel sein Bild sehen mußten. Kaum aber waren die Mädchen angekommen, so brach mit ihm der Ast und er plumpte ins Wasser. Valvasor, Krain II. 476. P. Abraham, Judas III. 71. Francisci, höll. Proteus 823. Dasselbe wird von andern Orten erzählt. — Auch aus dem Zischen des Wassers im Ofen wird das Handwerk des künftigen Freiers vorhergesagt. Kuhn, nordd. S. 404. Oder die Mädchen kleideten sich aus, setzten sich an einen Tisch und setzten vor sich in drei Gläsern Wein, Bier und Wasser. War der künftige Freier noch so fern, dieser Zauber in der Mitternachtsstunde der Weihnacht zog ihn herbei, ohne daß er es selbst wußte und wollte. War er ein vornehmer Herr, so griff er nach dem Wein, ein Mittelmann, so wählte er das Bier, ein geringer Bauer oder Knecht, so nahm er das Wasser. Breuner, Curiositäten 93. Wolf, niederl. S. Nr. 273. Auch das gefrorene Wasser an den Fenstern war prophetisch. Schimmerten in der Christnacht die Eisblumen am Fenster wie Rosen, so bedeutete es Glück in der Ehe, wie Nesseln, so verkündete es Unglück. Naturgeschichte zur Dämpfung des Aberglaubens 1793 S. 39. Sehr altheidnisch erscheint auch der Gebrauch der Mädchen am Johannistage. Sie wanden genau in der Mittagsstunde einen Kranz von neunerlei Blumen mit einem Faden, den sie in der nämlichen Stunde selbst gesponnen haben mußten. Dann warfen sie ihn schweigend hinter sich auf einen Baum und so oft er wieder herunter fiel, so viele Jahre sollten sie noch auf den Freier warten. Julius Schmidt, Reichenfels S. 119. In Coburg setzten einmal einige Fräulein in der Christnacht neunerlei Essen auf den Tisch und zwangen dadurch ihre künftigen Liebhaber zu erscheinen. Kaum aber waren sie da, als die Mädchen aus Angst davonflohen. Die Liebhaber warfen ihnen ihre Messer nach. Nur eine blickte um und hob das Messer auf und nur sie bekam nachher ihren Mann. Bechstein, fränk. S. I. 213. Daselbst zu derselben Zeit kleideten sich Mädchen aus und warfen ihre Hemden vor die Thür in der Erwartung, jeder würde es ihr künftiger Freier wieder bringen. Weil es aber der Hemden zu viele waren, fanden die herbeigezauberten Freier je das rechte nicht gleich heraus und rissen alle in Fetzen, das. 214. Harrys II. 17. Ein Mädchen wollte in der Christnacht ihren Freier sehen; da sah sie den Sarg, von dem sie bald umschlossen werden sollte. Francisci, höll. Proteus 811. Valvasor, Krain II. 479. Wolf, niederl. S. Nr. 272. In der Christnacht gießen die Mägde Blei und erkennen aus der Form des ins Wasser tröpfelnden Bleis das Handwerkszeug des künftigen Mannes. Rockenphilosophie I. 100. In derselben Nacht deckt ein Mädchen den Tisch für den künftigen Freier; er muß kommen, sie darf aber nicht mit ihm reden.

Wiener Jahrbücher XXXII. 225. Wenn das Mädchen zur Thür hinausgreift, so faßt sie das Haar des Zukünftigen. Rockenphil. II. 6. Grimm, D. S. Nr. 116. Harrys II. 17. Ein durch den Zauber herbeigezwungener Freier ließ bei dem Mädchen seinen Dolch zurück. Als er später das Mädchen wiederfand, vermöge des Zaubers lieb gewann und heirathete, fand er zufällig seinen Dolch unter ihren Sachen, erinnerte sich jetzt erst der Zaubermacht, schrie laut auf: „bist du die Dirne, die mich aus weiter Ferne herbeizwang?" und stieß ihr den Dolch ins Herz. Goldschmidt, höll. Morpheus 173. Breuner, Cur. 91. In einer der schönsten Erzählungen von Ludwig Tieck ausgeführt.

Auch die da sterben sollen, werden in der h. Stunde der Weihnacht oder des Neujahr vorgesehen. Bald sind es nur Sonntagskinder (eigentlich in der Sonnenwende geborne Kinder), die es sehen können, bald nur solche, die sich um Mitternacht auf einen Kreuzweg stellen. Dann sehen sie alle, die im nächsten Jahre sterben werden, an sich vorübergehen, zuweilen sich selbst. Auch auf andre Weise wird der Tod angekündigt. Wessen Schatten an der Wand in der Christnacht keinen Kopf zeigt, muß im nächsten Jahre sterben. Rockenphil. I. 56. Wenn in dieser Nacht ein Reifen an den Kellerfässern springt, stirbt jemand im Hause. II. 57 ꝛc.

Weil in den h. Stunden der Sonnenwende die Zeit aufhört und zur Ewigkeit wird, so hören zugleich auch alle Unterschiede auf. Die Thiere werden menschlich, vernünftig und reden wie Menschen; die Menschen umgekehrt werden zu Thieren.

Nach Mones Anz. VIII. 180 kniet zu Weihnachten alles Vieh in den Ställen. In Belgien stehn alle Thiere auf und legen sich dann wieder, Conte rendu, Bruxelles I. 100. In der Normandie reden in der Christnacht alle Thiere. Bosquet, la Norm. 221. Vgl. Prätorius, Weihnachtsfrazzen S. 316. Reynitsch, von Truten 182. In Lothringen reden sie die ganze Christnacht hindurch und beklagen sich über ihre Herrn. Mémoires de l'Acad. celtique IV. 94. Desgl. in der Sologne, das. IV. 93. In Tirol verkündigen die Kühe in der Weihnacht den Mägden, ob sie bald heirathen werden. Weber, Tirol II. 176. Anderwärts heißt es, die Probe sey gefährlich. Wer dem Vieh in der Weihnacht zuhöre, werde blind und taub oder müsse sterben. Grimm, Anhang vom Aberglauben Nr. 792. Ein wüster Gesell, der s. g. Wolfsbauer, spottete einmal über diesen frommen Glauben von den Thieren in der Christnacht. Da fingen aber in dieser Nacht seine eigenen Ochsen zu reden an und kündigten ihm an, sie würden ihn über acht Tage zu Grabe

fahren. Da bekam er Angst und verkaufte die Ochsen, aber eine große Pest raffte plötzlich Menschen und Vieh weg und nur jene beiden Ochsen blieben im Dorfe übrig, um des Wolfbauers Leiche zu Grabe zu tragen. Panzer, 224. Daß die redenden Ochsen in der Christnacht ihren zweifelnden Herrn den Tod verkündigen, kommt öfter vor. Müllenhoff, Nr. 238. Schnezler, Bad. S. II. 635. Baader Nr. 67. Daher die zarte Scheu vor dem Vieh in der Weihnacht. Selbst wilden Thieren stellte man Futter ins Freie hinaus. Kuhn, nordd. S. 404. Man vermied, die Thiere bei ihren gewöhnlichen Namen zu nennen und bediente sich anderer liebkosender und ehrender Ausdrücke, das. 411. Aus dem nämlichen Grunde aß man auch in den zwölf Nächten kein Fleisch, Rockenphilosophie I. 57. Keller, Grab des Aberglaubens I. 178.

Dies erklärt sich aber auch aus der gleichzeitigen Verwandlung der Menschen in Thiere, am häufigsten in Wölfe, die man dann Werwölfe nennt. Eine wunderbare Vorstellung, die nicht blos in der Vergleichung des Wolfes mit der Wildheit des Winters, in der er lebt, ihre Erklärung findet, sondern auch als eine Art von Sühne und Genugthuung aufgefaßt werden muß, welche die menschliche Natur der thierischen in einer einzigen Stunde des Jahres darbringt, während das ganze übrige Jahr hindurch die Thiere den Menschen untergeordnet sind. Die Werwölfe feiern in ihrem thierischen Zustande ein wildes orgiastisches Fest; sobald sie aber die Wolfshaut oder den Wolfsgürtel abgelegt haben, sind sie wieder vernünftige Menschen und nicht zurechnungsfähig für das, was sie als Wölfe gethan haben. In der deutschen Sage wurde, was wohl zu erwägen ist, die Wolfsverwandtschaft niemals als Strafe für einen Frevel, gleich dem des griechischen Lykaon, aufgefaßt. Hieher gehören wahrscheinlich auch die vielen Verwandlungen der Hexen in Katzen, Pferde, wilde Gänse 2c. Obgleich die Verwandlung immer eine freiwillige und zauberische ist, so liegt doch in der Wahl der Thiergestalten etwas Symbolisches und zugleich Charakteristisches. Der Wildheit der Männer entsprach am meisten die Wolfsgestalt, der Arglist der Weiber am meisten die Katzengestalt.

In den Narrenfesten und Mummereien des Neujahrs hat sich noch ein Rest der altheidnischen Vorstellung erhalten. Ihr Grundcharakter ist allgemeine Freiheit und Gleichheit, das Verschwinden all und jedes bisherigen Unterschiedes wie zwischen Thier und Mensch so auch unter den Ständen und Geschlechtern, wie im Alter. In den zwölf Nächten ver-

kleideten sich die Männer und Weiber. Kuhn, märkische Sagen S. 346. Am Sylvesterabend, dem letzten im Jahr, herrschten die Weiber und die Männer mußten gehorchen. Am s. g. Pfeffertag (28. Dez.) haben heute noch in Schwaben und Bayern alle Kinder das Recht, die Erwachsenen mit Wachholderzweigen zu schlagen. Am Berchtentage mußten die Armen gleich den Reichen gespeist werden, was an mehreren Orten bis tief ins Mittelalter unter dem Namen einer Stiftung der frommen Königin oder Gräfin Bertha fortdauerte.

Die Ausgleichung der Armuth und des Reichthums in den h. Stunden geschah noch auf ganz andre Weise. Die s. g. fliegenden Drachen (Feuerkugeln) dienten zur Vermittlung, um aus den Vorrathskammern und Scheunen der Reichen den Armen durch den Schornstein ihrer Hütten alles zuzuführen, was sie brauchten. Vgl. Burkhard von Worms 1548. 19. 5. p. 195[a]. Grimm, D. M. 971. Müllenhoff Nr. 280. Buch vom Aberglauben 170. I. 81. Panzer I. 261 ꝛc. Aber der Arme glaubte dem Reichen auch sein Gut rauben zu dürfen.

Der berüchtigte Bilwesschnitt in der Johannisnacht bezweckte, auf magische Weise den Erndtesegen vom fremden Felde in die eigne Scheuer zu bringen. Der Dieb bindet eine kleine Sichel an seine große Zehe und schreitet oder reitet auf einem Bock durch das fremde Feld. Die Erndte bleibt stehen und fliegt erst im Herbst in seine Scheuer. Vgl. Grimm, D. M. 443 f. Oft bedient man sich nur eines Zauberstocks, den man im fremden Felde einsteckt und dem nachher der Feldsegen nachfliegt. Weiber (Hexen) aber melken in den h. Stunden aus jedem Holz die Milch, Butter ꝛc. heraus, die aus den Häusern der Reichen verschwindet. —

Damit hängt zusammen, daß man in den h. Stunden ausschließlich diejenigen Talismane gewinnt, durch die man reich und glücklich wird. Den Hecke- oder Blutpfennig gewinnt man nur auf einem Kreuzwege in der Christnacht, wenn man dreißig Geldstücke vorwärts und rückwärts zählt. Happel rel. cur. I. 522. Dann liegt ein einunddreißigstes Geldstück darneben, das fortan Seinesgleichen heckt, so daß, wenn man diesen Pfennig in der Tasche hat, immer ein anderer daneben liegt. Auch werden in der Christnacht alle verborgnen Schätze sichtbar oder zeigt sich über ihnen eine blaue Flamme, d. h. sie blühen.

Noch muß ich gewisse dämonische Erscheinungen erwähnen, die sich in der h. Mitternachtsstunde der längsten Nacht blicken lassen. Das ist der kindererschreckende Knecht Ruprecht und die schwarze Frau Berchta oder Holle, die nachsieht, ob Weiber und Mägde fleißig gewesen sind, und

auch fromme Kinder belohnt, böse bestraft, beides ohne Zweifel altheidnische Gottheiten. In der Christnacht zeigt sich auch eine verwünschte Jungfrau. Die Sagen von ihr sind überall verbreitet. Man sieht sie häufig mitten im Schnee sitzen und goldne Flachsknoten um sich ausbreiten, was auf die künftigen Saaten oder auf die Sonne oder auf das Gespinnst alles Naturlebens sich beziehen kann. Mone, Anzeiger V. 174. Grimm, D. Sagen Nr. 10. Bechstein, thür. Sagenschatz III. 202 2c.

7.

Märchen von der guten Frau.

Dieselbe Göttin, die als Frau Perchtha oder Holle in der Wintermitte umgeht und nach Weibern und Kindern sieht, ob alles bei ihnen in guter Zucht und Ordnung ist, galt als die Urmutter der Welt und war ohne Zweifel die vornehmste unter allen Göttinnen. Deswegen hieß auch der Tag, an welchem sie ihren zwölftägigen Umzug beginnt (die Weihnacht) Modranacht oder Mutternacht, und der Tag, an dem sie den Umzug beendigt (6. Januar) Oberstentag. Sie selbst hieß Perchtha, Bertha, d. h. die Hervorbrechende, Prächtige, Allgebärende und zugleich Strahlende, Lichte. Dasselbe mütterliche Wesen heißt in Norddeutschland Holle, Hulda (die Holde), auch Frau Frick, Frecke, d. i. die nordische Göttermutter Frigg.

Alljährlich in den zwölf Rauhnächten der Wintermitte kommt Frau Perchtha mit einem goldnen Pfluge (Sinnbild der Saaten oder der die Erde befruchtenden Sonne, begleitet von einem unzählbaren Heere von Heimchen, d. i. Keimen, Embryonen, alles das Lebendige, was im neuen Jahre geboren werden soll. Mehrere Volkssagen erzählen, sie habe sich von einem armen Bauer, dem sie begegnet, den Pflug ausbessern lassen und ihn reich beschenkt. Die Heimchen werden für ungetaufte Kinder gehalten und man hört in dem großen Heereszuge ihr kindisches Wimmern. Börner, Sagen aus dem Orlagau S. 114 ff. In Tirol leben ganz ähnliche Sagen von ihr. Hier kommt Perchtha mit unzähligen weißgekleideten Kindern, denen man mitleidig Essen vorsetzt. Sie sollen seelenlos seyn und erst mit dem Namen eine Seele bekommen. Das geschieht gewöhnlich in der Taufe. Ausnahmsweise aber empfing einmal ein solches Kind schon vorher einen Namen, indem Jemand aus Erbarmen ihm sein Kleidchen zurecht machte und es liebkosend ansprach. Da kehrte das Kind frohlockend

zum Himmel zurück, es hatte jetzt nicht mehr nöthig, das Erdenleben anzutreten. Der Zug der Kinder ging aber so rasch vorüber, wie der rascheste Wolkenzug. Als der Mitleidige die Augen von dem Kinde wieder aufhob, war der Zug schon weit weg. v. Altenburg, Mythen aus Tirol S. 63 f. In Schwaben heißt dieser Zug das Muotisheer (muote, bayrisch muota für Mutter) und soll aus neugebornen oder ungetauft gestorbnen Kindern bestehen. Keller, Grab des Aberglaubens I. 185 VI. 389. Es zieht mit süßer und lieblicher Musik durch die Luft. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 141.

Bertha, die gute, aber auch strenge Hausfrau und Mutter der Natur, steht der weiblichen Arbeit, sonderlich dem Spinnen vor, weil sie selbst die große Spinnerin aller Lebensfäden, die Weberin des Naturteppichs, der Vegetation ist. Im Sternbild, das man heute Orion nennt, sahen unsre Vorfahren ihren Spinnrocken (Frigga's Rocken, der im Norden übliche Name). Man dachte sie also spinnend über der ganzen sichtbaren Natur. Von den Spinnerinnen am Himmel rühren auch die in der Luft fliegenden Spinnweben her.

Nach der Legende sind die fliegenden Spinnweben die Fäden des weißen Grabgewandes der h. Jungfrau. Bei ihrer Himmelfahrt entfiel ihr das Gewand und wurde in der Luft von den Winden zerrissen. Breslauer Sammlungen, 1717. Oct. I. 211. Im Thal der Altmühl glaubt das Volk, die h. Jungfrau fliege mit den 11000 Jungfrauen in der Luft, und jede von ihnen spinne an einem goldnen Rocken, den ihr ein Engel vorhalte. So überspinnen sie Berg und Thal mit dem „Liebfrauensommer“. Pangkofer bei Schöppner Nr. 1127, wo in der Note beigefügt ist, derselbe Volksglaube komme auch bei Passau vor, hier aber seyen es nicht die 11000 Jungfrauen aus der Ursulalegende, sondern noch heidnische Elben, welche die liebe Frau begleiten. Die ganze Vorstellungsweise stammt aus dem Heidenthum.

Noch lange erinnerte sich das Volk der vertrauten alten Göttermutter, daher das Sprichwort „von der alten guten Zeit, in der noch Bertha spann“. Da aber jede Erinnerung an die alten Gottheiten von der Kirche verboten war, übertrug man sie auf geschichtliche Personen. Daher die oben schon mitgetheilten schönen Sagen von der Bertha mit dem großen Fuße, der Mutter Karls des Großen. Hinter ihrer angeblichen Geschichte verbirgt sich lauter heidnischer Mythus. Auch den großen Fuß hat sie nur als Spinnerin, weil der Fuß vom Treten des Spinnrads breit wird, oder als die im französischen Volksglauben noch fortlebende „Mutter Gans“. Ihr Beiname ist daher auch reine Pedauce, die Kö-

nigin mit dem Gansfuß. Die Gans bedeutet mit ihren weißen Federn den Winterschnee, unter dessen warmer Decke die Saaten wie von einer Mütter gehütet werden. Daher das norddeutsche Sprichwort, wenn es schneit: „Frau Holle macht ihr Bett.“ Grimm, D. Myth. 246. Das scheint ein sehr alter Glaube, denn schon Herodot IV. 7 erzählt von den Skythen, sie hätten den Schnee für herumfliegende Federn gehalten.

Die heidnische Erinnerung ist noch auf eine andre Bertha, die Gemahlin König Rudolfs II. von Burgund übertragen worden.

Auf ihrem Grabe zu Peterlingen und auf einem Siegel ist sie mit der Spindel abgebildet. Nach Vuillemin, Canton Waadt II. 17, 159 hielt sie Umritte durch das Land, zu Pferd und spinnend, eine Wohlthäterin der Armen. Sie soll noch zuweilen auf dem Thurm zu Gourge erscheinen und eine Futterschwinge voll Schätze über das Land schwingen, um es zu segnen. Vgl. Regis, Rabelais II. 681. So verkündet auch die weiße Frau auf der hohen Königsburg im Elsaß jährlich einmal dem Lande Glück, wenn sie sich freundlich niederbeugt, oder Unglück, wenn sie drohend die Hand erhebt. Stöber, Sagenbuch S. 124.

Die heidnische Erinnerung haftet noch an einer viel spätern Bertha.

Diese lebte im 15. Jahrhundert als die Tochter eines Herrn von Rosenberg auf dem Schlosse Neuhaus in Böhmen und that den Armen Gutes. Als sie das Schloß bauen ließ, bereitete sie den Arbeitern einen „süßen Brei“ und verordnete, daß auch noch nach ihrem Tode alle Jahre am gleichen Tage den Armen dieser Brei gereicht werde. Als im 30jährigen Kriege die Schweden Böhmen verheerten und den Tag des süßen Breis versäumten, erschien Bertha den im Schlosse hausenden Schweden und schreckte sie dergestalt, daß sie gleich am andern Tage für den Brei sorgten. Bertha, deren Bild noch auf Neuhaus zu sehen ist, erscheint mit derselben Gestalt, Tracht und Miene als weiße Frau in den Schlössern, wo Nachkommen von ihr leben, um den Tod Jedes derselben anzuzeigen. Ihr berühmtes altböhmisches Geschlecht wurde durch Heirathen zunächst verschwägert mit Brandenburg, Baden und Darmstadt, dadurch aber mit vielen andern fürstlichen Häusern, daher die Erscheinung der weißen Frau in so vielen Residenzen sich wiederholt. Vgl. Jung Stilling, Geisterkunde S. 351 f. Büschings Volksf. Nr. 29. Grimm D. S. Nr. 267. Hormayr, Taschenb. 1830. S. 441. Perchtha erscheint als weiße Frau, wenn ein neues Mitglied ihres Geschlechts geboren werden soll, als schwarze Frau aber, wenn eins sterben soll, heißt es in Franzisci höll. Proteus Nr. 11—13. Die gewöhnliche Tradition nennt sie aber auch bei fürstlichen Todesfällen immer nur die weiße Frau.

Eine jährliche Speisung der Armen kommt auch in andern Gegenden vor

und die Stifterin heißt gleichfalls Bertha. Ueberall waltet hier noch die heidnische Erinnerung an die Göttin Bertha und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch der süße Brei, die jährliche Speisung der Armen, ursprünglich an ein großes Gastmahl beim Feste der allernährenden Göttin geknüpft war. In Münsters Cosmographie 599 wird von der Aebtissin Bertha von Thierstein erzählt, sie habe befohlen, daß Niemand von ihr gehen dürfe mit leerer Hand. Diese Großmuth wird aber näher motivirt durch ihren Unwillen über ihren Verwalter. Ein Bettler, welcher von diesem ohne Gabe fortgejagt worden war, hatte nämlich seine leere Hand zum ewigen Andenken in einen Stein abgedrückt. „Frau Berthas Mal“ kommt auch in Schwaben vor. In Crusius Schwäb. Chronik II. 418 und in der O. A. Beschr. von Göppingen 166 wird davon folgende sehr interessante Sage mitgetheilt, deren Grundzüge offenbar mythisch sind. Auf der Burg Hohenlandsehr saß die Herrin der Gegend, die letzte ihres Stammes, Frau Bertha, bereits Wittwe dreier Männer, des Hans von Ravenstein, des Albrecht von Klingenstein und des Heinrich von Irrenberg. Der Welt entsagend wurde sie eine Heilige, riß ihr herrliches Schloß nieder und baute davon, angeblich im Jahre 730, die Kirche zu Boll, dem berühmten Badeort an der rauhen Alb, gegenüber dem Hohenstaufen. Hier stiftete sie zugleich eine große Brodvertheilung an die Armen, welche fortan jährlich am St. Berthentage wiederholt wurde. Man hat noch eine Eingabe des Magistrats von Boll an die herzoglich württembergische Regierung vom Jahr 1560, worin gebeten wird, obgleich keine Urkunde über die milde Stiftung vorliege, doch den uralten Gebrauch zu erhalten.

In Norddeutschland führt dieselbe mütterliche Göttin immer den Namen Holle (Hulda) und erscheint gleichfalls als Spinnerin.

Ausdrücklich aber wird von ihr erzählt, sie wohne unter dem Wasser in einem herrlichen Garten. Das ist der Frau Hollenteich am Berge Meißner in Hessen. Aus ihm sollen auch alle Kinder kommen, entsprechend dem großen Kindergefolge der süddeutschen Perchtha. Grimm, D. Sagen Nr. 4. Der letztern gehört wohl der schöne See von Berchtesgaden, denn in alten Urkunden heißt der Ort nicht Berchtolds-, sondern Berchtesgaden. Koch und Sternfels, Salzburg, II. 347. Die Volkssage kennt im See von Berchtesgaden noch eine Jungfrau, die sich zuweilen als Schwan sehen läßt, was ganz zu Bertha mit dem Gansfuße stimmt. Bald schwimmt sie als Schwan auf dem Wasser, bald lockt sie als schöne Jungfrau. Einst zeigte sie einem Jäger unermeßliche Schätze im Innern der nahen Berge, als ihn aber der Reichthum übermüthig machte und er alles verthat, sah er sich bald gezwungen, noch einmal die Jungfrau vom See um Hülfe anzusprechen. Sie zeigte ihm jetzt kein Gold mehr, wohl aber die reichen Salzlager, die noch jetzt nicht erschöpft sind. Schöppner Nr. 1270. Das heißt, sie wies ihn vom müßigen Schlemmen an eine heilsame Arbeit, von deren Früchten er leben sollte. Das ist vollkommen

im mütterlichen Charakter der guten Naturgöttin, die über alle Schätze der Erde gebietet. Auch an zahlreiche andre Seen, sowie Berge, ist die alte Erinnerung des geheimnißvollen Gartens mit Pallästen geknüpft, die nur in den h. Stunden sichtbar werden. In Schweden nennt man die Schlösser und Gärten, die in öden Gegenden sichtbar werden und plötzlich wieder verschwinden, Hullahöfe. Afzelius, schwed. Volkssagen II. 299. Nach der nordischen Huldasaga (Müllers Sagaenbibliothek I. 272) ist Hulda Königin des Elbenreichs. Ihr Name und Wesen findet sich tief im Süden in Tirol wieder, wo Hulda im Reiche der „seligen Fräulein“ herrscht und ihr Paradies tief in den Alpen verborgen hält. v. Alpenburg, Mythen aus Tirol S. 6.

8.

Märchen von den duldenden Jungfrauen.

Neben den einfältigen, aber starken und treuen Helden kennt unsre Volkssage nichts Lieberes als die duldenden Jungfrauen, schöne und zarte Gestalten, licht vorschimmernd aus dunklem Hintergrunde. Obgleich in ihnen das Mythische nicht zu verkennen ist und man zugeben muß, daß diese duldenden Jungfrauen zunächst die im Winter gleichsam gestorbene, oder wenigstens gefangene und leidende Natur bedeuten, so liegt doch in den Märchen von ihnen zugleich etwas volksthümlich Historisches. Sie stammen aus den Zeiten roher und gewaltiger Völkerkämpfe und Völkerwanderungen, in denen, wie wir schon oben an der Gudrun erfahren haben, schöne Gefangene den Adel ihres Geschlechts auch in niederer Magdhülle bewahrten und im Volk zartes Mitleid und eine tiefpoetische Theilnahme fanden.

Den rauhen Eddaliedern am meisten ähnlich, noch ganz wild heidnisch und grausam, darum wohl sehr alt sind unsre Blaubartmärchen. Sie haben einen Zug mit dem berühmten griechischen Märchen von Amor und Psyche gemein, nämlich die bestrafte Neugier des Mädchens.

In den französischen Märchen der Mutter Gans von Perrault hat der Blaubart alle seine Frauen nach einander ermordet, weil jede aus Neugier in seiner Abwesenheit ein geheimes Zimmer betrat, das er ihr verboten, wozu er ihr aber doch den Schlüssel gelassen hatte. Die letzte schloß das verbotene Zimmer gleichfalls auf, fand darin die Leichen ihrer Vorgängerinnen an der Wand hängen und ließ vor Schreck den Schlüssel in das Blut am Boden

fallen. Das Blut aber ließ sich vom Schlüssel nicht mehr abwischen, Blaubart sah es und widmete sie dem Tode. Ihre Schwester Anna aber stieg auf den Söller auszuschauen nach den Brüdern, die von nichts wußten, auf die aber der Schwester Angst und Sehnsucht eine solche Fernwirkung übte, daß sie mit verhängtem Zügel und blinkender Waffe heranritten und gerade noch zurecht kamen, um den Blaubart zu tödten, ehe er ihre Schwester abgeschlachtet hatte. — Ganz ähnlich die deutsche Sage von der Burg Dahl, Freiligrath, maler. Westphalen S. 218.

Ein Räuber heirathete nach einander drei Schwestern eines armen Mannes. Der jüngsten gab er ein Ei, das sollte sie nicht aus der Hand lassen, und einen Schlüssel zu einem Zimmer, das sie nicht öffnen sollte. Aus Neugier öffnete sie es dennoch und fand darin ihre beiden Schwestern in viele Stücke zerhackt. Wie sehr sie auch erschrack, ließ sie doch das Ei nicht fallen, setzte die Glieder der Schwestern zusammen, machte sie dadurch wieder lebendig und verbarg sie. Als sie dem Räuber das Ei unversehrt zeigte, war er zufrieden und glaubte, sie sey nicht in dem Zimmer gewesen. Sie aber verlangte von ihm, er solle ihren armen Eltern zwei Körbe voll Gold und Silber von seinen Schätzen bringen und packte statt des Metalls ihre Schwestern in die Körbe. Sie aber eilte voraus, stellte einen geputzten Todtenkopf ins Fenster, bestrich sich mit Honig, wälzte sich in Federn und lief dem Räuber als Fritschers Vogel (isländisch fritfuglar Schwimmvogel) entgegen. Er kannte sie nicht, hielt den geputzten Todtenkopf für seine Braut und lief ins Haus. Sie aber schloß es hinter ihm und verbrannte das Haus. Grimm Märchen Nr. 46.

Die Vogelverkleidung ist dunkel, vielleicht bedeutet sie dasselbe, was Freija's Falkenhemd in der Eddasage von der Wiederkehr des Blitzes, die Zugvögel als Verkünder des Frühlings und der Befreiung aus der langen Gefangenschaft im Winter. Die drei Schwestern scheinen die Jahreszeiten zu bedeuten, die jährlich sterben, der Räuber die allfressende Zeit. Das Ei die Wiedergeburt des neuen Jahres. Das geheimnißvolle Zimmer die Geburtsstätte des Jahres im Norden, am Punkt der Wintersonnenwende, wo auch die Waberlohe.

Im deutschen Volksbuch „von den drei Müllerstöchtern"

heißt der Räuber Bast, und heirathet nach einander drei Müllerstöchter. Die jüngste kommt auf sein Waldschloß voller Schätze, und darf alles sehen und bewundern, nur in ein Zimmer soll sie nicht gehen. Sie öffnet es dennoch aus Neugier und findet darin ihre ermordeten Schwestern, deren Köpfe sie heimlich eingepackt, als sie mit ihrem Gemahl ihre Eltern das erstemal besuchen darf. Hier entdeckt sie alles und Bast wird verhaftet und hingerichtet. Seine Gesellen aber rächen sich, nehmen die Müllerstochter gefangen und wollen

sie in Oel sieden. Durch ein altes Weib wird sie befreit, unterwegs von einem Fuhrmann unter den Backtrögen versteckt, die er führt, und als die Räuber Nachts in die Mühle bringen, erschlägt sie den ersten mit dem Beil, die Andern fliehen. Verwandt damit ist eine hessische Sage in Grimms Märchen Nr. 40. Die Braut sieht hier, hinter einem Fasse versteckt, in der Mörderhöhle zu, wie eine andere Räuberbraut geschlachtet wird, deren Finger mit dem Ringe ihr in den Schooß fliegt. Nachdem sie glücklich entkommen, zeigt sie den Finger als Beweis vor und der Räuber, ihr Bräutigam, wird verhaftet. Vgl. auch E. Meier, Märchen Nr. 38 und 63, und Zingerle, Märchen Nr. 22. Jene aus Schwaben, diese aus Tirol.

Eine der merkwürdigsten Sagen ist die holländische von drei Schustertöchtern.

Ein vornehmer Herr führt eine nach der andern als Braut heim. Der dritten rief er unterwegs, als es Abend wurde, zu:

't maantje schynt zo hel,
myn paardtjes lope so snel,
sorte liefje, rouwt 't w niet?

Der Mond scheint so hell,
meine Pferde laufen so schnell,
süß Liebchen, graut dir nicht?

Das sind dieselben Verse, die in dem alten Volksliede von Leonore vorkommen, nur daß es heißt: die Todten reiten schnell. Hier ist der Räuber der Tod und entführt das Mädchen in sein unterirdisches Reich. Ohne ihr eine Thüre zu verbieten, läßt er ihr alle Schlüssel. Sie findet in einem Zimmer eine Alte, welche Därme schabt, und hört, der Herr habe alle seine frühern Frauen geschlachtet. Die Alte aber versteckt sie in einem Fuder Heu und läßt sie entwischen. Sie kommt zu einem Edelmann, der den Frauenmörder entlarvt und bestraft und das Mädchen heirathet. Grimm, Hausmärchen III. 77. Vgl. auch das schöne Märchen vom Marienkind, das. Nr. 3.

Den nordischen Wintergott Uller erkennen wir im deutschen **Ullinger** und **Ullrich** wieder.

In einem alten Volksliede, dessen Spuren Uhland (Volksl. I. Nr. 74) bis ins 16. Jahrh. verfolgt hat, nimmt Ullinger, nachdem er schon eilf Jungfrauen geheirathet und alle an eine Tanne gehenkt hat, noch die zwölfte, Fridburg, der eine Taube, im Hasel sitzend, den Tod ihrer Vorgängerinnen verräth, worauf er auch sie ermorden will, aber ihr Angstschrei bringt fernehin zu ihrem Bruder, der noch zurecht kommt, sie zu retten.

Bei Meinert S. 61 heißt er Ollgehr (Alle begehrend, Nimmersatt). Bei andern Adelger, Uhland a. a. O. In etwas jüngeren Sagen

heißt er Schön Ulrich. Vgl. Herders Volkslieder Leipzig 1825 I. 116. Wunderhorn I. 274. Hofmann, schles. Volkslieder Nr. 12. Das alte Volkslied vom bösen Uller mit den an der Tanne hängenden Frauen kommt noch im Entlibuch vor. Schweizerblätter 1833 S. 210. Auch Rochholz, Sagen aus dem Aargau Nr. 14 theilt eine schöne Variante mit.

Hier heißt es, der Blaubart habe nur durch das Blut von zwölf Jungfrauen von einer schweren Krankheit können geheilt werden und habe die zwölfte durch seinen wunderschönen Gesang verführt, aber auf ihren Schrei in der höchsten Noth sey ihr Bruder zur Rettung herbeigeeilt.

In andern Sagen heißt der Blaubart Hilfinger.

Hilfinger in einem altd. Volkslied bei Kretschmer II. 66 führt seine Braut Odilia unter eine Linde und zeigt ihr an derselben sieben Jungfrauen hängen. Nun soll auch sie sterben; willst du hängen, frägt er sie, oder schwimmen, oder durchs Schwert fallen? Sie wählt das letztere, räth ihm aber, ihr erst das kostbare Oberkleid auszuziehen, damit es durch das Blut nicht verdorben werde. Indem er nun damit beschäftigt ist, faßt sie rasch sein Schwert und schlägt ihm selbst das Haupt ab.

Eben so Graf Olbert und seine Braut Helene in dem alten Volksliede bei Uhland Nr. 74 c. Eben so Halewin, das. Nr. 74 d. Wolf, deutsche Sagen Nr. 29. Unter den sieben Frauen dürften die sieben Wintermonate, unter den zwölf sämmtliche Monate des Jahres gemeint seyn.

Die Sage kennt auch einen Frauenräuber, der nur eine Frau in seine Höhle schleppt.

Zu Huy beim Kloster Huyseburg hauste der Räuber Danniel in einer Höhle, die ihm sein Bruder, ein kunstreicher Schmied, gebaut hatte. Wenn er raubte, schlug er seinen Pferden die Hufeisen verkehrt auf, damit man die Spur zu seiner Höhle nicht finde. Er raubte hauptsächlich schöne Mädchen. Eine, die sieben Jahre bei ihm gefangen war, entfloh, während er schlief, in ein Kloster. Er erwachte und warf das Messer nach ihr, das in die Klosterthür fuhr. Weil sie aber auf ihren Weg Erbsen gestreut hatte, so fand man die Spur und schüttete siedendes Wasser in die Höhle, daß der Räuber sterben mußte. Kuhn, norddeutsche Sagen Nr. 159. Büsching, Volkssagen I. 359. Nr. 75.

Der Sinn ist wohl: Der Wintergott hat die Sommergöttin geraubt, alles Leben geht rückwärts, wie die Tageszeit. Endlich kehrt das Frühjahr wieder, die Erbsen werden gesäet, der Winter muß enden.

In der Lippoldshöhle bei Brunkenhusen im Wolfenbüttelschen hauste der Räuber Lippold, der seinen Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen ließ, daß

man seine Spur verfehle. Vor der Höhle hatte er einen Drat gespannt, wenn Jemand daran rührte, gab ihm eine Glocke das Zeichen, hervorzubrechen und den Kommenden zu morden und zu berauben. Einmal fing er ein Mädchen und behielt sie, als er aber ihren Bruder getödtet, bat sie, einmal nach Alfeld gehen zu dürfen. Er gestattete es, wenn sie schwöre, keinem Menschen etwas von seinem Aufenthalt zu sagen. Sie sagte es aber der Rathhaustreppe, die Leute hörten es und fingen den Räuber. Harrys niedersf. Sagen I. 53. Ganz ähnliche Volkssagen von Heine Clemen, Kuhn, märk. Sag. Nr. 211, von Henning, Thüringen und der Harz V. 155; vom schwarzen Friedrich, Büsching, Volkssagen S. 61.

Ein neuer Zug kommt hinzu in verschiedenen andern Volkssagen, indem es heißt, der Räuber habe die mit der geraubten Frau erzeugten Kinder aufgehenkt.

Görtmicheel, ein Räuber und Genosse Störtebechers (also auch hier eine Zweiheit, wie in der ersten Sage von Danniel), entführte eine Dirne von Wandelwitz, die einem Stein sagte, wo er sey und den Weg mit Erbsen bestreute. Sie hatte aber sieben Kinder von ihm, als sie nun wieder in seine Höhle kam und ihn kämmte, fielen ihr Thränen auf seinen Kopf. Daran erkannte er, daß sie ihn verrathen habe, schlug allen sieben Kindern den Kopf ab und hing sie an einen Weidenzweig auf. Müllenhoff, Holstein. Sagen Nr. 36. — Dasselbe erzählt man von dem Räuber Papedöne in einer Höhle bei Ratzeburg. Berckenmayer kur. Antiquarius I. 666 führt die Verse an, die er gesungen, als die beiden Kinder im Winde geschaukelt wurden.

So danzet, so danzet, my levesten Söhne,
Dat danzen dat macket ju Vater Papedöne.

Diese Sage ist abweichend behandelt in Asmus, Lübeks Volksf. S. 132. Da läßt sich P. vom Teufel zum stärksten Mann machen, wird Räuber, läßt die Schädel der von ihm Erschlagenen (nicht seiner Kinder) im Winde tanzen, wird aber am Ende fromm und betrügt den Teufel. Nach Müllenhoff, holst. Sagen S. 592 schleppte P. mehr als ein Weib in seine Höhle und tödtete sie sammt dem Kinde, sowie eine gebar. Erst die siebente Frau verrieth ihn. — Die Kinder bedeuten wohl die Wintermonate, die der Winter gleichsam mit der gefangenen Natur erzeugt.

Die bedrängte Jungfrau muß in einigen Märchen einen Bären heirathen, wird aber dadurch glücklich, weil er sich zu einem schönen Königssohn entzaubert. Das ist das Widerspiel der rauhen Else, die zur schönen Sigeminne wird. Beides bezeichnet den Uebergang aus dem rauhen Winter in den schönen Mai.

Die Abstammung des ascanischen Fürstenhauses wird von einem edeln Bären auf diese Art abgeleitet. Vgl. das bekannte Märchen von Musäus. Das hübscheste und volksthümlichste Märchen aber wird in Schwaben erzählt (E. Maier Nr. 57). Ein Vater muß einem Ungeheuer seine Tochter versprechen. Das gutherzige Kind läßt sich alles gefallen, dient dem Ungeheuer fromm und willig, und als es dasselbe einmal nicht wiederfindet, ruft es ängstlich: liebes Thierle, wo bist? In dieser Güte der reinen Mädchenseele liegt die Kraft, durch die allein das Ungeheuer entzaubert werden kann, und verwandelt in einen schönen Jüngling belohnt es die Treue des Mädchens. — Eine Königstochter ließ ihren Ball aus Versehen in den Brunnen fallen. Da versprach ihr ein Frosch, denselben zurückzubringen, wenn sie ihn heirathen wolle. Lachend ging sie auf den Scherz ein, der Frosch aber machte Ernst daraus und erschien als Bräutigam im königlichen Schlosse. In der Hochzeitnacht warf sie ihn, als er sich ihr nähern wollte, zornig an die Wand, aber gerade dadurch wurde er entzaubert und zu einem jungen Königssohn. Aus Freude über seine Erlösung sprangen seinem treuen Diener Heinrich die Eisenbande, die er aus Kummer um sein Herz gelegt hatte, mit lautem Krachen ab. Eine hessische und westphälische Sage in Grimms Märchen Nr. 1 und Anmerkungen dazu III. 1. Der Frosch, statt dessen noch viel öfter die weibliche Kröte vorkommt, bedeutet die Erde in ihrer winterlichen Kahlheit und schmutzigen Färbung, die eisernen Bande des Dieners aber und deren Sprengung das Eis und dessen Abgang im Frühling.

Unter dem Namen Aschenbrödel, Aschengrödel, Aschenputtel ist in den deutschen Kindermärchen das edle und zarte Fräulein bekannt, das von zwei ältern Schwestern geplagt die niedrigsten Magddienste thun muß, zuletzt aber in voller Schönheit strahlend die Braut eines Königs wird. Sie erinnert wieder sehr an die leidende Psyche des griechischen Märchens. — Die Sage wird von den Brüdern Grimm in folgender Weise erzählt.

Zwei ältere Schwestern nöthigten die jüngste, ihnen als Magd zu dienen, mißhandelten und verspotteten sie, und gaben ihr, weil sie immer in der Küchenasche sitzen mußte, den Namen Aschenputtel. Es waren aber ihre Stiefschwestern. In ihrer Noth wandte sie sich täglich dreimal an das Grab ihrer Mutter. Sie hatte einen schönen Haselbaum auf dasselbe gepflanzt, in dessen Zweigen ein Vogel saß, der ihr gab, was sie wünschte. Einmal durften die ältern Schwestern beim König selbst zum Tanze gehen, Aschenputtel mußte sie putzen, aber daheim bleiben. Spöttisch schüttete die böse Stiefmutter eine Schüssel Linsen in die Asche und versprach ihr, sie mit zum Tanze gehen zu lassen, wenn sie bis dahin die Linsen alle wieder aus der Asche herausgelesen hätte. Da trat Aschenputtel vor die Hinterthür und rief alle Täubchen und

Vöglein unter dem Himmel, ihr zu helfen. Da kamen die Vögel und lasen rasch alle Linsen für sie auf. Die böse Stiefmutter aber hielt ihr Wort nicht, sondern schüttete noch zwei Schüsseln Linsen in die Asche und als auch diese wieder aufgelesen waren, mußte Aschenputtel dennoch zurückbleiben, weil sie keine schönen Kleider habe. Die arme Verlassene ging nun unter den Haselbaum, bat um ein goldnes und silbernes Kleid, das auch gleich vom Baume fiel und ging damit den Schwestern nach zum Feste. Da war keine schönere als sie, und der Königssohn tanzte auch mit Niemand als mit ihr. Das wiederholte sich nun noch zweimal und jedesmal trug Aschenputtel noch ein viel schöneres Kleid. Der verliebte Königssohn, der sie jedesmal, weil sie von hinten unsichtbar war, vergebens hatte zurückhalten wollen, ließ zum drittenmal die Treppe mit Pech bestreichen, worin einer von ihren goldnen Pantoffeln stecken blieb. Hierauf machte er bekannt, keine Andere solle seine Gemahlin werden, als deren Fuß in den Pantoffel passe. Da ließ sich die ältere Schwester Aschenputtels von ihrer Mutter die große Zehe abhacken, so daß ihr der Schuh wirklich paßte und sie des Königs Braut wurde. Als sie aber am Haselbaum vorbei kamen, sangen zwei Täubchen auf dem Baume, die Braut habe Blut im Schuhe. Da erkannte der Königssohn den Betrug, wurde nun aber noch von der zweiten Schwester betrogen, die sich die Ferse abhacken ließ, aber gleichfalls von den Tauben verrathen wurde. Endlich erkundigte sich der Königssohn nach der dritten Schwester und ließ Aschenputtel kommen, in der er, nachdem sie sich von der Asche gereinigt hatte, gleich seine schöne Tänzerin wieder erkannte. Auch paßte ihr Fuß vollkommen in den Pantoffel. Der Königssohn heirathete sie, die Tauben aber pickten den bösen Schwestern die Augen aus. Grimm, Hausmärchen Nr. 21.

Alle Sinnbilder in dieser Sage sind bedeutungsvoll. Unter der Haselstaude wohnt gewöhnlich die Elbenkönigin in der Gestalt einer gekrönten Schlange, in welcher sie die unterirdisch wirksame Lebenskraft im Winter bezeichnet. Aus der Hasel wird die Wünschelruthe geschnitten, die alle Schätze aus der Erde hebt. Die Zeit, in welcher das neue Leben aus der Erde wieder aufersteht, ist die Weihnacht. Das Aschenkleid bedeutet den Winter, unter den schönen Kleidern aber, die vom Baume fallen, ist das Kleid der Erde, die Vegetation des Frühlings gemeint. Der goldne Schuh ist nichts anderes, als der gelbe oder rothe Schuh der Elbenkönigin und der Gansfuß der Bertha. Die Elbenkönigin setzt ihren Fuß auf den Blorberg zum Tanz oder auf den Baum zum Spinnen, und unter ihm sprießt das Grün des Frühlings hervor und überzieht wieder Wälder, Wiesen und Felder. Dieselbe Elbenkönigin

zieht im Herbst ihren Fuß zurück, indem sie entflieht oder sich in den Abgrund stürzt, läßt aber die Spur ihres Fußes als Zeichen zurück, daß sie wiederkommen werde. — Gleichwohl darf man das schöne Märchen nicht blos als Naturmythus auffassen. Wahrscheinlich ist, wie im griechischen Märchen von der Psyche, die Gefangenschaft der Seele innerhalb der schlimmen Zeitlichkeit und irdischen Natur überhaupt gemeint. Die Erlösung im Frühling ist nur Vorbild einer höhern Erlösung.

Varianten zu obigem Märchen gibt es überaus viele, z. B. Haupt Zeitschr. II. 481. E. Meier, Märchen auch Schwaben Nr. 4. 43. Zingerle, Märchen Nr. 17. 23 2c. Wahrscheinlich sehr alt ist das Märchen von Allerleirauh.

Diesen Namen erhielt eine Prinzessin, weil sie, um sich den unnatürlichen Lüsten ihres königlichen Vaters zu entziehen, von demselben erst ein Sternen-, ein Monden-, ein Sonnenkleid und endlich einen Pelz verlangte, der aus allen Thierfellen zusammengesetzt wäre, die es im Reiche gäbe. Als er ihr diesen Pelz wirklich gab, blieb ihr nichts übrig als zu entfliehen, und in dem Pelz und mit Ruß beschmiert als Magd zu dienen. Aber als sie sich einst verleiten ließ, in ihren schönen Kleidern zum Ball zu gehen, verliebte sich ein Prinz in sie. Sie floh, hatte aber nicht Zeit, sich gänzlich umzukleiden, wurde mitten im Schmutz an der weißen Hand erkannt und des Prinzen glückliche Gemahlin. Grimms Hausmärchen Nr. 65. In einer etwas abweichenden Erzählung (Grimm III. 119) schlägt der König das Mädchen mit der Peitsche, daß ihr Pelz einen Riß bekommt, durch den ihr Goldkleid schimmert. Das ist derselbe Gegensatz wie im Heldenbuch zwischen der rauhen Else und der schönen Sigeminne, die beide ein und dasselbe Wesen sind.

Hieher gehören noch viele andre Volksmärchen von edeln Jungfrauen, welche in der Gewalt böser Mächte schwere Arbeit verrichten müssen. So die Maleen bei Müllenhoff Nr. 391. Die Helene in Grimms Märchen Nr. 186. Ferner die vielen Märchen, welche sich an das oben schon erwähnte Gedicht von der Bertha mit dem großen Fuß anschließen. Bertha, Karls des Großen Mutter, mußte als arme Magd dienen, während eine Andre an ihrer Statt Königin wurde. Davon finden sich viele Varianten in den Volksmärchen.

Eine Königin saß einmal im Winter an ihrem schwarz eingerahmten Fenster, während es draußen schneite, und nähte. Da stach sie sich in den Finger und der Anblick der drei Tröpfchen Blut, die sie vergoß, erregte in ihr den Wunsch, sie möchte eine Tochter haben, weiß wie der Schnee, roth wie das Blut und

schwarz wie der Rahmen. Darauf bekam sie eine Tochter und nannte sie Schneewitchen (Schneeweißchen), starb aber selber. Der König nahm eine andre Frau, die hatte einen Zauberspiegel, der ihr täglich sagte, sie sey die Schönste im Lande, bis Schneewitchen groß wurde. Da sagte der Spiegel, Schneewitchen sey schöner. Die Königin befahl nun heimlich einem Jäger, Schneewitchen in den Wald zu führen und zu tödten. Dieser aber erbarmte sich, ließ sie laufen und brachte der bösen Königin Lunge und Leber eines Frischlings, als wären es Schneewitchens. Das Kind lief fort, bis es in das Haus der sieben Zwerge kam, bei denen es wohnen blieb. Nun fuhr aber der Spiegel immer fort, der Königin zu sagen, Schneewitchen sey die Schönste im Lande, woraus sie schloß, daß das Kind noch lebe. Ein altes Weib spürte es aus, als die Zwerge gerade nicht daheim waren und erwürgte das arme Schneewitchen; aber die Zwerge kamen und brachten es wieder zum Leben. Da ging die Königin selbst hinaus und stach Schneewitchen einen vergifteten Kamm in den Kopf; aber die Zwerge zogen ihn wieder heraus. Da kam die Königin zum drittenmal als ein Bauernweib mit Aepfeln und Schneewitchen aß einen davon, der vergiftet war. Jetzt fiel sie in einen Todesschlaf, aus dem sie die Zwerge nicht mehr wecken konnten. Sie bauten ihr aber einen gläsernen Sarg. In dem lag sie lange, bis ein Königssohn sie fand und sie von den Zwergen zum Geschenk erhielt. Als er den Sarg nun forttragen ließ, stolperte der Träger und durch den Stoß fuhr der giftige Apfelschnitz aus Schneewitchens Munde und sie war gleich wieder lebendig. Der Königssohn heirathete sie. Die alte Königin aber erfuhr durch den Spiegel, daß sie wieder lebe und kam, sie selbst zu sehen. Da wurde sie ergriffen und gezwungen in glühenden Pantoffeln zu tanzen, bis sie todt hinfiel. Grimm, Hausmärchen Nr. 53. Vgl. Nr. 163. Leibrock, Sagen des Harzes II. 174. Büschings wöchentliche Nachrichten II. 185. — Ein Königspaar wünschte sich sehnlich ein Kind. Als die Königin einmal badete, kam ein Frosch und verkündete ihr ein schönes Mädchen. Das gebar sie auch und lud die Feen zu Gevatter. Weil sie aber nur zwölf Teller hatte, konnte sie die dreizehnte Fee nicht mit einladen. Die zwölf Feen beschenkten das Mädchen jede mit einem Reiz oder einer Tugend. Da kam die dreizehnte und verwünschte das Kind, im 15. Jahr am Stich einer Spindel zu sterben. Als das Mädchen 15 Jahre alt war, fand es in einer abgelegenen Kammer ein altes Mütterchen spinnend, wollte auch einmal spinnen, stach sich mit der Spindel und schlief ein. Ihr Schlaf aber breitete sich über das ganze Schloß aus, ihre Eltern, alle Hofleute, sogar alle Thiere schliefen ein, auch kein Wind regte sich mehr. Rings umher aber wuchsen Dornen zu einem dichten Walde. Da ging die Sage von dem wunderschönen schlafenden Dornröschen und viele Prinzen hofften sie zu wecken, kamen aber alle elendiglich in den Dornen um, bis endlich ein glücklicher Königssohn hindurchdrang und das schlummernde Mädchen durch einen Kuß weckte. Da wachten auch alle andern auf und Dornröschen heirathete ihren Erwecker.

Grimm, Hausmärchen Nr. 50. — Eine Königstochter schlief in einem Schlosse bewacht von Riesen und Vögeln. Ein König liebte sie, konnte sie aber nicht gewinnen. Er hatte einen Vorreiter, Ferdinand getreu, und einen Diener, Ferdinaud ungetreu. Der letztere rieth ihm, den erstern auszuschicken, um die Königstochter zu holen (in der Hoffnung, er werde dabei umkommen). Ferdinand getreu hatte aber bei seiner Geburt von der Hebamme einen Schlüssel erhalten, mit dem er ein Schloß öffnen konnte, hinter dem er ein treffliches weißes Pferd fand. Ferner hatte er einmal eine Feder aufgehoben und einen Fisch, der .m Ufer zappelte, wieder ins Wasser gesetzt, wofür ihm derselbe eine Zauberflöte geschenkt hatte. Der Schimmel rieth ihm, Fleisch für die Riesen und Brod für die Vögel mitzunehmen und so gelang es ihm, diese zu bestechen und die Prinzessin dem König zu bringen. Nun verlangte aber der ungetreue F. der treue F. solle auch noch gewisse Schriften holen, die bei der schlafenden Königstochter gelegen. Er holte auch sie, unterwegs fiel ihm die Feder ins Meer, aber mittelst der Flöte rief er den Fisch, der sie wieder brachte. Die Königstochter hatte inzwischen mehr Liebe zum treuen Ferdinand als zum König selbst, und da sie eine Zauberin war, schlug sie einmal dem treuen F. den Kopf ab und setzte ihn ihm wieder auf. Der König wollte das Kunststück auch erproben, aber die Königin setzte ihm den Kopf nicht wieder auf, sondern heirathete den treuen F. Das Pferd verwandelte sich in einen Königssohn. Grimm, Märchen Nr. 126. Das Märchen erscheint lückenhaft, die Bedeutung der Feder unklar. Sonst aber erinnert die Befreiung der Schlafenden für einen Andern an Sigmund, der Brunhild weckt und für König Günther wirbt.

Hieher gehören ferner die Märchen von den Königstöchtern, denen der Arm ausgerissen oder die Hand abgeschnitten wird.

In einem hessischen Märchen bei Grimm, Märchen III. 60 heißt es, ein König habe seine Tochter mit unnatürlicher Liebe verfolgt und ihr die Hände abgeschnitten, die ihr aber, nachdem sie dem Rath eines alten Mannes folgend ihre Arme um einen Baum schlang, wieder angewachsen seyen. In einer westphälischen Wiederholung desselben Märchens geleitet ein vom Himmel herabgekommenes Licht die Königstochter und die Hände wachsen ihr wieder, nachdem sie gesehen, wie eine blinde Maus ihre Augen in rinnendem Wasser heilte und sie nun ihre Arme in dasselbe Wasser taucht. In andern Märchen wird der Jungfrau auch die Zunge ausgeschnitten. Unter den Händen und der Zunge kann kaum etwas anderes verstanden werden, als das Laub, welches im Herbst von den Bäumen fällt und im Frühjahr an den Bäumen wieder wächst. Nur deshalb heißt es, die Tochter habe den Baum umarmen müssen, damit ihr die Hände wieder wachsen könnten. Die blinde Maus ist die Winternacht, die durch die Frühlingssonne wieder erhellt wird.

Unter allen Sagen von der hand- oder armlosen Prinzessin ist die

schönste die von Pröhle in seinen Kinder- und Volksmärchen 1853 Nr. 36 aus dem obern Harz aufgezeichnet.

Die schöne Magdalene, heißt es hier, hatte einen Bräutigam, der mit besonderer Zärtlichkeit immer ihre weißen Arme streichelte. Da ließ ihre böse Mutter, eine Wittwe, die gern selber noch geheirathet hätte, der Tochter beide Arme abhauen und verstieß sie. Magdalena kam durch einen Wald auf einen hohen Berg und sah von ferne einen herrlichen Garten sammt Schloß. Hier fand sie einen Prinzen, der sie gleich heirathete. Der Prinz wurde König und zog zu Felde. Unterdeß gebar Magdalene ihr erstes Kind und ließ es ihm melden. Der Bote aber kehrte zufällig unterwegs bei ihrer Mutter ein, die las, während er schlief, den Brief, erkannte gleich, daß die armlose Königin ihre Tochter seyn müsse, und setzte aus Bosheit in den Brief, sie habe einen Hund geboren. Als der Bote vom König wieder zurückkam mit einem liebevollen Briefe, schrieb das böse Weib ihn abermals um und setzte hinein, der König werde die Königin aufs Schaffot schicken, sobald er zurückkomme. Als der Brief ankam, floh die Königin davon und ließ sich ihr Kind auf den Rücken binden. Da begegnete ihr im Wald ein Löwe, der sich einen Dorn in den Fuß gestochen hatte. Weil sie aber ohne Arme war, konnte sie weder ihr Kind vom Rücken nehmen, um es zu stillen, noch dem Löwen helfen. Da rief ihr eine Stimme zu, sie solle die Schulter in ein nahes Wasser tauchen, und als sie das gethan, wuchsen ihr die Arme wieder, so daß sie das Kind stillen und auch dem Löwen helfen konnte, der fortan als treuer Wächter bei ihr blieb. Unterdeß war der König siegreich zurückgekehrt und fand einmal auf der Jagd Gattin, Kind und Löwe. Entzückt nahm er sie wieder zu sich, die böse Mutter aber wurde in ein mit Nägeln ausgeschlagenes Faß gesteckt und einen Berg hinabgerollt. Vgl. auch Grimms Märchen Nr. 31. Zingerle, Volksmärchen II. 124.

Ich schließe hier noch eine schauerliche Erzählung an:

Ein alter Räuber hatte drei Söhne, die gleich ihm raubten, sich aber fassen ließen. Die Königin, in deren Gewalt sie waren, ließ den Vater fragen, um was er sie lösen wolle? Da kam der Vater selbst und erhielt die Söhne dadurch zurück, daß er der Königin durch Erzählung seiner Abentheuer Schauer und Mitleid einflößte. Der alte Räuber erzählte, wie er unter die Riesen gerathen sey. Das ist genau das Abentheuer des Odysseus beim Riesen Polyphem, aber mit einem merkwürdigen Zusatz. Der blinde Riese steckt nämlich dem gefangenen Räuber einen Zauberring an, der ihn zwingt immer zu rufen: Hier bin ich. Der Räuber hilft sich aber, indem er sich den Finger abbeißt und nun unter den Schafen verborgen aus des Riesen Höhle entkommt. Dann gelangt er zu andern Menschenfressern, die eben eine Frau mit einem Kinde gefangen haben, und fressen wollen. Der Räuber rettet sie, indem er einen Gehenkten vom Galgen holt und ihnen dessen Fleisch unterschiebt. Aber die

Menschenfresser schicken nach dem Galgen, um nachzusehen, ob noch alle drei Diebe daran hängen, und der Räuber, um sie zu täuschen, hängt sich selbst an die leere Stelle. Sie schneiden ihm ein Stück aus am Hinterbacken, ohne daß er sich rührt. Sie fressen die Gehenkten, endlich legen sie ihn selbst auf die Bank und wollen ihn eben schlachten, da entsteht ein Ungewitter, die Menschenfresser fliehen und es gelingt ihm, mit der Frau und dem Kinde zu entkommen. Haupt, altd. Blätter II. 119 f. Aus der Leipziger Märchenhandschrift.

9.

Frühlingsmärchen.

Befreiung der im Winter gefangenen Natur, Auferstehung vom Tode, Genesung von schwerer Krankheit, Erhebung aus niederem Magddienst zu königlichem Glanze, das sind die unerschöpflichen Motive unsrer Frühlingsmärchen. Die Mittel der Erlösung sind aber verschieden. Ein junger Held vollbringt sie durch seine alles besiegende Tapferkeit, oder eine Jungfrau rettet sich durch ihre Klugheit und Standhaftigkeit. Dort wird der Frühling erobert, hier wird er durch glückliche Flucht vor dem Winter nur erreicht. Wieder in andern Märchen greifen hülfreiche Mächte ein, mit Zauberkraft ausgerüstete Gesellen oder Talismane, oft auch dienstbare Thiere.

Ich beginne mit den Helden und zuerst mit den Drachentödtern. Der unterirdische Drache oder Wurm ist das böse Prinzip, im Norden Loki und sein Gezücht, der älteste Naturfeind, wie bei den Persern Ahriman. Er hütet die Schätze, die er geraubt hat, d. h. die unterirdischen Saaten im Winter, oder eine gefangene Jungfrau, die immer nur als Genius der schönen Natur, der Vegetation aufgefaßt werden darf, wie die griechische Persephone. Er hütet auch einen Apfelbaum und eine Quelle. Das sind Sinnbilder des aus der reifen Frucht und ihrem Kern sich immer wieder neu erzeugenden Wachsthums und des ununterbrochenen Lebens in steter Verjüngung. Er will nicht leiden, daß diese Verjüngung nach jedem Winter wieder eintrete, und darum muß ein starker Held kommen, um ihm die Aepfel, das Lebenswasser und die Jungfrau abzugewinnen.

Wenn nach der bekannten griechischen Mythe Herakles den Drachen

Ladon besiegt und die Aepfel der Hesperiden am äußersten Westen der Welt, in den seligen Gärten gewinnt, so scheint das lediglich nichts anderes zu bedeuten, wie auch der Mythus vom Raub und der Wiederbringung Iduna's mit ihren unsterblich machenden Aepfeln in der Edda. Iduna erscheint in den Märchen als eine vom Drachen geraubte Prinzessin.

In Grimms Märchen Nr. 91 ist sie Tochter des Königs vom Apfelgarten, nascht von den Aepfeln gegen das Verbot, fällt tief in die Erde, wo sie einen Drachen lausen muß, wird aber befreit. In Wolfs deutschen Hausmärchen S. 87 wird eine Königstochter vom Wind entführt, muß einem dreiköpfigen Drachen lausen, wird aber von einem Königssohn wieder befreit. In Wolfs deutschen Märchen Nr. 21 gewinnt ein kühner Soldat durch Ueberwindung des Drachen drei goldne Aepfel. Verräther wollen ihn darum betrügen, indem sie ihm den Sieg abstreiten, aber durch Vorzeigung der Drachenzunge bewährt er sich als den wahren Sieger.

Die Erkennung des wahren Helden durch die Drachenzunge, während seine Neider sich für die Drachentödter fälschlich ausgeben, kehrt in vielen Märchen wieder. Gewöhnlich ist der falsche Sieger schon im Begriff, die Königstochter zu freien, als der Betrug entdeckt wird und der wahre Held seinen Lohn empfängt. Vgl. Grimm Nr. 28. 60. 93. 111. Wolf, deutsche Märchen Nr. 21. Zingerle, Märchen Nr. 25. E. Meier Nr. 29. Bechstein, Märchen S. 68. 221. Alsatia 1852 S. 77.

Goldne Früchte gewinnt ein Jüngling vom Baum und erlöst eine Jungfrau. Büsching, wöch. Nachr. II. 17. Um einen kranken König zu heilen, holt die allheilende Frucht ein kühner Jüngling und gewinnt dabei eine Königstochter. E. Meier, Märchen Nr. 5. Der kranke König, unter dem die im Winter leidende Natur zu verstehen ist, wird auch durch das Lebenswasser geheilt. Das ist das Wasser aus dem Jungbrunnen unter dem Apfelbaum.

Ein Königssohn zog auf Abentheuer aus, da fand er die Kegel, mit denen Riesen gespielt hatten, und spielte ebenfalls. Der Riese kam dazu und spottete seiner. Aber der Königssohn sagte: meinest du allein stark zu seyn? mir ist nichts unmöglich. Wohlan, sagte der Riese, wenn du alles kannst, so hole einen Apfel vom Baum des Lebens für meine Braut. Der Königssohn ging hin, stieg über das Gitter durch die schlafenden Thiere in den Garten und griff durch einen Ring nach einem Apfel. Da blieb der Ring an seinem Arm und gab ihm übermenschliche Kraft, so daß er sich schämte, noch einmal über das Gitter zu steigen, sondern die Thüre aufschlug. Der Löwe, der davor

schlief, erwachte und folgte ihm dienstbar. Die Riesenbraut erhielt nun den Apfel, glaubte aber nicht, daß der Riese selbst ihn geholt, denn sie sah den Ring nicht an seinem Arm. Da wollte der Riese den Ring haben, den ihm aber der Königssohn nicht gab, überfiel ihn deshalb im Bade und stach ihm die Augen aus. Aber als er ihn an einen Abgrund führte, packte ihn der Löwe und stürzte ihn selbst hinab, den Königssohn aber machte er wieder sehend, indem er heilendes Wasser in seine Augen spritzte. Nun fand der Königssohn eine schöne verwünschte Jungfrau, die er erlösen konnte, wenn er drei Nächte lang die Mißhandlungen unzähliger kleiner Teufel (Zwerge) erduldete. Das hielt er wirklich aus. Grimm, Märchen Nr. 121. Das erinnert an den schlafenden Herakles unter den Kerkopen, sowie auch die Aepfel an die hesperidischen. Im Riesen und Ringe verräth sich hohes Alterthum. — Drei Königssöhne suchten für ihren kranken Vater das „Wasser des Lebens". Nur der jüngste gewann es und erlöste zugleich eine verwünschte Prinzessin. Sie hatte eine goldne Straße zu ihrem Schlosse bauen lassen, nur wer auf ihr ritt, sollte sie erlösen. Die beiden ältern Söhne wollten aber aus Geiz das Gold schonen und ritten nebenher, erst der jüngste ritt über das Gold und gewann sie. Grimm, Märchen Nr. 97. Vgl. auch Wolfs Hausmärchen S. 59, dessen Deutsche Märchen S. 168. Zingerle, Volksmärchen II. 157, 229.

Der Ritt auf dem Goldweg heißt in andern Märchen der Ritt zum Glasberge. Dieser Berg, ringsum glatt, war jedem unzugänglich. Er bedeutet den Himmel (Glasir heißt der goldne Wall um die Walhalla), wohl auch die Waberlohe, wegen der darin gefangenen Jungfrau (vgl. Grimm, altdän. Heldenlieder S. 31). Jedenfalls den h. Raum, welcher der h. Stunde der Sonnenwende entsprach, in welcher das Jahr sich jüngt.

Nach einem norwegischen Märchen bei Asbjörnsen II. 21, dem ein sächsisches bei Sommer I. 96 entspricht, wurde einem Bauer in jeder Johannisnacht die Wiese kahl geweidet. Seine Söhne mußten daher wachen, die beiden ältesten schliefen ein, der jüngste aber sah, wie ein gespenstisches Pferd die Wiese abweidete, und fing es. Dasselbe wiederholte sich in den beiden folgenden Johannisnächten, bis er drei Pferde gefangen hatte. Damals ließ ein König ausrufen, seine auf dem Glasberg thronende Tochter solle den zum Manne bekommen, der den Berg hinaufreiten und ihr drei goldene Aepfel aus dem Schooße nehmen könne. Das gelang nun dem jüngern Bruder. Der Sinn dieses Märchens ist sehr einfach. Das Pferd, das in der Johannisnacht alles Gras abweidet, ist dasselbe, was in der Weihnacht die drei Aepfel als Sinnbilder der neuen Saaten und Früchte bringt. Es bedeutet den raschen Lauf der Zeit in den Sonnenwenden. Es sinkt mit der Sonne in die Nacht des Winters und des Todes und es steigt mit ihr wieder empor. In Bechsteins Märchen S. 65 verwandelt sich das Pferd in eine Jungfrau.

Statt des Pferdes bedient sich in einem andern Märchen der Jüngling, der die Jungfrau vom Glasberge erlösen will, der Knochen eines Huhns, die er als Staffeln einer Leiter braucht. Grimms Hausm. III. 47. Das Huhn war das vorzüglichste Opfer der heidnischen Johannisfeier. Als Lichtsymbol wurde es an dem Tage abgeschlachtet, an welchem die Sonne wieder zu sinken anfing. Indem seine Knochen nun in der Wintersonnenwende zur Befreiung des neuen Lichtes dienen, bezeichnen sie gleichsam die Rache und den Sieg des Lichtsymbols. Wie es scheint, kam das Klettern auf den Hühnerknochen nicht dem Jünglinge (diesem vielmehr der Ritt), sondern einer Jungfrau zu, deren Klugheit und Ausdauer den Glasberg überstieg, wovon mehrfache Sagen erzählen. Grimm Nr. 25. Kuhn, märk. S. S. 352. E. Meier Nr. 49.

In dem schon angeführten Märchen bei Sommer I. 96 heißt der Jüngling, der die Befreiung der Jungfrau erwirkt, Wirrschopf und birgt den Schlüssel zu dem Ort, wo er das Pferd findet, in seinem verworrenen goldnen Haar. Das scheint eine sehr alterthümliche Vorstellung zu seyn und sich auf die Vegetation zu beziehen. Bali, der nordische Frühlingsgott, scheert sich das Haar nicht, bis er den Sieg errungen hat.

In Wolfs deutschen Hausmärchen S. 269 ist es „Hans in der Mühle“, der starke Knecht, den der Müller fürchtete und in einen Brunnen steigen ließ, wo er einen Mühlstein auf ihn warf, der aber mit dem Mühlstein am Halse lustig wieder heraufstieg und nun die Schafe im Riesenlande hütend erst einen Schimmel, dann einen Braunen und endlich einen Rappen fand, auf denen er nach einander auf den Glasberg ritt und dort mit tausend Rittern turnirend immer siegte, aber nicht sagen wollte, wer er sey. Der König daselbst warf sein Schwert nach ihm, die Spitze blieb ihm im Bein stecken und daran ward er später als der siegreiche Held erkannt und bekam des Königs Tochter zur Ehe. Der Sohn, den sie gebar, und der das Füllen ritt, welches der Schimmel geboren, verrichtete nachher gleiche Thaten und wurde gleichfalls an der Schwertspitze erkannt. Hier fällt wohl der Glasberg mit der Walhalla und dem kampflustigen Einheriar zusammen. Der starke Held aber mit der Schwertspitze im Beine mahnt an Thor, dem der Wetzstein im Kopf stecken blieb. In dem Märchen könnte ein Thormythus enthalten seyn, eine Fahrt desselben nach Walhalla betreffend, im Gegensatz zu seiner Fahrt zum Utgardaloki. — Goldner heißt ein Knabe, der im Dienst einer alten Hexe einmal den Finger in den siedenden Kessel steckt und vergoldet wieder herauszieht. Später rettet er einen bedrängten König in der Schlacht, in der er alles vor sich niederschlägt, obgleich er nur ein rostiges Schwert hat und auf einem dreibeinigen Pferd reitet.

Der König will wissen wer er sey, und wirft das Schwert nach ihm, wie Hans in der Mühle, und gewinnt zuletzt die Königstochter. Zingerle, Märchen Nr. 32. Das sind gewiß uralte Mythen.

Ein Jüngling sollte eine verwünschte Königstochter in einer ganz in Nebel gehüllten Burg erlösen. Nach vielen andern schweren Proben muß er sich in Stücke hauen und in ein Faß packen lassen, bis die Känigstochter das Faß öffnet, ihn lebend und wieder ganz herauszieht und ihm von der Burg aus, nachdem der Nebel gewichen ist, eine unermeßliche Aussicht über lachende Auen zeigt. Sommer, sächs. Sagen I. 122. Das ist der Frühling.

Eine kinderlose Frau, die gern ein Kind gehabt hätte, bekam einmal ein großes Gelüsten nach Rapunzeln, die im Garten einer Zauberin standen, riß welche ab und aß sie. Da bekam sie eine Tochter, Rapunzel genannt, die aber der Gewalt der Zauberin anheimgefallen war und in einen Thurm eingesperrt wurde. Einmal ritt ein Königssohn vorüber und sah sie; bald waren sie bekannt und Rapunzel zog ihn an ihren langen blonden Haaren, die sie zu diesem Behufe herabließ, zu sich ins Fenster. Als die alte Zauberin dahinter kam, schnitt sie ihr die schönen Haare ab, hing sie aber aus dem Fenster, als der Königssohn kam und zeigte diesem auf einmal ihr abscheulich häßliches Gesicht. Da stürzte der Königssohn den Thurm hinab und fiel sich die Augen aus. Als er aber nach einiger Zeit im Walde irrend die Stimme Rapunzels hörte, und sie sammt Zwillingen, die sie unterdeß geboren hatte, wiederfand, reichten ein Paar von ihren Thränen hin, indem sie, als sie ihn küßte, seine Augen berührten, ihn wieder sehend zu machen. Grimm, Märchen Nr. 12. Das abgeschnittene Haar scheint das Abmähen der Felder und Entlauben des Waldes im Herbst zu bedeuten, die Erblindung die Abnahme der Sonne im Winter. Aber das Haar wächst wieder und das Licht kehrt wieder im Frühling.

König Grünewald belagert einen ganzen Winter lang einen andern König auf dem Christenberg in Oberhessen. Da sieht die Tochter des Letztern im Mai den Wald auf die Königsburg zukommen und singt:

o Vater, gebt euch gefangen,
der grüne Wald kommt gegangen.

Die Burg capitulirt. Die Tochter erhält freien Abzug und darf auf einem Esel ihre besten Kostbarkeiten mitnehmen. Da setzt sie ihren Vater darauf und führt ihn heraus. Grimm, D. S. I. 148. Grünewald ist der Frühling, der belagerte König der Winter. Der wandelnde Wald ist übergegangen in Shakspeares Macbeth. Der Edelmuth der Tochter scheint die Grundlage zu seyn der weitverbreiteten Sage von den Weinsberger Weibern. — Der Kriegslist, das Heer mit grünen Zweigen zu bedecken, bediente sich auch die Königin Fredegunde im Kampf wider Brunhilt. Ihr Heer stand da, wie der Wald und rückte unmerklich näher. Aimoin III. 82. Desgleichen die Dithmarschen,

als sie ihren Grafen auf der Stollerburg belagerten. Müllenhoff, holsteinische Sagen S. 13.

Wieder eine ganz andre Auffassung der den Winter überlebenden und besiegenden Pflanzenwelt enthält das schöne und berühmte Märchen vom Machandelbaum (Wachholder).

Eine reiche fromme Frau stand im Winter unter einem Wachholderbaum vor ihrem Hause, schälte sich einen Apfel und schnitt sich in den Finger. Als nun einige Tropfen Blut von ihr in den Schnee fielen, wandelte sie eine Sehnsucht an, sie möchte ein Kind haben, so weiß wie der Schnee und so roth wie das Blut. Ihr Wunsch wurde erhört, sie gebar einen schönen Sohn, starb aber in der Geburt und ließ sich unter den Wachholderbaum begraben. Der Vater heirathete nun eine zweite Frau, die eine Tochter bekam und dem Sohn eine böse Stiefmutter wurde. Einmal lockte sie ihn zur Apfelkiste, aus der solle er sich einen Apfel langen, und wie er sich hinabbückte, schlug sie ihm mit dem Deckel den Kopf ab, daß er unter die rothen Aepfel fiel. Sie setzte ihn aber auf einen Stuhl, fügte ihm den Kopf wieder an und gab ihm einen Apfel in die Hand. Da kam Marleneken, sein Schwesterchen, bat ihn um den Apfel und erzürnte sich, weil er keine Antwort gab, daß sie ihn schlug. Da fiel sein Kopf ab und sie weinte bitterlich. Die Mutter aber nahm den Knaben, schlachtete und kochte ihn und setzte ihn dem Vater vor. Er frug nach dem Knaben, die Mutter aber sagte, er sey über Land gegangen zu einer Verwandten, und der Vater fand das Essen vortrefflich und konnte nicht genug haben. Da saß ein Vogel auf des Goldschmieds Haus und sang:

Mein Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, das Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen,
Bindt sie in ein seiden Tuch,
Legts unter den Machandelbaum.
Kywit, Kywit, wat vorn schöner Vogel bin ick.

Der Goldschmied gab ihm für den schönen Gesang eine goldne Kette; dann ein Schuster, auf dessen Haus er sang, ein Paar rothe Schuhe, endlich ein Müller einen Mühlstein, den der Vogel um den Hals nahm. So mit seinen drei Geschenken flog er auf des Vaters Haus und sang wieder, und wie der Vater kam, ließ er die goldne Kette ihm um den Hals fallen, wie Marleneken kam, die Schuhe, und wie die böse Stiefmutter kam, den Mühlstein, der sie ganz zerquetschte. Darauf war der Vogel entzaubert und stand wieder als Mensch da und nahm Vater und Schwester bei der Hand. Grimm, Märchen Nr. 47 nach der ersten Aufzeichnung von Runge. Vgl. Firmenich I. 311.

Zingerle, Märchen Nr. 12. Aehnlich das Märchen vom Hollunderbaum bei Müllenhoff S. 495.

Der Wachholder war, weil er auch im tiefen Schnee des Winters grünt, Sinnbild der unvergänglichen Lebenskraft in der Natur und eine Verheißung ihrer Wiedergeburt im Frühling. — Verwandt sind die Märchen von in Schwanen- oder Rabengestalt den Winter über verwünschten Kindern, die im Frühling erlöst werden. Vgl. Haupt, altd. Blätter II. 128 f. Grimm, Märchen Nr. 9. 25. Auch gehören hieher die anmuthigen Märchen von der Jungfrau, die mit Rabenfedern und mit einer Nuß (Sinnbild des im Winter verschlossenen organischen Lebens) alle bösen Mächte überwindet. Bei Grimm Nr. 88 und Anmerkungen.

Der dumme Hans mußte mit seinen zwei ältern Brüdern ausgehen, sich eine Frau zu suchen. Die ältern fanden bald eine, der dumme Hans aber kam in einen tiefen Wald in das Haus einer Hexe, die hieß ihn ihr weißes Pferd füttern und behielt ihn über Nacht. Da hörte er vor dem Fenster die Vögel singen von einer blinden Königstochter, die könne geheilt werden, wenn man ihr Auge mit dem ersten Blatt, das im Frühjahr aus einer Pappel sprieße, berühre. Hans brauchte dieses Mittel, heilte dadurch die schöne Prinzessin und bekam sie zur Frau, nachdem er unter den Wurzeln des Baumes noch zwei Edelsteine gefunden hatte, durch die seine Dummheit alsbald in Weisheit verwandelt worden war. Müllenhoff, holst. Sagen S. 427. Aehnlich Wolfs deutsche Märchen Nr. 4. Grimm, Märchen Nr. 107.

In einer überaus großen Menge von deutschen Märchen entflieht ein Kinderpaar einer alten bösen Hexe unter allerlei zauberischen Verwandlungen.

Die alte Frick, eine böse Riesin und Menschenfresserin, steckte einmal im Walde einen Knaben und ein Mädchen, welche Beeren suchten, in die Tasche, während sie aber schlief, befreite das kluge Mädchen sich und den Bruder, verwandelte sich mit ihm durch den Zauberstab der Alten in Enten und schwamm mit ihm über das Wasser. Die alte Frick erwachte und soff das Meer aus, um die Enten zu fangen, zerplatzte aber. Kuhn, nordd. Sagen S. 319. Vgl. noch S. 414. 508. 519. Vgl. das Märchen von Hansel und Grethel in Grimms Märchen Nr. 15. Bechstein Märchen S. 78. 118 f.

Man sieht, Frigg, die segenbringende Mutter, ist hier als Wintergöttin zur ungeschlachten und zornigen Riesin geworden, entsprechend der rauhen Else. — Uebrigens kennt die gälische Mythe eine ganz ähnliche Flucht, nämlich die des jungen Gwidion vor der bösen Göttin Ceridwen. Wenn nun alle entsprechenden deutschen Märchen nicht aus

der gälischen Erinnerung geschöpft seyn können, so dürften beide Nationen aus einer gemeinschaftlichen älteren Quelle geschöpft haben, was bei Naturmythen oft der Fall ist.

Ein Raubvogel nahm einer schlafenden Mutter ihr Kind und trug es auf einen Baum; ein Förster rettete es hier und erzog es mit seiner kleinen Tochter Lenchen. Seine Frau aber (oder seine alte Köchin) wollte den Knaben schlachten und kochen. Lenchen merkte es und floh mit dem kleinen Fundevogel und da sie zaubern konnte, verwandelte sie den Pflegebruder in einen Rosenstock und sich in die Rose drauf, um den Verfolgern zu entgehen; dann in eine Kirche und sich als Krone darein; endlich ihn in einen See, sich in eine Ente drauf. Da kam die böse Hexe, den See auszusaufen, aber die Ente packte sie beim Kopf und zog sie unter das Wasser. Grimm, Märchen Nr. 51.

In vielen Märchen hat sich, während die Jungfrau flieht, eine falsche Braut an ihre Stelle bei ihrem Geliebten untergeschoben. Das scheint auf einem sehr alten Mythus zu beruhen. Auch in vielen geschichtlichen Sagen aus den Kreuzzügen kehrt ein ähnliches Motiv wieder, der in einer Nacht durch die Luft heimgeführte Gatte kommt grade noch zurecht, die zweite Heirath der Gattin zu verhindern.

Eine böse Stiefmutter wollte ihre schöne Stieftochter im Bett umbringen, diese merkte es aber, legte sich auf die andere Seite und so geschahs, daß die Alte ihre eigne häßliche Tochter umbrachte. Das gerettete Mädchen floh nun und nahm ihren Liebsten mit, welcher Roland hieß. Die Alte lief ihnen mit Meilenstiefeln nach, aber das Mädchen verwandelte Roland in einen See und sich in eine Ente drauf. Die Hexe warf Brod hinein und suchte die Ente zu packen, doch umsonst. Nachher verwandelte das Mädchen den Roland in einen Spielmann und sich in eine schöne Blume mitten unter Dornen. Da wollte die Hexe die Blume abpflücken, aber Rolands Spiel zwang sie in den Dornen zu tanzen, bis sie todt hinfiel. Nachher aber wurde Roland dem Mädchen untreu und vergaß sie, so daß sie sich aus Gram in eine Blume verwandelte. Diese brach ein Schäfer ab und nahm sie mit heim. Seitdem verrichtete die Blume unsichtbar alle Dienste in seinem Hause, bis er einmal ein Tuch auf sie deckte und sie dadurch zwang, in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen. Unterdeß machte Roland Hochzeit und alle Mädchen im Lande mußten kommen und vor dem Brautpaar singen. Das Mädchen, das bei dem Schäfer diente, wollte nicht kommen, wurde aber hingeschleppt und kaum hatte sie gesungen, als Roland sie erkannte, und, die falsche Braut verstoßend, sie heirathete. Grimm, Märchen Nr. 56. Aehnlich das hübsche Märchen vom Goldmariesken bei Müllenhoff S. 395. Grimm Nr. 113 und 135.

10.

Die Wunschmärchen.

Der Wunsch spielt eine große Rolle im deutschen Heidenglauben. Je einsamer der Deutsche sich in seinen Wäldern fühlte, um so lebhafter erwachten in ihm die Wünsche nach der Ferne, nach unbekanntem Glück. Odin, der höchste Gott, galt als Herr des Wunsches, der alles kann, was er wünscht, als der Urzauberer. Nächst ihm glaubte man die Zwerge und Elben mit Zauberkraft begabt, weil sie Genien des nach jedem Winter wiedererwachenden Naturlebens sind. Daher die Erfüllung der Wünsche bedingt wird durch Gastgeschenke Odins oder der Elben, durch Talismane oder Wunschdinge. Sofern aber in den heiligen Stunden der Sonnenwende aus Zeit Ewigkeit wurde, trat auch in diesen Stunden Erfüllung aller Wünsche ein, gelangte der Mensch zum Himmelreich, oder in das selige Reich der Elben, oder zu unermeßlichen Schätzen, oder verkehrte mit geliebten Verstorbenen, oder mit dem erst künftigen Geliebten ꝛc. In solchen Stunden geschah es auch immer, daß Armen und Unschuldigen höhere Wesen begegneten, um sie zu beschenken oder ihnen Erfüllung ihrer Wünsche zu gewähren.

Die meisten und schönsten Volkssagen knüpfen sich an die Wunschdinge an. Ich habe mich darüber an einem andern Ort*) ausführlicher ausgesprochen und kann mich hier desto kürzer fassen. Die Wunschdinge sind zunächst abgeleitet von den Waffen und Kleidungsstücken Odins, sodann von den Kleidern, Geräthen und Geschenken der Elben. Odins Speer, Pfeil, Schwert waren unüberwindlich und erreichten, wen er wollte. Sein Jagdhorn, das ihm als dem wilden Jäger zukam, blies alles zusammen, was er wollte. Ihm als dem Erfinder des Gesangs kam auch eine Zaubergeige zu, nach deren Tönen alles tanzen mußte. Auf seinem Zauberroß überritt er Land und Meer, in seinem Zauberschiff fuhr er durch die Luft. In seinem Mantel flog er in kürzester Frist über die ganze Erde. Sein Hut machte ihn unsichtbar. Auch die Elben trugen ein unsichtbar machendes Hütchen und Schuhe, die blitzschnell durch alle

*) In meinem „Odin" S. 146 f.

Räume drangen. Ferner schenkten sie einen nie versiegenden Krug oder ein Tischlein, auf dem alle Speisen standen, die man wünschte, einen Beutel, der immer voll Geld war ꝛc.

Ein Mantel, den Odin gewöhnlich trägt und von dem er Heklumadr, Mantelmann heißt, brachte ihn wohin er wollte. Nach Saxo Grammaticus I. 12 fuhr einmal der Däne Hading mit Odin und in dessen Mantel gehüllt durch die Luft und sah durch ein Loch des Mantels auf die tief unter ihm liegende Erde hinunter. Auch Karl der Große wurde einmal auf dem Mantel heimgebracht. Guinguené 188. Val. Schmidt 89. 80. Auf einem solchen Mantel (einer ledernen Decke) wird auch Heinrich von Osterdingen von seinem Gönner, dem Meister Klingsor, in einer Nacht durch die Luft aus Ungarn nach der Wartburg zurückgebracht, weil er sein Wort gegeben hatte, sich zum berühmten Sängerkriege daselbst wieder zu stellen. Rhote, Chron. Thur. bei Menken II. 1697.

Von seinem breiten Hute hieß Odin Sidhhoettr, der Breithutige, oder überhaupt Höttr, der Hutige. Grimm d. M. 133. Der unsichtbar machende Hut führt auch den Namen Tarnkappe, von Ternen, verbergen. Einen solchen Hut hatte nach Gräve, Volkssagen 83, Martin Pumphut. Der Wunschhut hat in unsern Märchen und Sagen nicht blos die Bedeutung des Unsichtbarmachens, obgleich diese vorherrscht. Im Märchen von Fortunatus wohnt dem Wunschhütlein zugleich die Gabe des schnellen Ortswechsels bei, was sich aus der Doppelbedeutung der cappa erklärt. Dem Hute wohnen noch andere Gaben bei. In Grimms Märchen Nr. 54 und Bechsteins Märchen Nr. 156 kommt ein Wunschhut vor, dessen Krämpen Batterien sind, durch die, wer den Hut aufhat, alles zusammenschießen kann. In Grimms Märchen Nr. 70 bewirkt ein Wunschhut, wenn man ihn gerade setzt, plötzliches Eintreten des Winters. Diese verschiedenen Eigenschaften des Wunschhutes beweisen nur, daß in ihm gleichsam die Allmacht Odins concentrirt gedacht wurde, des Wunsch- und Sieggottes, den keine Zeit und kein Raum hemmt und für den es kein Hinderniß gibt.

Von den Wunschwaffen hat sich im Volksmärchen nur wenig erhalten, sie sind meist in die Freikugeln der Freischützen übergegangen, aber so, daß die Arglosigkeit des heidnischen Wunsches dabei verloren ging und teuflische Bosheit im Sinn des späteren Zauberglaubens an die Stelle trat, daher ich auf sie erst später zurückkommen kann.

Die Wunschpferde kehren noch oft in unsern Volksmärchen, z. B. in denen von der Aschenbrödel, von Rittern und Räubern wieder, die sich durch ungeheure Sprünge über Mauern und Ströme retten, und von Zauberern.

Ein Wunschschiff besaß auch nach christlicher Legende der unterm 9. September verehrte h. Audomar, einst Bischof von Terouanne, der ohne Ruder, Segel und Wind fahren konnte, wohin er wollte. Ein Wunschschiff ist auch das der Wanne-Thekla, die über alle in der Luft fahrenden Geister gebietet und sich zuweilen auf dem Pottelberge niederläßt, dann aber unter dem Befehle „Wind mit allen Vieren" auf einem schönen Schiffe davonfährt. Wolf, niederl. Sagen Nr. 520. Merkwürdige Erinnerungen an das Luftschiff sind noch folgende, auf welchem Geister das im Sommer verhagelte Getreide nach dem unbekannten Lande Magonia brachten; nach Agobar opp. ed. Baluz. I. 146. Gervasius Tilberiensis erzählt bei Leibnitz scr. rerum Brunsv. I. 894, in England sey einmal das Volk aus der Kirche gekommen, da habe es ein Schiff in der Luft erblickt, aus dem ein Anker herabgelassen gewesen sey. Um diesen, der sich an einem steinernen Grabe angehackt, loszumachen, sey Einer herabgestiegen, aber gefangen worden, worauf die Andern oben das Thau gekappt hätten und davongefahren seyen. Ein andermal sey einem Irländer auf weiter Meerfahrt das Messer über Bord, aber noch an demselben Tage aus der Luft durch den Schornstein seiner Frau wieder auf den Tisch gefallen. Ich erwähne hier noch eines sonderbaren Bildes in der Kirche zu Weilheim im Würtembergischen. Es stellt Betende in einem Luftschiffe dar, welches ein auf der Erde stehender Mann mit einem Haken zu entern trachtet, während ein anderer mit einer Armbrust darnach schießt. Fiorillo, Gesch. d. zeichnenden Künste in Deutschland I. 311. In einem hessischen Märchen fährt ein junger Gesell mit zwölf Jungfrauen auf einem Schiffe bei Nacht ins Zauberreich, wo die Mädchen mit zwölf Königssöhnen ihre Schuhe durchtanzen. Grimm, Märchen III. 225. — Eine zauberische Schifffahrt zu Wasser in die paradiesischen Tropenwälder kommt mehrfach vor und ist vielleicht nur eine Erinnerung an noch ältere Sagen von Fahrten zu den seligen Inseln. Zu Wessingen wurde ein Schneider auf einem Wagen bis ans Meer und von hier auf einem Schiffe nach Ostindien geführt. Mone, Anz. VIII. 184. Ein Schiffer in Dünkirchen fand alle Morgen in seinem ruhig im Hafen liegenden Schiff eine Unsauberkeit, bis er entdeckte, sie rühre von Hexen her, die je über Nacht auf seinem Schiffe nach Spanien fuhren und zum Dank das Schiff verunreinigten. Er selber fuhr einmal mit und brachte Südfrüchte aus Spanien mit. Wolf, niederl. S. Nr. 386. Ein ähnliches Märchen bei Wagenfels, Bremer Volksf. I. 86.

Das Wunschhorn geht durch die kerlingischen Heldenlieder als Oberons Horn. Die Zaubergeige, Zauberpfeife und Flöte ertönt immer von neuem noch in unsern modernen Opern.

Ganz dem Odin angemessen erscheint z. B. in Wolfs d. M. Nr. 26 eine Zaubergeige, deren erster Strich alles tödtet, deren letzter aber alles wieder lebendig macht. In diesen Kreis gehört auch der Spielmann, der seine Geige spielend ohne unterzusinken über den Rhein gehen konnte. Montanus, Vorzeit

von Cleve 256. Dem Horant im Gudrunliede lauschen Wild, Würme, Fische. Auch auf den christlichen Teufel ist die Zaubergeige übergegangen. Zu Bröns wollten Tanzlustige einen Spielmann haben, und wenn es der Teufel selber wäre. Da kam der Teufel und spielte, daß sie immerfort tanzen mußten, bis endlich ein Geistlicher sie erlöste. Müllenhoff Nr. 202. In einem Fastnachtspiel von Ayrer kommt eine Zaubergeige und eine unfehlbare Flinte vor. Der junge Bauer Dölla erhält diese Gaben von einem Dämon und begegnet einem Mönche, der an seine Kunst nicht glaubt und ihm spöttisch Geld anbietet, wenn er einen weit entfernten Vogel schieße. Dölla schießt den Vogel, der Mönch will nun das Geld nicht geben, erbietet sich aber dafür, den Vogel zu holen, der in die Dornen gefallen ist. Wie der Mönch in den Dornen steckt, fängt Dölla zu geigen an und zwingt den Mönch zu springen und zu tanzen, bis er blutig und zerkratzt das versprochene Geld herausgibt. Nachher aber klagt der Mönch den Dölla als Dieb an und schon steht der Letztere auf der Galgenleiter, als er sich ausbittet, noch einmal seine Geige spielen zu dürfen und darauf Henker, Richter und das ganze Volk tanzen macht. — Im Marculphus 1741 Nr. 6 und in Grimms Märchen Nr. 110, sowie in einem Fastnachtspiel von Dietrich 1618 vertritt ein Jude die Stelle des Mönchs. Dasselbe wiederholt sich in: Jack mit dem Flötchen, Wolf d. Märchen Nr. 24. Hier erhält Jack von einem Zwerge, dem er von seinem Brode gegeben, die Zauberflöte, nach der er seine böse Stiefmutter, Richter und Henker tanzen läßt.

Der Wunschseckel, in dem immer Geld ist, tritt erst am Ende des Mittelalters in charakteristischen Sagen hervor, obwohl der Grundgedanke uralt scheint. — Das Wunschtüchlein in Verbindung mit andern Wunschdingen lernt man am besten aus dem Märchen bei Grimm Nr. 54 kennen:

Drei Brüder zogen in die Welt hinaus und fanden einen Berg ganz von Silber. Da nahmen die beiden ältern so viel sie wollten und kehrten heim, der jüngste aber zog weiter. Da fand er im Walde einen Tisch gedeckt voll Speisen, aß sich satt und nahm das Tischtuch mit, damit es im Walde nicht verderbe. Als er nun wieder hungerte, dachte er: wenn doch jetzt wieder Speisen auf deinem Tüchlein stünden! und siehe da, sie waren da. Ein Köhler, den er an der Mahlzeit Theil nehmen ließ, bot ihm für das Tüchlein einen alten Ranzen an; wenn man an den klopfte, so marschirten Soldaten heraus. Der junge Wanderer nahm den Tausch an, klopfte aber gleich aus seinem Ranzen Soldaten heraus, mit deren Hülfe er dem Köhler das Tuch wieder raubte. Ein zweiter Köhler bot ihm für das Tuch einen Hut; wenn man den auf dem Kopf drehte, so war er mit Kanonen besetzt und gab nach allen Seiten Feuer. Ein dritter bot ihm ein Horn; wenn man das blies, fielen alle Mauern ein. Beiden gab er zwar das Tuch, ließ es ihnen aber durch die Soldaten wieder abnehmen und behielt die Wundergaben alle vier. Als er heimkehrte und seine

reichen Brüder ihn nicht aufnehmen wollten, ließ er sie durch die Soldaten abprügeln. Darauf zwang er einen König, ihm seine Tochter zu geben. Diese stahl ihm listig seine Talismane, nur nicht das Horn, auf welchem blasend er König und Prinzessin, Städte und Dörfer in alle Winde blies.

Das Wunschland, wo alle Wünsche erfüllt werden, wurde bald als Walhalla, bald als das selige Elbenreich gedacht. Die ausgemalten Märchen vom Schlaraffenlande aber, in denen glückliche Kinder sich durch Pfaffenkuchenberge fressen, oder die blos durch eine burleske Anhäufung von Unmöglichkeiten Lachen erregen wollen, gehören der späteren Dichtung an und sind nur willkührliche Entstellungen eines schönen Grundgedankens.

Die Talismane kommen vor in vielen Frühlingsmärchen, indem sie dem jungen Helden, welcher den Winter besiegt und die gefangene schöne Natur befreit, Dienste leisten. So dient der Wunschmantel im Märchen bei Grimm Nr. 122 und 133. Ich hebe hier unter vielen nur einige charakteristische Märchen aus.

In Panzers Beitrag S. 191 wird eine mündliche Erzählung aus Frankfurt mitgetheilt, nach welcher einmal drei schwarze Jungfrauen von einem reisenden, wegen schlechten Lebenswandels von seinem Vater fortgeschickten jungen Kaufmann erlöst seyn wollten. Das Mittel dazu war, er solle drei Nächte hindurch in einem engen Zauberkreise sich ruhig verhalten und durch nichts schrecken lassen. Nun kam ein siebenköpfiger Drache mit andern Ungeheuern. Zwei Nächte hielt es der junge Mensch aus und die drei Schwestern kamen ihm zu danken und waren schon fast ganz weiß. Als er aber in der dritten Nacht Angst bekam, war die Befreiung vereitelt, sie erschienen ihm wieder ganz schwarz und verbannten ihn auf einem einsamen Felsen im Meere. Hier kam ein Bär, deckte ihm den Tisch und zeigte ihm noch andere Wunderdinge, eine Wünschelruthe und Siebenmeilenstiefeln. Als der Jüngling eine goldne Kugel, womit der Bär spielte, berührte, fiel sie ins Wasser und der Bär sprang ihr nach, sie zu holen. Da nahm der Jüngling das Tischlein deck dich, die Wünschelruthe und die Stiefeln. Mittelst der letztern schwang er sich rasch zu den drei Schwestern zurück und mittelst der Wünschelruthe, die eine Haselgerte war, schlug er dem Drachen alle seine Köpfe ab. Da wurden die drei Jungfrauen schneeweiß und waren erlöst. — Das scheint nichts als den Sieg über den Winter zu bedeuten. Der Bär ist der starke Wiedererzeuger der Natur im Winter, die goldne Kugel die Sonne, die Talismane bedeuten die neue Fruchtbarkeit der Erde und den neuen Sonnenlauf, die Haselgerte oder Wünschelruthe die Wiedergeburt. — Eine ähnliche Sage in Grimms

Märchen Nr. 137 läßt die drei schwarzen Prinzessinnen nicht erlöst werden, sondern halb schwarz bleiben.

Rimroth zog in die Welt hinaus und saß im Wald auf einem Baum, als drei Männer kamen, die zusammen nur ein Auge hatten. Indem es einer dem andern gab, nahm es Rimroth geschwind weg und gab es nicht eher wieder, bis sie ihm die drei folgenden Zaubergaben mittheilten: ein Gebet, das immer erhört wird; ein Schiff, das überall hin fährt; einen Stock, der alles tödtet, was er anrührt. Mit diesen Gaben ausgerüstet, tödtete er drei böse Riesen und erlöste eine Königstochter, die er zum Lohne erhielt, nachdem er den, der den Riesen die Köpfe abgeschnitten und sich für den Sieger ausgab, durch Vorzeigung der früher abgeschnittenen Zungen beschämte. Müllenhoff, holst. Sagen S. 453.

Vier Brüder besaßen den Zauberseckel, den Zaubermantel, die Zaubertrompete, deren Schall ein Heer herbeirief, und den Wunschhut. Die drei ersten wurden ihnen durch eine schlaue Königstochter geraubt, mittelst des letzten aber wünschte der vierte Bruder die Königstochter sammt ihrem Bette des Nachts zu sich und nöthigte sie, die geraubten Wunschdinge wieder her zu geben. Pröhle, Harzsagen Nr. 27.

Auch in Wolfs D. Märchen Nr. 26 bedient sich ein junger Königssohn ähnlicher Talismane, des Tischlein deck dich, eines Kriegergebärenden Stockes, einer Geige, deren erster Ton alles tödtet und deren letzter alles wieder lebendig macht, endlich eines alten zerrissenen Mantels, der, wenn man ihn ausbreitet, sich in eine große Landschaft voll Gärten und Palläste verwandelt. Aehnlich ein Märchen bei E. Meier Nr. 1. Bechstein, Märchen S. 154. — Jedermann kennt aus Musäus Volksmärchen die drei Knappen Rolands, die nach der Flucht von Ronceval umherirren, bei einer alten Hexe schlafen müssen und von ihr einen Heckepfennig, ein Tüchlein-deck-dich und einen unsichtbarmachenden Däumling erhalten, damit die Gunst einer schönen Königin gewinnen, durch die List derselben aber ihrer Talismane beraubt werden und den Tod in der Schlacht suchen.

In vielen Märchen erscheinen die Talismane personificirt als **Gefährten** des Helden.

Ein Soldat, der brav gedient hat, wird verabschiedet und bekommt nur drei Heller Zehrgeld. Zornig schwört er, sich rächen zu wollen. Er findet einen Starken, der eben sechs große Bäume wie Halme ausgerupft hat, und nimmt ihn mit; dann einen Jäger, der auf zwei Meilen einer Fliege das linke Auge ausschießt; einen Blaser, der auf einem Baum sitzend sieben Windmühlen mit seinem Athem treibt; einen Laufer, der sich, um nicht gar zu schnell zu rennen, ein Bein abschnallt; endlich Einen mit einem Hut, den er nur aufzusetzen braucht, um eine Kälte zu erzeugen, bei der alles erfrieren muß. Diese Sechs nimmt der Soldat mit und kommt an den Hof des Königs, dessen

Tochter nur den heirathen will, der sie im Laufen überwinden kann. Das Ziel ist ein Brunnen, aus dem, wer zuerst dahin gelangt, Wasser holen muß. Der Laufer ist gleich dort, schöpft den Krug voll, schläft aber auf dem Rückweg ein. Die Königstochter, die ihn im Lauf nicht hat einholen können, findet ihn jetzt daliegen, leert leise seinen Krug aus und eilt dem Ziele zu. Da schoß der Jäger den Pferdeschädel, auf dem der Laufer geruht, unter seinem Kopfe weg, daß er erwachte und schnell noch vor der Prinzessin den Krug wieder füllte. Der König war sehr ärgerlich, seine Tochter nun hergeben zu sollen, zumal so gemeinen Leuten, er verstellte sich aber, lud sie zum Essen und ließ sie mit der vollen Tafel in ein eisernes Gemach einsperren und darunter Feuer machen. Sie wären nun alle verbrannt, wenn der Mann mit dem Hütchen nicht plötzlich alles erfrieren gemacht hätte. Nun unterhandelte der König mit dem Soldaten und dieser versprach, ihm die Tochter zu lassen, wenn er so viel Gold geben wolle, als einer tragen könne. Da packte der Starke alle Schätze des Königs auf und trug sie fort. Der König aber schickte ihnen seine Truppen nach und ließ sie umzingeln, um das Gold wieder zu bekommen. Da blies der Bläser nach allen Seiten die Soldaten in den Wind. Grimm, Märchen Nr. 70. In den Anmerkungen dazu theilt Grimm III. 124 noch eine andere Erzählung mit, die recht launig ist. Es sind nur vier Gesellen, der Horcher, Laufer, Bläser und Starke. Der Bläser bläst die Leute aus ihrem eignen Schornstein hinaus, der Starke packt dann alles, was er in den Häusern findet, zusammen und trägt es fort, der Horcher aber horcht, ob sie nicht verfolgt werden. Sie kommen an einen Hof, wo die Königstochter schwer krank liegt. Der Laufer holt das allein heilsame Kraut hundert Meilen weit, dafür sollen sie so viel Gold erhalten, als einer tragen kann &c.

Es gibt noch eine außerordentlich große Menge ähnlicher Märchen, die meist mit vielem Humor erfunden sind. Vgl. oben die Sagen vom Bärensohn. Unter den starken Gesellen kommen vor ein Vielfraß und Vielsäufer, Grimm Nr. 134. Wolf, deutsche Märchen S. 121. Schambach und Müller S. 189 &c. Müllenhoff und Haupts Zeitschr. VI. 67 sucht die starken Gesellen auf göttliche Wesen unsres alten Heidenthums zurückzuführen.

Wieder in andern Märchen wird die Stelle der Talismane durch Thiere vertreten, die sich für eine empfangene Wohlthat dankbar erweisen und dem Helden bei seinem schwierigen Werke auf wunderbare Weise beistehen. In folgendem Märchen scheinen noch die Thiere mit einem Talisman verbunden:

Ein armer Mann gab sein letztes Geld her, um eine gefangene Maus,

einen mißhandelten Affen und einen Tanzbär loszukaufen. Als er nun nachher einem Könige etwas von seinen Schätzen nehmen wollte, aber darüber ertappt und in einen Kasten eingesperrt ins Meer geworfen wurde, kamen die drei dankbaren Thiere ihm nachgeschwommen, um ihn zu retten. Zum Glück schwamm auch ein eiförmiger Wunschstein auf dem Wasser, dessen Kräfte der Bär kannte. Vermittelst desselben durfte der arme Mann nur wünschen, was er wollte, und es war da. Er wünschte sich also einen schönen Pallast. Nach einiger Zeit kamen Kaufleute dahin und boten ihm köstliche Waaren für den Wunschstein. Er war so thöricht und gab ihn her. Da war der Pallast verschwunden und er steckte wieder in seinem Kasten, schwimmend auf dem Meer. Da gingen die drei treuen Thiere aus und ruhten nicht, bis sie den Kaufleuten den Stein wieder entwendet hatten, mittelst dessen der arme Mann sich gleich wieder ein schönes Schloß verschaffte. Grimm Märchen Nr. 104.

Dem Hans, der eine Königstochter aus der Gewalt eines dreiköpfigen Drachen vom Oelberg (mit Oel übergossen, also gleich dem Glasberg glatt) befreien soll, helfen drei dankbare Thiere. Zingerle, Volksmärchen II. 3. Die ausführlichste hieher gehörige Drachensage ist die in Grimms Märchen Nr. 60. Hier tödtet Einer den siebenköpfigen Drachen, behält die sieben Zungen zu seiner Rechtfertigung und wird durch dankbare Thiere unterstützt.

Zwei Königssöhne wollten Ameisen, Enten und Bienen, die ihnen unterwegs aufstießen, umbringen, wurden aber durch den jüngern dritten Bruder, den Dummling, daran verhindert. Aus Dankbarkeit standen dem letztern nun diese Thiere bei, als er drei schwere Aufgaben lösen mußte. Zuerst mußte er die im Waldmoos zerstreuten tausend Perlen der Königstochter zusammenlesen, das thaten für ihn die Ameisen. Dann mußte er den Schlüssel zur Schlafkammer der Königstochter aus der Tiefe eines Sees holen; das thaten für ihn die Enten. Zuletzt sollte er unterscheiden, welche von den drei Königstöchtern die jüngste und liebste wäre? Die jüngste aber hatte vor Schlafen Honig gegessen, das entdeckte die Bienenkönigin und verrieth es dem Dummling, der nun die Prinzessin zur Frau bekam. Grimm, Märchen Nr. 62.

Von ähnlicher Art sind noch überaus viele deutsche Märchen z. B. Müllenhoff S. 404. Wolf, deutsche Märchen Nr. 23, dessen Hausmärchen S. 322. Bechstein, Märchen S. 28. 272. Pröhle, Märchen Nr. 7. Vulpius, Ammenmärchen 1791. Sehr eigenthümlich und auf einen alten Mythus vom Donnerer gebaut erscheint das folgende:

Ein Bruder sucht die ihm entführten drei Schwestern und kegelt mit dem Blitz, dessen Kugel immer von selbst zurücklauft (wie Thors Hammer immer

in seine Hand zurückkehrt), wird aber von einem Hirsch irre geführt. Da helfen ihm Thiere aus Dankbarkeit, ein Wolf, dem er einmal ein Schaf geschenkt, ein Fisch, den er freigelassen, eine Hornisse, die er nicht zertreten hat, die Vertreter der Thierwelt dreier Elemente. Die drei Räuber seiner Schwestern haben eine kluge und mächtige Mutter, die den jungen Helden schwere Arbeiten aufgibt, in der Hoffnung, er werde sie nicht vollbringen. Er muß die Pferde hüten, die vor ihm versteckt werden im Walde, im Wasser, hoch in den Wolken, aber der Wolf findet sie im Walde, der Fisch im Wasser, die Hornisse in den Wolken. Zuletzt überwindet der junge Held auch die drei Räuber und ihre Mutter. E. Meier, Märchen Nr. 6.

Noch eine andere Wendung nehmen diese Märchen, indem der Held durch Essen von einer Schlange der Thiersprache mächtig wird und dadurch den Sieg erringt.

Ein überaus weiser König ließ sich täglich eine verdeckte Schüssel auftragen. Der Diener konnte einmal die Neugier nicht überwinden, sie aufzudecken, fand eine weiße Schlange, kostete davon und verstand auf der Stelle, was die Thiere redeten. Der Königin ging ein Ring verloren, ein Unschuldiger wurde als Dieb verdächtigt, aber der Diener hörte eine Ente sagen, sie habe ihn gefunden und verschluckt. So fand es sich auch und der Unschuldige war gerettet. Der Diener ging auf Reisen und hörte unterwegs drei Fische über ihre Gefangenschaft klagen, worauf er sie sogleich mitleidig befreite. Dann hörte er, wie ein Ameisenkönig sich vor seines Rosses Huf fürchtete, und wich den Ameisen aus. Endlich hörte er junge Raben, die von ihren Eltern aus dem Nest geworfen waren, über Hunger klagen und tödtete sogleich sein Pferd, um sie mit dem Fleische desselben zu nähren. Zu Fuß weiter wandernd, gelangte er zu einer schönen Königstochter, deren Hand ihm zu Theil werden sollte, wenn er einen Ring aus der Meerestiefe holen, zehn Säcke voll ins Gras gestreuter Hirse genau wieder zusammenlesen und einen Apfel vom Baum des Lebens pflücken könne. Das erste nun thaten für ihn aus Dankbarkeit die Fische, das zweite die Ameisen, das dritte die Raben und so gewann er die Königstochter. Grimms Hausm. Nr. 17.

Auch bloße Rettung wird bewirkt durch das Verstehen der Thiersprache in mehreren Märchen:

Auf der Laurichenburg in Schlesien hauste ein böser Ritter, der einmal eine Nonne entführte. Da brachten ihm seine Leute einen seltsamen Aal aus dem Burggraben, den ließ er braten und aß davon. Da verstand er die Thiersprache und hörte den Hahn krähen: das Schloß werde noch vor Sonnenuntergang versinken. Eilends floh nun der Ritter davon und hieb dem Koch, der auch vom Aal gegessen und die Thiersprache verstehen gelernt hatte, als er sich ans Pferd hing und mitfliehen wollte, den Arm ab. Das Schloß

versank, der Ritter that Buße. Gödsche, schles. Sagenschatz S. 309. Aehnlich das Märchen vom Seeburger See bei Grimm I. Nr. 131.

Sehr häufig sind die Märchen von thörichten Wünschen. Noch aus der heidnischen Zeit, gewiß aus hohem Alter stammt das berühmte Märchen vom Butte. Der Butt, die Meerbutte oder Scholle, auch Flynder und Plattfisch genannt, eine Rochenart, wurde wegen seiner auffallenden Gestalt für dämonisch gehalten. Pantoppidan's natürl. Gesch. von Norwegen II. 208. Butt ist nichts anderes als Butz, Butzemann, d. h. ein Elbe. Der Volksglaube schrieb ihm eine Wunderkraft zu. Er kann nämlich alles bewirken, was man wünscht. Das witzigste unter den hieher gehörigen deutschen Märchen ist das vom Maler Runge zuerst in niederdeutscher Mundart mitgetheilte (in Büschings Volkssagen) vom Ehrgeiz in Pispot.

In einer kleinen Hütte zu Pispot wohnte ein armer Fischer mit seiner Frau Ilsebil. Der fing einmal einen Butt, ließ ihn aber großmüthig wieder frei. Seine Frau schalt ihn aber, er hätte den Butt nicht loslassen sollen, ohne von ihm eine bessere Wohnung zu verlangen. Der Fischer ging ans Meer zurück, rief den Butt und bat ihn um ein schönes Haus. Als er heimkam, stand das Haus schon da. Die Frau aber war bald nicht mehr damit zufrieden und verlangte ein Schloß. Der Butt bewilligte es. Nun wollte die Frau einen königlichen Pallast haben und siehe, sie war Königin. Dann ließ sie sich zur Kaiserin und zum Pabst machen. Als sie aber endlich gar Gott selber seyn wollte, befand sie sich auf einmal mit ihrem guten Manne als arme Fischerin wieder in Pispot. Grimm, Hausm. Nr. 19. In Kuhns Märk. Sag. S. 273 ist der Fisch ein Hecht und der Fischer ein Kossät, Namens Dundeldee. In den Anmerkungen zu Grimms Kindermärchen wird einer hessischen Sage gedacht, in welcher das hochmüthige Weib Dinderlinde heißt. In Stöbers Elsäß. Volksbüchl. kommt statt des Pispots ein Essigkrug vor. In der französischen Sage ist es der Zauberer Merlin, der einen Köhler zu immer höherem Range erhebt. Méon, nouv. rec. II. 242. Jubinal I. 128.

An die Stelle des Butt treten öfters Goldfische und Hechte.

Hans ist so faul, daß er nicht einmal seiner Mutter Wasser holen will, sie muß ihn selber auf dem Schubkarren zum Brunnen führen. Eine Prinzessin sieht es aus dem Fenster und lacht ihn aus. Er schöpft aber ein Goldfischchen, das ihm um den Preis der Freiheit jeden Wunsch erfüllen will. Da wünscht er, die Prinzessin möchte sogleich ein Kind von ihm haben, und siehe, sie hat eins, niemand weiß woher? Ihr Vater läßt alle Edeln des Reichs versammeln, damit der Knabe, den die Prinzessin geboren, und der einen Apfel in der Hand hält, ihn dem reiche, der sein Vater sey. Aber es ist keiner

unter den Vornehmen. Der König muß geringere Männer kommen lassen und endlich empfängt Hans den Apfel und wird des Königs Eidam. Müllenhoff, holst. Sagen S. 431. — Dieses Märchen wird gewissermaßen fortgesetzt oder erweitert in einem andern in Kuhns märk. Sagen S. 270. Hier wird die Prinzessin auf die nämliche Art Mutter eines Kindes, das den dummen Michel zum Vater erhält, worauf der König alle drei in einen gläsernen Kasten sperrt und ins Wasser werfen läßt. Michel wünscht sich aber eine schöne Insel und dann eine Brücke hinüber zu des Königs Reich, der sich nun versöhnen läßt. Der Fisch ist hier ein Hecht.

In einem vierten Märchen bei Grimm Nr. 85 fängt ein Fischer einen Goldfisch, der ihm dafür alles gewährt unter der einzigen Bedingung, er solle niemand sagen, woher sein Glück komme. Aber zweimal plaudert er es seiner Frau aus, verliert dadurch sein Glück, fängt zufälligerweise den Fisch wieder und wird von ihm zum drittenmal beglückt.

Nahe verwandt mit diesem Märchenschwank ist der von den drei Wünschen:

Gott kehrte bei einem Reichen ein, der wies ihn ab, dann bei einem Armen, der nahm ihn auf. Zum Lohn stellte Gott diesem drei Wünsche frei. Da wünschte der Arme Gesundheit, das tägliche Brod und die ewige Seligkeit. Der Reiche erfuhr es, ritt Gott nach, entschuldigte sich und bat auch um die Erfüllung dreier Wünsche. Gott meinte, er solle lieber nichts wünschen, allein er bewilligte ihm, was er wünschen würde. Nun rannte er heim, das Pferd stolperte: daß du den Hals brächest, schrie der Reiche, und das Pferd war todt. Nun packte er den Sattel auf und trug schwer daran. O daß doch meine Frau lieber auf dem Sattel säße, sagte er, als daß ich ihn mit mir schleppen muß. Da war der Sattel fort und als er heimkam, sah er die Frau darauf fest sitzen und mußte den dritten Wunsch opfern, sie zu lösen. Grimm, Hausmärchen Nr. 87. Dieselbe Sage wiederholt sich in vielen Abänderungen, bis zu Hebels Schatzkästlein, wo die dumme Frau, statt etwas besserem, sich eine Wurst wünscht, worauf der Mann im Aerger darüber wünscht, die Wurst möchte ihr auf der Nase sitzen und nun den dritten Wunsch opfern muß, sie von der Wurst zu befreien. Vgl. über die vielen andern Fassungen desselben Gedankens Grimm III. S. 151 f. Auch Kirchhoffs Wendunmuth I. 180. Von der Hagens Gesammtabentheuer Nr. 37. Ein Bauer wünscht sich eine schöne neue Hechel. Die Frau schilt ihn aus und wünscht, er möchte darauf sitzen. Den dritten Wunsch müssen sie nun drangeben, ihn von der Hechel los zu machen. E. Meier, Märchen Nr. 65. Ein Weib erhielt die Gabe, was sie des Morgens zuerst thun werde, solle ihr den ganzen Tag über gelingen. Sie nahm sich nun vor, ihr weniges Geld zu zählen, um es durch fortwährendes Zählen den Tag über tausendfach zu vermehren, aber erst mußte sie pissen und kauerte sich hin und konnte nicht mehr aufstehen, indem es im-

merfort von ihr floß, aus welchem großen Wasser der See entstanden ist, durch den die Insel Hiddensee von der großen Insel Rügen getrennt worden ist. Temme, Volkssagen Pommerns S. 166. Aehnlich Wolf, deutsche Märchen Nr. 9.

11.

Sommermärchen.

Die Stille und Schwüle der langen heißen Sommertage muß einen tiefen, aber heimlich beängstigenden Eindruck auf die Gemüther unsrer Vorfahren gemacht haben, wozu ohne Zweifel die Wahrnehmung beitrug, daß von Johanni an die Tage schon wieder kürzer werden und der langsame Tod des Naturlebens beginnt. Wie die Mitternachtsstunde der Wintersonnenwende (Christnacht), so war auch die Mittagsstunde in der Sommersonnenwende (Johanni) geheiligt und von geheimnißvollem Grauen umgeben. In der tiefsten Mitternacht des Jahres wird das neue Licht geboren, in der heißesten Mittagsstunde des längsten Tages dagegen regt sich das erste leise Wehen des Todes. Von nun an nehmen Licht und Wärme wieder ab, nahen die langen Nächte und die winterliche Erstarrung. Darum wurde die Naturmutter in der Fülle des Getreidesegens und am hohen Mittag als eine schwarze Todesgöttin aufgefaßt, aus deren Brüsten die Kinder nicht Leben trinken, sondern Tod. Das ist die s. g. Kornmuhme, welche in der Mittagsstunde umgeht, in welcher man daher nicht im Felde arbeiten soll.

Grimm d. M. 445 hat folgendes über sie gesammelt. Im Osnabrückschen heißt sie Tremsemutter, die im Korn umgeht und vor der sich die Kinder fürchten. Im Braunschweigschen Kornwief, welche die Kinder holt, wenn sie Kornblumen suchen und zu tief ins Getraide gehen. In der Mark heißt sie Roggenmöhme. Man sagt schreienden Kindern, schweig, sonst kommt sie mit ihren langen schwarzen Zizzen und holt dich! In Prätorius Weltbeschreibung I. 125 wird der Roggenmuhme in der Mark ebenfalls gedacht und erzählt, sie habe einmal einer Frau in der Erndte ihr Kind gestohlen, aber wiedergebracht. Nach Kuhns nordd. Sagen S. 429 heißt sie die Roggen- oder Erbsenmuhme, auch die Kornmutter, in Hadmersleben aber Ittchen (Edda, Frau Uote, die Urahne) nach dem Verse:

Frau Anne Marlene Ittchen
mit ihren eisernen Tittchen.

Sie soll die Kinder an ihren eisernen Brüsten saugen lassen, wovon sie sterben müssen. Mit diesen eisernen Brüsten vergleicht man das s. g. Mutterkorn, die durch einen Schwamm verdorbenen aus der gesunden Aehre krankhaft aufsprießenden schwarzen Körner. Auch in Temmes Volkssagen der Altmark S. 82 kommt die Kornmuhme mit schwarzer Brust, an der die Kinder sterben. Vgl. noch Wolf, niederl. Sagen Nr. 491. Sommer, sächs. Sagen I. 157. — Bei Erfurt zeigt sich statt der gespenstischen Frau ein bleiches s. g. Kornkind. Falckenstein, Geschichte von Erfurt II. 1037. Oder ein Kornengel, der die Kinder mit fortnimmt, wenn sie Kornblumen pflücken. Sommer I. 25.

Merkwürdig ist das Kraut Teufelsabbiß (scabiosa), das so heißt, weil ihm der Teufel am Johannistage die Wurzel abbeißen darf, vorher nicht, daher man es nur vor Johanni gräbt. Rockenphil. III. 1. Grimm, D. M. 1163. Das Kraut ist dem Teufel verhaßt, weil es so viel Macht über ihn hat. In diesem Aberglauben hat sich die ganze heidnische Bedeutung des alten Sommersonnenwendefestes erhalten. Das Böse hat an diesem Tage ausschließlich Macht, wie das Gute am Weihnachtstage in der Wintersonnenwende. Zu Johanni ist alles dem Verderben geweiht, wie zu Weihnachten dem Gedeihen.

Wie in der h. Weihnacht das neue Wachsthum der Natur beginnt, der Saft in die Bäume tritt, der künftige Frühling, die künftige Erndte in Visionen vorausgesehen wird, so beginnt am Johannistage die Natur zu welken. Von diesem Tage an zeigen sich welke Flecken auf den Baumblättern und das Volk glaubt, es seyen Flecken vom Blut des Johannes. Gräter, Iduna 1812, August. In Dänemark glaubt man, von Johanni an wachsen die Giftkräuter. Grimm, D. M. 589. Von dieser Zeit an mehrt sich auch das Ungeziefer auf den Feldern und wachsen auf allen Wegen die Disteln auf.

Am Johannistage wurde ein Hahn geschlachtet oder im Spiel des s. g. Hahnenschlagens getödtet. Vgl. Kuhn, nordd. Sagen S. 391. Der Hahn als Tagverkündiger war Sinnbild der Sonne, die um diese Zeit ihren Glanz verliert. Ob auch im deutschen Heidenthum zu Johanni der Tod eines Lichtgottes, etwa Baldurs, gefeiert wurde, läßt sich nicht mehr ermitteln. Merkwürdig ist folgende Sage:

Auf der Burg Karlstein am Main im Würzburgischen geht in der Johannisnacht ein Geisterzug mit einem Sarge dreimal um. Er sucht den Leichnam eines Ritters, der einst hier von seinm Neebenbuhler in den Abgrund

gestürzt wurde und unbeerdigt geblieben. Nur eine reine Jungfrau vermag die Leiche zu finden und ihm das feierliche Begräbniß zu verschaffen, das in jenem gespenstischen Zuge nur vorgebildet ist. v. Steinau, Volkssagen S. 122.

Ein alter Mythus blickt durch die schöne Sage von der Pharaildis, als Episode eingeschaltet dem Reinardus, Vers 1139 f.

Herodias, die Tochter des Herodes, liebt Johannes den Täufer und will keinen andern zum Manne nehmen. Da läßt der zornige Vater dem Johannes den Kopf abschlagen. Herodias will den Kopf küssen, aber er entweicht ihr und sie fliegt ihm durch die Luft nach. Herodias wird aber gleich darauf Pharaildis genannt, worin Grimm mit Recht Frau Hulda, eine deutsche Göttin, erkennt.

Da könnte nun die christliche Vorstellung von der Enthauptung des Täufers an dem nach ihm benannten Johannestage auf eine ältere heidnische Vorstellung bezogen worden seyn. Es könnte sich von dem sterbenden Gott des Sommers, des Lichtes handeln, den die Göttin der Erde und Vegetation vergebens zurücksehnt.

Damit hängen wahrscheinlich die zahllosen deutschen Sagen von schönen, aber verwünschten Jungfrauen zusammen, die gerade am Johannistage sichtbar werden und um Erlösung seufzen. Indessen glaube ich, es ist damit Iduna, die Göttin der Unsterblichkeit, gemeint, die, in die Zeitlichkeit und den ewigen Wechsel von Geburt und Tod gebannt, in der heiligen Mittagsstunde der Sommersonnenwende, in welcher die Zeit wieder zur Ewigkeit wird, sich den Menschen zeigt, um sie an den Verlust des Ewigen zu erinnern. Der sie erlösen kann, ist kein sterblicher Mensch, sondern allein der weiße Baldur, der beste der Götter, der nach dem Weltuntergang, wenn die Zeit vollendet seyn wird, die neue bessere Welt, d. h. die Ewigkeit beherrschen soll. Iduna aber ist nach dem Zeugniß der ältern Edda dasselbe Wesen, was Nana, die Gattin Balburs. Unter den Schätzen nun, welche die am Johannistage sichtbar werdende verwünschte Jungfrau hütet, kann der Jahressegen, der im Winter nur in den unterirdischen Saaten bewahrt wird, oder auch der ideale Hort der Ewigkeit, können die Güter der Unsterblichkeit verstanden werden, die da verborgen und unerhoben bleiben, so lange die Verwünschte nicht erlöst ist.

In fast unzählbaren Sagen, von denen alle unsre Sammlungen wimmeln, wird einer weißen Jungfrau gedacht, die allein am Johannistage

erscheint und häufig Schlüsseljungfrau heißt, weil sie einen Schlüsselbund (der Schätze wegen) trägt. Häufig sieht man sie weinen, oder Blumen zum Kranze winden, Wasser tragen oder sich baden. Oft hört man sie auch singen. Oder sie kämmt und flicht ihre goldnen Haare, was man auf die goldnen Saaten oder Sonnenstrahlen deuten kann. Oder sie spinnt. Von einer verwünschten, auf den Geliebten harrenden Spinnerin gehen sehr viele Sagen um. Immer ist der, von dem die Jungfrau Erlösung hofft, zu furchtsam und läßt sich schrecken, oder zu einfältig. Sehr oft ruft sie dann klagend aus, nun müsse erst ein Baum wachsen, aus dessen Holz die Wiege dessen gezimmert werde, der sie erlösen solle. Oft zeigen sich statt einer drei Jungfrauen, was man auf die Nornen (Parzen) hat beziehen wollen; hier fehlen uns aber bestimmtere Anhaltspunkte der Erklärung.

Unter den verwünschten Jungfrauen nimmt die Ilse im Harz einen vorzüglichen Rang ein:

Die schönste und bedeutsamste Ilsensage theilt Börner in s. Volkssagen aus dem Orlagau S. 49 f. mit. Die schöne Jungfrau Ilse, Erbin des Thales, worin die Stadt Pösnek liegt, gerieth einst in eine Höhle zu den Heimchen. Die zeigten ihr ihre unterirdischen Schätze und liebkosten ihr, daß sie bei ihnen blieb und mit Schäferstab und Hund ihre goldnen Schafe hütete. Jahrhunderte vergingen und Ilse blieb immer jung und schön. Da kam ein böses Weib, malte ihr die Herrlichkeit draußen und die Freuden der Liebe und verlockte sie einmal ihre goldne Heerde über die Grenzen des Heimchenreichs hinauszutreiben. Da fiel sie in die Gewalt eines Riesen, der sie, weil sie seine Liebe zurückwies, sammt ihrer goldnen Heerde tief in der Erde unter der Burg Ranis einsperrte. Unterdeß wurden die Heimchen selbst durch das Läuten der ersten in diese Gegend kommenden christlichen Glocken vertrieben, und Ilse soll so lange im Berge sitzen, bis keine christliche Glocke mehr zu hören ist, dann werden die Heimchen zurückkehren und sie erlösen. Noch andere Ilsensagen s. Grimm d. S. Nr. 316. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 200.

In der ersten Nacht nach dem längsten Tage begann die Macht der Finsterniß ihren Sieg über die Macht des Lichts. Daher in derselben alle bösen Gottheiten und Dämonen besondere Kraft erhielten und den Menschen sichtbar wurden. Nach Temme's Sagen aus Pommern S. 220 zeigt sich der Teufel selbst in dieser Nacht. Das ganze Geisterreich thut sich auf in ihr und die Hexen werden höchst gefährlich, daher man sich gegen sie durch geweihte Mittel schützen muß. Prätorius,

Blorberg S. 515. Levini Lemnii, occulta nat. mirac. deutsch von Horst S. 712. Aus diesem Glauben entsprangen die Sagen theils von den Johannisopfern, theils vom Johanniszauber. Die Menschen glaubten nämlich, den bösen Mächten am Johannistage ein Opfer bringen zu müssen und machten zugleich frevelhafte Versuche, sich mit Hülfe der bösen Mächte Glücksgüter zu erwerben.

Vom Johannisopfer:

Auf dem Oybin bei Zittau war eine Jungfrau friedlich mit ihren Gefährtinnen beim Spiel beschäftigt und glitt aus und stürzte in den Abgrund (etwa wie Persephone beim Blumenpflücken), und zwar soll es bedeutsam am Johannistage geschehen seyn. Preusker, Blicke in die vaterl. Vorzeit I. 213. — Bei Ellrich (Elfenreich) im untern Harz öffnet sich die s. g. Kelle, eine tiefe Höhle, über der einst eine St. Johanneskapelle stand. Zu dieser letztern wallfahrtete ein Priester mit dem Volk alljährlich, um den Dämon des Abgrunds zu versöhnen, der sonst einen Menschen als Opfer forderte. Der Priester rief dem Volke zu: kommt und guckt in die Kelle, so kommt ihr nicht in die Hölle. Behrens, kur. Harzwald S. 82. — Der Täufer verlangt zur Sühne an seinem Todestage drei Opfer, eines muß im Wasser, eines auf fester Erde, eines in der Luft umkommen. So kamen drei Kinder der Frau von Schoinrath im Bergischen am Johannistage um; ein Knabe fiel von einem hohen Baum, ein zweiter wurde von einem Wolf gefressen und das fliehende Mädchen ertrank im Wasser. Montanus, Vorzeit von Cleve II. 419. — Auf der Elbe, Saale, Unstrut und Elster fährt am Johannistage kein Schiffer, wenn er nicht muß. Sommer, sächs. Sagen S. 39. Auch die Fulda will an diesem Tage ihr Opfer. Schwarz, Buchenblätter 44.

Merkwürdigerweise müssen am Johannistage auch drei Nixen in den Flüssen und Seen als Opfer bluten. Zahllose Sagen melden, diese jungen Nixen gehen in das nächste Dorf zum Tanze, verspäten sich und werden dafür von ihrem bösen Vater umgebracht. Ihre Tänzer finden dann am Morgen die Oberfläche des Wassers voll Blut. Wolf, niederl. Sagen II. 42. E. Meier, schwäb. S. Nr. 78. Panzer, Beitrag I. 166 ꝛc. ꝛc. Die Nixen sehen wie irdische Mädchen aus und sind nur an einem nassen Zipfel am Kleide kenntlich. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 197. Ihr Tod ist gleichsam eine Sühne für die Menschenopfer desselben Tages. Der tiefere Sinn dieses weitverbreiteten Glaubens ist damit aber noch nicht erklärt.

Trotz der Gefahr im Wasser war es alter Gebrauch, an diesem

Tage sich durch ein Bad im Flusse zu reinigen. Petrarca epist. fam. I. 4 erzählt, er habe am Morgen des Johannistages alle Frauen und Mädchen Kölns, mit Blumen bekränzt, öffentlich im Rhein baden sehen. Im Elsaß werden an diesem Tage alle Brunnen gereinigt. Alsatia 1851 S. 150. Der Sinn des Gebrauchs ist wohl, es sollte keine Unreinigkeit in die Zeit mit hinübergenommen werden, in welcher das böse Princip die Oberhand hat.

Wie die Johannisbäder, so dienten auch die auf Bergen angezündeten Johannisfeuer zur Reinigung. Man trieb das Vieh hindurch, um es vor Krankheiten des Winters zu bewahren. Man ließ brennende Räder über die Felder laufen oder schleuderte brennende Holzscheiben weit über sie hinweg, um die Saaten zu schützen. Das h. Element des Feuers sollte noch helfen, wenn auch die Sonne selbst ihre Kraft verlor.

Der mannigfaltigste Johanniszauber wurde mit Kräutern und Blumen getrieben, die man entweder zum Schutz vor den bösen Mächten, vor Krankheiten ꝛc., brauchte, oder mit denen man selber zaubern, sich auf unrechtmäßige Weise Glücksgüter, Liebe ꝛc. erwerben wollte.

Am berüchtigtsten war das Einsammeln des Farrensamens in der Johannisnacht. Dieser Samen (das bekannte Bärlappenmehl, lycopodium), glaubte man, werde nur in jener Nacht in feurigen Funken sichtbar, weil er aus dem Blut des Täufers entstanden sey. 130 Geheimnisse 1726 S. 105. Wer ihn gewann, hatte damit Glück in allen Dingen. Ich übergehe das Johanniskraut, den Allermannsharnisch, den Himmelbrand (Königskerze) und andre berühmte Kräuter dieses Tages. Eschenholz am Johannistage geschnitten, soll augenblicklich das Blut stillen. Paullini, Bauernphysik S. 74. Am wichtigsten aber war die Wünschelruthe (Hasel), die an diesem Tage geschnitten, durch Umdrehen in der Hand alle Schätze in der Erde ansagen sollte.

Zum Johanniszauber gehörte das Glücksrad. Die Radform, entsprechend der Sonne und ihrem runden Lauf durch den Thierkreis, war schon im brennenden Rade, in den glühenden Holzscheiben, in den Johannisblumenkränzen, in runden Gebäcken ꝛc. beliebt. Vgl. über die Glücksräder Wackernagel in Haupts Zeitsch. VI. 134. Die Sage kennt ein Glücksrad, auf dem die 12 s. g. Johannsen durch die ganze Welt fuhren, der Teufel aber ließ jährlich einen herunterfallen. Falkenberg, Thüring. Chronik I. 218. Das sieht aus, als wenn sie auf dem Zodiacus selbst gereist. Glücksräder zum Behuf mannigfacher Glücksspiele sind

heute noch beim Volk üblich und ihre letzte Spur finden wir im Roulet. Aehnlich sind die Wunschmühlen, in denen durch Rotation die Zeit gleichsam zurückgedreht wird und alte Weiber wieder jung gemahlen werden. So die bekannte, oft gemalte Altweibermühle in Nürnberg, worin die alte Sage von der rauhen Else erhalten zu seyn scheint. Dieselbe Eigenschaft der Verjüngung hatte auch die Pelzmühle zu Tripstrill in Schwaben. Klunzinger, Zabergau I. 94.

Solche Vortheile erwartete man vom Johanniszauber. Aber auch unmittelbar thun sich an ihm alle Schätze der Erde dem Glücklichen auf, der sie sehen kann. Der Schatz sonnt sich zu Johanni, oder blüht, heißt es im Volksglauben, d. h. er wird ans Sonnenlicht emporgehoben. Aber alle Sagen stimmen darin überein, daß man ihn nicht heben kann. Man kann es nur schweigend thun; immer aber läßt sich der Schatzbegierige durch Aberwitz oder durch einen plötzlichen Schrecken verleiten, das Schweigen zu brechen. Ich kann die zahllosen Sagen dieser Art hier nicht verzeichnen, bemerke aber, daß viele davon ohne Zweifel sehr alt sind und den frühesten Aeußerungen des Volkshumors angehören dürften.

Swanwithe, eine Königstochter auf der Insel Rügen, sollte eben ihren Geliebten heirathen, als ein polnischer Prinz, den sie verschmäht hatte, sie verleumdete, sie habe mit ihm gebuhlt. Ihr strenger Vater sperrte sie ein. Da fiel ihr ein Mittel ein, ihre Unschuld zu bezeugen und ihren Vater zugleich reich zu machen. Es sollte nämlich im Garz ein unterirdischer König mit großen Schätzen hausen; wenn eine reine Jungfrau in der Johannisnacht dreimal nackt am Garzer See den Schloßwall ersteige und dann rückwärts hin- und hergehe, so komme sie an die Stelle, wo sie zu den Schätzen hinabsteigen könne und dann müsse ihr der König die Schätze selbst herauftragen helfen, wenn sie sich nicht umsehe und nicht rede. Diese Probe machte sie nun mit des Vaters Willen, kam auch zu den Schätzen und ließ sich dieselben vom König und seinem Gefolge nachtragen, drehte sich aber um, weil sie wissen wollte, ob sie ihr auch wirklich folgten, und verlor dadurch die Schätze, und weil sie in der Angst auch noch rief, blieb sie selbst bei den Schätzen eingeschlossen und kam nicht wieder. Nur ein Jüngling, der nackt dieselbe Probe macht wie sie, kann sie in der Johannisnacht erlösen. Arndts Märchen I. 2. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 209.

Da nur die reine Unschuld und Jungfräulichkeit der bösen Mächte Meister wird, so stehen den Sagen von mißlungenem Zauber andere gegenüber von unverhofftem Glück, welches unschuldige Menschen am

Johannistage finden. Die Vermittlung geschieht hier durch die s. g. **Venediger**, metall- und edelsteinkundige Venetianer, die in die deutschen Gebirge kommen, um Erze und rohe Edelsteine zu sammeln. Der Stein, mit dem der dumme Hirt nach der Kuh wirft, wiederholen viele Sagen, sey mehr werth als die Kuh selber, aber nur der Venediger erkenne den Werth. Diese Auffassung verräth sich aber schon als eine moderne. In älteren Zeiten dürfte unter dem Venediger ein dämonisches Wesen gemeint gewesen seyn. Er pflegt unschuldige Hirten, die er auf den Bergen findet, in sein fernes Zauberland zu entrücken und eben so schnell durch die Luft, gewöhnlich reich beschenkt, wieder heimfahren zu lassen. Die reiche Meerstadt ist also wohl an die Stelle des seligen Elbenreichs oder Vanaheims (Himmel der Vanen, d. i. der Naturgötter) getreten, wie auch die unterseeische Prachtstadt Vineta an der Ostsee, die man nur in den h. Stunden unter dem Meere erblicken kann. Noch wahrscheinlicher aber ist, daß Wuotan (Odin) selbst der Venediger ist, denn er entführt nicht nur auf seinem Mantel blitzschnell durch die Luft, sondern er ist auch einäugig.

Höchst merkwürdig ist deßfalls eine zuerst bei Schöppner Nr. 1066 aufgezeichnete Volkssage aus dem Fichtelgebirge. Hier pflegte der Venediger, wenn er durchs Gebirg zog um Schätze zu sammeln, sich als Wirbelwind unkenntlich zu machen. Hans, ein junger Bauer, warf einmal sein Messer in den Wirbelwind und traf, ohne es zu wissen, das Auge des Venedigers. Dieser aber rächte sich auf eine großmüthige Art, entführte den jungen Hans weit weit weg nach Venedig, zeigte ihm dort in seinem einäugigen Gesicht den Schaden, den er angerichtet, that ihm aber nichts zu leide, sondern hieß ihn aus der herrlichen Stadt so viele Schätze mitnehmen als er wollte und versetzte ihn wieder in sein einsames Gebirgsdorf, wo er seitdem als reicher Mann lebte. Eine ähnliche Sage bei Wolf, hessische Sagen Nr. 191 und eine von Scharzfels, Thüringen und der Harz II. 111.

Unmittelbar gewinnt der Unschuldige am Johannistag große Schätze und gelangt in das geheimnißvolle Zauberreich mittelst der **Schlüssel-** oder **Glücksblume**.

In den meisten Sagen findet er die niegesehene Blume, gelangt damit in den Berg und rafft hier Schätze zusammen, so viel er tragen kann. Eine verwünschte Jungfrau in der Höhle warnt ihn: „vergiß das Beste nicht," in seiner Hast und Gier aber vergißt er die Blume, läßt sie zurück und kann nun, sobald er aus dem Berge heraus ist, die Thüre niemals wieder finden. Zuweilen wird ihm auch noch von der zufallenden Thüre die Ferse

abgeschlagen. Panzer II. 159. Wolf, hess. Sagen Nr. 39 f. Bechstein, thüring. Sagen III. 212. IV. 187. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 268. Thüringen und der Harz III. 55. Stöber, Elsäß. Sagen S. 233 und viele andere.

Oft ist es ein Kind, das am Johannistage in den Berg geräth, darin einschläft und erst am nächsten Johannistage gesund und munter wiedergefunden wird, als habe es nur eine Nacht hindurch geschlafen. Gottschalk, Ritterburgen IX. 94. Schöppner Nr. 1065. Gödsche, schles. Sagenschatz 219.

Das tiefste Geheimniß der andern Welt aber, in welches der Unschuldige am Johannistage einzudringen vermochte, war nach dem Glauben unsrer Vorfahren gleichsam der ruhende Mittelpunkt des Ewigen im Gegensatz gegen die rasch vorübereilende Zeitlichkeit, der verborgene Ort, wo Allvater schläft, um erst wieder am Weltende zu erwachen. Während Odin Herr des Zeitsturmes ist und allein die böse Welt regiert, schläft Allvater. Wenn aber Odin mit allen Göttern und Menschen und der ganzen Welt vernichtet ist, dann wird Allvater erwachen und den guten Baldur zum Beherrscher der neuern bessern Welt einsetzen. Diesen schlafenden Allvater (den auch die alten Römer schon als den auf einer seligen Insel schlafenden Saturnus, und die brittischen Völker als den schlafenden Gott Artus kannten) erkenne ich in dem schlafenden Kaiser unsrer vielverbreiteten deutschen Volkssage wieder. In spätern christlichen Jahrhunderten nämlich wurde die alte Vorstellung von einem Retter des Volks und Wiederhersteller, wie das am natürlichsten war, auf einen der beliebtesten deutschen Kaiser übertragen, dessen Wiederkunft man hoffte. Das alte Mysterium des untergegangenen Heidenthums erhielt sich als eine patriotische nie ersterbende Hoffnung.

Der Untersberg bei Salzburg, dessen reiche Sagen im Brixner Volksbüchlein von 1782, Sartori, Naturwunder 1807. I. 7, Grimm d. Sagen 277, Bechstein, österr. Sagen S. 72 f. und in Maßmanns bair. Sagen 1831. I. gesammelt sind, ist hauptsächlich deshalb berühmt, weil Kaiser Karl der Große mit seinen Helden in ihm hausen soll. Andere sagen es sey Karl V., wieder andere Friedrich der Rothbart. Er sitzt an einem Tisch mit langem Bart, der zuweilen in zwei Theile getheilt und mit einem Perlband umwunden ist. Wenn der Bart zum drittenmal um den Tisch gewachsen seyn wird, kommt das Ende der Dinge. Der Antichrist schlägt mit dem auferstandenen Kaiser eine große Schlacht auf dem Walser Felde. Auf diesem Felde steht ein dürrer Birnbaum. Wenn der ausschlägt, soll es ein Zeichen seyn, daß die Entscheidung naht. Nach dem Brixner Volksbuch wird ein Kurfürst von Bayern

seinen Schild an den Baum hängen. Was ein gewisser Aigner von Reichenhall, der im Jahr 1529 in das Innere des Berges gekommen seyn will, darüber ausgesagt, enthält das Brixner Volksbuch und ist aus der Handschrift noch genauer mitgetheilt bei Maßmann S. 42 f. — Es gibt (handschriftlich in Stuttgart) ein eigenes altes Volksbuch vom Kaiser Friedrich, das die Sage schriftlich aufbewahrt. Darin heißt es: Als Kaiser Friedrich der Rothbart ins h. Land zog, zeichneten sich in seinem Heere besonders die Bayern unter ihrem Herzog Eckhardt aus, vor allen aber Dietmar Anhenger von Riet am Hausruk, der seinen Bundschuh auf einen Speer steckte und als Fahne im heißesten Kampf vorantrug, um die Schlacht herzustellen, was ihm auch glücklich gelang und wofür er den Bundschuh ins Wappen bekam. Nachdem der Kaiser lange glücklich regiert, ist er verloren gegangen und niemand weiß, wo er begraben liegt. Die Bauern und Schwarzkünstler aber sagen, er sey noch lebend in einem hohlen Berge und soll einst wiederkommen, um die Geistlichen zu strafen, und seinen Schild an einen dürren Baum hängen. — Seine unterirdische Wohnung ist aber der Kyffhäuserberg, ein einzeln stehender 1400 Fuß hoher Berg mit den Ruinen einer alten Kaiserpfalz bei Frankenhausen in Thüringen, über der goldenen Aue. Im Innern des Berges soll Kaiser Friedrich der Rothbart an einem Steintische sitzen, den Kopf auf den Arm gestützt. Der Bart ist durch den Tisch gewachsen. Umher Ritter und Knappen schlafend. Einst gelangte ein Hirt in die Höhle. Da frug der Kaiser: fliegen die Raben noch um den Berg? als aber der Hirt es bejahte, sagte der Kaiser: so muß ich noch länger schlafen. Sein Bart ist nicht nur durch den Tisch, sondern auch zweimal um denselben herumgewachsen. Wird er zum drittenmal herumwachsen, dann wird der Kaiser erwachen und mit seiner kriegerischen Schaar aus dem Berge gehen. Er wird seinen Schild an einen dürren Baum auf dem Rothfeld hängen und dann wird der Baum grünen und nach einem großen Sieg über die Türken wird die bessere Zeit kommen. Der Hirt bekam zum Geschenk den Fuß eines goldnen Handfasses. Engelhusens Chronik bei Leibnitz scr. rer. Brunsv. II. 1115. Gregorii, Beschreibung von Bergen S. 533. v. Döbenek, Volksglauben II. 139. Grimm d. M. 406. Bechstein, Thüring. Sagenschatz IV. 14.

Ueber die zahlreichen ähnlichen Sagen, die desfalls in Deutschland noch vorkommen, vgl. m. Odin S. 328 f. Wie populär die Vorstellung war, davon zeugen viele Sagen von Glücklichen, die in den h. Stunden unter den Berg gelangt sind. Allein in andern Sagen ist nicht mehr vom schlafenden Gott, sondern von den Freunden Walhalla's die Rede. Der Glückliche sieht die Einheriar mit goldnen Kegeln spielen und bekommt einen Kegel geschenkt, oder man bietet ihm einen Becher des herrlichsten Weins aus einem uralten Faß, dessen hölzerne Dauben längst

abgefault sind, der sich aber durch seinen eignen Weinstein ein steinernes Faß gebildet hat. Die einzelnen Sagen sind alle von mir gesammelt in Odin S. 256 f.

Oft erscheint es zweifelhaft, ob der Glückliche, dem es vergönnt wird, in die Geisterwelt zu kommen, mit den Helden in Walhalla oder im Elbenreiche tafelt. Diese Geistermahlzeiten, so überaus häufig sie vorkommen, lassen nicht immer erkennen, wer unter den Schmausenden gemeint ist. Nur das wiederholt sich bei den meisten, daß der Sterbliche, indem der Geisterspuck plötzlich verschwindet, einen Becher in der Hand als Andenken behält. In sehr vielen Sagen ist es ein Spielmann, der des Weges daherkommend, auf einmal mitten unter Geistern sich befindet und ihnen zum Tanze aufspielen muß.

Am berühmtesten ist die Sage vom Oldenburger Horn. Ein Graf von Oldenburg begegnete auf der Jagd einer prächtig gekleideten Jungfrau, die ihm ein Trinkhorn voll Wein bot. Aber er schöpfte Verdacht und verschüttete den Wein. Ein Tropfen davon brannte sein Pferd wie Feuer. Da sprengte er davon und behielt das Horn. Hamelmann, Oldenb. Chronik I. 10. Viele ähnliche Sagen s. in m. Odin 247 f. Im „Ritter Ulrich" einem altdeutschen Gedicht aus einer Wiener Handschrift, im Auszug in Grimms deutschen Sagen Nr. 527 heißt es: Ulrich, ein Dienstmann von Württemberg, verirrte einst in einer rauhen Gegend und fand ein schönes, aber gespenstisches Weib, die ihm sagte, sie sey schon vor 30 Jahren gestorben und habe im Ehebruch mit dem noch lebenden Herrn von Schenkenburg zugebracht. Bald fand er noch andere Frauen und Herrn, die mit Gastmahl, Turnier und Tanz sich belustigten, so wie er aber eine Speise, oder eine Dame anrührte, verbrannte er sich die Finger. Als er glücklich wieder heimkam und dem Schenkenburger alles erzählte, zog dieser alte Herr noch zur Buße ins h. Land. — Eine Meile von Verrebroek kam ein Wanderer bei Nacht an ein Wirthshaus, welches hell erleuchtet war und worin eine große Gesellschaft sich erlustigte. Man bot ihm einen Becher Wein, indem er ihn aber mit den dankenden Worten „Gott gesegne es!" annahm, war alles verschwunden und er saß allein auf einem Haselstrauche, hatte aber den Becher noch in der Hand. Wolf, niederl. Sagen Nr. 382. Vgl. Nr. 381. 383. 384. Aehnliche Geschichten s. in Stöbers Elsäß. Sagenbuch S. 358. Panzer, Beitrag I. 37. Insbruker Phönix 1851. S. 304. — Ein Spielmann wurde von einer schönen Dame eingeladen, ihr auf ihrem Schloße zum Tanze aufzuspielen. Er that es und empfing dann von ihr einen Becher Wein, der so kräftig war, daß er ausrief: „welch ein edler Wein! gesegne dich Gott dafür." Beim Namen Gottes aber verschwand die Dame und das Schloß, und der Spielmann saß mit seinem Becher rittlings auf einem

Galgen. Philo, magiologia S. 647. — Vollarc, ein lustiger Spielmann, traf einst, als er mit seinen Kameraden unterwegs war, einen vornehmen Herrn, der sich Nithart nannte und ihn Abends zu sich einlud. Sie fanden ein Schloß voller Gold und Kostbarkeiten und genossen ein fürstliches Mahl. Nithart aber sagte ihm, das Gold und die Schätze sey alles Kirchen und Klöstern geraubt, denn was von dieser Art geraubt werde, falle ihm zu. Da erkannte Vollarc, daß er beim Teufel zu Gaste sey, ließ sich aber nichts merken. Nithart entließ ihn und seinen Kameraden mit reichen Geschenken, aber als sie aus dem Schloße kamen und eifrig beteten, verschwand der ganze Spuck und sie fühlten sich alle erbärmlich hungrig, die reichen Geschenke aber waren zu Spinnengeweben geworden. Otlohs 23. Vision in Pez, thesaur. anecd. III. 2. 609. Haupt Zeitschr. VII. 522.

12.

Die Schlangenjungfrauen im deutschen Volksmärchen.

Es ist merkwürdig, daß überall in der deutschen Sage die Schlangen, Kröten, Frösche, Eidechsen keine bösartigen Thiere, sondern ursprünglich gute Wesen sind, die sich nur im Zustande der Verwünschung befinden, um wieder erlöst zu werden. Eine Ansicht von den Amphibien, welche sich auffallend von derjenigen anderer Völker unterscheidet und einen der zartesten Züge in der deutschen Sage bildet. — Selbst die häßliche Kröte soll nicht getödtet werden. Sie erweist sich dankbar gegen die Mitleidigen, die ihrer schonen.

Bei den Steller Bergen fand ein Brautpaar beim Heumachen eine dicke Tutsche (Kröte). Der Bräutigam wollte sie mit der Heugabel tödten und wiederholte oft seine Drohung, aber die Braut hielt ihn ab. Bald darauf wurden sie zu Gevatter gebeten und kamen in den Berg in einen prachtvollen Saal. Hier mußte der Bräutigam das Kind über der Taufe halten, als er plötzlich über sich einen schweren Mühlstein an einem einzigen Seidenfaden hängen sah. Er wollte fliehen und konnte nicht, bis die h. Handlung vorbei war. Dann aber sagte der Vater des Kindes zu ihm: sieh, solche Angst hat gestern meine Frau unter deiner Heugabel ausgestanden. Das Brautpaar wurde sodann mit Hobelspänen beschenkt, die sich in Gold verwandelten. Müllenhoff, holst. Sagen Nr. 397. Vgl. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 78. 4. Vonbun, vorarlb. Sagen Nr. 1. Zingerle in Wolfs Zeitschrift I. Anna von Ranzau rettete einmal einer Kröte das Leben, dafür wurde sie von derselben, die eine Fee war, mit einigen Talis-

manen beschenkt, die ihrem ganzen Geschlecht Glück brachten. Biernatzki, Volksbuch 1844. S. 2. Dasselbe soll einer Fürstin von Dessau geschehen seyn, der die Kröte einen für das Haus Anhalt heilbringenden Ring gab. Kuhn, norddeutsche Sagen S. 468.

Oft ist die Kröte eine verzauberte Königstochter und will erlöst seyn. Vonbun S. 20. Sommer, sächs. Sagen Nr. 16. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 9. Oder sie wird wirklich entzaubert und dem Muthigen zu Theil, der sie erlöste. Grimm, Märchen Nr. 63. Büsching, Volkssagen I. 286.

Sie verhält sich demnach, wie die rauhe Else, die zur schönen Sigeminne wird, und ist ein Sinnbild der in der rauhen braunen Wintererde schlafenden Saat, daher die vielen Sagen von Kröten, welche unterirdische Schätze hüten, oder ein Sinnbild der in der Winternacht begrabenen Sonne, daher die vielen Sagen von dem im Kopf der Kröte verborgen strahlenden Juwel, d. i. der Sonne.

Häufiger noch als Kröten und Frösche treten die Schlangen im deutschen Volksmärchen hervor, jedoch in der nämlichen Bedeutung. Auch sie hüten unterirdische Schätze, wie denn auch bei den Griechen und Römern die Schlange als das unter der Erde wirkende Lebensprincip galt. Auch sie haben ein strahlendes Juwel als Krone auf dem Kopfe. Die Schlangen sind den Menschen freundlich und dankbar.

Oft wiederholt sich in deutschen Sagen die anmuthige Erzählung von einem Kinde, das die mit ihm aus derselben Schüssel trinkende Schlange mit dem Löffel schlägt und schilt: trinke nicht blos, iß auch Brocken. Mone, Anz. VI. 175. Bader Nr. 98. 106. E. Meier, Märchen Nr. 60. 228. Vonbun, zweite Aufl. 24. Ziska, Oesterr. Volksm. 51. Dasselbe wird in Grimms Märchen Nr. 105 von einer Unke (Kröte) erzählt. Eine Schlange, der ein Mädchen Milch gegeben, kehrt mit ihren drei Schlangentöchtern zurück und alle vier legen zum Dank ihre Diamantenkronen dem Mädchen in die Schürze, woron das Mädchen so reich wird, daß sie ein Schloß baut und sich glücklich verheirathet. Wöste, Volksüberl. aus d. Grafsch. Mark 50. Eine Schlange im Unterinnthal lohnte einem Mädchen die Milch auf gleiche Art. Zingerle, Sagen aus Tirol 105. Dessen Märchen Nr. 3. Eben so zu Immenreich, Bader Nr. 12. Auch E. Meier Nr. 229. Ein ähnliches Beispiel aus den Schweizer Alpen steht in den Schweizerblättern 1833. 106.

Auch für andere Wohlthaten sind die Schlangen dankbar. Eine, die durch einen Mann vor einer giftigen Spinne geschützt wurde, belohnte ihn dafür mit ihrer kostbaren Krone. Schweizerbl. 1833. 30. Eine kranke Schlange, die

von einem Hirtenmädchen mit Milch gelabt worden war, bewog nicht nur ihren reichen Vater, sie mit ihrem armen Liebhaber zu verbinden, sondern legte ihr auch am Hochzeittage ihre Krone in den Schoos, verwandelte sich aber selbst dabei in eine schöne Jungfrau. Wyß, Idyllen und Sagen I. 148. Eine ganz ähnliche badische Sage bei Mone, Anz. VIII. 537. Schnezler I. 134. Auch schon eine in den gestis Rom. c. 68. Als Karl der Große auf seiner Pfalz zu Zürich weilte, hing er eine Glocke aus, die Jeder läuten durfte, der Recht oder Schutz bei ihm suchte. Da läutete einst eine weiße Schlange und führte den Kaiser zu ihrem Nest, über dessen Eiern eine fremde Kröte brütete. Karl ließ die Kröte tödten, die Schlange aber fand sich wieder bei seinem Gastmahl ein und ließ einen kostbaren Edelstein zum Dank in seinen Becher fallen. Nach Scheuchzers Alter Naturgeschichte des Schweizerlandes bei Wyß I. 211. v. Steinau S. 11.

Wer dagegen die Krone raubt, wird von den Schlangen verfolgt und getödtet. Wolf, deutsche Märchen Nr. 473. Henninger, Nassau III. 128. Oder wird ihm das Dorf in Brand gesteckt. Schweizerblätter 1833. 187. Eine Frau rennt sich auf der Flucht selber den Kopf ein. Panzer, Beitrag 183. E. Meier Nr. 232. Andern glückt es besser. Die Fürsten von Lynar führen eine Schlange im Wappen, weil ihr Stammvater durch den Raub einer Schlangenkrone zu großem Ansehen gelangt seyn soll. Büsching, wöchentl. Nachrichten III. 343.

Außerordentlich häufig sind die Sagen von verwünschten Jungfrauen, die als Schlangen leben müssen und erlöst seyn wollen. Die Sage läßt sie gern als schlangengeschwänzte Jungfrauen erscheinen, die menschliche und thierische Form verbindend. Am berühmtesten ist die Sage von Basel.

Hier soll eine Jungfrau unter der Erde hausen, eine goldne Krone auf dem fliegenden Haare, vom Nabel abwärts eine Schlange. Sie hütet einen unterirdischen Pallast und Garten und soll erlöst werden, wenn man sie dreimal küßt. Benckenmayer, kur. Antiquarius 307. Ein Schneiderssohn von Basel, Leonhard Liemman, soll sie zu küssen versucht haben, wich aber vor Entsetzen zurück. Stumpf, Schweizerchronik zu 1520. Prätorius, Weltbeschreibung I. 109. Wünschelruthe S. 169. Kornmann, mons Veneris S. 190. Döbenek, Volksglauben I. 18. Schreiber, Sagen S. 174. Grimm, deutsche Sagen I. 17. — Ganz dasselbe wird vom Schneider Georg Pürkner von Insbruck erzählt. Unterredungen aus dem Reiche der Geister I. 444. Aehnlich eine Krainer Sage vom Schloß Kleinfest, Valvasor III. 543. Vgl. Müllenhoff Nr. 597. Wolf, hessische Sagen Nr. 44. 46. 267. Stöber Nr. 277. E. Meier Nr. 4. 26. 349. 363. Bader Nr. 215. Panzer 32. 195. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 10.

Die Sage von der Schlangenjungfrau ist sehr alt und muß sehr bekannt gewesen seyn, denn sie wird schon von den ältesten griechischen Geschichtschreibern ausdrücklich als eine Mythe der nordischen Völker wiedererzählt.

Schon Herodot IV. 8, sagt von den Skythen, ihr Stammvater sey Herakles, ihre Stammmutter aber eine Schlangenjungfrau gewesen. Sie hatte ihm, während er schlief, seine Pferde geraubt, gab sie ihm aber gutwillig für seine Liebe wieder. Sie gebar drei gewaltige Söhne. Davon erbte Agathyrsos den Bogen, Gelonos den Gürtel und Skythes die goldene Schaale des Vaters. Diodor von Sicilien II. 44 erzählt, die Schlangenjungfrau sey aus der Erde gewachsen und von der Erde geboren, oben Jungfrau, unten Schlange. Nicht Herakles aber, sondern Zeus selbst, der höchste Gott, habe mit ihr den Skythes gezeugt, den Stammvater der Skythen. In den griechischen Liebesgeschichten des Parthenius 30 ist es wieder Herakles, welcher Stammvater eines nordischen Volkes, aber nicht mehr der östlichen Skythen, sondern der westlichen Kelten wird. Die Jungfrau ist Tochter des Königs Bretanus, sie selbst heißt Keltine. ihr Sohn vom Herakles Keltus, der Stammvater der Kelten. Obgleich sie hier nicht als Schlangenjungfrau bezeichnet wird, springt doch die Aehnlichkeit mit der Sage bei Herodot ins Auge. Wie dort die skythische Jungfrau die Pferde des Herakles versteckt, so hier Keltine seine Rinder.

Diese uralte Mythe hat sich in der französischen Sage von der Melusine erhalten. Da wir übrigens dieselbe Sage, ja sogar denselben Namen auch diesseits des Rheines finden, da ihr östlicher Ursprung durch Herodot erwiesen ist und da die französische Sage selbst nicht etwa altgallischen Geschlechtern in Neustrien, sondern fränkischen Geschlechtern in Austrasien angehört, so geht wohl Eckermann Mythol. III. 269 zu weit, wenn er sie ausschließlich den Kelten vindicirt. Ohne sie meinerseits ausschließlich den Deutschen vindiciren zu wollen, da es sich hier offenbar von einer durch den ganzen Norden verbreiteten Symbolik handelt, behaupte ich nur, daß die Sage auch in Deutschland uralt und einheimisch gewesen seyn muß. In Melusinen, die als weiße Frau in den Schlössern ihrer Nachkommen umgeht, ist die deutsche Bertha nicht zu verkennen.

Melusine wurde als die Stammmutter des französischen Hauses Lusignan (Mère-Lusignan) im 14. Jahrhundert von Johann von Arras in einer etwas langweiligen Reimchronik besungen, vgl. Mone Anz. VI. 431. Daraus entstand der französische Prosaroman, der schon 1478 gedruckt wurde und bald in Uebertragungen 1489 spanisch, 1500 niederländisch, später dänisch, böhmisch, schwedisch erschien. Aber schon vor dem ältesten bekannten französischen Druck

kam 1474 in Augsburg die deutsche Bearbeitung des Thüring von Ringoldingen heraus, die als bekanntes Volksbuch oft wieder gedruckt und allgemein verbreitet wurde. Vgl. Jean d'Arras, hist. de Mélusine. Paris 1698. Görres, Volksbücher S. 234. Mone, Niederl. Volkslit. S. 74. Gräße, Sagenkreise S. 383. Die Sage findet sich auch in Theophr. Paracelsi opp. II. 189. Luthers Tischreden Jena 1591. S. 111.

In dem französischen Prosaroman ist die Sage von Melusinen folgende: Elimas, König von Albanien war tief betrübt über den Tod seiner Gattin. Da trank er auf der Jagd aus einer Quelle und hörte eine weibliche Stimme. Es war die schöne Fee Pressine, die sich mit ihm unter der Bedingung vermählte, daß er sie nie im Wochenbett besuche. Als sie aber drei Töchter auf einmal bekam, Melusine, Melior und Palatine, konnte Elimas seine Neugier nicht bezwingen und besuchte sie, da sie eben ihre Töchterchen badete, worauf sie mit ihnen augenblicklich verschwand zur fernen Insel Kephalonia. Als Melusine fünfzehn Jahr alt war, zog sie mit ihren Schwestern nach Albanien, um ihren Vater noch so spät für seine Neugier zu bestrafen, und schloß ihn mit allen seinen Schätzen im Berge Brandelois ein. Die Mutter war aber nicht damit zufrieden und verurtheilte die unnatürliche Tochter, alle Sonnabend von der Hüfte abwärts eine Schlange zu seyn. Da floh sie mit ihren Schwestern in den Wald Colombiers in Poitou und badete mit ihnen einmal im Mondschein in der Feenquelle, als Graf Raimund von Poitou hinzukam und sich in Melusinen verliebte. Durch den Fluch ihrer Mutter sollte sie ehelos bleiben, allein sie heirathete den Grafen dennoch unter der Bedingung, daß er sie nie des Sonnabends besuche, damit er ihren Schlangenschwanz nicht sehe. Zur Strafe gebar sie lauter mißgebildete Kinder. Raimund aber wurde überredet, Melusine komme des Sonnabends mit einem Liebhaber zusammen, belauschte sie aus Eifersucht im Bade und entdeckte zum erstenmal ihren Schlangenleib. Sie aber verschwand ihm für immer, nachdem sie erklärt hatte, sie werde sich auf dem von ihr selbst erbauten Schlosse Lusignan immer nur dann wieder sehen lassen, wenn einer ihrer Nachkommen sterben solle. Der Graf wurde Einsiedler, Melusine aber läßt sich seitdem als weiße Frau sehen.

Die Sinnbilder, sowie eine eigenthümliche Strenge und Grausamkeit verrathen das hohe Alter dieser Sage. Noch jetzt zeigt man bei Lusignan eine Höhle trou Méluisin, wo sie gebadet haben soll. Ausland 1844 Nr. 213 und den Melusinenbrunnen. Büsching, wöchentl. Nachrichten I. 285. Der Historiker Mezeray erzählt, ihr Geist lasse sich auf dem s. g. Melusinenthurm des Schlosses Lusignan sehen, wenn Einer des Hauses sterben solle. Brantome aber schreibt, sie lasse sich als Schlangenjungfrau in einer Quelle sehen, wenn ganz Frankreich ein Unglück drohe. Döbeneck, Volksglauben I. 14. Die allgemeine Bedeutung, die sie als Göttin für das ganze Volk hatte, ging ohne Zweifel ihrer engern Bedeutung als Ahnfrau eines Geschlechts voraus, und erweist sich auch

darin, daß viele Geschlechter sie als Ahnfrau verehrten. Denn auch die Häuser Luxemburg und Rohan leiten sich von Melusinen her und auch auf dem Schloß Enghien soll sie jedesmal erscheinen, wenn Einer aus der Familie stirbt. Wolf, niederl. Sagen Nr. 224.

Im engsten Zusammenhange mit diesem Sagenkreise von der Melusine scheint auch die schöne Melior zu stehen. Man hat ein altfranzösisches Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert „Partenopeus und Melior", sowie auch Bruchstücke einer mittelniederländischen und mittelhochdeutschen Bearbeitung desselben, herausgegeben von Maßmann 1847. Darin heißt es:

Des großen Frankenkönigs Chlodwigs Neffe, Partenopeus, Graf von Blois, verirrte einmal auf der Jagd, gerieth in ein Zauberschiff und gelangte damit zu einem fernen Palaste, wo unsichtbare Hände ihn bedienten und bei Nacht unsichtbare Arme ihn umfingen. Endlich gab sich das geheimnißvolle Wesen als Melior, die Tochter des Kaisers von Byzanz, zu erkennen, ohne sich jedoch sichtbar zu machen. Erst nach einem Jahre entließ sie ihn und als er an den Hof des Frankenkönigs zurückgekehrt war, gab ihm dieser eine seiner Nichten zur Braut und der Erzbischof erklärte es für ein abscheuliches Verbrechen, wenn er noch länger an seine unsichtbare Geliebte denke, da sie ein höllisches Gespenst seyn müsse. Dennoch mußte man ihn erst trunken machen, um ihn dahin zu bringen, die neue Braut anzunehmen. Als er wieder zu sich kam, reute es ihn tief und er kehrte augenblicklich zu Melior zurück. Allein durch den arglistigen Rath seiner Mutter verleitet, konnte er die Neugierde nicht überwinden, Melior im Schlafe zu beleuchten. Man hatte ihm gesagt, sie sey ein Ungeheuer, aber er fand das schönste Weib von der Welt. Zur Strafe seiner Neugier verlor er die Geliebte und brachte verzweifelnd in der Wüste zu, bis Meliors Schwester Urrake ihn nach Byzanz brachte, wo er öffentlich im Turnier sich die Melior erkämpfte.

Diese schöne, aber schon im christlich ritterlichen Geschmack umgebildete Sage dürfte ursprünglich mit der Melusinensage zusammengefallen seyn. Die Aehnlichkeit mit dem berühmten römischen Märchen von Amor und Psyche läßt sich zwar aus dem Einfluß erklären, den die Erinnerungen des klassischen Alterthums auf den französischen Dichter ausübten. Allein es wäre nicht unmöglich, daß Apulejus selbst den Stoff zu jenem Märchen aus dem Norden überkommen hätte, in dessen Mythenkreisen es offenbar eine natürlichere Heimath findet, als in denen des klassischen Alterthums.

Nach Mone, Anz. III. 88 soll Melusine im großen Stollenwalde des Durlachthales hausen.

Einst fand sie ein Jüngling, Sebald von Staufenberg, im Walde. Da versprach sie ihm einen reichen Brautschatz, wenn er sie durch drei Küsse erlöse, die er ihr drei Morgen nach einander geben müsse. Weil sie nun sehr schön war, küßte er sie gleich. Am andern Morgen war sie unterwärts eine Schlange geworden, aber oben noch ein schönes Mädchen und er küßte sie ohne Furcht zum zweitenmal. Am dritten Morgen jedoch war sie ganz zur Schlange geworden und sah so fürchterlich aus, daß er davonlief. Nach zwei Jahren heirathete er, aber in der Hochzeitnacht fiel von der Decke herab ein Tropfen in seine Speise und als er davon gegessen hatte, war er todt. An der Decke erblickte man in diesem Augenblick einen Schlangenschweif, der sich zurückzog. Hier ist die Sage von Melusinen mit der von der Staufenberger Fee aufs engste verbunden. — Auch auf der Milsenburg in der Rhön läßt sich eine Schlangenjungfrau sehen. Kornmann, mons Veneris p. 589.

Die Schlangenjungfrau, oben Jungfrau, unten Schlange, ist so viel wie die Pflanze, oben Blume, unten Wurzel, oder wie die ganze Vegetation, oben der grüne Mai, unten die finstre Erde. Sie bedeutet räumlich wahrscheinlich dasselbe, was in der Zeitfolge die rauhe Else, die zur schönen Sigeminne wird. Sie drückt die ganze Schönheit der Natur, aber auch deren Gebundenheit an die finstre Tiefe der Erde aus. Im ganzen Alterthum, nicht nur bei den Deutschen, galt die Schlange als Sinnbild der Erde oder der unter der Erde wirksamen, aber auch an sie gebannten Lebenskraft. Sie wurde insofern aber auch zum genius loci. Daher konnte auch die Schlangenjungfrau als Genius des Grund und Bodens, gleichsam als Landesherrin angesehen werden, eine Bedeutung, in der sie schon Herodot bei den Skythen fand. Sie wurde durch einen fremden Eroberer (Herakles) Mutter eines heroischen Volkes. Als Landesmutter gibt sich nun auch Melusine zu erkennen.

Hieher gehört ferner die schöne, leider zu viel überarbeitete Sage von Friedrich von Schwaben. Ihr ist ein größeres altdeutsches Gedicht aus dem vierzehnten Jahrhundert gewidmet, dessen Handschrift sich in Wolfenbüttel befindet. Vgl. Genthe, Dichtungen des Mittelalters I. 171. Hagens Germania VII. 95.

Friedrich von Schwaben wird auf der Jagd von einem Hirsch tief in den Wald verlockt und gelangt zu einer einsamen Burg, wo er gut bewirthet wird, aber keinen Menschen sieht. Erst als er sich zu Bette gelegt, merkt er, es schleiche im Dunkeln Jemand herein, greift darnach und fängt eine liebliche Jungfrau, die ihm bekennt, sie sey die Prinzessin Angelburg und nebst zwei

Freundinnen dergestalt bezaubert, daß sie nur bei Nacht Menschen seyen, bei Tage aber Hirschkühe. Friedrich gefällt sich hier im Schloß, bringt lange bei den unsichtbaren Jungfrauen zu und kehrt dreimal zu ihnen zurück, wobei er immer die zarteste Zurückhaltung beobachtet. Angelburg hat ihm aufs strengste verboten, sie jemals sehen zu wollen. Nun kann er aber doch die Sehnsucht, seine liebenswürdige Unsichtbare endlich einmal mit leiblichem Auge zu erblicken, nicht länger bezähmen, macht des Nachts heimlich Licht und betrachtet sie im Schlafe. Die Strafe dafür ist, daß er sie für immer verlassen muß, doch jede der drei Jungfrauen gibt ihm beim Abschied einen Ring als Talisman in Gefahren. Friedrich von Schwaben ist sehr betrübt, verkauft daheim all sein Gut und zieht aus, das verschwundene Schloß und die verlorene Geliebte wieder aufzusuchen. Unterwegs besteht er eine Menge Abentheuer. Er befreit die Fürstin Osann von ihren Feinden, schlägt aber ihre Hand aus. Darauf findet er in einem tiefen Walde die Königin Jerome, die gleich der Frau Venus alle Zwerge im Innern der Berge beherrscht und ihn durch Zauber lange Zeit bei sich im Berge zurückhält, auch eine Tochter mit ihm bekommt. Endlich wieder entlassen, dient er dem König Turneas zehn Jahre lang und soll ihm noch acht Jahre dienen, oder zum Lohne nur einen Hirsch bekommen, der nie gejagt worden, den er sich aber selber erst jagen müsse. Er findet den Hirsch und erkennt in ihm, nachdem derselbe entzaubert ist, seine Angelburg wieder, die er aber erst nach einem schweren Kampfe mit ihrem Vater und ihrer bösen Stiefmutter gewinnen und heimführen kann.

13.

Herbstmärchen.

Ich fasse unter diesem Titel die vielen Sagen vom wilden Heer, vom Todtentanze, von den Geistererscheinungen am Allerseelentage zusammen. Allen diesen Sagen liegt eine uralte heidnische Feier des Winteranfangs zu Grunde. Indem der Sommer und das Reich des Lichtes und Lebens scheiden, begann mit der Herrschaft der langen Nächte auch das Reich des Todes und öffneten sich die Pforten der Unterwelt.

Im Herbst beginnt das rechte Jägerleben. Der Sturm, der über die Heide tobt und durch den Wald braust, ihn entblätternd, und alles vor sich her jagt, ist das Vorbild der wilden Jagd, und diese selbst wieder das Vorbild des Todtenheeres. Was zu Johanni nur wie eine leise Todesahnung durch die Natur ging, das wird jetzt im kalten Sturm der langen Novembernacht zur schrecklichen Wirklichkeit. Der Tod alles

Naturlebens ist da, alles was da blühte und reifte, wird weggefegt, um die ganze Erde unter das Leichentuch des Schnees zu legen.

Da ich in m. Odin S. 199 f. ausführlich von der wilden Jagd gehandelt habe, beschränke ich mich hier auf wenige Hauptsachen. Unter dem wilden Jäger war ursprünglich Wodan, der durch die Zeiten stürmende Weltgeist selbst gemeint, und zwar in der Eigenschaft dessen, der alles Gewordene wieder zerstört, des lebenjagenden Todes. Sehr passend ist desfalls sein norddeutscher Name Weltjäger, Kuhn Nr. 325. Wenn er, von unzählbaren Jägern und Hunden gefolgt, einen Hirsch jagt, so führt dieser ihn doch nur zur Unterwelt, ins Todtenreich. Rochholz, Aargauer Sagen II. 189. Wenn er, wie zahlreiche Volkssagen melden, die Moosweibchen jagt, so ist unter diesen wohl nur die ganze Schaar der Pflanzenelben gemeint, die wie welkes Laub vor dem Sturme herfliegen. Nur auf einem Baumstamm, in welchem drei Kreuze eingeschnitten sind, haben die armen Moosweibchen Ruhe vor dem wilden Jäger, weshalb fromme Holzhauer aus Mitleid drei Kreuze in die gefällten Bäume schneiden. Lehmann, Erzgebirge 1699 S. 98. v. Alpenburg, Mythen S. 5. Schöppner Nr. 1086 ꝛc. Vor dem Sturmwind flieht auch Alvina, d. i. die personificirte Elbenwelt.

Wenn der Wind heult, sagt man in Westflandern „Alvina weint". Diese Alvina soll eine Königstochter seyn, die gegen den Willen ihrer Eltern sich vermählte und daher von ihnen verwünscht wurde, getrennt von ihrem Mann und ihren Kindern ewig umher zu fahren. Man hat von ihr ein altes Volkslied, worin sie singt:

Ik voel dat ik moet gaen
Vliegen in de winden
Zo lang de wereld staet
En nooit geen troost meer vinden.
Adieu Kinders, lieve vruchten!
Adieu Man, die de oorzaek zijt,
Un moeden moet voor eeuwig zuchten!

Wolf, Niederl. Sagen Nr. 584. Nach eben demselben Nr. 518 heißt sie auch die fahrende Mutter und nach Nr. 519 soll es eine Frau seyn, die ohne Beichte im Kindbett gestorben war. Ihre Flucht wiederholt sich in jedem Herbst. Die Blumen und Blätter werden vom Sturme verweht; die schöne Pflanzenwelt, deren Genien die Elben sind, wird vom Winter überrascht und begraben, aber ihr unsterbliches Wesen kann nicht untergehen; Alvina klagt

daher nur in der öden Herbstflur um ihre verlornen Kinder (die Pflanzen). In der Lüneburger Heide heißt die Windsbraut das Klageweib. Man sieht ihr Gewand im Winde fliegen (Nebel) und hört im Sturme ihr Wimmern. Wenn sie ihre Arme in der Luft über ein Haus ausstreckt, muß Jemand in demselben sterben. Harrys I. Nr. 48 S. 79. Die Oede und Unfruchtbarkeit der Lüneburger Haide paßt ganz zum Verbannungsort der schönen Mutter des paradiesischen Elbenlandes.

Die wilde Jagd ist nach einer andern Vorstellungsweise ein wildes Heer von gespenstischen Kriegern. Das sind die Walhallagenossen Wodans, die im Kampf gefallenen Helden, die der Ehre würdig sind, in seiner Halle mit ihm zu schmausen und zu trinken. Wenn das wilde Heer durch die Lüfte zieht, holt Wodan die im letzten Jahr Verstorbenen aus ihren Gräbern ab. Oefters sieht man hinten im Zuge noch ein leeres Pferd, für den bestimmt, der zunächst sterben soll. Ein Junker von Rechberg sah einmal das wilde Heer der Todten vorüberreiten. Hinten lief ein leeres Pferd. Im Uebermuth schwang er sich darauf und ritt dem Zuge nach, kam aber niemals wieder. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 166. Als ein Auszug der Todten aus Walhalla, um sich durch die unterdeß auf Erden Gefallenen zu ergänzen, muß auch der berühmte Rodensteiner Auszug verstanden werden.

Im Schlosse Rodenstein im Odenwalde und in dem gerade gegenüberliegenden Schlosse Schnellerts hausten einst wilde Ritter, die einander alle Tage mit Jägern und Hunden unter wildem Lärmen zur Jagd abholten. Als sie aber einmal einen armen Mönch aus Uebermuth durch ihre Hunde zerreißen ließen, wurden sie verdammt, ewig zu jagen und sie ziehen daher immer noch als Gespenster mit ihrem Gefolge aus, indem einer den andern abholt mit greulichem Jagdlerm, Pferdetrappen und Hundebellen. Man hört sie deutlich, sieht sie aber nur selten. Allgemein aber herrscht der Glaube, wenn sie wieder einmal nach einer langen Pause laut werden, so stehe dem Lande ein Krieg bevor. Des Rodensteiners Auszug ist Vorbote eines baldigen Auszugs der Armeen in den Krieg. Man hat ihn auch im laufenden Jahrhundert noch vor jedem Kriege gehört und ist viel in den Zeitungen und besondern Flugschriften darüber geschrieben worden. Vgl. die neueste übersichtliche Schrift: Wolf, Rodenstein und Schnellerts 1848.

Noch jetzt wird in der Christenheit der Allerseelentag zur Erinnerung an die Todten begangen. Genau ein halbes Jahr früher fällt die berühmte Walpurgisnacht oder das große Freudenfest des ersten Mai, an welchem der Beginn des Frühlings und die Wiedergeburt des Natur-

lebens gefeiert wurde. Als Kirchenfest wurde die Allerseelenfeier eingeführt vom Abt Odilo von Clugny, nachdem Einer angeblich im Berge Aetna die dort in Flammen schmachtenden armen Seelen laut hatte schreien hören. Sigebertus Gemblacensis zum Jahre 998. Polidorus Virgil. de invent. rer. VI. 9.

Im Fellinschen wurden die Todten in eine Badestube eingeladen und gebadet. Hupels Nachrichten 144. Grimm D. M. 865. Am Allerseelentage werden auch in einigen Gegenden des katholischen Deutschlands geliebten Todten auf ihren Gräbern noch Lichter angezündet. In Seidls Bifolien S. 30 findet sich die schöne Sage von einem liebenden Mädchen, die ihrem untreuen Geliebten am Allerseelentage auf dem Kirchhof ein Licht anzündete und für seine Seele betete, obgleich er noch lebte. Die erste der Légendes von Baour-Lormian erhält einen den Volksglauben ebenfalls sehr gut bezeichnenden Zug. Genoveva, ein junges Mädchen, vergaß am Allerseelentage für die Todten zu beten, weil sie an nichts anderes dachte, als an das Wiedersehen ihres abwesenden Geliebten. Da erschien dieser plötzlich und führte die Entzückte mit sich fort; unterwegs aber stieß ihr Fuß auf etwas Hartes und siehe, es war der von Dolchen durchbohrte Leib ihres eben ermordeten Geliebten und in dem, welcher sie führte, erkannte sie den Teufel, von dem sie in die Hölle geschleppt wurde, indem ringsum unzählige Stimmen riefen: Kein Mitleid der, die für die Todten nicht hat beten wollen. — Daß man auch in Deutschland an diesem Tage den wiederkehrenden Todten Speise vorgesetzt habe, erhellt aus dem Namen eines an diesem Tage gebackenen Weißbrodes, welches man Seelen nennt. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 147. In Schwaben werden die s. g. Seelen gewöhnlich zu Weihnachten gebacken.

Wodan, der reiche Wirth in Walhalla und Führer der Todten, dem alle gefallenen Helden als Mannen und Heergefolge blieben, war zugleich nach nordischer Lehre Erfinder der Dichtkunst und des Gesanges. Ihm ganz ähnlich nach einer andern Vorstellungsweise war Alberich, König der Elben, Herr eines immer seligen Reiches und blies ein Zauberhorn, nach dessen Tönen Jedermann tanzen mußte. Auch die Züge der todten Frauen und Jungfrauen mit der Freija (Hulda, Frau Venus) müssen beachtet werden. Daher nach dem Volksglauben nicht blos an eine wilde Jagd oder an ein gespenstisches Kriegsheer, sondern auch z. B. in ganz Schwaben an das Muotisheer, in dem man Weiber lachen und liebliche Musik ertönen hört, oder allerlei Lermen, Kinderweinen ꝛc. Im Venusberg, im Elbenreich ist ewiger Tanz. Im Nibelungenliede spielt Volker

zum Tanz auf, indem er mit seinem Schwert immer mehr Todte um sich häuft. Auch spätere Dichter nennen die Schlacht oft einen Tanz.

Die zahlreichen deutschen Volkssagen von einem musicirenden Vogelfänger oder auch Rattenfänger, der zunächst Mädchen oder Kinder in den Berg lockt, hängen theils noch mit den Blaubartsagen zusammen, theils schon mit den Todtentänzen. Als Grundbegriff aber liegt jenem Verführer und Führer immer Odin zu Grunde. In m. Odin S. 228 f. habe ich bereits alle bekannten Märchen vom Vogelfänger zusammengestellt, der mit Liebesliedern Mädchen verlockt und mit ihnen in den Berg verschwindet, und die vielen Beispiele angeführt, in denen nach altdeutschem Glauben die Vögel abgeschiedene Seelen bedeuten, wie in dem schönen Märchen vom Machandelbaum.

Nach einer andern eben so alten und volksthümlichen Vorstellungsweise werden die Seelen als Mäuse gedacht. Daher das Märchen vom Rattenfänger von Hameln, der den Ratten und Mäusen pfiff und die ganze Stadt von diesem Ungeziefer befreite, weil er aber nicht nach Wunsch belohnt wurde, zuletzt durch sein liebliches Pfeifen alle Kinder der Stadt verlockte und mit ihnen im Berge verschwand. Ueber diese und viele verwandten Sagen s. m. Odin S. 229 f.

Ich glaube, daß auch die berühmten Todtentänze seit dem 14. Jahrhundert die Erinnerung an Wodans wildes Heer, an den Auszug der Todten nach uralt heidnischer Vorstellung enthalten. Wenn auch das große Sterben im 14. Jahrhundert diese Vorstellung erst wieder aufgefrischt und die Todtentänze als geistliches Schauspiel und im Bilde recht eigentlich in die Mode gebracht hat, so liegt doch dem alten und ins Todtenreich wandernden voranpfeifenden oder ihm zum Tanz aufspielenden Tode der Grundbegriff des zu Walhallas Freuden führenden, in seiner besten Laune wieder ganz den Charakter des Alberich (Oberon mit dem Wunderhorn) behauptenden Odin. W. Wackernagel in seinem vortrefflichen Aufsatz in Haupts Zeitschr. IX. 306 ist geneigt, den Humor der Todtentänze im Vergleich mit einer frühern viel ernstern Auffassung des Todes für neu und nicht hinter das 14. Jahrhundert zurückgehend zu bezeichnen; man kann nun dem vollkommen zustimmen, so weit es sich dabei um christliche Moral handelt. Aber hinter der Mahnung, sich zu bessern, weil alles vergänglich sey, hinter der demokratischen Lehre, daß der Tod

alles gleich mache, hinter der Satire, welche bei diesem Anlaß die Thorheit aller Stände und Classen verspottet, und hinter dem grauenerregenden Sarkasmus, der die Wollust der Welt mit des Todes Grinsen verbindet, verbirgt sich immer noch ein Zug des ursprünglich unbefangenen viel älteren Humors, der nur in einer Zeit entstehen konnte, in welcher der Tod nach heidnischem Glauben als etwas Freudiges galt.

Die Todtentänze wurden zuerst dramatisch aufgeführt. Sie bildeten einen Theil der geistlichen Spiele überhaupt und im Kirchenjahr gebührt ihnen der Allerseelentag im Spätherbst.

Die ältesten Nachrichten melden, daß 24 Personen als Vertreter aller Stände vom Papst bis zum Bettler herab, dem als Gerippe dargestellten und auf einer Pfeife blasenden Tode in Prozession nachgefolgt seyen, oder daß er nach einander mit jeder dieser Personen getanzt habe. Beide Auffassungen begegnen uns auch in den noch zahlreich in Holzschnitt oder als Wandbilder vorhandenen Todtentänzen. Vgl. Wackernagel a. a. O. 313. In die einzelnen Gruppen liebte man guten Humor zu legen. Man hob die Verblüffung des Königs, dem der Tod alle Macht nahm, die Angst des Geizigen, der um sein Gut kommen sollte, hervor. Man malte, wie der Ritter noch trotzig das Schwert zog, um den Tod abzuwehren. Am erschütterndsten erschien das Eingreifen des kalten Todes in die Blüthe des Lebens. Davon sagen auch Volkslieder (Wunderhorn I. 24), wie ein blühendes Mädchen im Garten plötzlich vom Tode zum Tanze aufgefordert und mit fortgerissen wird. Am reizendsten der Raub der Kinder durch den Tod. Dieses Lieblingsthema wurde weit ausgedehnt. Ein 1496 in Lübek gedruckter Todtentanz enthielt 68 Gruppen. Ueber die berühmten großen Bilder des Todtentanzes zu Basel und ähnlicher schrieb Maßmann 1847 ein eigenes Buch. In der Literatur waren die Todtentänze nur durch Holzschnitte und kurze Sprüche dazu vertreten. Hermann von Fritslar (Pfeiffers Mystiker I. 164) beschreibt ein Schachspiel, welches der Tod nach einander mit Papst, Kaiser 2c. spielt und immer gewinnt. Im „Ackermann aus Böhmen", gedruckt 1477 und nachmals Hans van der Hagen 1824 spielt ein Bauer mit dem Tode, der ihm sein junges Weib entführt hat. Verwandt mit den Todtentänzen ist das „Thatspiel" von Gengenbach, gedruckt 1500 (Mone Anz. II. 14), in welchen die zehn Lebensalter vor einem Waldbruder vorüberstreichen und jedes Lehren von ihm empfängt, und im Fastnachtsspiel Rollharts von 1517, worin alle Mächte vom Papst und Kaiser bis zum Hausknecht und Juden sich gleichfalls von einem Waldbruder prophezeien lassen. Wackernagel a. a. O. 313.

14.

Thiermärchen.

An der Spitze aller humoristischen Dichtungen des deutschen Volkes steht dem Alter wie der Bedeutung nach die Thiersage, die sich in der Gruppe der Gedichte von Reinecke Fuchs concentrirt. Einzelne Spuren der großen altdeutschen Thiersage lassen sich bis ins 7. Jahrhundert verfolgen; die älteste Bearbeitung, die man aufgefunden hat, gehört dem 10. an. Ueber die Verbreitung der Sage vgl. Grimm, Reinhart Fuchs, 1834. Grimm und Schmeller, lat. Gedichte des Mittelalters S. 286. Gräße, Sagenkreise des Mittelalters S. 471. — Dem Alter nach folgen sich: 1. Die Ecbasis (die Flucht), lat. Gedicht in gereimten Hexametern aus dem 10. Jahrhundert, verfaßt von einem Mönche, Malchus von Toul, der in die Thierfabel seine eigene Flucht oder wenigstens den Wunsch der Flucht einkleidete. Zwei Handschriften dieses merkwürdigen Gedichtes, das die älteste Formulirung der berühmten Thierfabel von Reinecke Fuchs enthält, wurden erst 1834 in Brüssel gefunden und in Grimm und Schmellers lat. Gedichten 1838 S. 241 ff. edirt.

Im Frühling des Jahres 812 zieht das Vieh auf die Weide, nur ein Kalb bleibt im Stall zurück. Es beißt den Strick durch und flieht, wird aber im Walde von einem Wolfe ergriffen, der hier als Einsiedler lebt, Buße thut und fastet und den es sehr nach dem frischen Kalbfleisch gelüstet. Gleichwohl läßt er sich durch seine Diener, Otter und Igel, bewegen, das Kalb auf morgen zu sparen. Ueber Nacht hat der Wolf einen schweren Traum; die Otter deutet ihm, es drohe ihm Gefahr, wenn er das Kalb nicht leben lasse. Der Wolf will aber seinen Hunger stillen. Da kommt die Rinderheerde, die von der Gefahr des Kalbes gehört, und belagert die Burg des Wolfes. Mittlerweile erzählt der Wolf seinen Dienern den Ursprung seiner Feindschaft mit dem Fuchse. König Löwe wurde krank, alle Thiere kamen ihn zu beklagen, nur der Fuchs nicht. Man citirte ihn. Da kam er und entschuldigte sich, er habe über die Krankheit des Königs nachsinnen müssen und endlich das rechte Mittel gefunden, er solle sich in die dem Wolf frisch abgezogene Haut hüllen. Ferner bestellte der Fuchs den Panther zum Caplan des Königs und dieser ließ ihm die Schlaflosigkeit durch den frommen Gesang der Amsel und Nachtigall vertreiben. Die Heerde stürmt an, Otter und Igel verkriechen sich, der Stier stößt den Wolf nieder und das Kalb kehrt glücklich zu seiner Mutter Kuh zurück.

2. Isengrimus, lat. Gedicht aus dem 12. Jahrhundert nach einer Berliner Handschrift herausgegeben in Grimms Reinhart Fuchs, Vorrede LVII. S. 1. Darin zeichnen sich zwei Schwänke aus:

1) Vom kranken Löwen. Der Löwe ist am Sterben und will einen allgemeinen Landfrieden hinterlassen. Alle Thiere beschwören ihn, nur der Fuchs Reinhart bleibt aus. Der Wolf Isegrim verräth ihn und der König Löwe läßt ihn citiren. Da gibt der Fuchs vor, er habe sich mit der Krankheit des Königs beschäftigt und endlich ein Mittel gefunden, er solle sich nur in die frisch abgeschundene Haut eines Wolfes wickeln, so werde er genesen. Nun muß sich Isengrim schinden lassen. 2) Von Bertiliana, der Gemse, und ihrem Gemahl Joseph, dem Bock. Der Wolf kehrte auf einer Wallfahrt bei ihnen ein und will die Ziege fressen, aber auf den Rath des Fuchses bietet ihm Joseph einen abgeschnittenen Wolfskopf als Speise dar, und denselben Kopf mit aufgesperrtem Rachen noch einmal und sagt ihm, er habe noch ein Dutzend solcher Köpfe im Vorrath. Da glaubt der Wolf, er könne hier auch den Kopf verlieren und schleicht sich fort.

3. Reinardus vulpes, lat. Gedicht aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich von einem Niederländer verfaßt. Grimm, Reinhart Fuchs, Vorrede LXX. Schon voller Satire und bitterem Groll gegen die Geistlichkeit. Es enthält zwölf Schwänke:

1) Wolf Isegrim beneidet als Mönch Reinhart des Fuchses Familienglück, trifft ihn einmal unterwegs und will ihn fressen, aber der Fuchs wendet ein, er sey ja sein Vetter und beschwichtigt ihn, indem er einem Bauer, der ein fettes Schwein trägt, dasselbe ablockt, daß der Wolf sich damit sättigen kann. 2) Reinecke macht den Isegrim darauf aufmerksam, daß er als Mönch sich der Fleischspeise enthalten sollte und räth ihm zu Fischen. Nachdem er ihm gezeigt, wie er nur seinen Schwanz durch ein Loch im Eise stecken dürfe, so würden sich die Fische anhängen, friert dem Wolf der Schwanz ein, der Fuchs aber geht ins Dorf, stiehlt Hühner und Gänse und schleppt einen Hahn zum Wolf hin. Die Bauern laufen nach, halten den Wolf für den Thäter und prügeln ihn halb todt, ein Bauernweib haut ihm den Schwanz ab.*) 3) Der Fuchs tröstet den Wolf, räth ihm, sein zerrissenes Fell mit den Fellen der Widder zu flicken, die sich eben um eine Weide streiten, und stellt den Wolf, um den Streit zu schlichten, in die Mitte der Weide. Da stürzen die vier Widder von vier Seiten auf ihn los und zerstoßen ihn jämmerlich. 4) Der Fuchs räth dem kranken König Löwe, das abgezogene Fell des Wolfes umzu-

*) Es ist wahrscheinlich, daß dieser Schwank ursprünglich vom Bären erzählt und erst später auf den Wolf übertragen wurde. Nach Asbiörnsens norweg. Märchen I. 17 betrog der Fuchs den Bären auf diese Weise, woher es kommt, daß alle Bären seitdem einen kurzen Schwanz haben. Dieser letztere Zug scheint mir der mehr echt sagenhafte.

legen. Noch ausführlicher erzählt als in Isengrimus. 5) Der Schwank von der Ziege Bertiliana, wie im Isengrimus. 6) Hahn und Gans, die mit auf der Wallfahrt gewesen, bewundern die List des Fuchses, bangen aber für sich selbst und entfernen sich. Der Fuchs läuft dem Hahn nach, überlistet ihn durch Schmeichelei, daß er seinen schönen Gesang hören läßt und packt ihn im Singen, da die Hähne bekanntlich, wenn sie krähen, die Augen schließen. 7) Der Fuchs überredet den Wolf Mönch zu werden und scheert ihm die Tonsur. Der Wolf benimmt sich höchst tölpisch im Kloster und treibt allerlei Unfug. Mittlerweile schleicht sich der Fuchs in die Höhle des Wolfs, schmäht und bepißt dessen Junge und zwingt die Wölfin, ihn zu verfolgen, indem sie aber in der Enge der Schlucht stecken bleibt, berückt und schändet er sie. 8) Isengrim hat Lust, sich statt seines an den König verlornen Felles die Haut des Pferdes Corvigar anzueignen. Das Pferd weist ihm aber gleich die Hufe. Da glaubt der Wolf die Eisen daran seyen die Ringe von der Klosterthüre, die das Pferd gestohlen habe und fordert sie zurück. Als er aber darnach greift, schlägt ihm das Pferd den Huf vor die Stirne. 9) Der Fuchs hetzt den jammernden Wolf gegen den Bock Joseph auf, der sey an allem Schuld. Der Bock, durch den Fuchs angewiesen, erbietet sich, dem Wolf in den offnen Rachen zu springen und sich fressen zu lassen, zerstößt ihm aber mit den Hörnern die Zähne. 10) Löwe und Wolf jagen ein Kalb, der Wolf soll es theilen und macht zwei Hälften. Da reißt ihm der Löwe zornig das Fell auf. Nun muß der Fuchs theilen und macht drei Theile, den größten für den Löwen, den zweiten für die Löwin, den dritten kleinsten für die jungen Löwen. 11) Der Fuchs überredet den Wolf, der Esel Carcophas sey seinem Vater seine Haut schuldig geworden, er solle sie nur von ihm fordern. Der Esel aber verlangt einen Eid und nun wird der Wolf zu einer Falle geführt, die man für das Heiligthum ausgibt, und indem er die Pfote hinhält, wird er eingeklemmt. 12) Der Wolf hat nun auch den Fuß sich abbeißen müssen und kommt ohne Haut, ohne Schwanz und lahm zur alten Salaura (Sau), von der er den Friedenskuß verlangt. Sie spottet seiner und sagt, er solle ihr das Ohr drücken, derweil sie singe. Darauf schreit sie, die ganze Heerde kommt herbei und zerfleischt den Wolf.

4. Le Roman de Renart, altfranzösisches Gedicht des 13. Jahrhunderts. Mit ähnlichen französischen Dichtungen dieses Kreises edirt von Mich. 1826. Mit 27 Schwänken, die ich hier nicht analysiren will.

5. Reinhart Fuchs, die hochdeutsche Bearbeitung der Fabel, die jedoch nur Umarbeitung einer noch ältern verlornen ist. Der ursprüngliche Dichter wird Heinrich der Glichsenäre genannt. Die erste Ausgabe nach dem Coloczaer Coder erschien 1817. Mit der Pfälzer Handschrift verglichen von J. Grimm in dessen Reinhart Fuchs, Berlin 1834.

Der reiche Bauer Lanzelin und sein Weib Babe Ruozela beklagen sich über den Fuchs, der ihnen die Hühner stiehlt. Nun folgen zehn Schwänke. 1) Der Fuchs kommt abermals, schmeichelt dem Schantecler, dem Hahn, daß er singe und packt ihn, der Bauer jagt ihn ihm aber wieder ab. 2) Der Fuchs betrügt die Meise durch den Kuß. 3) Den Raben um den Käse, indem er ihn singen macht, daß der Käse herabfällt. 4) Den Kater Dieprecht, indem er ihn in eine Falle lockt. 5) Den Wolf, indem er sich durch den Bachen von ihm lös't. 6) Die ganze Wolfsfamilie, indem er sie trunken macht und nachher von den Klosterleuten prügeln läßt. 7) Nochmals den Wolf, dessen Schwanz er beim vermeintlichen Fischen ins Eis frieren läßt. 8) Reinhart sieht in einem Brunnen sein Bild, glaubt es sey sein Weib und springt hinein. Als er seinen Irrthum erkannt, lockt er den Wolf zu ihm hinabzukommen, denn hier unten sey das Paradies. Der Wolf, setzt sich in den einen Eimer, der Fuchs in den andern und so wird dieser letztere als der leichtere hinaufgezogen. 9) Reinhart beleidigt die Wölfin, Frau Hersart, schlüpft dann in seinen engen Fuchsbau und kommt am andern Ende wieder heraus, um die Wölfin, die in ihrer Wuth in dem engen Loch stecken geblieben, zu berücken. 10) König Brevel der Löwe wollte sich alle Thiere unterthan machen, nur die republikanischen Ameisen weigerten sich, und als er ihren Bau zertrat, kroch ihm eine ins Hirn. Da ward er sehr krank. Inzwischen klagt der Hahn Schantecler und die Henne Pinte über Reinhart, daß er ihnen ein Hühnchen geholt. Am Grabe des todten Hühnchens wird der vor Furcht fieberkranke Hase wieder gesund. Reinhart wird als Mörder durch den Bären Brun abgeholt, überredet diesen aber, er wolle ihm köstlichen Honig weisen und führt ihn zu einer Falle. Eben so betrügt er den zweiten Boten, den Kater, den er in eine Schlinge lockt. Endlich aber geht er an den Hof und entzieht sich aller Strafe, indem er den König gesund macht durch die dem Wolf abgezogene warme Haut, wozu hier noch eine Mütze von Katzenfell kommt. Zum Lohn läßt ihn der König die Henne Pinte fressen. Der Elephant und das Kameel, die für Reinhart gesprochen, werden ebenfalls belohnt. Der Elephant erhält Böhmen zum Lohn, wird aber von seinen Unterthanen hinausgeprügelt. Das Kameel wird Aebtissin, aber von ihren Nonnen in den Rhein gejagt. Die Ameise kriecht aus des Königs Hirn in die warme Mütze von Katzenfell, aber Reinhart gibt vor, den König vollends ganz heilen zu wollen und gibt ihm Gift.

6. Reinaert, die altniederländische Bearbeitung der Thierfabel, ums Jahr 1250 von einem gewissen Willem gedichtet. Sie wurde von Willems edirt, Gent 1836. Vgl. Grimms Reinhart. Sie ist die am meisten vollendete unter allen. Der Beiname des Willem „die Matoc" wird aus

dem keltischen madoc erklärt, was den Fuchs selbst bedeutet. Haupt, Zeitschrift IV. 567.

1) König Nobel hält zu Pfingsten Hof. Alle Thiere kommen, nur Reinaert nicht, weil er ein böses Gewissen hat. 2) Isengrim klagt, Reinaert habe seine Jungen bepißt und blind gemacht. Das Hündlein Cortois klagt auf französisch, es habe im harten Winter nichts als eine Wurst gehabt, die habe ihm Reinaert genommen. Pancer, der Biber, klagt, er habe mit Noth den Hasen Cuwaert gerettet, den Reinaert, um ihm vorgeblich das credo zu lehren, zwischen die Beine genommen und schon angebissen habe. 3) Grimbart, der Dachs, vertheidigt seinen Oheim Reinaert und klagt Isengrim an, er habe, als Reinaert demselben ein Schwein verschafft, ihm nichts davon übrig gelassen, als den Strick. 4) Da nahen in feierlichem Leichenzug die Hühner und bringen die todte Henne Coppe getragen, die Reinaert umgebracht. 5) Coppe wird im Beiseyn des Königs bestattet, der Bär Brun aber abgeschickt, den Mörder zu holen. 6) Der König gibt Brun gute Lehren der Klugheit und Vorsicht mit auf den Weg. Brun kommt zu Reinaert. 7) Reinaert geht mit ihm und verspricht ihm unterwegs Honig. 8. 9) Statt des Honigs findet Brun eine Falle, aus der er sich mit Zurücklassung der Ohren und der Handschuhe zieht. 10) Rainaert sieht ihn wieder, thut als kenne er ihn nicht und hält ihn für einen Pfaffen (wegen der Tonsur). 11—13) Der Kater Tibert soll Reinaert vor den König bringen, wird aber von diesem an einen Ort gelockt, wo es viele Mäuse geben soll, und in einer Schlinge gefangen, wobei er ein Auge verliert. 14—17) Grimbert verspricht, seinen Sohn nach Hofe zu bringen, geht zu ihm, stellt ihm seinen schlechten Lebenswandel vor, bewegt ihn zur Reue, hört ihn beichten, gibt ihm zur Buße einige Hiebe und nimmt den Gebesserten mit sich. 18) Der Gebesserte frißt unterwegs in einem Nonnenkloster die Hühner. 19—21) Reinaert kommt an den Hof und wird zum Galgen verurtheilt. 22—28) Von der Galgenleiter herab erzählt er seine Lebensgeschichte, wie er nach und nach verführt worden sey zum Rauben und Stehlen, sonderlich durch Isengrim, der immer das Beste behalten habe. Doch habe er von dem Geraubten noch einen großen Schatz, wohl sieben Wagen voll, versteckt, der einst dem Vater des Königs gehört habe. Sogleich befiehlt der König, die Hinrichtung einzustellen und erkundigt sich nun nach dem Schatz, den ihm der Fuchs sinnbildlich mit einem Büschel Stroh übergibt. 29—34) Während der König sich aufmacht, den Schatz zu holen, geht Reinaert auf die Pilgerschaft, um seine Sünden abzubüßen, wozu ihm Isengrim das Fell seiner Vordertatzen als Schuhe abgeben muß, desgleichen auch Frau Hersart ein Paar; und Brun eine Reisetasche aus seinem Felle. 35—39) Belin, der Bock, und Cuwaert, der Hase, begleiten den Pilger, der den Hasen alsbald frißt, den Kopf desselben aber in die Tasche schiebt und dem Bock als Boten an den König mitgibt, als sey es ein Brief. Der arme Bock muß nun als Mörder büßen.

7. Reinecke Vos, das niederdeutsche Gedicht, freie Bearbeitung des niederländischen Reinaert, die bei weitem am verbreitetste und bekannteste. Vgl. Flögel, Geschichte d. kom. Lit. III. 28 f. Grimm, Reinhart S. CLXVI f. In der Lübecker Ausgabe von 1498 (wieder edirt von Hoffmann von Fallersleben, Breslau 1834) heißt der Verfasser Hinrek von Alkmer. In Rollenhagens Froschmeuseler 1595 wird der Verfasser Nicolaus Baumann genannt. In Büschings wöchentlichen Nachrichten 1774. IV. heißt es, Baumann sey der wahre Verfasser gewesen und habe sich nur des Namens Hinrek von Alkmer bedient. — Diese Bearbeitung ist äußerst oft herausgegeben und mehr oder weniger frei umgearbeitet worden, als deutsches Volksbuch in Prosa, modernisirt in Versen von Göthe, von Soltau, von Ortlepp.

Buch I. 1) König Nobel hält zu Pfingsten Hof, alle Thiere kommen, nur Reinecke nicht. 2) Isegrim, der Wolf, klagt, Reinecke habe seine Jungen verunreinigt; Wackerlos, das Hündchen, klagt, R. habe ihm seine Wurst gestohlen (die er doch selbst zuvor dem Kater Hinze gestohlen hatte). Der Panther klagt, R. habe den Hasen Lampe gefressen, indem er vorgegeben, ihn singen lehren zu wollen. 3) Grimbart, der Dachs, vertheidigt seinen Ohm. 4) Henenink, der Hahn, bringt Kraffevot, die Henne, die R. todtgebissen. Nun erfolgt alles, genau wie im Reinaert. — Buch II. 1) Das Kaninchen klagt, als es bei der Burg (Malpartus) des Fuchses vorbeigegangen, habe es dieser gebissen. Die Krähe Merkenrume klagt, eine ihrer Freundinnen sey von dem Fuchs, der sich todt gestellt und auf dessen vermeintlichen Leichnam sie geflogen, todt gebissen worden. 2. 3) Der König, besonders erbittert, daß er den Schatz nicht gefunden, beschließt Reineckes Verderben. 4) Grimbart eilt nach Malepartus, seinen Ohm zu warnen, 5—9) und hört seine Beichte. Darunter ältere Schwänke, wie Reinecke den Wolf belogen, die Stute wolle ihm ihr Füllen verkaufen und habe den Preis auf ihren Huf geschrieben. — Buch III. Reinecke, unterstützt von der Aeffin Rukenouwe, redet sich bei Hofe aus, schiebt alle Schuld auf Belin, den hingerichteten Bock, der habe den Schatz unterschlagen und erbietet sich, als ein Edelmann von allen übrigen Klagen sich in offenem Zweikampf mit Isegrim zu reinigen. — Buch IV. Isegrim klagt neue Dinge, Reinecke habe sein Weib, die Wölfin Giermut, fischen lehren wollen und nachdem ihr der Schwanz ins Eis eingefroren sey, sie berückt. Eben dieselbige habe er ein andermal in den Eimer sitzen und in den Brunnen fallen lassen, indem er im andern Eimer herausgestiegen sey. Nun beginnt der Zweikampf. Reinecke hat viel getrunken und blendet mit seinem beißenden Urin, den er in den Schwanz laufen läßt, des Wolfes Augen, dann beißt er ihn in die Hoden

und besiegt auf diese Weise den Stärkeren. Alles jauchzt. Reinecke ist gerechtfertigt und zieht mit allen Ehren ab.

Dies ist der Sagenkreis von Reinecke Fuchs. J. Grimm hat zuerst gezeigt, wie sehr sich dieser deutsche Sagenkreis von der antiken und morgenländischen Thierfabel unterscheidet. Die Fabel erscheint hier zum Epos ausgebildet. Sodann handelt es sich hier nicht blos um Belehrung oder Satire, welche sich entsprechender Beispiele aus der Thierwelt bedient, sondern um eine poetische Auffassung der Thierwelt überhaupt. Die thierische Natur ist darin mit dem ganz absichtslosen und unbefangenen Humor eines von alten Zeiten her besonders jagdlustigen und thierkundigen Volkes aufgefaßt. Mit dem heidnischen Thiercultus hängt übrigens diese Thiersage in keiner Weise zusammen, denn sie ist so unheilig und naturalistisch als möglich.

v. Hammer legt in der Geschichte der osmanischen Dichtkunst S. 26 Werth auf eine gewisse Verwandtschaft unsrer Thiersage mit der persischen Fabel Koleilet we Dimnet, und vermuthet eine Abstammung der erstern aus dem Orient. Allein die Poesie des Orients begann erst zur Zeit der Kreuzzüge auf die deutsche einzuwirken und unsre Thiersage ist viel älter. Ueberdies verräth sich die deutsche Oertlichkeit, wir möchten sagen, der Waldgeruch in jeder Zeile des Reinecke.

Man hat auch mannigfache Versuche gemacht, den Reinecke als politische Satire zu erklären, vgl. Mone, Anzeiger 1837. S. 28. Je mehr politische Beziehungen man aber darin findet, um so gewisser liegt dem Gedicht nirgends eine bestimmte Beziehung zu Grunde. Der Kampf der List mit der rohen Gewalt einer- und der Dummheit andrerseits ist uralt, und kehrt zu allen Zeiten wieder. Man braucht sich lediglich nicht zu bemühen, ihn in irgend einem Jahrhundert zu fixiren. Das aber versteht sich von selbst, daß in Dichtungen des Mittelalters bei dem Fuchs zunächst an die schlaue Geistlichkeit gedacht wurde. Daher auch die bekannte dramatische Darstellung in Paris im Jahr 1313, in welcher der Fuchs immerfort Hühner frißt, dabei aber Geistlicher, Bischof, Cardinal und Papst wird, v. Schack, span. Drama I. 60. Glassbrenner glaubte daher auch in der politischen Satire von 1846, die eine Fortsetzung des Reinecke enthält, im Fuchs ausschließlich den Jesuitismus darstellen zu müssen.

Nicht anders faßte Kaulbach den Fuchs auf in seiner berühmten Illustration des Göthe'schen Reinecke.

Auf einen Umstand hat man noch nicht aufmerksam gemacht, der zur Verständniß des Reinecke doch nicht unwichtig ist. Der Grundton der deutschen Heldensage ist die dem deutschen Charakter ganz eigenthümliche Treue. Wie der gute Held seine Treue bewährt bis zum Tode, der Freund dem Freunde, der Dienstmann dem Dienstherrn, der Herr auch dem Knecht, das Weib dem Manne ꝛc. oder wie furchtbar Untreue sich rächt, das ist der wesentliche Inhalt aller altdeutschen Heldenlieder und Sagen. Die poetische Rücksicht, welche das deutsche Volk auf dieses erste Bedürfniß seines sittlichen Gefühles nahm, läßt sich nun auch in Reinecke deutlich wiedererkennen, nur daß hier das Ideal der Treue in sein Gegentheil verkehrt wurde.

Zum Reinecke Fuchs mag auch noch folgende geistvolle Fabel aus Agricolas Sprüchwörtern S. 42 gehören „der Welt Lohn".

Ein Bauer half einer Schlange aus einem Loche heraus, zum Lohn wollte sie ihn erwürgen. Er warf ihr ihren Undank vor und appellirte an den Urtheilspruch des nächsten Thieres. Die Schlange ließ es sich gefallen. Sie fanden einen elenden, schon halb todten Hund, der seinem Herrn lange treu gedient, im Alter aber fortgejagt worden war, der gab der Schlange Recht, das sey der Welt Lohn. Ein altes eben so erbärmlich verhungerndes Pferd desgleichen. Dito der Fuchs, dieser aber bot dem Bauer an, ihn von der Schlange zu befreien, wenn er ihm dafür seine Hühner verspräche. Darauf verlangte der Fuchs, um recht urtheilen zu können, daß die Schlange ihn an den Ort des Streites führe und dann, daß sie, um den Thatbestand herzustellen, in das Loch zurückschlüpfe. Als dies geschehen, ließen sie sie nicht mehr heraus und gingen zu des Bauern Hof. Das Bauernweib meinte aber, die Hühner gehörten ihr und hetzte die Hunde auf den Fuchs, die ihn zerrissen, also daß auch er der Welt Lohn bekam.

Der Hofschnupfen in v. Laßbergs Liedersaal I. Nr. 53.

Der Wolf findet, in des Löwen Gemach rieche es übel und wird für diese unehrerbietige Bemerkung bestraft. Der Bär lobt nun den Wohlgeruch und wird für diese Lüge ebenfalls bestraft. Der Fuchs soll auch seine Meinung sagen, bedauert aber, er habe den Schnupfen. Auch in Wendunmuth IV. Nr. 87.

Die Eselsbeichte, daselbst I. Nr. 36.

Ein Wolf, Fuchs und Esel wallfahrteten zusammen. Die beiden ersten beichteten greuliche Sünden und blieben straflos, als der Esel aber beichtete,

er habe einmal ein klein Bischen Heu gestohlen, fielen die beiden andern über ihn her, bissen ihn zur Strafe todt und fraßen ihn.

Die Wolfsklage, von Christian Auer aus dem 15. Jahrhundert. Abgedruckt im Jahresbericht der deutschen Gesellschaft in Leipzig 1837. S. 28.

Der Wolf beklagt sich bitterlich über die Noth und Verfolgung, die er auszustehen habe.

Des Hundes Noth, altdeutsches Gedicht im Coloczaer Codex Nr. 42.

Ein Hund ist am Verhungern, da lockt eine Lerche ein Speise tragendes Kind, daß es ihr folgend, die Speise niedersetzt, an der sich nun der Hund sättigt. Nun verlangt der Hund, die dienstbare Lerche solle ihm auch etwas Lustiges vormachen. Da führt sie ihn auf das Dach einer Scheune, in der zwei Kahlköpfe dreschen und setzt sich bald auf diesen, bald auf jenen Kopf, daß die Drescher, um sie zu treffen, nach einander schlagen. Vor Lachen fällt der Hund in die Scheune hinab zwischen die Kahlen, die nun ihn zerdreschen. Er fleht die Lerche, einen Arzt zu holen. Da holt sie den Wolf und der Hund, plötzlich geheilt, rennt davon.

Eine der merkwürdigsten und gewiß ältesten deutschen Thiersagen ist die von der Gans, die den Wolf betrügt.

Der Wolf packt eine Gans, sie bittet ihn, erst ein wenig zu tanzen, und macht ihm aus einer ihrer Federn ein Pfeifchen; da tanzt er, sie aber fliegt davon. Nach einem Volkslied aus Schmitz, Sitten des Eifler Volks. 1856. S. 151. Nach andern Auffassungen im Volksmunde flicht die Gans dem Wolf aus einer ihrer Federn ein Ringlein.

Man muß hier an die gute Frau Holle denken, die Mutter Gans, die, indem sie den allfressenden Wolf der Zeit betrügt, in ihrem Schnee jedes Jahr eine neue Sonne ausbrütet. Es ist ein kurzgefaßter, tiefsinniger und uralter Naturmythus.

15.

Andere Reste alter Naturpoesie.

Man hat längst das deutsche Thiermärchen von der antiken Fabel unterschieden, sofern dem erstern ursprünglich eine ganz unbefangene, aber poetische Auffassung der Natur zu Grunde liegt, während die letztere überall nur darauf ausgeht, im thierischen Bilde das Menschliche zu sehen.

Wenn nun auch nahe lag, in den reichen Märchenkreis des Reinecke Fuchs Beziehungen auf Staat und Kirche hineinzulegen, so bleibt doch auch in ihm die Grunderscheinung immer zunächst die treue Auffassung der thierischen Charaktere selbst. Dieser Auffassungsweise sind wir auch überall in den Elbenmärchen begegnet. Von jeder eigenthümlichen Erscheinung in der Natur wurden die alten Deutschen auf eine poetische Weise angesprochen und sie gaben den empfangnen Eindruck wieder in irgend einem sinnigen Aberglauben, der sich zuweilen zu einem förmlichen Märchen gestaltete. Aus dem fast unübersehbaren Schatz der Naturpoesie, die sich im Glauben des Volks erhalten hat, will ich hier nur einige der bezeichnendsten Fälle anführen.

Die Nachtigall steht in einem Gegensatz zum Kukuk nicht blos als Sängerin, sondern auch weil man ihr die zärtliche Treue, dem Kukuk aber steten Wechsel und Untreue zuschrieb (da er sein Ei in fremde Nester legt). Von diesem Gegensatze handeln viele Volkslieder. In einem Volksliede bei Uhland Nr. 10 kommt auch eine Hochzeit der Nachtigall vor, der alle Vögel anwohnen. — Vom Rothkehlchen glaubt das Volk, es decke alle Todten im Walde mit grünen Blättern zu.

Der Storch galt als ein heiliger Vogel. Man glaubte, er sey in der Fremde, wohin er fliegt und woher er kommt, ein Mensch, wie wir; die Störche halten Gericht über sich, strafen den Ehebruch ꝛc. Sie bringen die Kinder aus dem Wasser. Einen zu tödten, galt als Sünde.

Einer der heiligsten Frühlingsboten war sodann die Schwalbe. Sie gilt auch jetzt noch als unverletzlich und man sieht es für glückbringend an, wenn sie an den Häusern nistet.

Nach der Rockenphilos. V. 31 soll vier Wochen langer Regen folgen, nach dem Buch vom Aberglauben, Hannover 1794. III. 234 sollen die Kühe rothe Milch geben, wenn man eine tödtet. Nach der Rockenphilosophie III. 32 soll, wer die erste Schwalbe sieht, unter seinem rechten Fuß graben, da wird er eine Kohle finden, die ihn das ganze Jahr gegen Kopfweh schützt. Von einer Begrüßung der ersten Schwalbe, die in andern Ländern vorkommt (Grimm d. M. 723), ist mir in Deutschland nichts bekannt, wohl aber kommt in den Niederlanden eine feierliche Verabschiedung der Schwalben im Herbst vor, was wohl auch eine Begrüßung in ältern Zeiten voraussetzen läßt. An Mariä Geburt nämlich trinkt man auf ihre glückliche Abreise und Kinder lassen Papierdrachen fliegen, um sie gleichsam zu begleiten. Conte rendu, Bruxelles 1843.

VII. 1. 38. Die Uferschwalbe soll die Seele eines reichen Kaufmanns seyn, dem seine Schiffe auf dem Meere zu Grunde gingen, die daher beständig am Ufer umherfliegt, unruhig erwartend, ob sie nicht noch ankommen. Kirchhoff, Wendunmuth IV. Nr. 160. Sind vielleicht die Schätze des Sommers gemeint, die aus dem Elbenlande der zuerst vorausgeflogenen Schwalbe nachkommen sollen? In einem alten Schwalbenliedchen in Grimms altd. Wäldern II. 88 sagt die Schwalbe: Wenn ich gehe, sind alle Scheuern voll, wenn ich komme, sind alle leer. Aus demselben Grunde fliegt die Schwalbe, wenn sie im Frühjahr wiederkommt, gleich ins Haus, in die Ställe, in die Scheunen. Wöste in Wolfs Zeitschr. II. 95 berichtet, das Volk öffne ihr absichtlich die Scheunen und sehe es gerne, wenn sie sich einniste, während es dem Hause Unglück bedeute, wenn sie es vermeide. Eine Beziehung der Schwalbe auf die Liebesgöttin erkennt Wöste in dem Aberglauben, nach welchem man, wenn man die erste Schwalbe sieht, unter dem Fuß suchen solle, ob man nicht ein Haar finde. Von derselben Farbe wie dieses wird dann auch das Haar der Person seyn, die man heirathen wird.

Auch die Bachstelze gehört hierher. Wer im Frühjahr zuerst zwei dieser muntern Vögel am Wasser beisammen sieht, macht noch in demselben Jahr Hochzeit. Grimm d. M. Abergl. Nr. 1087. Merkwürdigerweise glaubt man in Japan, das erste Liebespaar in der Welt seyen ein Paar Bachstelzen gewesen. Kämpfer I. 113.

Der Wiedehopf soll einmal ein Hirt gewesen seyn, der seine Kühe auf dürren Bergen weidete, daß sie ganz von Kräften kamen und nicht mehr aufstehen konnten, weßhalb er noch immer up up ruft. Die Rohrdommel war auch ein Hirt, weidete bunte Kühe auf fetten Wiesen, wo sie sich aus Uebermuth verliefen und konnte sie nicht mehr zusammenbringen, weshalb sie noch immer: bunt herüm! ruft. Grimm Märchen Nr. 173.

Die Meise stand in sehr großem Ansehen. Grimm d. M. 647 erwähnt, wie die alten Weisthümer auf den Fang der Meise die höchste Buße setzten, und wie sie an List sogar dem Reinecke Fuchs als überlegen angesehen wurde. In Heinrich des Gleißners Fabel nämlich will der Fuchs ihr einen Kuß geben, sie bittet ihn, zuvor die Augen zu schließen und hofirt ihm dann ins Maul. Vgl. Strobel, Elsaß I. 530. Daher kommt wohl auch der Gegensatz des klugen Vögelchens mit dem dummen Esel. Nach Mizaldi, Geheimnisse S. 495 ist zwischen beiden Todfeindschaft, weil der Esel, wie er sich an Dornen reibt, das kleine Nest der Meise herabwirft.

Eine merkwürdige Sage vom Zaunkönig stammt ohne Zweifel aus dem weiten Kreise der deutschen Thiersage, die um den Reinecke Fuchs sich verbreitet. Sie steht bei Grimm, Märchen Nr. 102.

Der Bär hört ein Vögelchen singen und freut sich. Der Wolf sagt ihm, es sey der König der Vögel. Da wünscht der Bär, auch einmal dessen Pallast zu sehen. Der Wolf zeigt ihm das winzig kleine Nest mit fünf bis sechs Jungen. Da wird der Bär ungehalten, das sey ein elender Pallast und das könnten keine Königskinder seyn, sondern nur Bastarde. Die jungen Zaunkönige nehmen das gewaltig übel und der alte verlangt Satisfaction. Es kommt zu einem großen Kriege zwischen den Vierfüßigen und Geflügelten. Der Fuchs, als der schlauste, muß die ersteren anführen und macht aus, so lange er den Schwanz als Fahne hoch trage, stehe alles gut, nur wenn er ihn senke, sey die Schlacht verloren. Da schickt der Zaunkönig eine Hornisse, die muß den Fuchs unter den Schwanz stechen, daß er ihn sinken läßt. Nun fliehen alle Vierfüßigen und der Bär muß vor das Nest des Zaunkönigs gekrochen kommen und demüthig abbitten. Die Sage scheint alt und stammt wahrscheinlich noch aus der Zeit, in welcher der Bär noch als König der Vierfüßer galt und der Löwe noch nicht im Norden bekannt war. Doch ist der deutsche Ursprung der Sage insofern zweifelhaft, als in den persischen Erzählungen des Tuhti Nameh, 8, dieselbe Fabel von einem Sperling im Gegensatz gegen einen Elephanten erzählt wird. — Die Hauptsage vom Zaunkönig findet sich bei Grimm, Märchen Nr. 171. Vgl. Mone, Anzeiger 1835. S. 313. Kuhn, märkische Volksf. S. 294. Firmenich I. 186. Bei Grimm heißt es, die Vögel wollten einen König wählen und flogen alle auf, wer am höchsten flöge, sollte König seyn. Da versteckte sich der Zaunkönig unter die Federn des Adlers und erhob sich erst, als dieser nicht mehr weiter konnte. Nun war er König, aber die Vögel waren so ungehalten über ihn, daß sie ihn tödten wollten. Er versteckte sich in ein Mäuseloch, die Eule sollte aufpassen, bis er herauskäme, schlief aber ein und so kam er davon. Seitdem ist er zwar König geblieben, muß sich aber ängstlich verschlupfen, und die Eule ist seitdem allen Vögeln verhaßt. Bei Mone heißt es noch insbesondre, der kleine Vogel habe sich zuerst unter die Federn eines Storches, und erst als dieser nicht mehr weiter konnte, unter die des Adlers versteckt. Auch Pantoppidan, natürl. Historie von Norwegen, Kopenhagen 1754 II. 139 berichtet, der Zaunkönig heiße beim Volk spottweise Fugle-Konge (Vogelkönig), weil er auf dem Rücken des Adlers sitzend noch über diesen hinausfliege. — Bei den Alten hieß der Zaunkönig zwar auch schon Königlein (*Βασιλίσκος*) und wird Feind des Adlers genannt (Plinius, Naturgeschichte X. 74), aber ohne daß ein dem unsern ähnlicher Mythus von ihm erhalten wäre.

Die Scholle, ein krummmauliger Fisch, von dem in Grimms Mär-

chen Nr. 172 folgende Sage steht. Die Fische schwammen um die Wette, der erste sollte ihr König werden. Da hieß es: der Hering ist vor? „wer ist vor"? frug die Scholle und als man es ihr sagte, fuhr sie fort: „der nackte Hering"? und seitdem steht ihr das neidische Maul schief.

Eine merkwürdige Bienensage ist die von Friedigen im schwäbischen Donauthal.

Gott ließ den Bienen die Wahl, entweder die rothe Blüthe des Klee zu meiden, oder Sonntags nicht auszufliegen. Da sie besorgen, es könne einmal die ganze Woche regnen und nur Sonntags schön seyn, vermeiden sie lieber den Klee, auf den sie sich trotz der Süßigkeit in seinen Blüthenkelchen niemals setzen. Diese Blüthen heißen Frauenbrand. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 252. Daselbst wird aus Rotenburg am Neckar gemeldet, die Bienen heißen Herrgotts- oder Marienvögel und seyen so friedliebend, daß sie unruhig würden oder gar fortgingen, wenn die Hausleute in Unfrieden lebten. Das bezeichnet sie als Kinder des ersten Unschuldsparadieses, sowie auch die Erlaubniß, am Sonntage zu arbeiten, damit zusammenhängt. Bei E. Meier Nr. 109 finden wir noch die schöne Sage vom Fels Altvater auf dem Berge Kalbling bei Calw. Wenn man das Ohr an diesen Felsen legt, hört man darin eine Imme summen. Dieses Bienensymbol in Verbindung mit dem Namen Altvater weist auf uraltes Heidenthum zurück. Man vgl. noch Höfer in Pfeiffers Germania I. 107.

Marienkäfer, Marienkälbchen, Marienvögelein, Marien Schlüsselmagd heißt der halbrunde, meist rothe und mit schwarzen Punkten gezierte kleine Käfer (coccinella septempunctata), der im ersten Frühjahr häufig in die Häuser kommt und sich auf die Menschen setzt. Man nennt ihn auch Herrgottskäfer. Er bedeutet als Frühlingsbote immer Gutes, insbesondere aber den Mädchen. Fliegt er einer auf die Hand, so heißt es, er mißt ihr die Brauthandschuhe an. Wohin er fliegt, von da wird der Bräutigam kommen. Afzelius, schwed. Volkssagen III. 242. Vgl. Findler, schottische Volksdichter II. 231. Kinder, denen er auf der Hand sitzt, fragen: wie lange soll ich noch leben? ein Jahr, zwei Jahr ꝛc. bis er auffliegt. In der Schweiz bieten ihm die Kinder zu essen an. Grimm d. M. 658. Das Landvolk in der Baar (an der obern Donau), wo ich die Oberflachter Gräber aufdeckte, hält den Käfer für heilig und glaubt, wer ihn tödte, dessen Kühe geben rothe Milch. Nach Afzelius glaubt man in Schweden, wenn der Käfer mehr als sieben Punkte habe, bedeute es Theurung.

Unter den Pflanzen wurde das erste Veilchen ehemals als ein

Bote des Frühlings feierlich begrüßt. Man steckte es auf eine Stange, tanzte darum und sang dazu. Nach Nitharts Liedern und Hans Sachsens Fastnachtspiel „der Nithart mit dem Veiel" Werke IV. 3. 49. Vgl. Grimm d. M. 722. Auch der erste Maikäfer wurde feierlich eingeholt das. 657.

In Limburg herrscht noch jetzt die schöne Sitte, daß an Maria Himmelfahrt Jeder einen großen Blumenstrauß, in welchem eine Königskerze die Mitte einnimmt, in die Kirche mitbringt. Indem der Priester die gesammte Pflanzenwelt symbolisch in dieser Blume einsegnet und dieselbe mit Weihwasser besprengt, werden alle Blumensträuße mit einemmal von hunderten von Armen emporgehoben und ihm entgegengehalten, was einen sehr schönen und rührenden Anblick gewähren soll. Wolf, Zeitschrift I. 177. Vgl. Panzer II. 12.

Die hohe schöne Königskerze heißt auch Himmelkerze, Himmelbrand, Hildebrand. Schmeller, bayr. Wörterbuch II. 196. Dieser Name bezieht sich wohl auf die wolkenlosen heißen Tage im August, in denen der Himmel selbst zu brennen scheint und an welchen die schöne Pflanze ihre mit goldnen Blüthen geschmückte Kerze am höchsten erhebt. Bei Schmeller a. a. O. findet sich ein Liedchen, welches die Kinder in Bayern singen, wenn sie die Blume zu Mariä Himmelfahrt in die Kirche bringen:

Liebe Frau, machs Scheurle auf,
Laß den Regen ein und den Sonnenschein heraus.

Das ist also eine Bitte um Sonnenschein und um Aufhören des Regens, eine Bitte, die durch das Opfer der Blume unterstützt werden soll. Eine andre Pflanze, durch die man im Gegentheil bei dürrem Wetter Regen zu verlangen hoffte, war das giftige Bilsenkraut. Seine feuchte Natur und schmutziges Wesen entspricht eben so dem Regenwetter, wie die trockne Königskerze der wolkenlosen Himmelshitze. Burchard von Worms 19. 5. p. 2016 beschreibt die Methode, die man zu seiner Zeit anwandte, also. Einem nackten Mädchen wurde Bilsenkraut, das man mit dem kleinen Finger der rechten Hand gepflückt, an die kleine Zehe des rechten Fußes gebunden. So führte man sie zum Wasser und besprengte sie, worauf Regen folgte. Vgl. Schmeller O. W. I. 320. Grimm, Anhang XL. und S. 560 f.

In einem abgelegenen Winkel der Oberpfalz fand Herr Oberbaurath Panzer von München folgende Sage vom Wegwart.

Eine schöne Königstochter wurde von ihrem untreuen Geliebten verlassen und weinte um ihn, und mit ihr weinten alle ihre Dienerinnen. Als sie schon

ganz von Kräften war, wünschte sie zu sterben und doch auch nicht zu sterben, um ihren Geliebten noch auf allen Wegen sehen zu können, und ihre Dienerinnen wünschten dasselbe, um auf allen Wegen von ihm gesehen zu werden (um ihn auf die Nähe der Königstochter aufmerksam zu machen). Da wurde die Königstochter von Gott in eine weiße, ihre Mädchen aber wurden in blaue Wegwartblumen verwandelt. Jene blüht selten, diese aber an allen Wegen. Vgl. dessen Beiträge II. 204.

Die Alpenrose heißt in Tirol das Donnerröschen, weil der, welcher sie während eines Gewitters trägt, vom Blitz erschlagen wird. Ein Mädchen gab einst ihrem verschmähten Liebhaber zum Spott ein Donnerröschen und alsbald erschlug ihn der Blitz. Sie aber wurde fortan von Jedermann gemieden. Berengarius Iwo, Dichtungen 1843. S. 87.

Die Wasserlilie war bei den alten Deutschen das Sinnbild des Friedens und der Gerechtigkeit. Sie hat sich im Wappen der Könige von Frankreich und Frieslands erhalten. Vormals mußte der Fürst und Richter einen Stab tragen, auf dessen Spitze eine Wasserlilie abgebildet war, oder die Lilie mußte über seinem Sitze angebracht seyn. Kapp, Bilder und Schriften I. 95. II. 20. Damit hängt die alte Symbolik des Schöppengerichts zusammen. Man schöpfte das Recht gleichsam aus dem reinen, ruhigen, spiegelklaren Elemente. Man hielt Gericht an h. Quellen oder auf Brücken. Die Wasserlilie aber blüht, als Sinnbild dieses Rechts, über dem klaren Wasserspiegel. Ihre Symbolik entspricht der indischen und ägyptischen der Lotosblume.

Ich breche ab, in der Hoffnung, diese wenigen Züge alter deutscher Naturpoesie werden genügen, die ganze reiche Gattung zu charakterisiren.

Drittes Buch.

Die kirchliche Dichtung im Mittelalter.

Das Eintreten des christlichen Geistes in die deutsche Poesie und die glorreiche Herrschaft desselben während des ganzen Mittelalters ist von den Modernen, sofern sie in der Schule der heidnischen Classiker gebildet und von antikirchlichen Zeittendenzen beherrscht waren, am ungenügendsten gewürdigt, am meisten verkannt, ja mit Verachtung behandelt worden. Ich bin gewiß nicht blind gegen die mancherlei Mängel, die uns in den Werken des mittelalterlichen Klerus begegnen, aber sie werden überwogen durch eine unendliche Fülle von echter Poesie, gegen welche andre Literarhistoriker häufig nur zu blind gewesen sind. Auch in den mittelmäßigen, weitläuftigen, durch Wiederholungen ermüdenden Dichtungen, die man als geistliche Reimereien meist gar nicht liest oder oberflächlich besieht und wegwirft, waltet durchgängig eine gewisse kindliche Heiligkeit, deren Naivetät uns entzückt, deren tiefe Innigkeit und Glaubenskraft uns Ehrfurcht einflößt. Die Ruhe dieser in Gottesminne befriedigten Seelen hat etwas Paradiesisches; die Monotonie ihrer Worte ist gleich der altkirchlichen Musik von einer wunderbaren Süßigkeit des Tones.

Die Deutschen überkamen das Christenthum schon fertig von den Römern. Ueberwältigt von der christlichen Wahrheit, widmeten sie sich derselben mit aller Treue und Uneigennützigkeit ihres gesunden und kräftigen Naturelles. Nichts gereicht ihnen so sehr zum Ruhm, als ihre von jeder Originalitätssucht und nationalen Eitelkeit entfernte, ganze und volle Hingebung an das über die Alpen herüberglänzende Licht, vor dem das

Dunkel ihres Heidenthumes verschwand. Aus diesem Gesichtspunkt nun muß man sich erklären, warum überhaupt in den ersten Jahrhunderten nach der Bekehrung so wenige deutsche Sprachdenkmale, die sich auf die Kirche bezogen, vorhanden, und warum die wenigen fast durchaus nur schlichte und strenge Uebertragung aus dem Evangelium und aus der lateinischen Kirchenliteratur gewesen sind. Man strebte trotzdem, daß man die herrschende Nation war und das mächtigste weltliche Reich bildete, doch nicht nach einer nationalen Confession, nach einem kirchlichen Sonderbund innerhalb der allgemeinen Kirche. Man legte den höchsten Werth gerade auf die kirchliche Allgemeinheit. Erst sehr langsam und immer unter der Bedingung und Voraussetzung, daß man im gemeinsamen Boden die festesten Wurzeln geschlagen habe, durften sich die eigenthümlichen Blüthen nationaler Gefühls- und Ausdrucksweise wie in der Baukunst und Musik, so in der Poesie hervorwagen und bildete sich die s. g. deutsche Schule (Gothik) in der ästhetischen Anwendung der christlichen Ideen aus. Ich brauche nicht erst zu beweisen, daß diese Gothik durch und durch katholisch war, d. h. auf dem Glaubensgrunde der allgemeinen, abendländischen oder römischen Kirche stand.

Ulphilas (Vulfila, Wölflein), westgothischer Bischof in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. († 388) übersetzte die h. Schrift in seine Muttersprache, wovon noch in der berühmten auf purpurfarbenes Pergament mit Silber- und Goldschrift aufgetragenen Handschrift (codex argenteus) in Upsala das größte (aus dem neuen Testament) und sonst noch einige andre Bruchstücke erhalten sind, ein Werk von unermeßlichem Werth für die deutsche Sprachforschung. Das erste bedeutende Werk aber, worin neben dem h. Bibeltext auch die deutsche Auffassungsweise sich eigenthümlich gemüthlich und poetisch geltend machte, war der Heliand (Heiland), eine noch in den alterthümlich heidnischen Alliterationen verfaßte Evangelienharmonie, in altsächsischer Mundart im 9. Jahrhundert unter Ludwig dem Frommen niedergeschrieben. Darin wird auf überraschend schöne Weise, wie schon Vilmar bemerkt hat, die alte deutsche Treue durch das Christenthum verklärt und erscheint Christus in dem heimathlichen Charakter eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs, umgeben von seinen, ihm bis in den Tod treuen Mannen. Der Inhalt ist ganz der evangelische, nur in kleinen Ausführungen und in der Wärme und Innigkeit

des Tones macht sich der Bearbeiter als Deutscher geltend. — Noch alterthümlicher gefärbt erscheinen die unter dem Namen „Muspilli" erhaltnen Bruchstücke eines alliterirenden oberdeutschen Gedichts aus dem 9. Jahrhundert in einer Emmeramer Handschrift zu München, edirt von Schmeller 1832. Eine Schilderung des Weltende's nach der Apokalypse mit heidnischen Erinnerungen. Muspilli selbst ist das Muspelhein der Edda, das Feuerland, der Antichrist Surtur, Elias Thor. Elias, obgleich siegend, wird schwer verwundet.

Das Wessobrunner-Gebet, ein kleines Gedicht aus dem 9. Jahrhundert, im Kloster Wessobrunn aufgefunden, gleichfalls noch alliterirend, hat nur für die Sprachkunde Werth. Gott heißt darin „der Männer mildester". Oft gedruckt, am besten in W. Wackernagels Lesebuch 1, 67.

Bald nach dem Heliand, unter Ludwig dem Deutschen, schrieb Otfried, Mönch zu Weißenburg, eine andere Evangelienharmonie und zwar zum erstenmal nicht mehr in Alliterationen, sondern in Reimen. Dieses sein Werk ist das älteste Denkmal des deutschen Reimes überhaupt. Der Reim aber charakterisirt das Frankenthum gegenüber jenem noch alliterirenden Sachsenthum. Wenn gleich Otfried wahrscheinlich ein Alemanne war, so vertritt er doch schon ganz den neuen Geist des fränkischen Volkes und Reiches, wie er siegreich über alle deutschen Stämme sich ausbreiten sollte. Grimm, deutsche Sprache I. 511 lobt den Otfried als „von eignem, obschon mäßigem Geist getragen". Da er sich an den h. Text hält, hat sein Werk nur relative Bedeutung, als der Wendepunkt des Sprachgebrauchs und des damit zusammenhängenden Sieges rein christlicher Auffassungen über die heidnische. Graff hat Otfrieds Gedicht den „Krist" betitelt, durchaus willkührlich. Eine neue, bessere Ausg. lieferte J. Kelle. Regensb. 1856.

Im 11. Jahrhundert schrieb Williram, Abt zu Ebersberg, eine Paraphrase des Hohen Liedes mit den bekannten mystischen Auslegungen, welche die Minne auf Christus und die Kirche beziehen. Schon 1598 in Leyden gedruckt. Später noch öfter, zuletzt von Hoffmann von Fallersleben. Bresl. 1827.

Ueberhaupt wurde das alte Testament immer auf das neue bezogen und hat viel weniger Bearbeitungen in unserm Mittelalter gefunden, wie das neue. Die griechische Kirche stellt die jüdischen Patriarchen und Propheten mit den christlichen Heiligen auf gleiche Linie. Seit der Reformation wurde insbesondere von den fanatischen Hussiten, Puritanern und

Wiedertäufern dem alten Testament die größte Wichtigkeit beigelegt. Im katholischen Mittelalter wurde es nur wie die Wurzel Jesse, aus der die Rose noch nicht aufgeblüht, oder wie ein Kranz von sinnbildlichen Randverzierungen angesehen, die auf das noch fehlende Hauptbild vorbereiten. Das größte Gewicht legte man auf die Schöpfung und den Sündenfall nur als Motivirung des christlichen Erlösungswerkes und des Weltgerichtes. Aus dem merkwürdigen Gedicht „die Schöpfung" in der berühmten von Diemer herausgegebenen Vorauer Handschrift erkennt man am besten, wie der katholische Geist des deutschen Mittelalters das alte Testament durchaus nur im Lichte des neuen betrachtete. Jenes mystische Gedicht handelt vom Engelsturz und von der Schöpfung Adams nur, als von der nothwendigen Ergänzung der durch Lucifers Fall entstandnen Lücke und gibt dem Adam die erhabenste Mission, deren er sich unwürdig bezeugte, wodurch nun die Erbarmung und Selbstopferung Gottes in der Menschwerdung motivirt wird.

Uebrigens wurde der geschichtliche Inhalt des alten Testaments in vielen Reimchroniken ausgezogen und der Profangeschichte vorangestellt. Auch übersetzte man in Reimen die Bücher Mosis, die Psalmen, Hiob, die Weissagungen Daniels. Einzelne Gedichte handelten von Adam und Eva, Judith, Salomon, der babylonischen Gefangenschaft. Legendenartige Ausschmückungen finden sich selten, dann aber von eigenthümlicher Art.

In einem altd. Gedicht bei von der Hagen, Gesammtabenth. Nr. 1 wird die Buße unsrer ersten Eltern rührend erzählt. Aus dem Paradiese verbannt ermahnt Adam die Eva, beide sollen abgesondert jedes 40 Tage lang im kalten Jordan stehen und Buße thun. Eva hält 34 Tage lang aus, da kommt der Teufel in Engelsgestalt, gibt vor, er wolle sie ins Paradies zurückführen und lockt sie so, ihre Buße vorzeitig zu unterbrechen und aus dem Fluße zu steigen. Adam hält dagegen seine Zeit standhaft aus und verzeiht der Eva um so liebreicher, als sie von den Schmerzen der ersten Geburt ergriffen wird.

1.

Die Dichtungen von Christo.

Das neue Testament, hauptsächlich die Evangelien, bildeten die Grundlage der kirchlichen Dichtung im Mittelalter. Aber auch die apokryphischen Evangelien, ungültig für den Glauben, bleiben es nicht für die Liebe,

weil sie aus der zartesten Liebe poetischer Seelen hervorgegangen sind. Die deutsche Dichtung nahm sie auf, zunächst nur in einfachen Uebersetzungen. Von dieser Selbstbeschränkung ging sie erst allmählig zu freierer und eigenthümlicher Bewegung über, indem sie 1) episch den Legendenstoff erweiterte, ausschmückte und einheimische Legenden hinzufügte, 2) lyrisch in den Leysen dem tiefen Andachtsgefühl vaterländische Worte lieh, 3) dramatisch in den geistlichen Schauspielen. Aber alle diese Dichtungen, auch noch in ihrer schon bestimmt nationalen Färbung und freieren Bewegung dienten nur, wie Baukunst, bildende Künste, Musik und Predigt der Kirche, waren Bestandtheile des Gottesdienstes. Sie rankten sich daher auch nur wie Blumen um das festgegliederte Geländer des Kirchenjahres. Jedes Lied, jedes geistliche Spiel und Mysterium hatte seinen Ort und seine Zeit im allgemeinen Cultus. Dem Weihnachtscyclus, dem Ostercyclus, den Marientagen rc. gehörten besondere Lieder, epische Dichtungen, Allegorien und Spiele an. Ebenso knüpften sich die Heiligenlegenden an die Kalendertage.

Der Mittelpunkt der geistlichen Poesie blieb natürlicherweise der Heiland, und wenn auch die deutschen Dichter das Vortrefflichste, was von ihm beurkundet ist, schon vorfanden, so wurden sie doch in der kindlichen Innigkeit, in der schlichten treuherzigen Ausdrucksweise ihrer demüthigen „Gottesminne" von keinem andern Volk übertroffen. Man glaubt, wenn man diese altdeutschen Gedichte von Christus liest, den h. Christoph zu sehen, wie er, der Menschensöhne riesenhaftester, freiwillig das Joch des göttlichen Kindes auf sich nimmt, und jegliches Gebet mahnt uns, als spreche es ein geharnischter Ritter, der, nachdem er in der Schlacht gesiegt, die eisernen Kniee fromm vor dem Herrn niederbeugt. Es ist überall die süßeste Milde ausgehend von der Kraft, denn unser Volk war damals wie das kindlich frömmste, so das allermächtigste und herrschende in Europa.

Die poetischen Bearbeitungen des Lebens Jesu blieben im Allgemeinen nur treuherzige, innig andächtige Nachahmungen der Evangelien, nur spärlich untermischt mit erbaulichen Betrachtungen oder kleinen Zusätzen aus den apokryphischen Evangelien. Eine Nonne in Oesterreich, Frau Ava, schrieb im Beginn des 12. Jahrhunderts mit innigem tiefgemüthlichem Antheil an dem Gegenstande ein Leben des Heilands und

einen Antichrist (eine Schilderung des Weltendes). Hiebei, wie fast bei allen folgenden Dichtungen ist bemerkenswerth, daß die Dichter über dem Detail der h. Geschichte, der Familienidylle von Nazareth &c. nie die Grundidee, die tiefste Motivirung aus dem Sinne verlieren, selbst jene weiblich empfindende Ava nicht. Alles wird bezogen auf das große Werk der Erlösung und vom ersten Sündenfall durch das Erlösungswerk hindurch bis zur Ueberwindung des Antichrist und dem Einzug ins neue Jerusalem zieht sich der goldne Faden des christlichen Gedankens stet und fest hindurch. Ganz so aufgefaßt ist das Anegenge, (der Anfang) gedruckt in Hahns Gedichten des 12. 13. Jhd. 1840, vorherrschend dogmatisch, mystisch.

Weil Lucifer und mit ihm der oberste Engelchor gefallen, beschließt Gott die dadurch entstandene Lücke durch die Schöpfung des Menschen zu ergänzen. Daher der Neid des Teufels gegen diesen letzteren, die Verführung, der Sündenfall. Gott selbst muß Mensch werden, um die Menschheit zu erlösen. Da ist es wieder der Teufel, dessen Versuchungen an Christo selbst im Gedicht hervorgehoben werden. Aber der Auferstandene bricht die Pforten der Hölle ein und erlöst die Patriarchen. Endlich kehrt er in den Himmel zurück mit dem blutbefleckten Kleide der Menschheit, daß ihn die Engel nicht erkennen und von dem fremden Anblick erschreckt werden, bis ihnen die Einsicht wird in das allerheiligste Geheimniß. Der letztere Zug des Gedichts ist sehr tiefsinnig und eigenthümlich.

Ein ähnliches Leben Christi aus dem 12. Jahrhundert nach derselben mystischen Grundidee hat Pfeiffer (Haupt, Zeitschr. V. 17 f.) bekannt gemacht. Dem Anegenge entspricht vollkommen das sehr umfangreiche geistliche Schauspiel vom „Sündenfall“, aus einer niederdeutschen Handschrift in Wolfenbüttel, herausgegeben von Schönemann, 1855. Auch hier wird alles auf Christum bezogen.

Das altdeutsche Passional, in ziemlich vielen Handschriften vorhanden, umfaßt das Leben Christi und der Maria, dann der Apostel, endlich sehr vieler anderer Heiligen. Hahn hat nur einen Theil davon herausgegeben; erst Pfeiffer hat das ganze Werk richtiger gewürdigt und mehr davon mitgetheilt in seiner Ausgabe der dazu gehörigen Marienlegenden. Stuttg. 1846. Eine Litanei (Hoffmann, Fundgruben II. 216. Maßmann, Gedichte 43) beginnt ihre Anrufungen mit Christus und geht zur h. Jungfrau, den Engeln, Aposteln und Märtyrern über mit der tiefsten Innigkeit und Andacht.

Das Kirchenlied war und blieb nach der Bekehrung in Deutschland lange ausschließlich lateinisch. Vgl. darüber die trefflichen Untersuchungen Hoffmanns in s. Geschichte d. deutschen Kirchenlieds im Eingang. Das Volk sang nichts andres, als im Refrain hinter dem lateinischen Gesang des Klerus das Kyrie Eleyson (Herr, erbarme dich). Davon heißen auch noch alle späteren Kirchenlieder Leisen. Das älteste deutsche Kirchenlied, das man aufgefunden hat, ist eine Anrufung des h. Petrus in nur drei kurzen Strophen, aus dem 9. Jahrhundert ganz einfach und ohne poetischen Werth. Mehr Färbung hat schon ein Lied von der Samariterin am Brunnen aus derselben Zeit. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 86. Erst seit dem 11. Jahrhundert unterscheiden wir deutsche Kirchenlieder, die sich an den Gottesdienst der hohen Feste knüpften, vorzugsweise Weihnachts-, Oster-, Pfingst- und Marienlieder. Von diesen handle ich besonders. Wichtig wurden sodann, besonders seit den Kreuzzügen, die Kreuzlieder, Wallfahrtslieder, später in der Zeit der Pest und der Geißler die Bußlieder.

Die lateinischen Hymnen der alten Kirche blieben natürlicherweise die Grundlage für das deutsche Kirchenlied bis zur Reformation. Nach dieser Epoche wurden die Psalmen des alten Testaments Grundlage für das protestantische Kirchenlied. Jene altlateinischen Hymnen kann ich hier nicht näher charakterisiren und bemerke nur, daß sie der Kirche zum höchsten Ruhme gereichen und in ihrer heiligen Einfachheit und Erhabenheit bis auf unsre Tage unübertroffen geblieben sind. Leider sind die altdeutschen Uebersetzungen vieler derselben (in dem angeführten Werke von Hoffmann und in Ph. Wackernagels Kirchenlied abgedruckt) fast durchaus unbeholfen und hart. Unter den Uebersetzern wird erst zu Ende des 14. Jahrh. einer genannt, der Mönch Hermann (oder Johann) von Salzburg, dann im 15. Jahrh. Heinrich von Laufenberg. Nur wenige Lieder sind gut übersetzt, z. B. Dies est laetitiae:

Der Tag, der ist so freudenrich
Aller Kreature,
Denn Gottes Sohn vom Himmelich
Uber die Nature
Von einer Jungfrau ist geboren ꝛc.

Jesu dulcis memoria:

Nie ward gesungen süßer Gesang
Nie ward süßerer Saiten Klang ꝛc.

Media vita in morte sumus:

Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umfangen ꝛc.

(vor Luthers Uebersetzung, s. Hoffmann Nr. 179). Das stabat mater Nr. 199. Das miserere mei, Wackernagel, Kirchenlied Nr. 102.

Ueber die ältesten gedruckten Sammlungen von deutschen Kirchenliedern vgl. Hoffmann S. 480 f. und Ph. Wackernagel, Kirchenlied. Die ältesten Kirchenlieder enthalten ganz einfache Bitten, Freudenrufe oder Klagen, sodann malen sie in naiver Weise z. B. die Geburt und das Leiden Christi aus, weiterhin fallen sie in die allegorische Manier und häufen Sinnbild auf Sinnbild. Von da an wenden sie sich auf einmal zur Reflexion und werden lehrhaft, erbaulich, aber auch zugleich subjectiv. Der Uebergang geschieht durch die Mystik, hauptsächlich seit Tauler. Der Mensch geht in sein Inneres ein und sucht, indem er die Außenwelt flieht, den persönlichsten Alleinverkehr mit Christo. Die Seele sucht als Psyche ihren Amor in Christo. Es ist nicht mehr die allgemeine Kirche, die als Christi Braut objectiv hingestellt wird, sondern das Individuum setzt sich an die Stelle der Kirche.

Vom ältern Spervogel, der im 12. Jahrhundert lebte und auf dem Bilde in der Pariser Handschrift einen Speer, an welchem Vögel stecken, trägt, ist uns ein edles und kräftiges Lied auf den Heiland erhalten:

Er ist gewaltig und stark,
Der zu Weihnacht geboren ward ꝛc.
Am österlichen Tage
Erstund Christ aus dem Grabe
In die Hölle schien ein Licht,
Dahin kam er, seine Kinder zu trösten,
Wurz des Waldes,
Erz des Goldes,
Und alle Abgründe
Sind dir, Herr, kund
Und stehn in deiner Hand.

Am meisten beschäftigte sich die Poesie mit der Geburt und dem Leiden und Tode des Heilands. Lieder auf Christi Geburt wurden zu Weihnachten in und außer der Kirche gesungen. Diese Weihnachtslieder sind theils nur Uebertragungen aus lateinischen Hymnen, theils verrathen sie mehr volksthümlich deutsches Wesen und haben eine wenigstens äußerliche Verwandtschaft mit den Wächter- oder Tageliedern der Minnepoesie. Wie in den letzteren der Wächter durch Verkündigung des Morgensterns und der Morgenröthe die Liebenden ermahnt, nunmehr zu scheiden, so beginnen auch manche altdeutsche Weihnachtslieder mit einem Wächterrufe. In den sehr zahlreichen Weinachtsliedern der Niederländer verräth sich schon etwas von der niederländischen Malerschule; das Christkind wird ganz menschlich aufgefaßt. Vgl. Talvi, Volkslieder S. 467 f. Indeß ist das doch nur ein ausnahmsweises Herabsinken der heiligen Poesie ins gemeine Genre des Familienlebens und in die Idylle und durchgängig etwas Unschuldiges und Naives. Die meisten Weihnachtslieder enthalten sich jeder unschicklichen Vertraulichkeit und klingen wie Stimmen der Engel aus der Höhe, der Welt das neue Heil wonniglich verkündigend.

Das älteste deutsche Weihnachtslied bei Hoffmann, Kirchenlied S. 29, ist sehr kurz und einfach, aber würdevoll und innig.

Nu sey uns willkommen, Herr Christ,
Der du unser aller Herr bist,
Nu sey uns willkommen, lieber Herr,
Der du in den Kirchen stehst schöne.
Kyrieleyson.

Ein späteres S. 195:

Gelobet seyst du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau, das ist wahr,
Des freut sich aller Engel Schaar ꝛc.

und S. 197:

Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute
Von einer Jungfrau säuberlich
Zu Trost uns armen Leuten ꝛc.

vielfach variirt. Weinhold, Weihnachtslieder S. 107. Im 15. Jahrhundert wurde das Lied in dulci jubilo sehr verbreitet, lateinisch, aber mit deutschen Zeilen vermischt im schlechten Geschmacke dieser Zeit. Hoffmann von Fallersleben hat ein eigenes kleines Buch über dieses berühmte Lied geschrieben, 1854.

In dulci jubilo.
Nun singet und seyd froh ꝛc.

Sehr hübsch ist das altniederländische Lied in Hoffmanns hor. belg. II. 20. Hier am Meeresufer sehen die Frommen das Christkind auf einem Schiffe daherkommen:

Es kommt ein Schiff geladen
Bis an sein höchstes Bord,
Es trägt Gottes Sohn voll Gnaden ꝛc.

In den Weihnachtsliedern, die zugleich Tagelieder sind, verkündet der Wächter auf der Zinne den Tag und mit der physischen Sonne zugleich das ewige Licht der Geisterwelt, z. B.

Zu Jerusalem ein Wächter sang:
Ich seh so rechten klaren Schein
Aus Feuers Roth einen Anefang
Wie Bethlehem entzündet sey ꝛc.

Haupt, altd. Blätter II. 342. Zu den schönsten Weihnachtsliedern gehört das in Hoffmanns Kirchenlied Nr. 316.

Es ist ein Ros entsprungen,
Aus einer Wurzel zart,
Als uns die Alten sungen,
Von Jesse war die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht ꝛc.

Ein liebliches Wiegenlied Maria's bei Hoffmann Nr. 246:

Joseph, lieber Neve mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein,
Daß Gott müsse dein Lohner seyn
Im Himmelreich ꝛc.

Und Nr. 251:

Kommt her, ihr Kinder, singet fein,
Nun wiegen, wiegen wir
Den allerliebsten Jesulein,
Nun singet all mit Schall ꝛc.

Die Dreikönigslieder bilden einen Anhang zu den Weihnachtsliedern. Sie wurden gewöhnlich gesungen von drei Knaben, die mit papiernen Kronen und einem leuchtenden Stern Nachts am h. Dreikönigsabend umherzogen und die drei Könige selber vorstellend, das Lob des neugebornen Heilands sangen, wobei sie auch um milde Gaben baten. Die Sänger bezeichnen ihren Stern als Morgenstern und verkünden den Tag, daher ihre Lieder den alten Wächterliedern gleichen, z. B. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 117. Insgemein singen sie: wir kommen daher aus Morgenland ꝛc. oder: so wollen wir Gott loben und ehrn, die h. drei König mit ihrem Stern ꝛc. Hoffmann Nr. 257 f.

In einem Dreikönigsliede bei Docen, Misc. I. 276 wird in einer gar naiven Idylle die h. Familie mit dem Christkind beschrieben, wobei es auch an Humor nicht fehlt:

Joseph bei dem Kripplein saß,
Bis daß er schier erfroren was.
Joseph nahm ein Pfännlein
Und macht dem Kind ein Müsselein.
Joseph der zog seine Höslein aus
Und macht dem Kindlein zwei Windelein draus.
Joseph, lieber Joseph mein,
Hilf mir wiegen mein Kindlein.
Es waren da zwei unvernünftige Thier
Die fielen nieder auf ihre Knieen,
Das Oechslein und das Eselein ꝛc.

In einem holländischen Weihnachtsliede plätschert das Christkind im Bade, ganz in der Weise wie auf altniederländischen Bildern. Hoffmann (horae belg. II. 3) fügt hinzu: „Wir können nicht leugnen, daß in diesen alten Dichtungen oft etwas liegt, was wir, trotz unsrer Kunstbildung, nie erreichen, eine unendliche Naivetät, eine rührende Kindlichkeit.“

Eine altdeutsche Legende von den h. drei Königen nach dem Lat. des Johann von Hildesheim bearbeitete Gustav Schwab 1822.

Darnach begeben sich die Könige Kaspar von Tharsis, Balthasar von Saba und Melchior von Arabien auf den Weg, dem Stern zu folgen, ohne von einander zu wissen und treffen erst unterwegs zusammen. Hier ist Melchior der älteste, Balthasar der mittlere und Kaspar, der Mohr, der jüngste. Als sie das Christkind finden, das zugleich Gott, König und Mensch ist, opfern sie Weihrauch dem Gotte, Gold dem Könige, Myrrhen (die Bitterkeit des Todes andeutend) dem Menschen. Heimgekehrt rotten sie das Heidenthum aus und lehren das Volk in einem Stern des Kindes Bild anbeten. Endlich sterben sie im Genuß des h. Abendmahles.

Zeno, ein niederdeutsches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert bei Bruns S. 25 f. bezieht sich auf die Beisetzung der h. drei Könige in Cöln und enthält wunderbare Züge.

Ein reicher Edelmann in Verona betete mit seiner frommen Frau eifrig zu Gott um ein Kind. Da wurde sie schwanger und die ganze Stadt freute sich darüber. Der Teufel aber grollte, nahm das neugeborne Kind aus der Wiege und legte sich selbst an Kindesstatt hinein, geberdete sich darin wie ein echter Wechselbalg und fraß und soff in einem fort, bis er des reichen Edelmannes sämmtliches Gut verzehrt hatte. — Der rechte Knabe, den der Teufel boshaft dem Bischof Zeno in Mailand vor die Thüre gelegt, wurde von diesem unter gleichem Namen Zeno erzogen, lernte trefflich und trieb auch die schwarze Kunst. Da er nun einmal nach Verona kam und seinen alten Vater im Elend fand, entlarvte er sein Afterbild und bannte den Teufel, den man bisher für ihn selbst gehalten, in ein Glas. Durch die Unvorsichtigkeit der alten Amme aber entkam der Teufel aus dem Glase und fuhr in den Leib einer schönen Königstochter im Morgenlande. Zeno aber, als Teufelsbanner schon weltberühmt, wurde zu ihr gerufen, um sie zu heilen. Da dingte der Teufel mit ihm und versprach, ihm die Stelle zu zeigen, wo die drei h. Könige begraben liegen. Nachdem nun Zeno die Prinzessin vom Teufel erlöst, ritt er denselben als schwarzes Roß bis zu der Stelle, wo die h. Könige liegen, erhob dieselben, schlug mit Hilfe des Rosses, das seine feurigen Hufe nach allen Seiten warf, das Heer des Königs, der die kostbaren Reliquien nicht aus seinem Lande entführen lassen wollte, und brachte die h. Leiber nach Mailand, von wo sie später nach Cöln gekommen sind.

Eigenthümlich war für Deutschland das Umziehen der Mutter Gottes mit dem Christkindlein und dem bärtigen Joseph zu Weihnachten. Sie trug einen Schleier, ein Tuch voll Aepfel, Leckerbissen oder Spielsachen und eine Ruthe, um gute Kinder zu belohnen, böse zu bestrafen. Oder ein bärtiger und in Pelz gehüllter Geselle, der s. g. Knecht Ruprecht, für den man später den h. Martin (als Pelzmärte) oder den h. Nicolaus (den

Kinderheiligen) nahm, begleitete sie, um die bösen Kinder zu schrecken. Ein wahrscheinlich aus dem Heidenthum herübergenommener Gebrauch. Die Scene würde dramatisch behandelt; die Personen, welche die heiligen Wanderer darstellten, hielten Gespräche. Ein solches altes „Christkindles-spiel" aus Schlesien ist abgedruckt in Haupts Zeitschrift VI. 340.

Aus dem Singen der Weihnachts- und Dreikönigslieder entstanden allmählich Gespräche und dramatische Spiele. In Mones Schauspielen des Mittelalters I. 132 f. ist ein solches Spiel aus einer St. Galler Handschrift des 14. Jahrhunderts abgedruckt. Es hat schon eine komische Person in dem Boten, der die Ankunft der drei Könige meldet, aber auch einen tragischen Hintergrund im Bethlehemitischen Kindermorde. Weinhold hat in seinen Weihnachtsspielen und Liedern ungemein viel gesammelt. In einem Spiele, von dem vier Lieder nur noch ein Bruchstück gaben, kommt die bekannte Vision Virgils vor (Weinhold S. 74). In andern spielen die Hirten eine vorzügliche Rolle; führen vor uns ihr idyllisches Leben auf, oder geberden sich als einfältige und rohe Bauern (S. 79). Rüpel, der Bauer, ist hier schon als der echte grobe Hanswurst aufgestellt (S. 97). Einmal findet sich schon Petrus mit dem Himmelsschlüssel an der Krippe Jesu ein (S. 104). Ueberall ist König Herodes als das böse Princip, als der Kinderfresser, fast noch im Charakter der alten Riesensage aufgefaßt. In den Weihnachtsspielen concentrirt sich alles Böse in diesem Herodes allein, während es sich in den Passions- und Osterspielen auf Judas, den bösen Juden Rufus, den feigen Pilatus und den Teufel selbst vertheilt. Um dem Schauspiel eine größere Ausdehnung zu geben und auch mehr komische Parthien anzubringen, lassen die Dichter öfters Joseph und die hochschwangere Maria in Bethlehem vor verschiedenen Häusern um Aufnahme bitten und abgewiesen werden (S. 145).

„Die Kindheit unsers Herrn" wurde im 12. Jahrhundert von Konrad von Fussesbrunnen gedichtet. Hahn, Gedichte. 1840 S. 67 f. Aber nur nach den bekannten Apokryphen, so daß nichts daran originell ist, außer der überaus naiven und kindlichen, ganz zur Sache passenden Ausdrucksweise.

Die h. Familie flieht nach Aegypten. Da neigen sich alle wilden Thiere vor dem h. Kinde, denn wo es erscheint, da wird die Wüste zum Paradiese. Ein Dattelbaum neigt seine Zweige, damit der fromme Joseph die Früchte

ablangen kann. In Aegypten stürzen die Götzentempel ein, sowie das h. Kind naht. Nach der Heimkehr vollbringt das Kind auch im häuslichen Kreise und unter andern Kindern Wunder, z. B. Knaben machen Vögel aus Thon am Sabbath. Ein alter Jude zankt sie deshalb und will die Vögel zertreten. Aber das h. Kind klatscht in die Hände und die Vögel fliegen lebendig davon.

In Philipps Leben der Maria wiederholt sich diese ganze Kindheit Jesu. Docen, Misc. I. 84 f.

Die ältesten Passionslieder klagen einfach mit tiefem Ernst oder malen die Marter des Heilandes aus. Die spätern gefallen sich in Allegorien, die oft, wenn auch sonderbar, doch sehr tiefsinnig und schön sind, z. B. das holländische Lied in Hoffmanns hor. belg. II. 6, in welchem Christus als Nachtigall auf dem Kreuzesstamme und unter den Dornen die sieben Worte singt, bis ihm das Herz bricht. Das ist nach der alten Sage, nach welcher die Nachtigall singend stirbt aus Liebe zu einer Jungfrau. Unter der Jungfrau ist aber hier die Menschheit verstanden, für die der Heiland stirbt.

In den Bußliedern der Geißler aus dem 13. Jahrhundert liegt ein tiefer Ernst. Sie stehen in Closeners Straßb. Chronik und in Hoffmanns Kirchenlied S. 135 f.

Nu ist die Botschaft so hehr,
Christ reitet selber nach Jerusalem,
Er führt ein Kreuz an seiner Hand,
Nu helfe uns der Heiland ꝛc.
Wir sollen die Buße an uns nehmen ꝛc.
Jesus ward gelabt mit Gallen,
Deß sollen wir an ein Kreuze fallen,
Nu hebet auf eure Hände,
Daß Gott das große Sterben wende.
Nu hebet auf euren Arm,
Daß Gott sich über uns erbarm.

Ein schönes Bußlied S. 217:

Da Jesus an dem Kreuze stund
Und ihm sein Leichnam war verwund
So gar mit bittern Schmerzen,
Die sieben Wort, die der Herr da sprach,
Die betracht in deinem Herzen ꝛc.

S. 381 wird ein Wächterlied auf die Erweckung aus dem Sündenschlafe

ernst und würdig, dagegen S. 382 ein anderes auf die abgeschmackteste Weise angewandt. Hier wird nämlich das Scheiden der Seele aus dem Leibe im Sterben mit dem Scheiden zweier Minnenden verglichen. S. 478 steht wieder ein ernstes schönes Lied:

Fried gib mir, Herr, auf Erden
Durch deinen bittern Tod,
Laß mich nicht sieglos werden
In meiner letzten Noth 2c.

Sehr demüthig ist ein Bußlied bei Wackernagel Nr. 182:

Jesus ist ein süßer Name,
Den rufen wir armen Sünder an.
Jesu, wir fallen dir zu Füßen,
Wir wollen dich so lang anrufen
Mit Klagen und mit Weinen
Mit Maria Magdalenen,
Bis wir finden
Vergebung unserer Sünden.

Die Fastenlieder bei Hoffmann Nr. 318 f. enthalten Erinnerungen an das bittere Leiden des Herrn und Mahnungen, von der irdischen Speise abzusehen und uns mit dem Himmelsbrod zu nähren. Eines der innigsten ist Nr. 324:

Jesu, du bist mild und gut.
Wir bitten dich, Herr, durch dein rosenfarbnes Blut
Wohl durch deine heiligen fünf Wunden 2c.

Eines der rührendsten und schönsten Klagelieder Altd. Blätter II. 129.

O weh der Schmerzen,
Den ich Arme trage
An meinem Herzen
Und weiß nicht, wem ich klage?
Gott, laß dich erbarmen
Meiner Noth
Und tröste mich Armen
Durch deinen Tod.
Jemehr kränket
Mein Gemüthe,
So mir gedenket
Seiner Güte.

Daß er sich wollte
Dem bittern Tode geben,
Daß er uns kaufte
Ein ewiges Leben.
Wo soll ich finden
Meines Herzens Trost?
Der sich ließ binden
Daß wir würden erlöst!

Unter den Kreuz- und Wallfahrtsliedern steht oben an, aus dem 13. Jahrhundert:

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden gehren wir
Und helf uns die Gotteskraft
Und das heilige Grab,
Da Gott selber inne lag,
Kyrieleyson &c.

Hoffmann, Kirchenlied S. 72. Sodann das kriegerische Lied, worin es heißt:

Das hehre Land viel reine
Gar hülflos und alleine,
Jerusalem, nu weine,
Wie dein vergessen ist.
Der Heiden Ueberherre
Hat dich verschelket sere &c.
Gott will nit Heldenhanden
Dort rächen seine Anden
Sich schaare von manigen Landen
Das heiligeste Heer &c.

Wackernagel, Kirchenlied Nr. 99. Ein niederländisches Lied bei Hoffmann, hor. belg. II. 49 läßt, die den Heiland suchen, bewaffnet über See fahren, um die Teufel zu überwinden und gleichsam dadurch die herrliche Burg zu entsetzen, in der Jesus unter den Engeln wohnt. Ein anderes Pilgerlied daselbst S. 52 vergleicht das ganze irdische Leben mit einer Pilgerreise durchs Thränenthal, wobei man immer fern vom theuren Vaterlande sey, denn das sey doch nirgends anders als im Himmel.

Eine humoristische Ausnahme machen die Jacobslieder, so genannt von den Wallfahrten nach St. Jacob in Spanien. Ein solches Lied,

worin die ganze Ausrüstung der Pilger und der Weg, den sie nehmen, beschrieben ist, bei Wackernagel, Kirchenlied im Anhang S. 846 und Uhland, Volkslieder Nr. 302. Es mischt Andacht und Schalkheit durcheinander, ein Buß- und zugleich ein Schelmenlied.

Episch wurde das Leiden Christi behandelt im Kreuziger des Johann von Frankenstein vom Jahr 1300. Desgleichen in einer gereimten Uebertragung des apokryphischen Evangelium Nicodemi (Hoffmann, Fundgruben I. 128. Mone, Anz. VII. 281). Ein besonderes Gedicht vom h. Kreuze (Straphorst 202 f.) gibt die mythische Geschichte des h. Kreuzes, seine Abstammung von einem Zweige des Paradieses. Eben so H. von Fritslar in Pfeiffers Mystikern, I. 126. Heinrich von Freiberg, Wackernagel, Geschichte p. 195. Auch Frauenlob, s. dessen Werke von Ettmüller S. 16. Die sieben Tagzeiten von dem Leiden Christi besang Hartwig von dem Hage, s. Museum für altd. Lit. II. 265.

Ein Lied des 14. Jahrhunderts bei Wackernagel enthält ein sehr gewagtes Bild. Das Kreuz Christi stellt einen Weinstock vor, sein Blut den Wein, den er als Wirth den lieben Gästen einschenkt. Dagegen gehören zur Passion noch einige kleine schöne Legenden.

Die Trauerweide läßt ihre Zweige aus tiefer Betrübniß niederhängen, seitdem sich die römischen Schergen solcher Zweige bedienten, um den Heiland zu geißeln. Grimm d. Sagen Nr. 345. Auch der Kreuzschnabel ist Christo geheiligt, weil er um Weihnachten brütet. Seinen krummen, wie Scheeren gedachten Schnabel erklärt man daraus, daß er den Heiland am Kreuz gern habe befreien und die Nägel aus seinen Händen und Füßen herausziehen wollen, wobei er sich den Schnabel verdrehte. Wie Christus alle Krankheiten der Seele, so soll der Kreuzschnabel alle Krankheiten des Leibes heilen, indem er sie an sich zieht und für die Leiden stirbt, wie Christus für die Menschen gestorben ist. Deswegen hält man ihn gern in Häusern. Büsching, Volkssagen S. 395. Von der Espe sagt man, ihre Blätter zittern noch immer, weil der Baum sich vor Christo nicht geneigt habe.

Der wilde Mann (s. Pfeiffers Germ. 1, 223 ff.) schrieb im Gedicht Veronica die bekannte Legende, wonach diese heilige Frau dem unter dem Kreuze zusammensinkenden Heiland ihr Tuch reicht, in dem sich sein Antlitz abgedrückt. Die Legende steht in Wernher vom Niederrhein von W. Grimm, 1839.

Das erste deutsche Osterlied bei Hoffmann, Kirchenlied S. 37 ist sehr einfach und lehrhaft:

Christ sich zu martern gab,
Er ließ sich legen in ein Grab,
Das that er durch die Gottheit,
Damit löste er die Christenheit ꝛc.

Aus dem 12. Jahrhundert. Im 13. Jahrhundert ertönt zuerst der mächtige Gesang:

Christ ist erstanden
Gewärlichen von dem Tod,
Von allen seinen Banden
Ist er erledigot.

Welches Lied aber wahrscheinlich älter ist, als die Zeit, in der wir es zuerst auffinden. In späterer Fassung S. 179:

Christ ist erstanden
Von des Todes Banden
Des sollen wir alle froh seyn ꝛc.

Sehr häufig sind die Lieder, worin die drei Marien zum Grabe kommen. Ein Liedchen aus dem 12. Jahrhundert:

Am österlichen Tage
Maria Magdalena ging zum Grabe ꝛc.

Ein späteres:

Es gingen drei Fräulein also fruh
Sie gingen dem heiligen Grabe zu ꝛc.

Hoffmann S. 84.

Die Auferstehung des Herrn wurde auch episch behandelt in dem altd. Gedicht „Diu Urstende", abgedruckt in Hahns Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts. Darin wird besonders weitläuftig der Aerger und Zorn der Juden geschildert, die den Wächtern Vorwürfe machen, daß sie am Grabe Christi nicht besser aufgepaßt haben.

Mehr noch als die Geburt Christi wurde sein Leiden poetisch gefeiert. Die mildere Osterzeit gestattete die Aufführung der s. g. Passionsspiele im Freien. Das Leiden des Herrn ist wahrscheinlich schon zur Heidenzeit bildlich dargestellt worden, um den Heiden den Kern des Evangeliums anschaulicher zu machen. Wenigstens geschah das in Livland durch den Bischof Albrecht (vgl. m. deutsche Geschichte, 5. Aufl. II. 22). Dem Passionsspiel, welches das Leiden bis zur Grablegung darstellte,

folgte das **Osterspiel** mit der Auferstehung. Diese Spiele lassen sich bis ins 12. Jahrhundert zurückführen. Vgl. Hoffmann, Fundgruben II. 239.

Das daselbst abgedruckte kurze Spiel von Christi Leiden ist aus dem 13. Jahrhundert und lateinisch mit eingefügten deutschen Liedern. S. 297 ist noch weiter ein ganz deutsches Osterspiel abgedruckt, was am Grabe Christi beginnt. Am ausführlichsten hat von diesen Spielen gehandelt Mone in seinen Schauspielen des Mittelalters. 2 Theile. 1846. Die ältesten, die er aus dem 13. Jahrhundert mittheilt, sind nur sehr kurz und noch lateinisch. Das älteste deutsche Spiel ist eine Marienklage aus dem Ende des 13. Jahrhunderts aus dem Kloster Lichtenthal bei Baden. Dann folgt ein Spiel vom Leben Jesu, welches mit der Hochzeit zu Cana beginnt und mit der Auferstehung endet, aus einer St. Galler Handschrift des 14. Jahrhunderts. Es ist sehr tiefsinnig. Die ganze Menschheit wird in der sündigen Magdalena personificirt. Deshalb beginnt das Stück mit der Hochzeit, um die Heiligkeit der Ehe voranzustellen, gegen welche die Sünderin frevelt. Sie muß den ersten Sündenfall dicht an die Erlösung heranrücken, in ihrem langwallenden Haare steht sie als zweiter Engel büßend unter dem Kreuze. Der Dichter legte wohl in sie auch die Bedeutung des sündigen, aber bekehrungsfähigen, ursprünglich edeln, nur verderbten Heidenthumes hinein, und stellte ihrer Lichtgestalt in abschreckendster Häßlichkeit das Judenthum gegenüber, personificirt in Rufus, dem unermüdlichen Hetzer, Verleumder, Henker des Heilandes, der sich überall aufdrängt, um ihn anzuklagen, zu verhöhnen, grausam und immer grausamer zu martern. Er wurde in seinem rothen Kleide auch eine stehende Figur auf den altdeutschen Passionsbildern. In diesem merkwürdigen St. Galler Spiel finden wir auch die erste Spur des Lustspiels, denn der Kaufmann, bei dem Magdalena die kostbare Salbe kauft, ist eine komische Person. In einem Osterspiele des 15. Jahrhunderts, abgedruckt in Hoffmanns Fundgruben II. 296 f. ist dem Kaufmann neben einem hanswurstigen Diener auch noch ein böses Weib zugegeben, mit der er zankt. Diese Possen unterbrechen das ernste Spiel. Der Diener nennt sich Rubin (Rüpel) und einen Bayern. Das war wohl Satire des deutschböhmischen Dichters.

In einem Passionsspiel (Mone II. 150) einer Fürstenbergischen Handschrift geht der Judenhaß so weit, daß selbst Barrabas sich zu den wüthendsten Verfolgern des Heilandes gesellt. Hier streitet dann auch Synagoge (Judenthum) mit Ecclesia (Christenthum). Dieser Streit der Lehren kehrt wieder im Alsfelder Passionsspiel (Haupt, Zeitschrift III. 477) und im Friedberger (das. VII. 545).

In einem norddeutschen Osterspiel des 15. Jahrhunderts bei Mone II. 1. f. aus einer Karlsruher Handschrift ist Christus bereits im Grabe. Die Juden, die nicht an seine Gottheit glauben, haben doch Angst, er könne wieder aufleben, und dingen vier Ritter, das Grab zu bewachen. Die Ritter vertreten

die vier Weltmonarchien und prahlen entsetzlich. Nun wird die Scene in die Vorhölle verlegt. Adam klagt um seine Schuld. Satan berichtet seinem Obern Lucifer, daß Christus todt und nun nicht mehr schädlich sey. Aber Satan, bisher der Klügste aller Teufel, bewährt sich als der dümmste, denn Christus, im Erdbeben aus dem Grabe steigend, steigt hinab zur Hölle und sprengt ihre Pforten. Abel, der erste Todte, wird von ihm zuerst erlöst, dann die ersten Eltern. Eva bekennt rührend noch einmal ihre Schuld. Zuletzt geht der Täufer aus der Hölle. Die Teufel wollen ihn zurückhalten, weil er so rauh und wild aussehe, folglich nicht selig werden könne. Sie alle gehen in den Himmel ein. Unterdeß wird es Tag und der Wächter auf der Zinne singt ein Tagelied. Die vier Ritter erwachen und werden zum Spott, weil das Grab leer ist. Die Juden kommen und zanken mit den Rittern ꝛc. Zuletzt erblickt man den Lucifer, von Christo gefesselt, in verzweiflungsvollem Nachsinnen über seinen ersten Fall und über seine ewige Verdammniß, da ihm durch Christi Erscheinung die letzte Möglichkeit genommen ist, die Erde dem Einfluß Gottes zu entziehen. Aber Satan kommt wieder und läßt ihm wenigstens einige Hoffnung. Die Stadt Lübeck sey voll Sünder, habgierige Kaufleute ꝛc., da lasse sich immer noch eine reiche Erndte für die Hölle machen. — Ein lat. Fastenspiel in den carm. Buranis Nr. 203, ein niederländisches, Haupt, Zeitschrift II. 302.

Die Passionsspiele stellen Judas Ischarioth ins verhaßteste Licht. Auf ihn lud sich alle Entrüstung der Zuschauer ab. Die Dichter wetteiferten, seinen Tod so gräßlich als möglich darzustellen. In einem Hamburger Spiel werden, indem er sich henkt, seine letzten Worte vom Teufel höhnisch als Echo nachgerufen. In einem andern platzt, indem er hängt, sein Bauch und läßt seine schwarze Seele fahren. Devrient, deutsche Schauspielkunst I. 277. Ein lat. Gedicht bei Mone, Anz. VII. 532 und ein schwedisches Volksbuch, in Hagens Germania VI. 144 f. enthalten folgende Legende:

In der Nacht, in welcher Judas erzeugt wurde, hatte Viboria, seine Mutter, so ängstliche Träume und eine solche Furcht befiel sie, daß sie zu ihrem Mann Ruben sagte, wenn sie einen Sohn bekomme, würde sie ihr ganzes Leben lang traurig bleiben. Er wollte es ihr ausreden, als sie aber wirklich den Judas gebar, entsetzte sich auch der Vater selbst vor seinem Anblick. Beide Eltern beschlossen, dieses schreckliche Kind von sich zu thun und setzten es in einem kleinen Kasten ins Wasser. Es schwamm zur Insel Scharioth. Hier fand es die Königin, die längst sich ein Kind gewünscht hatte, gab es für das ihrige aus und erzog es fürstlich. Nachher bekam sie selbst noch einen Sohn und bereute bitterlich, den Judas angenommen zu haben, denn dieser plagte ihren

eignen Sohn auf alle Art, und als sie ihm einmal im Zorn sagte, daß er nicht ihr Sohn, sondern nur ein Findelkind sey, brach die ganze Teufelsgewalt in ihm hervor und er erschlug den Sohn der Königin. Darauf entfloh er und nahm Dienste bei Pilatus. Da sah Pilatus einmal reife Aepfel in Rubens Garten und wünschte davon. Judas stieg über den Zaun, holte die Aepfel und schlug seinen Vater, der es wehren wollte, todt, nahm aber nachher seine eigne Mutter zur Frau. Als beide erkannten, wer sie seyen, rieth die fromme Mutter dem gottlosen Sohn, sich um Trost an Jesum zu wenden, der damals aufgetreten war, und so wurde Judas Jesu Jünger, um ihn zu verrathen. Das Uebrige nach der h. Schrift.

In den Passionsspielen tritt Pilatus als Personification der vornehmen Indifferenz und nach der Wetterfahne sich richtenden Diplomatie auf. Der Volkshaß verfolgte ihn daher nicht minder, wie den Judas. Eine altdeutsche, ursprünglich lateinisch geschriebene Legende von ihm in Mone's Anzeiger 1835 S. 424. Maßmann, deutsche Gedichte I. 145. Vgl. das Passional, herausgegeben von Hahn 1845 S. 81 lautet:

Pilatus war von dem deutschen König Latus mit der Pila, Tochter eines einsam im Walde wohnenden Müllers gezeugt, brachte aber nachher den rechtmäßigen Sohn des Königs, seinen Bruder um und wurde von seinem Vater nach Rom geschickt als Geißel. Auch hier lud er Blutschuld auf sich und wurde nach dem Pontus geschickt, die dortigen Barbaren zu bezwingen, daher er Pontius zubenannt wurde. Als er sich hier durch Tapferkeit und Grausamkeit ausgezeichnet, schickte man ihn ins h. Land, die Juden im Zaume zu halten. Hier nun ward er Schuld am Tode des Erlösers, was ihn nachher so reute, daß er, nach Rom zurückgekehrt, sein Leben freiwillig im Tiber endete. Aber sein Geist fand keine Ruhe und erregte im Fluß solche Ueberschwemmungen, daß man den Leichnam aufsuchte und aus dem Tiber über Meer in die Rhone führte. Nun tumultuirte er aber dermaßen auch in der Rhone, daß man sich endlich entschloß, ihn in einen tiefen See in den Alpen auf dem nach ihm benannten Pilatusberge bei Luzern zu versenken, wo er nun noch immer haust und böse Wetter erregt. — Zu der Annahme, er sey aus Deutschland gekommen, gab der Söldnerdienst der Germanen in den römischen Legionen Veranlassung, zumal da die in Jerusalem stationirte Legion vorherrschend Deutsche unter sich zählte. Daher auch die mancherlei Spottreden über die Westphalen, die angeblich Christum sollen gekreuzigt haben.

Auch die Himmelfahrt des Herrn wurde besonders behandelt. Als Schauspiel in einer St. Galler Handschrift. Mone I. 251.

Das älteste deutsche Pfingstlied ist aus dem 13. Jahrhundert bei Hoffmann S. 67.

Nu bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüte an unsrem Ende,
Wenn wir heim sollen fahren aus diesem Elende.
Kyrieleyson.

Ein späteres S. 176:

Christ fuhr gen Himmel,
Was sandte er uns hernieder?
Er sendet uns den h. Geist
Zum Trost der ganzen Christenheit
Kyrieleyson.

Die Uebersetzung des veni creator S. 200:

Komm, heiliger Geist, Herre Gott.

Die Deutung des Hohenliedes, als ein Wechselgesang zwischen der Kirche und dem Herrn der Kirche wurde allmählig immer subjectiver gefaßt und daraus entstand der s. g. Roman zwischen der minnenden Seele und Christus. Einiger älterer Gedichte von der minnenden Seele gedenkt Mone, Anz. VIII. 334 f. und dessen Schauspiele I. 129. Bedeutender tritt hervor die Tochter Sion, ein geistliches Lehrgedicht aus dem 14. Jahrhundert. (Graff, Diutiska III. 1. Ausgabe von Schade 1849.)

Unter der Tochter Sion ist die Seele gemeint, die nach ihrem himmlischen Bräutigam schmachtet und ihre Gespielinnen zu Rathe zieht. Das aber sind die Tugenden, die ihr alle nicht helfen können, bis zuletzt die Minne, welche Gott selbst bezwungen hat, ihr beisteht, sie dem himmlischen Bräutigam zuführt und dem auf dem Throne sitzenden einen Pfeil ins Herz schießt. Da sinkt er herab in die Arme der minnenden Seele. — Eine der kühnsten Dichtungen, unerlaubt und dennoch schön in ihrer Minnegluth.

In einem bisher fälschlich dem Gottfried von Straßburg zugeschriebenen Gedichte (s. Pfeiffers Germ. III. 59 ff.) spricht der Dichter die tiefste Reue aus.

Tief ist des tiefen Meeres Grund,
Noch tiefer hunderttausend Stund
Ist dein Erbarmen reine.
Es reichet von der Sternenhöh
Hinab zum Grund der tiefsten See,
Vergeht von ihm alleine.

Staunend entdeckt er, er könne jetzt keine Stunde mehr ohne Christus seyn, in ihm ist seine ganze Liebe versenkt. Der Uebergang von Angst und Reue zum Vertrauen und endlich zur glühenden Minne erscheint hier wunderbar schön und zugleich natürlich.

Die süßesten Christuslieder sind vielleicht für Nonnen gedichtet worden. Vgl. Hoffmann, Kirchenlied S. 90. So die Uebersetzung des lieblichen Liedes Jesu dulcis memoria, und das Lied „Christ, deines Geistes Süßigkeit“, oder „An Jesum gedenken ist Süßigkeit“. Dahin gehört das glühende Minnelied:

> Jesu, deine süße Minne
> Hat verwundt das Herze min.
> Du sumest dich ein Theil zu lange,
> Nu komm her zu der Engel Gesange
> Und zu der reinen Meide Schaar.

und ein anderes:

> Jesu Liebe, laß mich dich finden.

Alle abgedruckt bei Hoffmann a. a. O. Einem weltlichen Minneliede nur nachgebildet scheint das Lied S. 102:

> Eine Blume steht auf den Heiden,
> Es mag wohl Jesus seyn ꝛc.

Ganz verwildert ist das Lied S. 111:

> Wohlauf im Geist zum baden
> Ihr zarten Fräulein,
> Dahin hat uns geladen
> Jesus, der Herre mein.
> Hier quillt der ewige Brunnen.
> Da glänzt der ewige Summer.
> Da führt Jesus den Tanz
> Mit aller Mägde Schaar ꝛc.

In noch einem andern S. 112 kommt Christus als Minner zur Seele, wie zu einer Jungfrau im grünen Mai und steckt ihr ein Ringlein an den Finger. Edler ist das Lied S. 125, in welchem das Kreuz der wahre Maibaum genannt wird. Dagegen läßt sich wieder kaum eine unanständigere Anwendung der weltlichen Minne- und Weinlieder auf kirchliche Gegenstände denken, als S. 386 die des berühmten Weinlieds:

„der liebste Buhle, den ich han" auf Christum. Aber S. 405 begegnet uns wieder eines der schönsten Lieder:

Ich will mir ein Schifflein bauen,
Ein Schifflein der Seligkeit,
Darin ein Ruder machen
Mit ganzer Stetigkeit.
Nun, wer soll seyn der Schiffmann?
Jesus, der Bräutigam mein.

Die tiefste Gluth haucht aus einem holländischen Liede bei Hoffmann, horae belg. II. 11:

Jesus mit euern braunen Augen,
Ihr stehlt mir mein Sinn.
Ich wills Marien klagen,
Daß ich bezaubert bin.

Klagt das nur meiner Mutter
Das will ich an euch rächen,
Ich will euch so thun minnen,
Euer Herz will ich zerbrechen.

In einem Volksliede geht Christus auf Seelen aus, wie ein Liebhaber auf schöne Jungfrauen. Hoffmann, horae belg. I. 11. 28. Später wurde des Apulejus Märchen auf dasselbe Verhältniß angewandt und Christus in den Amor, der Christ in Psyche verwandelt.

Ein geistliches Minnelied, worin sich die glühendste Liebe zu Christo wie zu einem irdischen Geliebten ausspricht, an dessen Anblick man hängt, in dessen Nähe allein man sich wohl fühlt rc., s. in Haupts altd. Blättern II. 359. Noch schöner aber ist die tiefsinnige Klage um den Gekreuzigten. Es beginnt: O weh der Schmerzen! und endet:

Immer kränket
Mein Gemüthe
So mir gedenket
Seiner Güte,
Daß er sich wollte
Dem bittern Tod geben,
Daß er uns kaufte
Ein ewiges Leben.

Wo soll ich finden
Meines Herzen Trost,
Der sich ließ binden,
Daß wir würden erlost.

(Das. II. 129.)

In einem Liede des 14. Jahrhunderts bei Wackernagel Nr. 107 findet sich bereits eine Andeutung der erst später weiter ausgebildeten mystischen Contemplation, wonach Gott eine eben so große Sehnsucht nach uns, wie wir nach ihm haben soll, worin unser liebes Ich Gegenstand der göttlichen Minne und Begier seyn soll. Das wurde später die Lehre des Angelus Silesius. Jedenfalls demuthsvoller erscheint diese Contemplation in den Liedern des berühmten Straßburger Predigermönchs Johann Tauler im 14. Jahrhundert. Hier ist der Grundgedanke die franciscanische Vermählung der Seele mit der Armuth, damit sie gänzlich entleert werde, um ferner allein von Christo bewohnt zu werden. Von ganz ähnlicher Art sind die Lieder aus dem Münsterlande, dem 15. und 16. Jahrhundert angehörig, die Dr. Hölscher 1854 herausgab. Sie weisen auf die mystische Schule von Deventer und auf Thomas a Kempis hin. Ihr Grundgedanke ist:

Wer kennen will das ewige Gut,
Der sterbe dem eignen Willen.

Hier findet sich S. 45 auch bereits die erste Spur des wollüstigen Badens in Christi Blut, was später für die Herrnhuter so charakteristisch wurde.

O Jesu, allersüßester Herr,
Nun drückt mich in eure Wunden
Daß mich müsse waschen euer heilig Blut
Und reinigen mich von allen Sünden.

Unter diesen Münstrischen Liedern sind vieles echte Volkslieder. Eines der schönsten ist, wie Christus der Braut befiehlt, ihm zu folgen.

Heb auf dein Kreuz, mein liebe Braut,
Folge mir nach und trag es selber nu,
Denn ich hab es getragen vor dir,
Hast du mich lieb, so folge mir.

Die Braut erwiedert voller Angst:

O Jesu, allerliebster Herr,
Ich bin noch jung und allzu zart,
Ich habe dich lieb, das ist wahr,
Aber das Kreuz ist mir zu schwer.

Der Schluß aber ist:

Zu dem Himmelreich ist ein Weg alleine,
Das ist der Kreuzweg und sonst keiner.

Das schönste Volkslied, welches Christum seine Braut sich selber holen läßt, ist das von des Sultans Töchterlein. Es ist niederländischen Ursprungs und stammt wohl von einem Vläming, der ins h. Land gezogen. Man findet es in der Urgestalt bei Hoffmann, horae belg. II. S. 59, deutsch im Wunderhorn I. 15. Docen, Misc. I. 267. Weyden, Cölns Vorzeit S. 272. Des Sultans Tochter betrachtet einmal im Garten die Schönheit der Blumen und möchte gern den Meister der Blumen kennen lernen. Da kommt Jesus selbst, ladet sie freundlich in seinen Garten und wirbt sie zur Braut.

Und da sie ihm die Liebe bot,
Seine Wunden sich ergossen:
„O Lieb', wie ist dein Herz so roth,
Deine Hände tragen Rosen."

Mein Herz, das ist um dich so roth
Für dich trag ich die Rosen.
Ich brach sie dir im Liebestod,
Als ich mein Blut vergossen.

In einem andern Volksliede im Wunderhorn I. 64 heißt es von des Commandanten Tochter von Großwardein:

Dieselbe sollte heirathen, hatte sich aber bereits dem Heiland geweiht. Da ging sie an ihrem Hochzeitstage in den Garten und dachte an Christum, kniete nieder und betete. Da erschien ihr Christus selbst als himmlischer Bräutigam und führte sie aus ihrem Garten in den seinigen. Als sie nun dessen herrliche Blumen eine Zeitlang bewundert hatte und in Freuden an ihres Bräutigams Hand gewandelt war, ging sie traurig in ihren Garten und in das Haus ihres Vaters zurück, aber niemand kannte sie mehr, denn hundert und zwanzig Jahre waren vergangen. Da bat sie um einen Priester, nahm das h. Abendmahl und schlief für immer ein. Volkslied in Büschings Volkssagen S. 163. Des Knaben Wunderhorn I. 64.

Das Kleeblatt dieser lieblichen Dichtungen voll zu machen, dient das in Simrocks deutscher Sionsharfe 1857 S. 79 f. mitgetheilte schöne niederländische Volkslied vom Beginchen in Paris. Es scheint dasselbe Lied zu seyn, welches Hoffmann horae belg. II. 11 leider nur in einem Bruchstück mitgetheilt hat.

Ein zartes junges Mädchen in Paris hatte sich einzig dem Heiland geweiht und bat ihre Mutter, eine Beguine werden zu dürfen. Vergebens stellte ihr die Mutter den harten Stand einer Beguine vor, das Kind ließ sich nicht abhalten und lebte sich so in Jesu ein, daß sie wie im magnetischen Rapport seine ganze Leidensbahn hindurch mit ihm litt. Da kam er zu ihr in ihre Kammer unerkannt als Bote Jesu und wollte sie belohnen. Aber das Kind wollte keinen Lohn, als nur mit Jesu seine Armuth und Noth theilen. Du begreifest ja nicht, deutet Jesus ihr an, was lieben heißt: so heftig werd ich dich minnen, daß dir dein Herz muß brechen! Da erwidert das Mägdlein: ich mag ihn nicht aus mir minnen, er selber wird mir die Kraft geben. Als er nun in allem ihre kindliche Unschuld und Hingebung erprobt, nimmt er sie mit sich ins Himmelreich.

Sehr eigenthümlich ist auch die kleine Legende vom zwölfjährigen Mönchlein, herausg. von Maurer v. Constant. Schaffhausen 1842.

Eine Frau hatte sieben Töchter, da betete sie inständig um einen Sohn und wollte ihn sündenlos halten. Nun gebar sie einen Knaben, der von Jugend auf heilig und schon im zwölften Jahr ein Mönch war, und mit dem Christkind spielte, also daß er von demselben die wunderbaren Gaben des Gesanges ꝛc. immer mehr empfing, bis er, als zu gut für diese Erde, plötzlich starb, vom Christkinde selbst unter dem Gesang der Engel abgeholt.

2.

Die Gedichte vom h. Graal.

Die Schüssel, deren sich der Heiland bei seinem letzten Abendmahle bediente, wurde ein Anhaltspunkt, an den sich eine reiche Poesie knüpfte.

Unter dem heiligen Graale wird der Stein (Smaragd) verstanden, den der Erzengel Michael aus der Krone des Lucifers heraushieb und der in der Luft hängen blieb, bis Christus ihn zu seinem Abendmahlgefäß machte. Beim Tode des Heilands wurde die kostbare Smaragdschüssel benutzt, um das Blut desselben darin aufzufangen und

später von Joseph von Arimathia ins Abendland gebracht und auf dem Berge Montsalvatsch in den Pyrenäen in einem prachtvollen Bau, der zugleich Palast und Kirche und das Ideal der gothischen Baukunst war, von Templeisen (Tempelherren) bewacht. So berichtet das Gedicht von Titurel. Ueber den Namen Graal vgl. die sämmtlichen Muthmaßungen bei San Marte, Wolfram II. 362. Gräße, Sagenkreise, 137. Am wahrscheinlichsten leitet man den Namen von saug real (das königliche Blut Christi) her.

Die Sage vom Graal ist im südlichen Frankreich ausgebildet worden und gehörte als poetisches Eigenthum den Tempelherren an, deren Idee und Tendenz in dem Graalssagenkreise durchgeführt wird. Da in jener Zeit gerade die Artusromane Mode waren, so schloßen sich die vom h. Graal denselben äußerlich an. In Deutschland wurden aber die französischen Dichtungen vom Graal nicht blos übersetzt, sondern auch selbstständig erweitert und ungleich tiefsinniger behandelt.

Den übrigen Graalsdichtungen voran steht der Titurel. Vollständig ist er nur in einer jüngeren Bearbeitung des Albrecht von Scharfenberg zu Ende des 13. Jahrhunderts vorhanden. Ein älteres Gedicht von Wolfram von Eschenbach ist nur Bruchstück. Der Inhalt ist (nach welscher Quelle):

Senabor regierte als Heide zur Zeit, da Judas Christum verrieth. Sein Sohn Parillo heirathete die Tochter des Kaisers Vespasian und ließ sich taufen, wurde aber von den Heiden vergiftet. Sein Sohn Titurison rächte ihn, hatte aber von seiner Gemahlin Elizabel von Aragon keine Kinder. Da brachten sie ein kostbares Bild als Opfer nach Jerusalem und gewannen dadurch ein Kind, das sie Gott weihten. Das war Titurel, der schon früh die Heiden bekämpft und als Held und Weiser bis ins 50. Jahr in keuscher Reine lebt, immer noch mit dem Aussehen eines Jünglings. Da rief ihn ein Engel ab und brachte ihn nach Galicien auf den in unzugänglichem Gebirg über tiefe Wälder ragenden Berg Montsalvatsch (sauvage, wilder Berg), auf dessen Gipfel er eine Burg mit einem kunstreichen Tempel baute. Derselbe war eine byzantinische Rotunde mit 72 achteckigen Chören; über je zwei derselben erhob sich außen ein gothischer Thurm. Das Gewölbe war im Spitzbogenstyl aufgeführt, die bunten Fenster nicht von Glas, sondern von Edelsteinen, über dem Hauptgewölbe der Rotunde erhob sich ein ungeheurer Thurm, die der Chöre weit überragend. Aus der Rotunde entwickelte sich dann nach außen hin durch Länge- und Querschiff der Kirche eine Kreuzform. Inmitten aber unter der Rotunde stand der

ganze Tempel im Kleinen wiederholt und in ihn hinein als ins Allerheiligste trugen die Engel den h. Graal, dessen Hüter Titurel seyn sollte.*) Der Graal selbst (die Abendmahlsschüssel) war von dem Stein, der aus Lucifers Krone fiel, als er Gott widersagte und Michael ihn mit dem Schwert über den Kopf hieb. Neutrale Engel, die sich weder für Gott, noch den Teufel entschieden, mußten den Stein in der Luft halten, bis Christus erschiene. Da brachten sie ihn zur Erde und er wurde das Abendmahlsgefäß. Nachher schwebte er wieder, von Engeln getragen, in der Luft. Der Graal schwebte so lange glänzend in der Luft, bis der Tempel fertig war. In Schriftzügen war auf ihm zu lesen, was geschehen sollte, wodurch er alles regierte. Ja am Charfreitag kam eine Taube und legte eine Oblate auf den Stein, der dann alles gewähren konnte, was man flehte. Wer ihn ansah, blieb in dem Zustand, in dem er war. So konnte Titurel uralt werden und doch jung bleiben. 400 Jahre lang hütete Titurel den Graal in steter Jugend blühend, da wird ihm offenbart, er solle die schöne Richoude ehelichen. Nach 20 Jahren starb diese und hinterließ ihm zwölf Kinder. Aus Trauer um sie übergab Titurel die Hut des Graals seinem Sohne Fritumel. Dieser starb ebenfalls und die Hut übernahm sein Sohn Amfortas. Als derselbe sich aber, dem Gebot des Graals zuwider, in die schöne Orgeluse verliebte, wurde er von Gamoflanz im Kampf mit einem verzauberten Speer verwundet, daß die Wunde nie heilte und er nicht leben noch sterben konnte, zur Strafe dafür, daß er des Graals nicht geachtet. Doch erhielt ihn der Anblick des Graals am Leben und er vertrieb sich die Zeit mit angeln, als König pecheur (Fischer und Sünder). Er sollte nur dann geheilt werden, wenn ein Unbekannter ihn nach der Ursache seines Leidens fragen würde. Das war bekanntlich Parcifal, von dem ein besonderes Gedicht handelt. Das Hauptinteresse in vorliegendem Gedicht wendet sich vorher einer andern Seite zu. Des Amfortas Schwester Tschoisiane war die reinste und keuscheste Jungfrau, so daß ihr allein vergönnt war, den h. Graal in ihren Händen zu tragen, wenn er in Prozession herumgetragen wurde. Sie heirathete den Kiot und starb, indem sie die schöne Sigune gebar. Diese wurde bei ihrer Tante Herzeloide mit dem jungen Tschionatulander, Delphin von Graswaldane (Grenoble), auferzogen, und zwischen beiden Kindern entspann sich eine frühe Liebe, deren Schilderung besonders in dem Wolframschen Fragment reizend ist. Als Herzeloide ihren Gemahl Gamuret im Kampfe verlor und aus Gram in eine Wildniß ging, folgten ihr die jungen Leute. Da fieng Tschionatulander den Bracken Gardewias mit dem kostbaren Seil oder Bande, dessen Inschrift kaum zu lesen, als der Hund sich losriß. Sigune wollte ihn nun um jeden Preis wieder

*) Kaiser Karl IV. ließ die Kreuzkapelle auf Karlstein, wo er die böhmischen Reichskleinode bewahrte, im Kleinen nach diesem Vorbilde bauen. Boisserée entwarf einen Grund- und Aufriß des Tempels in den Abhandl. der bayrischen Akademie, 1835. I. 307.

haben. Nach vielen Kämpfen an Artus Hof und im Orient mit den Besitzern des Hundes gewann Tsch. das Seil, wurde aber, als er mit Sigune im Walde allein war, von dem früher von ihm besiegten Orilus überfallen und getödtet. Sigune hatte ihn so sehr geliebt, daß sie schon früher, so oft er von ihr schied, auf seine Bitte sich für ihn nackt ausgezogen hatte, damit er das reinste Bild ihrer Schönheit mitnehme. Als er todt war, konnte sie sich nicht von ihm trennen, sondern balsamirte seine Leiche ein und legte sie in die Zweige einer Linde, in die sie sich neben ihn hinsetzte und wie die Turteltaube klagte. So fand sie Parcifal. Endlich ließ sie sich bewegen, den Geliebten beerdigen zu lassen und selbst in eine Klause am Montsalvatsch als Einsiedlerin zu gehen.

Parcifal wurde nachher Hüter des Graales, wie in seinem Gedicht beschrieben ist, worauf er den Graal aus dem Abendlande wegführte und nach Indien versetzte, wo er der berühmte Priester Johannes in einer reinen Hierarchie wurde. Hier endet auch die ritterliche Eigenschaft der Templeisen, als Graalshüter gegen die Heiden zu kämpfen. Alles wird rein priesterlich. Die Reise des Graals hat viele Elemente der wunderbaren Geographie in sich (wie die des Montevilla). Parcifal findet in Indien den Priester Johannes schon in einem colossalen Priesterreiche vor, wird ihm aber durch die Schrift, die auf dem h. Graal erscheint, förmlich substituirt, wird selber der Priester Johannes und bleibt als solcher Hüter des Graals, nachdem auch sein Schloß und Tempel durch Wunder von Montsalvatsch nach Indien versetzt worden.

Sieht das nicht aus, wie der Sehnsuchtstraum eines Tempelherrn, der, den Untergang seines Ordens im Abendlande ahnend, sich nach dem fabelhaften Asyl im Oriente versetzt wünscht? — Ein altd. Gedicht vom Priester Johannes in einer Berliner Handschrift, unvollständig, s. Haupt, altd. Blätter I. 308.

Wolfram von Eschenbach hat nur die Liebesgeschichte Tschionatulanders und Sigunens hervorgehoben.

Dagegen hat derselbe Dichter in seinem größeren Epos **Parcifal** seine welschen Quellen benutzt, um aus eigenem Geist ein großes Ganze darauf zu bauen. Ueber sein Verhältniß zu den Quellen lese man Simrocks ausgezeichnete Forschung in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des Parcifal. Hier wird die Originalität Wolframs in den Grundzügen des mystischen Gedichts nachgewiesen. Ich kann hier den höchst reichen Inhalt nur kurz zusammenfassen:

Gamuret, der keinem Herrn als dem höchsten dienen wollte, rettete im Mohrenland eine schwarze Königin und fand sie in ihrer Rubinenkrone so schön, daß er einen Sohn mit ihr zeugte, Namens Feirefiz, halb schwarz wie die

Mutter, halb weiß, wie der Vater. Darauf rettete er in Spanien die schöne weiße Königin Herzeloide und zeugte mit ihr den Parcifal, fiel aber bald darauf im Kampfe. Da zog Herzeloide mit ihrem Knaben in die Wildniß, wo er wild aufwuchs. Im Walde sangen die Vögel so schön und weckten ihm wunderbare Sehnsucht. Da wollte die Mutter alle Vögel tödten lassen, aber der Knabe bat für sie. Einmal sah er einen Ritter und hielt ihn für Gott, der Ritter aber lachte und sagte, auch er solle einst ein Ritter werden und darum zum König Artus gehen. Nun hatte der Knabe keine Ruhe mehr und wollte durchaus fort. Die kluge Mutter aber hoffte ihm die Fahrt zu verleiden, indem sie ihn wie einen Narren anzog und ihm lauter verkehrte Lehren gab, damit er überall ausgelacht, mißhandelt und zu baldiger Rückkehr veranlaßt würde. Unter anderm hatte sie ihm gesagt, er solle bei Frauenzimmern dreist seyn und ihnen gleich Ring und Kuß rauben. Als er nun die schöne Jeschute in ihrem Zelte schlafend sah, that er, wie die Mutter ihm befohlen, was Jeschutes Gemahl Orilus tödtlich gegen ihn erbitterte. Parcifal war unterdeß weiter geeilt und der rothe Ritter Ither, der dem König Artus seinen goldnen Becher gestohlen, denselben in den Schooß der Königin ausgeschüttet und frech alle Ritter der Tafelrunde zum Kampfe gefordert, hatte ihm höhnische Grüße an Artus Hof aufgetragen. Man kann sich denken, wie nun Parcifal mit solchen Grüßen und in seiner Narrentracht bei Hofe empfangen wurde. Allein er machte alles wieder gut, indem er trotz seiner elenden Bewaffnung eben jenen rothen Ritter im Zweikampf überwand. Darauf unterrichtete ihn der alte Ritter Gurnemanz in allen ritterlichen Sitten und Tugenden. — So veredelt fand Parcifal die schöne Prinzessin Konduiramur, gegen die er die bescheidenste Zurückhaltung beobachtete, bis sie selbst heimlich zu seinem Bette kam und ihn beschwor, sie von dem ihr aufgedrungenen Bräutigam Klamide zu befreien. Das that er und empfing nun selbst die Hand der geliebten Prinzessin. Nun ergriff ihn aber unwiderstehliche Sehnsucht, seine Mutter wiederzusehen, und er ritt zu ihr. Unterwegs aber verirrte er und gelangte auf das Schloß Montsalvaz, wo der heilige Graal von den Templeisen gehütet wurde. Gastlich empfangen sah er staunend, wie eine wunderschöne Jungfrau das strahlende Gefäß vor dem in Pelz gehüllten siechen König Amfortas niedersetzte, aber von Gurnemanz belehrt, daß man nie ungefragt reden dürfe, wagte er nicht zu sprechen und alles blieb ihm ein Geheimniß, bis er auf der Weiterreise die unglückliche Sigune fand, die auf den Zweigen eines Baumes den Sarg ihres geliebten Tschionatulanders hütete, und die ihm sagte, wo er gewesen und daß Amfortas sein eigner Oheim, die herrliche Jungfrau aber, die den Graal getragen, Konduiramurs Schwester sey und daß er den siechen König hätte erlösen können, wenn er ein Wort gesprochen hätte, nun könne er aber nie wieder dahin kommen. Tief traurig darüber, durch sein Schweigen auf dem Schlosse so viel versäumt zu haben, ritt er weiter und fand Jeschute wieder, die Orilus unterdeß schlecht behandelt hatte, die er nun aber wieder

mit ihm versöhnte. Immer noch in sich gekehrt weiter reitend sah er, wie ein Falke eine Gans verfolgte und packte und drei Blutstropfen fielen in den frischen Schnee. Beim Anblick der rothen und weißen Farbe trat ihm nun Kanduiramurs Bild vor die Seele, und in ihre Erinnerung versunken blieb er, auf die Lanze gelehnt, vor den drei Blutstropfen stehen, starr und ohne etwas anderes um sich zu merken. So sahen ihn Ritter von Artus Hofe und glaubten, er harre hier auf einen Gegner und fordere die Tafelrunde heraus. Er mußte auch wirklich mit einem Ritter kämpfen und warf ihn nieder. Da erkannte ihn Gawain und brachte ihn an den Hof.

So war er denn durch den weisen Rath des Gurnemanz nicht weniger getäuscht worden, wie früher durch den thörichten der Mutter. Aber bei seiner Abhängigkeit von andern war er doch zu Höherem bestimmt, als Gawain, den der Dichter als seinen Gegensatz behandelt, als einen durchaus praktischen, auf sich selbst stehenden Mann, der kämpfend viel erringt, aber doch nicht das Höchste. Die Abentheuer Gawains übergehe ich hier.

Parcifal konnte den Kummer und Verdruß nicht überwinden, und irrte unstet umher; da begegnete ihm einmal ein Greis und frug: was er in Waffen wolle an einem so heiligen Tage? Parcifal antwortete, er kümmere sich um Gott nicht, da Gott ihn auch verlassen habe. Der Greis aber sprach ihm ernst ins Gewissen, es sey Charfreitag, und Parcifal wurde zum erstenmal von tiefer Gottesfurcht ergriffen, legte die Waffen ab und beichtete. In der Beichte aber bekannte er, zwei Sachen drücken ihn schwer, daß er den Graal nicht gewonnen und daß er sein Weib verloren habe. Das letztere entschuldigte der Greis, über das erstere aber belehrte er Parcifal ernst. Der h. Graal, sprach er, sey der herrlichste Edelstein in der Krone Lucifers gewesen, als dieser aber von Gott sich losgesagt, sey der Stein aus der Krone gefallen und habe zwischen Himmel und Erde geschwebt, bis Christus gekommen sey. Alsdann habe der hohle Stein als Abendmahlsgefäß gedient, und Joseph von Arimathia habe in dasselbe Gefäß das Blut des Heilandes am Kreuze aufgefangen. Daher komme jeden Charfreitag eine weiße Taube und lege eine Oblate auf das Gefäß und wer diese besitze, könne über die ganze Welt gebieten. Auch lese man auf dem Gefäß die Namen derer, die dem Graal dienen, und derer, die aus den Dienern des Graals Könige werden sollen. Engel hätten das Gefäß dem König Titurel gebracht, der ihm auf Montsalvaz einen Tempel und die Templeisen als Ritter des Graals gestiftet habe, die als geheime Gesellschaft in die Geschicke der Welt mächtig eingreifen. Der Enkel des Titurel aber, Amfortas, der gegenwärtige Herr des Graals, sey von einer giftigen Lanze verwundet unheilbar siech, ohne sterben zu können, bis ein Ritter nach Montsalvaz komme und unaufgefordert nach der Ursache seines Siechthums fragen würde. Derselbe Ritter sollte dann auch Amfortas Nachfolger und Herr des Graals werden. So der Greis, der ihm auch den Tod seiner Mutter meldete und dessen Erzählung den armen Parcifal freilich nicht trösten konnte, sondern

nur in noch tieferes Leid stürzte. Da traf er auf Feirefiz; ohne daß beide wußten, sie seyen Brüder, kämpften sie auf Leben und Tod. Feirefiz besaß einen Talisman, der ihm übernatürliche Kräfte gab, Parcifal aber richtete in der höchsten Gefahr seine ganze Seele auf Gott und siegte. Da erschien eine Botin des Graals und verkündete ihm, durch sein Gottvertrauen sey alle Schuld von ihm genommen. Beide Brüder zogen nun vereint nach Montsalvaz und hier machte Parcifal alles wieder gut, was er das erstemal versäumt, stellte dem Oheim Amfortas die erforderliche Frage und wurde Herr des Graals. Da zog Kaduiramur mit den beiden Knaben, die sie unterdeß geboren, zu ihm und ruhte unterwegs auf derselben Stelle, wo Parcifal einst die drei Blutstropfen gesehen, und er, ihr entgegenkommend, fand sie dort. Sein ältester Sohn wurde der berühmte Lohengrin. Feirefiz aber heirathete die schöne Graalsträgerin Urepanse, Konduiramurs Schwester, nachdem er getauft worden, denn so lange er noch Heide war, konnte er den h. Graal nicht einmal sehen, obgleich er vor ihm stand. Aus dieser Ehe entsprang der berühmte Priester Johannes.

Das poetische Motiv in diesem schönen Gedicht ist ohne Zweifel der echt germanische gemüthliche Charakter des Helden, das Bewußtlose, die Hingebung an Andre, die dennoch die tiefste und gediegenste Kraft verbirgt, im Gegensatz gegen das weltgewandte und stets bewußte Wesen der Romanen. Zugleich ist Parcifal das Ideal eines Tempelherrn oder geistlichen Ritters, in dem das Heldenthum gänzlich dem Höheren und Göttlichen zugewendet seyn soll.

Sehr merkwürdig ist die altdeutsche Legende vom h. Rock Christi. Diese berühmte Reliquie des Heilandes, deren Ausstellung zu Trier im Jahr 1844 über eine Million Wallfahrer herbeirief, wurde unter Kaiser Max I. im Jahr 1512 ebenfalls öffentlich zur Schau gestellt, bei welchem Anlaß zum erstenmal die Legende des h. Gewandes im Druck erschien. Es ist ein altdeutsches Gedicht, aus dem 12. Jhd., handschriftlich noch in Straßburg erhalten und durch von der Hagen aus Anlaß des Trierer Festes 1844 neu herausgegeben. Darin heißt es:

Maria spann und webte den Rock aus der Wolle eines Lammes. Nach dem Tode des Heilandes gab ihn König Herodes einem alten Juden zum Lohn für zweiunddreißigjährige Dienste. Da aber der Jude die Blutflecken nicht auswaschen konnte, befahl Herodes, den Rock in einem Steinsarge ins Meer zu versenken. Hier brach ein Siren ihn auf, der Rock trieb an den Strand und lag da neun Klafter tief neun Jahre lang, bis der Pilger Tragemund, der 72 Königreiche kannte, auf dem Wege zum h. Grabe ihn fand. Weil

aber auch er die Blutflecken nicht auswaschen konnte, warf er ihn ins Meer, wo ein Wallfisch ihn verschlang und wieder acht Jahre lang trug. Schluß der Einleitung oder ältern Geschichte des Rocks. Nun erst beginnt die Sage vom Orendel. König Eigel von Trier hatte drei Söhne. Einer derselben, Orendel, flehte Marien um gute Ritterschaft und seinen Vater um ein Weib an. Da aber Eigel in der Nähe kein würdiges Weib wußte, wies er seinen Sohn an die Bride (im alten Druck auch Brigida genannt), Herrin des h. Grabes, das schönste aller Weiber. Orendel ließ 12 goldene Sporen machen, wovon er nur ein Paar behielt, und nahm acht Könige und 9000 Ritter auf 72 Schiffen mit. Sie schifften Mosel und Rhein hinunter ins Meer, geriethen aber ins Klebermeer, wo sie drei Jahre fest lagen, bis Orendel Marien um Hülfe bat, die sofort einen Sturm sandte, der sie wieder flott machte. Sie kamen nach Großbabylonien, wo ihnen König Belian den Weg verlegte, den sie aber, obgleich er über 72 Könige herrschte, zurückschlugen. Dann besuchten sie das h. Grab. Allein durch einen Sturm gingen sie alle im Meer unter, außer Orendel, der nackt ans Ufer geworfen wurde. Hier diente er dem Fischer Eise und fing den Wallfisch, in dessen Bauch er den h. Rock fand. Eise aber ließ ihm den Rock nicht, sondern wollte ihn verkaufen. Auf sein Gebet aber schickte ihm Maria durch den Engel Gabriel 30 Goldstücke, wofür er den Rock kaufte, um darin, als in einem unverwundbaren Harnisch wider die Heiden zu streiten. Gleichwohl fiel er in die Hände eines Riesen, der ihn über einen Berg trug und in einen tiefen Kerker warf, aus dem ihn aber Gabriel wieder frei machte. Nun kam er wieder zum h. Grabe und gerieth unter die Tempelherrn, die dort der schönen Bride dienten. Sie selbst erschien auf der Zinne im Zobelmantel, strahlend von Schönheit, unter zwölf Jungfrauen. Zwei Heidenkönige und Brüder, Marzian und Suban, warben um sie und spielten Schach. Da nahte ihnen Orendel und bat um ein Roß und Rüstung. Marzian gab ihm aus Scherz das wildeste schwarze Roß, das drei Männer nicht bändigen konnten. Allein er bestieg es leicht und tödtete im Waffenspiel den Suban und viele andere, worauf Marzian entfloh. Die Tempelherrn wurden aber neidig auf Orendel und bestellten den ungeheuren auf einem Elephanten reitenden Riesen Metwin (Mentwein, Ertwein), allein Orendel tödtete ihn. Neun Riesen wurden gegen ihn aufgeboten, aber Bride gab ihm ihres Vaters David gefeytes Schwert und damit jagte er die einen ins Klebermeer, die andern ins Wetterische Meer, die dritten in den wüsten Wald. Bride hatte unterdeß für ihn am h. Grabe gebetet. Nach seiner siegreichen Rückkehr wollte sie sich mit ihm vermählen, aber der Engel Gabriel gebot ihnen die Jungfrauschaft und so lagen sie im Bett zusammen, das Schwert zwischen sich, da kam aus der Wüste abermals ein Riese Pellian mit unzählbaren Schaaren, und diesmal kämpfte Bride an Orendels Seite und beide siegten, erschlugen die einen, fingen und tauften die andern. Da kam der Fischer Eise und forderte seinen Knecht zurück, Bride aber machte

ihn zum Herzog und setzte ihn zum Hüter des h. Grabes. In einem neuen Kampf mit den Heiden wird Orendel bei der Belagerung von Westval gefangen, indem man ihn mit Haken hineinzieht. Der Zwerg Alban will Bride heimlich zu ihm führen, als er sie aber zu überwältigen trachtet, tritt sie ihn unter die Füße. Nun bringt er sie zu Orendel, sperrt aber beide ein. Beide werden jedoch durch Gabriel wieder befreit. Nachdem sie alle Feinde besiegt, lassen sie die getauften Heidenkönige Elemi und Surian als Hüter des h. Grabes zurück und ziehen, unter Geleit des Eise, zur See heim nach Trier. Aber kaum haben sie hier ihren Triumphzug gehalten, so träumt beiden, das h. Grab sey durch der Hüter Verrath verloren. Sie kehren also wieder um, nur den h. Rock in Trier zurücklassend. Nachdem sie zu Acre gelandet sind, geht Bride allein als Pilgerin voran zum h. Grabe, wird aber erkannt und dem König Meinold von der Wüste Babylon zur Minne überliefert, dessen Diener Princian sie entkleidet und geißelt. Orendel und Eise wollen sie befreien, werden selbst gefangen, aber durch ihr treues Heer, das Maria durch eine Taube unterrichtet, befreit. Noch einmal wird Bride vom König Wolfhart gefangen und soll zu seiner Minne gezwungen werden, als ein Schlaftrunk den König lähmt, dem das Haupt abgeschlagen wird. Bride erobert nun Jerusalem wieder, als sie sich aber mit Orendel vermählen will, verbietet es ihr der Engel für immer, verkündet ihr ihren nahen Tod und führt ihre Seele, mit der des treuen Eise, gen Himmel.

Zu dieser merkwürdigen Dichtung ist ohne Zweifel ein heidnischer Mythus (vgl. Saxo, Gesch. III. 48. Grimm, D. M. 348. Uhland, Sagenforschungen 47) benutzt, aber bis zur Unkenntlichkeit umgedichtet worden.

3.

Allegorische und mystische Dichtungen.

Die eigentlichen kirchlichen Lehrgedichte, eine geniale Auslegung des Vaterunsers des Heinrich von Krolewitz im 13. Jahrhundert, ein Gedicht vom Glauben, eine Auslegung der zehn Gebote, der Mißbräuche rc. gehören nicht zur Poesie. In den allegorischen Dichtungen schafft die Phantasie schon selbstständiger.

Man liebte Glaubens- und Sittenlehren in die Allegorie einzukleiden. Daraus entstanden allerdings viele langweilige Lehrgedichte, in denen trotz Versen und Sinnbildern doch keine Wärme, kein poetischer Lebenshauch war; allein auch sehr tiefsinnige, in denen die Mystik der Poesie

vermittelt wurde. Zunächst hielten sie sich an die große christliche Grundidee der Welterlösung. Maaßgebend ist in dieser Beziehung das Gedicht von Gottes Zukunft, welches Heinrich von Neuenstadt um das Jahr 1200 dem Anticlaudian des Alanus ab insulis aus dem 12. Jahrhundert nachdichtete. Hier vereinigen sich die Natur, die Tugenden und die Künste, um der Weisheit den Wagen zu schirren, auf dem sie gen Himmel fährt, um Gott zu bitten, er möge sich der bösen Welt erbarmen. Gott thut es und nun gehen sämmtliche Tugenden in den reinen Leib der Jungfrau über. Nun folgt die Verkündigung, die Geburt, Leben und Leiden des Herrn, alles im Hymnenton, indem der Dichter sich nie in die epischen Einzelnheiten vertieft, sondern immer in seinem Gefühl und Bewußtseyn das große Endziel festhält. Daher auch am Schluß die prachtvollste danteske Entschleierung des irdischen Verderbens, der Sündenfolgen, der Höllenpein und der teuflischen Häßlichkeit, und andrerseits die zweite Herkunft des Herrn, um den Antichrist zu überwinden.

Diese großartige und objective Auffassung blieb lange vorherrschend, ehe die mehr kleinliche und subjective obsiegte. Der Einzelne verlor sich im großen Ganzen seiner Kirche und dachte weniger an sich. Erst nach und nach begann die egoistische Mystik, welche Gott und die Welt nur auf das Ich bezog.

Im „Buch der Maide“ des Heinrich von Müglin in einer Heidelb. Handschrift wird der Gedanke durchgeführt, alle Tugenden kommen aus Gott und die Natur habe kein Recht, sich dessen zu rühmen, was sie dem Menschen gegeben. Zuerst streiten die Künste vor Kaiser Karl IV., dann die Tugenden vor der Theologie um den Vorzug, und die letztere entscheidet: Im Anfang war nur Gott, da Gott die Natur geschaffen hat, ist, was Tugend in ihr ist, auch aus Gott.

Die gesammte Christenheit oder die Kirche wurde gedacht unter dem Sinnbild eines Wagens mit vier Rädern. Diese Räder werden in einem Gedicht des Wernher vom Niederrhein (herausgegeben von W. Grimm 1839) gedeutet als die Hauptmomente im Leben Christi, später als Evangelien, Cardinaltugenden ꝛc. Der Wagen wurde besonders in der späteren Jesuitenpoesie unzähligemal als Triumphwagen der römischen Kirche über die Trophäen der Ketzerei geführt. — Ein zweites sehr beliebtes

Sinnbild war das Schiff. Man verglich die Kirche mit der Arche Noahs im Meer der Sünden.

Die Tugenden werden allegorisch aufgefaßt als Blumen im Kranze der h. Jungfrau, oder der h. Martina (in den ihnen gewidmeten Dichtungen), oder als Blumen, die auf dem Wege zum Himmel wachsen (in dem niederrh. „Kranz göttlicher Liebe“, in Schade's geistl. Gedichten S. 225 f.); oder als Edelsteine in der Krone der h. Jungfrau (in vielen Marienliedern); oder als Stufe einer Treppe zum Heiligthum (in den „sieben Graden“ einer Heidelb. Handschrift).

Die Laster oder Todsünden wurden eben so allegorisch behandelt. Ihrer gedenken am öftesten die s. g. Beichtspiegel. Noch einfach werden die sieben Todsünden aufgezählt und vor ihnen gewarnt in einem altd. Gedicht bei Mone, Schauspiel I. 324. Vgl. Graffs Diutiska I. 292 f. Tugenden und Laster kämpfen mit einander als Amazonen in der Handschrift der Herrad von Landsberg in Straßburg. Auch als die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen stehen sie sich oft gegenüber. Als der alte Landgraf Friedrich der Gebissene von Thüringen einmal (1322) einem solchen Schauspiel von den klugen und thörichten Jungfrauen zusah, wurde er schwermüthig, weil den letzteren keine Gnade von Gott widerfuhr, obgleich in dem Schauspiel Maria selbst für sie bat. Nach einer Erfurter Chronik bei Menken, script. III. 326. Ueber die Scenerie solcher Schauspiele, die im 15. Jahrhundert immer mehr Personen und Zeit erforderten, daß ein Stück mehrere Tage hinter einander dauerte, s. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst I. 35 f.

Das „Gnaistli“ heißt ein altdeutsches Gedicht in v. Laßbergs Liedersaal III. Nr. 178. Gnaistli = der Funken, weil es zur Tugend anfeuern soll. Es ist übrigens eine kalte Allegorie, ein Streit zwischen den sieben Todsünden und den sieben guten Werken. Die Liebhaberei an Wettstreiten culminirte in dem im 15. Jahrhundert sehr beliebten, zuerst 1472 gedruckten Prozesse Belials wider Christum.

Von den Gebeten steht ein schönes Gleichniß in den altd. Gedichten, die v. Laßberg in seinem Liedersaal herausgegeben hat, III. Nr. 233. Ein Einsiedler empfing täglich von einem Engel Weintrauben, bemerkte aber nach einiger Zeit, daß die Beeren daran bald überreif, bald noch unreif waren und stellte den Engel deshalb zur Rede. Dieser aber sagte: bete

nur immer zur rechten Zeit, dann werden die Beeren weder zu frühe noch zu spät reifen.

S. Hildegard, Gräfin von Spanheim, Aebtissin von Bingen, † 1180, schrieb lateinische Visionen und Prophezeihungen. Wie früher die heidnische Velleda in ihrem einsamen Thurme, so wurde sie in ihrem Kloster von den Mächtigsten der Erde aufgesucht und um Rath gefragt. Die Kaiser und Päpste schrieben an sie, der h. Bernhard besuchte sie rc. Schon als Kind wurde ihr Inneres erleuchtet und sie schaute ferne und zukünftige Dinge.

Unter anderm sagte sie die künftigen großen Krisen der Kirche, die Reformation rc. vorher. Ihre unter dem Namen Scivias niedergeschriebenen Visionen enthalten durchaus Symbola, d. h. sie sieht einen Feuerberg, das ist die Stärke Gottes. Sie sieht unzählbare Lichter, das sind Selige. Sie sieht die Morgenröthe, das ist das Blut des Mittlers in die Welt ergossen, um ihre Finsterniß zu tilgen und ihr Licht zu bringen. Sie erblickt im durchsichtigen Leibe des Weibes den menschlichen Embryo schillernd in allen Farben des Chamäleons, das ist des Menschen wechselvolles Wesen (I. 4. Vision). Drei Fenster im Monolithen (aus einem einzigen Stein erbauten Thurm) der Kirche, drei Lichter oder Strahlen rc. sind die Dreieinigkeit. In der sechsten Vision des zweiten Buchs badet die Braut Christi unter dem Kreuz im Blut, das aus der Seitenwunde des Gekreuzigten fließt; das ist allegorisch der Genuß des h. Abendmahls. Die Sinnlichkeit erscheint als ein gräulicher fünffach gegürteter Wurm. In der ersten Vision des dritten Buchs erscheint Gott als der herrlichste durchlauchtigste Jüngling, in seiner Brust von den köstlichsten Edelsteinen umgeben, wie sein innerstes Herz tragend — einen schlechten Lehm, den Menschen. In der fünften erblickt die Seherin ein riesenhaftes Haupt, von Zorn geröthet und gerunzelt, mit drei ungeheuren Flügeln, die es grimmig bewegt, jedoch ohne Rumpf. Das ist der Zorn Gottes. In mehrern Visionen wiederholt sich das Bild einer Säule, welche Gott bedeutet, mit einer Treppe, die zu ihr führt, worunter die Stufen der Tugenden verstanden werden; doch sind es nur die gleichsam weiblichen Tugenden der Demuth, Liebe, Gottesfurcht, Hoffnung und Keuschheit nebst dem Gehorsam und Glauben, während die männlichen Tugenden als starke Bollwerke untergebaut sind: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Heiligkeit. Endlich sah sie einmal das ganze jüngste Gericht, die Auferstehung der Todten und wie Christus unter sie tritt. Zu Wiesbaden befindet sich eine Handschrift der Visionen mit schönen Miniaturen. Auch schrieb sie mehrere Leben der Heiligen. Ueber die Ausgaben ihrer Schriften siehe Gräße, Literärgeschichte II. 2. 140. Eine kurze Biographie und Uebersicht über alles die Heilige betreffende Literarische in „die heilige Hildegard" von Dahl. Mainz 1832.

Nach einem altdeutschen Gedicht Barlaam und Josaphat von Rudolf von Montfort und in den gestis Romanorum Nr. 168 macht Barlaam vom menschlichen Leben folgendes Bild.

Ein Mensch fürchtet sich vor einem Einhorn und fällt in einen Abgrund. Da hält er sich an einem Baum, zu dessen Füßen aber lauert in einem Brunnen ein Drache mit offnem Rachen auf ihn, und eine weiße und schwarze Maus bewegen des Baumes Wurzeln, daß er wankt, und vier Vipern verpesten die Luft mit ihrem Athem. Aber oben aus dem Baum fließt Honig, von dem er so viel genießt, daß er alle Gefahr über der Süßigkeit vergißt, dann aber in den Rachen des Drachen hinabstürzt. Vgl. Wiener Jahrbücher VI. 174. Grimm altd. Wälder I. 77. Das Einhorn ist der Tod, der Abgrund die Welt, der Baum das Leben, die Mäuse sind Tag und Nacht, die Vipern sind die Elemente, der Honig ist die Verlockung dieser Welt, der Rachen unten die Hölle.

Sehr beliebt waren schon in der ersten Hälfte des Mittelalters die Vorstellungen vom Weltende, vom Antichrist und vom jüngsten Gericht. Dem deutschen Volke war die Erinnerung an das Weltende nach heidnischen Begriffen noch tief eingeprägt. Nach der Edda sollen im s. g. Götterrauche alle Menschen und Götter, Erde und Himmel untergehen und dann ein neuer Himmel und eine neue Erde unter der Herrschaft des weißen Baldur beginnen. Daß dieser mit dem „weißen Christ" identificirt und der Uebergang zum Neuen als Bekehrung zum Christenthum aufgefaßt wurde, ist höchst wahrscheinlich. Deshalb nun lebte die Erinnerung an den Götterrauch fort, und konnte in einem altd. Gedicht Muspilli des 9. Jahrhunderts (s. oben S. 220) in die christliche Vorstellungsweise übergehen. Daher auch die vielen aus den folgenden Jahrhunderten erhaltenen deutschen Gedichte vom Entechrist und vom jüngsten Gericht und seinen 10 oder 15 Vorzeichen. Vgl. Wackernagel, Gesch. der deutschen Literatur S. 160. Hoffmanns Fundgruben I. 127 f. II. 80 f. Haupt, Zeitschr. I. 117. III. 523.

Daselbst VI. 372 steht noch ein Gedicht, wornach der Entchrist vom Teufel mit einem Weibe übernatürlich gezeugt zu Babylon, im Centro der widerchristlichen Welt, aber geboren zu Bethlehem, wie Christus, diesen nachäfft, sich für ihn ausgibt und von den Juden für den längst erwarteten Messias gehalten wird. Des Antichrist wird oft auch in andern Dichtungen gedacht, so im Leben der h. Martina, des Hugo von Langenstein, im Renner (5100), wo er alle Schätze unter der Erde findet und zur Bestechung der Sinne benützt.

In einem geistlichen Schauspiel bei Mone I. 265 f. befiehlt Gott dem Teufel, die Verdammten am Weltende in die Hölle zu führen und recht zu quälen. Da kommt Maria mit den zwölf Aposteln fürbittend. Der Herr gibt aber nicht nach und befiehlt, die Hölle soll nimmer aufgethan werden. Noch spricht Maria, aber der Schluß fehlt. In einem sehr alten lat. Schauspiel bei Pez, thes. II. 3. 185 unterwirft sich der Antichrist alle Kaiser und Könige der Erde, die sich jedoch nach seinem Sturz rasch bekehren, um am Himmelreich Antheil zu haben.

In einem Gothaer alten Druck (Jacobs und Ukert, Beiträge I. 114 f. vgl. das compendium theologicae veritatis in Alberti M. op. Lugd. 1651. XIII.) haust der Antichrist zuerst im üppigen Babel, kommt nachher aber nach Jerusalem, ist ein großer Zauberer, läßt aus einem Ei einen Riesen, aus einem Baum einen Hirsch hervorgehen 2c. Enoch und Elias predigen vergebens gegen ihn. Endlich will er vom Oelberg in den Himmel fahren, aber der Engel Michael schmettert ihn mit dem Schwert nieder und der Teufel zerrt ihn in die Hölle. Seine Diener leben in Ueppigkeit fort, bis sie von Enoch und Elias bekehrt werden.

In einem Fastnachtsspiel des 15. Jahrhunderts kehrt die Satire das Verhältniß um und läßt den Antichrist siegen und ein Reich der Sinnenlust und Weltlichkeit gründen. Bei Keller Nr. 68.

Wie es in der Hölle aussieht, davon melden mehrere, schon alte Visionen.

Die Visiones S. Wettini, eines Mönchs in Reichenau aus dem 9. Jahrhundert, der in Himmel und Hölle entzückt wurde, in lat. Verse gebracht von Walafrid Strabo und in Prosa von Hatto. Vgl. Gräße, Lit. Gesch. II. 1. 137. Die Hölle ist ganz voll Feuer und Rauch. Im Himmel geht der Seher durch Chöre von Kindern und Jungfrauen, Rittern, Märtyrern 2c. zu Gottes Thron. — Noch größern Ruhm erlangte die Vision des irischen Ritters Tundalus, im 11. Jahrhundert zweimal in deutsche Verse übertragen, niederdeutsch und von Alber (die letztere Uebersetzung bei Hahn, Gedichte 41 f.) im 12. Jahrhundert. Der Ritter sinkt in tiefen Schlaf und durchreist dann Hölle und Himmel. Dante hat aus dieser Vision geschöpft.

Visio S. Philiberti, lat. Gedicht aus dem 12. Jahrhundert, auch in deutschen Versen aus dem 14. Jahrhnndert, herausgegeben von Karajan. Nichts als ein Dialog zwischen Leib und Seele, nachdem sie im Tode getrennt worden. Beide schieben einander die Schuld des Verderbens zu. Die Teufel lachen dazu. In der deutschen Bearbeitung ist die Sache unnütz in die Länge gedehnt. Der einfache lateinische Dialog ist geistreicher. Das Gespräch muß sehr berühmt gewesen seyn, denn es ist noch lange und oft nachgeahmt und des breitern in fast allen Sprachen wiederholt worden.

Das ausführlichste und durchdachteste Gedicht vom Weltende schrieb Heinrich Hesler im 13. Jahrh. Vgl. von der Hagen, Germania X. 81 f.

Es ist zwar überaus breit, geschwätzig und voll allegorischer Erklärungen der apokalyptischen Bilder, was alles besser in Prosa gesagt seyn würde; allein am Schlusse weicht das Gedicht etwas freier von der Offenbarung Johannis ab und schildert insbesondere die Wiederkunft des göttlichen Retters und Rächers sehr feurig und lebendig. Der Antichrist muß nicht nur unterliegen, sondern Christus zieht auch mit seinen heiligen Schaaren aus, um alle verlornen Länder wieder zu erobern. Er wird hier ganz Ritter, das Ideal des Kreuzritters. So sollten die Kreuzfahrer sich einbilden, unter Christi Fahne den ganzen Orient zu erobern. Als das große Werk vollbracht ist, schließt das Gedicht mit dem Wunderbau des neuen Jerusalem.

Die furchtbarste Schilderung des Weltgerichts und der Höllenqualen steht in Heinrich von Neuenstadts schon erwähntem Gedicht von unseres Herrn Zukunft. Eine ganz danteske Scene kommt vor im Lehrgedicht „die Gierheit" des wilden Manns (im Wernher v. Niederrh. herausgegeben von W. Grimm). Ein Vater und Sohn treffen in der Hölle zusammen und verfluchen einer den andern. — Einen Sturz der Engel dichtete Behaim im 14. Jahrhundert. — Eine prächtige Schilderung des neuen Jerusalem bei Diemer S. 361 f.

4.

Marienlieder.

Man hat schon längst und mit Recht geltend gemacht, daß die Verehrung der Maria bei den Deutschen eine bereits ältere, vorchristliche, sittlich nationale Grundlage gehabt hat in der Ehre, die unsre Vorfahren mehr als alle andern alten Völker den Frauen zuerkannt haben. Das genügt aber nicht, den christlichen Charakter dieser Verehrung zu motiviren. Mit dem Christenthum kam ein neues höheres Element in die Frauenverehrung.

Mutter ist Maria nur, weil sie Jungfrau ist. Das wurde vor allem festgehalten. Wurde die Jungfräulichkeit schon von unsern heidnischen Vorfahren als etwas Heiliges erkannt, daher die strengen Gesetze, welche sie bewahrten, daher der mannigfache Aberglaube, nach welchem einer reinen Jungfrau das Unmögliche möglich seyn sollte, so erhielt dieser schöne Glaube älterer Zeit doch eine ganz neue Stütze in der Verehrung Ma-

riens. So singt Wolfram von Eschenbach im Parcifal (464, 23 f.): „nichts reiner auf Erden ist, als die Jungfrau sonder List. Seht, wie rein die Weide sind, Gott selber ward der Jungfrau Kind." Und im Buch der Rügen (Haupt, Zeitschr. II. 89): „nun hört, warum man Frauen ehren soll. Wir waren ewiglich todt, uns brachte eine Jungfrau aus aller Noth!"

Die hier einzig durch die Jungfräulichkeit bedingte Mütterlichkeit wurde in den ältesten Marienliedern immer nur in ihrer tiefsten Bedeutung als Mittel zum Zweck der Welterlösung aufgefaßt. Daraus erst folgen alle übrigen poetischen Beziehungen der Mariendichtung. Aus dem in der jungfräulichen Gottesmutter vermittelten Gegensatz folgen erst die übrigen Gegensätze in dem hochheiligen Wesen, welches menschlich zugleich und göttlich, schwaches Weib und Trägerin des Allmächtigen, irdische Magd und Königin des Himmels, die Schmerzenreichste auf Erden und die Allerseligste zugleich ist, der Wunder größtes, dessen Möglichkeit nur einmal gegeben ist im allerheiligsten Geheimniß Gottes. Daß sie aber auch in ihrer göttlich-menschlichen Weiblichkeit bald vorzugsweise als der Born aller Gnade aufgefaßt wurde, als die ewige Minne, deren Süße nie endet, und daß man sie insofern als Allerbarmerin und Fürbitterin ihrem Sohn als strengem Richter der Lebendigen und Todten, sie als personificirte Gnade der personificirten Gerechtigkeit gegenüberstellte, war ganz natürlich. In diesem Sinne wurde sie schon im 4. Jahrhundert verehrt und in Hymnen besungen.

Die deutschen Marienlieder bildeten sich aus den lateinischen heraus und anfangs herrschte darin eine tiefernste Einfachheit vor. Am ältesten sind die Mariengrüße, Uebertragung des salve regina! So ein kurzes Gebet, das dem Grafen von Veringen im 11. Jahrhundert zugeschrieben wird, Königsfeld, Hymnen S. 120. Nachher wurde das ave Maria! am häufigsten wiederholt. Die meisten dieser Grüße beginnen: „sey gegrüßt", oder „freue dich", oder „bitte für uns". Das älteste Gedicht dieser Art gab Pfeiffer in Haupts Zeitschrift VIII. 276 f. heraus. Es enthält eine lange Litanei von Sinnbildern, ist aber durchdrungen von Freudigkeit des Glaubens und der Liebe. Vgl. Hoffmanns Kirchenl. S. 33.

Die Sinnbilder, die in allen Marienliedern wiederkehren, sind der h. Schrift, den Kirchenvätern und Mystikern entnommen, und wur-

den das ganze Mittelalter hindurch auch in allen Kirchen bildlich dargestellt. Uralte kirchliche Typen, die erst später durch poetische Künsteleien ergänzt wurden.

Sie bezogen sich auf die Jungfräulichkeit: der verschlossene Brunnen, der verschlossene Rosengarten, das Rosenblatt neben dem Dorn unverletzt geblieben, die Lilie unverletzt unter den Dornen. Dann auf die unbefleckte Empfängniß. Am beliebtesten war deren Vergleichung mit dem Durchgange des Lichts durch ein Glas, welches dadurch nicht verletzt wird. So heißt es in einem bekannten altdeutschen Kirchenliede:

Als die Sonne durchscheint das Glas
Und doch nicht versehret das.

Sehr verkünstelt wird dies Gleichniß schon von Conrad von Würzburg in s. goldnen Schmiede, indem er das Kaltbleiben des Krystalls hervorhebt, wenn gleich der andre Dinge entzündende Lichtstrahl hindurchgehe. — Sehr beliebt ist ferner das Einhorn, von dem man glaubte, es lasse sich nicht fangen, außer von einer reinen Jungfrau. Vgl. d. altd. Physiologus in Hoffmanns Fundgruben I. 24 und Conrad von Megenberg, Buch der Natur. Ferner Sinnbilder der unbefleckten Empfängniß das Fell Gideons, das im Morgenthau trocken blieb, und der feurige Busch Mosis, welcher brannte, ohne zu verbrennen. Ferner die Muschel, die aus dem Meer aufsteigt und den vom Himmel fallenden reinen Regentropfen in sich aufnimmt, aus dem die Perle wird (mit der Devise intra uterum jam pura feri). Auch die Palme, von der man glaubte, daß sie durch einen bloßen Lufthauch befruchtet werde. Der Stab Aarons, der aus trocknem Holze blühte. Die verschlossene Pforte des Ezechiel, durch welche Gott hindurchging, ohne sie zu öffnen. — Sinnbilder der Mutterschaft: Arche Gottes, Himmelreich (Regenbogen), Tempel der Dreieinigkeit. — Andere Sinnbilder beziehen sich auf die Abstammung und Schönheit der Jungfrau: die Ruthe oder die Rose von Jesse, der Rosenanger, der Liliengarten, der hohe Cedernbaum, der elfenbeinerne Thurm, der Thron Salomons, der Honig Simsons, der vom Löwen kam. — Auf die Güte: Rose ohne Dorn, Taube ohne Galle, Honigwabe, Gnadenmutter, Born der Barmherzigkeit. — Auf die Hoheit: Königin des Himmels, der Engel, Sonne, Paradiesesblume, Himmelskaiserin, Himmelsfahne. Die bekannten schwarzen Marienbilder wurden so gedeutet, daß sie die Nacht seyn sollte, aus welcher Christus als Sonne bricht. In diesem Sinn thront Maria auch auf dem Monde und hat eine Krone von Sternen. — Sinnbilder der Erlösung: Morgenstern, Stern des Meeres (über dem Meer der Sünde und Trübsal leuchtend, wohl vom St. Elmsfeuer entlehnt), die Morgenröthe, Himmelsstraße, Himmelspforte.

Schon das älteste deutsche Marienlied, das wir kennen, in einer Mölker Handschrift (abgedr. in Wackernagels Lesebuch S. 191) ist nur ein Gruß, der litaneiartig die bekannten Sinnbilder aneinanderreiht.

Conrads von Würzburg goldene Schmiede erhielt diesen Namen, weil der Dichter mit Gedanken und Bildern Marien ausschmückte wie der Goldschmidt mit Gold und Juwelen. Sein Gedicht, herausgegeben von W. Grimm 1840, ist mehr Beschreibung als Gefühlsausdruck und gleicht einem prächtigen Gewande voll Bildstickerei. Der Dichter gebraucht eine Menge altkirchlicher Sinnbilder und dichtet neue, nicht immer mit Glück, hinzu.

Gar artig ist „das guldin Vingerlin des münchs", (von Salzburg nämlich) abgedruckt in Kehreins Kirchenliedern S. 131 aus einer Wiener Handschrift. Der Mönch schmiedet hier nur einen kleinen Ring für die h. Jungfrau, aber mit inniger Liebe, und verwendet dazu sechs Edelsteine, welche zugleich den sechs Sommermonaten entsprechen und gleichsam den Blumenglanz darstellen und in sich concentriren. Sämmtliche Steine bedeuten zugleich die Tugenden der Jungfrau.

Die sieben Freuden Mariens werden als Rosen besungen in Grimms Volkssagen, S. 119. Ein Gedicht des Hans von Soest auf die unbefleckte Empfängniß (Handschrift in Hamburg) kenne ich nicht näher. Die goldene Schmiede wurde im 14. Jahrhundert nachgeahmt durch Heinrich von Müglin (Heidelb. Handschr. Nr. 356) und im 15. durch des Hermann von Sachsenheim „goldnen Tempel". Man konnte nicht satt werden, neue Sinnbilder auszudenken, daher auch manches unpassende mitlief.

Ein altes Buch mit Bildern in Gotha (Rathfelder, Goth. Mus. 105 f.), vergleicht die unbefleckte Jungfrau mit dem Asbest im Feuer, mit dem Geier, von dem man glaubte, er komme nur weiblich vor und empfange durch den Wind, mit dem Magnetberg, der mit geistiger Kraft menschliches Fleisch anziehe, sogar mit der Danae, die von himmlischem Regen fruchtbar wird. In der goldnen Schmiede erscheint sie als das undurchdringliche Seidegespinnst, in dem gleichwohl das Seidewürmchen liege, (auch in einem kleinen Liede bei Docen, Misc. II. 246), als Papagai, der sich nie beregnen läßt und doch schöner wie eine blumenreiche Wiese grünt ꝛc. Als Meerblume, die nur bei Nacht blüht (Lotos) und in die sich geheimnißvoll ein Vogel setzt. Als Aromatwurzel, die auf der Himmelsstraße wächst und durch ihren Geruch die Seelen an sich

zieht, wie der Panther durch seinen lieblichen Geruch (nach der Meinung jener Zeit) alles Wild zu sich locke.

Merkwürdig ist ein mystisches Marienliedchen bei Hoffmann S. 107, worin die Gottesmutter als eine Schifferin daherfährt:

Das Schifflein das gat stille
Und bringt uns reiche Last,
Das Segel ist die Minne,
Der heilige Geist der Mast.

Eines der schönsten S. 455 (Nr. 264):

Maria zart
Von edler Art,
Eine Rose ohne Dornen,
Die hat mit Macht
Herwieder bracht
Was uns lang war verloren rc.

Einige schöne alte Marienlieder s. in Uhlands Volksliedern Nr. 315 f. Darunter z. B. Nr. 317.

Dich Frau vom Himmel ruf ich an,
In diesen großen Nöthen mein.
Gen Gott ich mich verschuldet han,
Bitt, daß ich sey der Diener dein
Gen deinem Kind, Maria, went
Sein Zorn von mir! rc.

Eins der lieblichsten Marienlieder bei Haupt, Zeitschr. VIII. 298. Eine Frau betet zur Gottesmutter und bekennt ihr auf die rührendste und naivste Art, wie sie die Ehe gebrochen habe, wie sie wohl wisse, daß sie mit ihrem Manne hätte als eine Turteltaube treu leben sollen, nun sey sie eine so große Sünderin und bitte inniglich um Fürbitte der Jungfrau und Barmherzigkeit.

Sehr beliebt waren die Adventlieder, unter allen das merkwürdigste die Anwendung eines weitverbreiteten Jägerliedes bei Hoffmann Nr. 234.

Es wollt ein Jäger jagen,
Er jagt vom Himmelsthron.
Was begegnet ihm auf der Heiden?
Maria, die Jungfrau schon.

Er jagt mit einem Engel.
Der Engel blies ein Hörnlein:
Gegrüßt seyst du, Maria! ꝛc.

und eines weltlichen Minneliedes Nr. 245.

Es fleugt ein Vöglein leise
Zu einer Jungfrau fein
In einer Engelsweise
Wohl in ein Kläuselein ꝛc.

Vgl. Uhlands Volksl. Nr. 337. Reizend ist ein Marienlied in der Eifel, Dr. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volks S. 118. Hier wandelt die Jungfrau in grüner Aue und findet drei wunderschöne Blumen, die sie pflückt, eine weiße, rothe und blaue, die bedeuten die h. Dreieinigkeit. Zu altklug ist ein Lied des 15. Jahrhunderts bei Hoffmann Nr. 119.

Es saß ein edel Maget schon
In hoher Contemplation,
In tiefer Andacht sie betracht
Wie Gott der Menschen Heil vollbracht.

d. h. vollbringen soll. Denn der Engel kommt jetzt erst, ihr zu verkündigen, sie sey die Auserlesene, durch welche Gott der Menschen Heil erst vollbringen wolle.

In einem langen Marienlied des Muscatplut in der Hätzlerin Liederbuch Nr. 125 ist Maria auf eine allzu gewagte Weise in die Lage des Paris gebracht, der unter drei Göttinnen wählen soll. Es stellen sich ihr nämlich alle drei Personen der Gottheit vor und lassen ihr die Wahl, sie aber wählt den Sohn.

Unter den Triumphliedern Marias nimmt Frauenlobs Marienleich (Hagens Minnesänger II. 337. In Ettmüllers Ausgabe S. 1) eine wichtige Rolle ein. Er erblickt die Gebenedeite als Königin des Himmels auf dem Throne und zwar schwanger, in dem höchsten Ehrenstande der Gottesmutter. Er besingt ihre Schönheit und Unübertrefflichkeit, sie alles Hortes Ueberhort. Dann beginnt sie selbst zu reden und preist wie Sulamith ihren ewigen Herrn und Geliebten, und die Herrlichkeit, zu der er sie erhoben. Darin kommt noch eine seltsame Erinnerung an den altdeutschen Donnergott vor.

Der Schmied vom Oberlande
Warf seinen Hammer in meinen Schooß.

Das ist Thor mit seinem Hammer Miölnir. Ein Hammer wurde nach altheidnischer Sitte jeder Braut in den Schooß gelegt. Mit nicht minder alterthümlicher, wenigstens in späterer Zeit ungewöhnlicher und durch den Anstand verbotener Kühnheit schildert Maria, wie sie in der göttlichen Umarmung gelegen. Dann fährt sie fort im stolzesten Hymnenton: Ich bin die Morgenröthe, die den Tag gebar. Ich bin der h. Graal, ich bin der zuckersüße Brunn des Lebens, ich bin der wurzreiche Anger, ich bin der Blumen Blume, ich bin der Stern von St. Jakob rc., die merkwürdigste in Lust und Wonne strahlende Umschreibung des magnificat.

Die schönsten Marienlieder des Mittelalters waren niederrheinisch und sind uns noch erhalten in einer Handschrift zu Hannover. In ihnen finden wir die tiefste Innigkeit des Gefühls beim edelsten und einfachsten Ausdruck. Man erinnert sich dabei, daß auch unter den weltlichen Volksliedern die altniederländischen bei weitem die schönsten sind, daß noch in dem vom Freiherrn von Harthausen herausgegebenen Paderborner Liederbuch die vom Landvolk in Westphalen gesungenen Marien- und Wallfahrtlieder die Nähe jener Gegenden ankünden, in denen wie die gothische Baukunst, so auch die mittelalterliche Malerei und Musik die erste Pflege fand, nämlich Flanderns, früher ehe diese Künste in Italien aufblühten.

Die Marienlieder in Hannover finden sich zwar zusammengeschrieben mit den Dichtungen des Wernher vom Niederrhein, von W. Grimm 1839 edirt, Grimm zweifelt aber, daß sie von Wernher seyen. Uns ist das gleichgültig, da wir immer nur nach den Werken, nie nach den Machern fragen. Diese Marienlieder stammen aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. W. Grimm hat sie besonders herausgegeben in Haupt Zeitschr. X. 1 f., ohne ihren Werth zu bezeichnen. Ich halte sie für die schönsten, die wir besitzen, und hebe, da sie sich lang hinziehen, nur einige Hauptsachen hervor:

Maria, du bist die reine Erde, das Kornfeld, auf dem das Brod des Lebens wuchs. Süße Mutter, du trugst das edle Korn. Maget schöne, die von der Sonne den Schein gewinnt und wie der Mond alle Sterne überwindet. Du bist der beschlossene Garten, darin die Blumen aller Tugenden

sind, darin wuchs der heilige Baum, auf dem sieben Vögel mit süßer Stimme singen. Das sind die Gaben des h. Geistes. Maria, du bist der besiegelte Brunnen, aus dem sieben Ströme fließen von Wasser, Milch, Honig, Wein, Oel, Balsam und Lutertrank, das sind deine Eigenschaften. Maria, du bist der Tempel Gottes, dein Herz ist der Altar, mitten in deiner Seele ist das Allerheiligste des Gottesdienstes. Hier war Christus, dein Sohn, der Bischof und las die Messe am Altare deines Herzens. Maria, du bist unser leitender Stern über dem Meere. Schöne Mutter, du bist so schnell, da mich Trägheit beschwert, milde Mutter, reiche mir die Hand! (Nun folgt die rührendste Marienklage, auf die ich zurückkomme, und dann zum Trost wieder die Erinnerung an die liebliche Idylle von Marias ersten Mutterfreuden.) Da du dein Kind küßtest und anlachtest, ihm Speise und Kleider bereitetest, da wollten ihn alle Engel ansehen und beugten vor ihm ihre Knie. Freue dich, freue dich, Maria, du hast ihn dir vorausgesandt in den Himmel, daß er dir eine Stätte bereite. (Da wendet sich das Lied auf einmal zur Betrachtung des allerheiligsten Geheimnisses):

Gottes Wandel begann in deinem Leibe,
Gebenedeite aller Weiber.
Da begunde Gott Mensch werden
Zum Wunder Himmels und Erden.
Die Sonne begunde da düster seyn,
Sie deckte wunderlich ihren Schein.
Der starke Gott da ward krank.
Den ungemessnen dein Leib umbfang.
Des Vaters Wilheit vom Himmelreich
Schwieg in dir einem Stummen gleich.
In dir ward tödtlich der Untödtliche,
In dir ward arm der Oberste Reiche.
Das sind Wunder, die kein Sinn
Je vernommen von Anbeginn.
Die Gott nie Engel ließ verstehen.

(Darauf wendet sich das Lied zum Preise der starken Jungfrau.) Du stärkste aller Frauen, du hast unsern Feind überwunden, schöne Mutter, ewiglicher Sommer, du hast sein stolzes Haupt zertreten. Starke Frau, so stärke auch uns! Sodann singt der Sänger die Herrliche auf dem Thron des Himmels und als Königin der Engel, und vertieft sich in die Betrachtung ihrer Schönheit. Er läßt die ganze Welt an sich vorüberziehen und bewundert ihre Schöne, aber nichts ist so schön als Maria, der Quellbrunn aller wahren Schönheit. Sie aber erklärt dem Sänger, warum sie so schön sey? Weil Gott in ihr war, weil Gottes Mund sie geküßt, darum ist er auch voller Süße. Weil sie in einer übermenschlichen, ja überenglischen Minne entbrannte, ist sie nun

erhaben über Seraphim und Cherubim. Sie ist Gottes Mutter und die Engel sind ihre Knechte. Sie trägt die höchste Krone, von den kostbarsten Edelsteinen, die bedeuten die Eigenschaften Gottes, und um die Krone schweben zwölf Sterne, das sind die Chöre der Engel. Ganz versunken in ihre Schönheit, klagt der Sänger, daß er doch alle ihre Schönheit nicht fassen könne, and endet mit einer erhabnen Vision, indem er die heilige Jungfrau sieht, wie sie Gott ins Angesicht schaut, ihn anblickend, von ihm angeblickt.

Denn er schenkt dir seines Antlitzes Schein,
Das dich so sonderlich ansieht
Ohne Unterlaß alle Zeit.
Wie süß hängst du an diesem Antlitz,
Das seinen Schein und seine Hitze
Allernächst äußert und allermeist
In deinem Leib und in deinem Geist.
Darum bist du so überschön.
Er sieht dich an, du siehest ihn,
Wie scheinst du, Gottes Mutter, da,
Da du allein bei Gott also nahe.

Selbst in Dantes Paradies ist kein so erhabenes Bild, keine so reine Verklärung des Irdischen im Himmlischen zu finden.

Zahllos sind auch die altdeutschen Marienklagen, darunter eine gute Uebersetzung des berühmten stabat mater.

Maria stuond in swindem smerzen
pey dem kreucz und waint von herczen
da ir werder son an hienng.
Ir geadelte czartte sele
ser bitruebt in jamers quele
scharff ein sneyduntz swert durchging.

(Haupt, altd. Blätter II. 336.) Die bitterste Klage mit lauter Wehmuth in einem deutschen Originallied (Nr. 374). Auch in einem Bußliede der Geißler (Hoffmann, Kirchenlied S. 139) heißt es:

Maria stund in großen Nöthen
Da sie ihr liebes Kind sah tödten,
Ein Schwert ihr durch die Seele schnitt ꝛc.

Sehr schmerzhaft ist auch die niederdeutsche Marienklage in Schades geistl. Gedichten S. 205 f.

Die schönste aller Marienklagen ist dem wundervollen Marienliede

einverleibt, welches ich schon aus der hannoverschen Handschrift mitgetheilt habe. Christus hängt am Kreuz und wird von der Mutter beweint in langer, rührender Klage mit dem tiefsten Mutterschmerz. Sie hört die gräßlichen Hammerschläge, durch welche die Nägel in die Hände des Sohnes getrieben werden, sie sieht sein Blut rinnen. Sie vergeht in Jammer, Sie bittet den Evangelisten Johannes und die weinende Magdalena, ihr klagen und den allzu schweren Schmerz tragen zu helfen. Endlich im höchsten Elend ruft sie alle Mütter an:

Ist jemand, der je Kind gewonnen,
Der mütterliche Minne kenne,
Kommet, kommet allgemeine,
Jegliche von euch wettstreitend weine,
Denn es erlischt der Welt Sonne.
Brich mein Herz!
Meine Liebe ist todt.

Getreues Kreuze, beuge deine Arme,
Beuge dich hernieder,
Deines Herrn Mutter laß dich erbarmen,
Gib mir ihn wieder!

Die Marienklagen bilden regelmäßig einen Theil der Passionsspiele, indem Maria vor dem Kreuze oder am Grabe klagt, einen lyrischen Monolog. Sie wurden aber auch in Gesprächsform zerlegt und dramatisirt, als eine Abzweigung oder ein Nachspiel der Passionsspiele. Eine solche altdeutsche Marienklage in Gesprächsform (die älteste bekannte) steht bei Mone, Schauspiele I. 29 f. Maria und Johannes klagen vor dem Kreuze, den Schluß bilden die drei Marien am Grabe, die vom auferstandenen Heiland getröstet werden. Andere daselbst S. 198 f. Eine wurde 1855 von Schönemann zugleich mit dem oben erwähnten Spiel vom Sündenfall herausgegeben, und zwar noch mit der alten Melodie. Sofern Maria sinnbildlich als die Kirche aufgestellt wurde, gingen die Marienklagen in die Litaneien über.

Bruder Eberhard von Sax besang die h. Jungfrau als personificirte Minne:

Mutter der viel schönen Minne
In der Finstre Leuchterrinne,
Zünd', entbrenne meine Sinne

In der wahren Minne Gluth,
Daß ich innerlich gereinet
Und mit Gotte sey vereinet.

In einem altdeutschen Liede bei Laßberg, Liedersaal II. Nr. 87, heißt Maria die Allminnende, wird aber ausdrücklich der antiken Venus entgegengesetzt, wie göttliche Gnade der gemeinen irdischen Habgier, wie Himmel der Hölle. Vgl. auch ein sehr warmes Minnelied an die h. Jungfrau bei Laßberg Nr. 244.

Ein schönes Minnelied für die h. Jungfrau wurde bisher dem Gottfried von Straßburg zugeschrieben, aber fälschlich (Pfeiffer, Germania III.). Daß sich Gottfried von der Sinnenlust abgewandt und sein ehebrecherisches Buch Tristan tief bereut, wie Watterich (Gottfried von Straßburg 1857) glaubt, ist somit irrig. Das Lied ist (abgedruckt in Haupt, Zeitschr. IV. 513 f.) voll inniger Andacht, zarter Demuth und dichterischer Minne, die den Gegenstand der Liebe auf die sinnigste Weise auszuschmücken strebt. Der Grundgedanke aber ist derselbe, wie so oft in altdeutschen Bildern, wenn Christus beim jüngsten Gerichte thront. Aus dem einen Auge geht ihm ein Schwert, aus dem andern ein Lilienzweig. Auf der Lilienseite steht da die h. Jungfrau fürbittend.

Sehr innige Marienlieder enthält auch das Pilgerbrevier aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, in Haupt Zeitschr. XI. 34 f., dabei Wundersagen, Schutzmittel gegen Gefahren der Reise, nützliche Notizen für den Reisenden.

Die Marienlieder sind oft nur erhöhte Minnelieder. So unter Uhlands Volksliedern S. 842:

Ich han mir auserkoren
Eine minnigliche Meit
Die ist gar hochgeboren ꝛc.

Auch in einem schönen Marienlied des Marner (Manasse Nr. 118. 15) spricht Maria wie Sulamith im Hohenliede von Gott als ihrem Friedel. Ebenso in Frauenlobs Lobgesang, worin es sogar heißt: „mein alten Friedel küßt ich, ich sah ihn an, da ward er jung“. Das ist jedoch nicht frivol zu deuten, sondern will das mysterium ausdrücken, nach welchem Gott erst durch die Menschwerdung aus dem Vater Sohn wurde.

In einem Kirchenliede des 14. Jahrhunderts wird Maria mit den

Engeln im Himmel ganz so aufgefaßt, wie eine liebliche Jungfrau mit ihren Gespielinnen auf grüner Wiese. Das Lied ist auch nur einem weltlichen Minneliebe nachgebildet. In einem andern, gleichfalls einem weltlichen, und zwar einem höchst frivolen Liebe nachgebildet, kommt Maria als eine fröhliche Fischerin gefahren und fängt sich Sünder. Wackernagel Nr. 177.

Mehrere altdeutsche Dichter beschreiben das Leben Marias, alle begreiflicherweise den schon ältern kirchlichen Traditionen gemäß, sie übersetzten also eigentlich nur die apokryphischen Evangelien von Marias Leben und von der Kindheit Christi und das s. g. Vorevangelium Jacobi. Diese alte und übereinstimmende Marienlegende wurde in lateinischen Versen zusammengefaßt (vita b. Mariae virginis et salvatoris nutrica, in Handschriften vielfach vorhanden, aber noch nicht gedruckt) und darnach auch deutsch bearbeitet. Sie ist überaus zart und poetisch. Hier nur einige Hauptzüge.

> Maria wird empfangen in zartester gleichsam geisterhafter Weise in einem Kusse, den Anna von Joachim empfängt, indem beide andächtig einander gegenüber vor der goldnen Pforte knien.*) Schon als dreijähriges Kind ist Maria hochbegabt und steigt allein die Treppe zum Tempel hinauf, in welchem sie, den Gott geweihten Jungfrauen zugesellt, Seide und Gold für den Tempelgebrauch webt. Bei dieser stillen Arbeit wird sie von Engeln gespeist, indeß sie ihre irdische Speise den Armen gibt. Dann folgt das Wunder des blühenden Stabes, ihre Verlobung mit Joseph, die Verkündigung und Heimsuchung, Josephs Zweifel und Beruhigung durch Gott, die Geburt, die Anbetung der Engel, Hirten und Könige, die Flucht nach Aegypten mit der wundervollen Idylle, von der Kindheit Jesu (s. oben). Vor dem Sohn tritt die Mutter zurück, bis sie mit ihren Klagen am Kreuz und Grabe erst wieder in den Vordergrund tritt. Vor ihrem Ende versammeln sich, vom Geist getrieben, alle Apostel, um ihr am Sterbebette beizustehen und ihrer Himmelfahrt anzuwohnen. Indem sie emporschwebt, füllt sich ihr leeres Grab unten mit Blumen.

Das älteste uns erhaltene altdeutsche Marienleben wurde im Jahr 1172 vom Pfaffen Wernher von Tegernsee gedichtet. Von der

---

*) Vgl. m. christliche Symbolik I. 62, wo nachgewiesen ist, wie die altdeutschen Maler das holde Paar in Blumenkelchen knieend malten. Das ist derselbe Bilderkreis, dem auch das Gedicht von Flos und Blanceflos und die Empfängniß der guten Bertha, der Mutter Karls des Großen entnommen ist (s. oben).

ältern bessern Handschrift ist nur ein Blatt in München erhalten, die spätere gab 1802 Oetter heraus und Hoffmann in s. Fundgruben II. 145 f.

Dieses Gedicht hat noch eine gewisse Schlichtheit und Strenge, ist noch nicht so durchsüßt und blumenreich wie die spätern. Es endet mit Christi Geburt und behandelt nur die frühere Jugend Marias. Im Hintergrunde steht der große Gegensatz von Sünde und Erlösung, Teufel und Gott, ein Ringen und Kämpfen der weltgebietenden Mächte. Im Vordergrunde die zarte Idylle von Marias Geburt und im Mittelpunkt ihre magdliche Gestalt voll Demuth und Liebreiz. Unnachahmlich zart ist die Erscheinung des Engels. Das Mägdlein ist unwissend wie ein Kind und begreift in holder Unschuld nicht die ungeheure Größe dessen, was der Engel ihr verkündet, der seinerseits lächelnd und doch voll unaussprechlicher Ehrfurcht sie belehrt.

Das Leben Marias vom Bruder Philipp dem Karthäuser aus dem 13. Jahrhundert (herausg. von Rückert 1853) folgt den Apokryphen in ziemlich schlichter Weise, aber seine treuherzige Einfalt spricht das Gemüth an.

Im Eingange heißt es, als Anna schon nahe an der Geburt war, da erst schickte Gott die Seele vom Himmel herab und vereinte sie mit des Kindes Leibe im Mutterleibe. Als die Jungfrau im Tempel herangewachsen, beschreibt der Dichter ihre körperliche Schönheit in der tabellarischen Manier der Minnesinger. Als sie einen Mann bekommen soll, sträubt sie sich und erhebt sich in halb sibyllinischer, halb nonnenhafter Erstase, sie sey schon verlobt und kein Geringerer sey ihr Bräutigam, als der höchste Gott im Himmel. Obgleich mit dieser Wendung der Verkündigung durch den Engel unzeitig vorgegriffen und die Ueberraschung der Jungfrau unmöglich gemacht wird, so liegt doch in dem begeisterten Aufblick der Tempelhüterin von den irdischen Dingen hinauf zum Herrn aller Herrn etwas Erhabenes. Der Schilderung von Christi Geburt werden sodann alle die Zeichen, die dabei geschahen, eingeflochten, auch die Erscheinung, welche damals Kaiser Augustus in Rom hatte, indem die Sibylla ihm in einer Vision die Jungfrau mit dem eben gebornen Kinde wies, und das Gesicht also deutete: nicht du, sondern dieses Kind ist der Herr der Welt. Die Flucht nach Aegypten enthält die ganze apokryphische Idylle. Zur Kindheit Jesu gehört hier auch, daß Maria ihrem Sohn den wunderbaren Rock webt, der mit ihm wächst und nie unrein werden kann. Als Jesus erwachsen ist und sein Lehramt antritt, erklärt er der Mutter in einem langen Gespräche die Bedeutung seiner Menschwerdung und tröstet sie über die ihr durch ihn bevorstehenden Leiden. Im Folgenden zeichnet sich besonders die tiefrührende Klage Marias am Kreuz und endlich ihr Empfang im Himmel aus. Sie sieht alle, die sie auf Erden geliebt hat, ihre Eltern, zuletzt auch den treuen Joseph wieder, aber sie darf bei diesen irdischen Erinnerungen nicht

verweilen, denn sie wird vor den Thron der Dreieinigkeit geführt, um, in dem Kreise der himmlischen Heerschaaren den Mittelpunkt bildend, die Krone zu empfangen. Das Göttliche herrscht auch in diesem Gedicht immer vor, das Menschliche nimmt nur gleichsam den mit Blumen gezierten, bescheidenen Boden ein.

Im großen Passional (der 1. und 2. Theil herausg. von Hahn, der 3. von Köpke. Quedl. 1852) bildet das Marienleben den zweiten Theil. Sie wird hier fast durchgängig Königin genannt und auch hier tritt das Irdische vor dem Himmlischen zurück. Eigenthümlich ist daher auch am Schluß der Umstand, daß die an ihrer Himmelfahrt zweifelnden Juden ihre kostbare Kleidung vollkommen erhalten im Grabe finden. Als Christus ihre Seele mit ihrem Körper wieder vereinigte, und Engel sie gen Himmel zogen, bedurfte sie der sterblichen Hülle nicht mehr.

Noch sind nicht alle vorhandenen Marienleben bekannt. Von mehreren sind nur dürftige Bruchstücke übrig. Vgl. Rückert, Philipp S. 283. Docen, Misc. II. 10. Mone, Anz. 1833. S. 153.

Später und ausgeschmückter als das Gedicht von Philipp ist, obgleich es auch noch dem 13. Jahrhundert angehört, das Marienleben von Walther von Rheinau, herausg. von Keller 1849.

Maria heißt hier die „grünliche und minnigliche Magd“. Bei ihrer Geburt geschehen Zeichen, wie bei der Geburt Christi. Die Sonne scheint noch einmal so feurig und im Mond ist „das Wölklein“ verschwunden, er ist silberrein, anspielend auf die Sündenlosigkeit Marias. Als die Jungfrau heranwächst, wird ihre Schönheit tabellarisch beschrieben. Sie soll heirathen, will aber nicht; auch Joseph will nicht, dieser Wetteifer der Keuschheit wird fast zu ausführlich behandelt. Bei der Geburt Christi häufen sich die Zeichen und Wunder mehr als in Philipps Gedicht. Ueberaus reich ist dann die Flucht nach Aegypten ausgeschmückt, am reizendsten die Anbetung der ägyptischen Kinder, die den kleinen Jesus zu ihrem König erwählen. Später, als Jesus heranwächst, die tabellarische Beschreibung seiner Schönheit, die Aufzählung aller seiner Tugenden. Dann wie bei Philipp das lange mystische Gespräch mit seiner Mutter. An das Wunder mit dem blutflüssigen Weibe knüpft der Dichter die lange Geschichte vom König Abgarus und dem Bildniß des Heilandes. Beim Leiden, Sterben und Begräbniß Jesu folgen nach einander drei lange rührende Marienklagen und diesen dann noch insbesondere die Klagen der drei Marien und der Apostel. Auch werden wieder alle Wunderzeichen beim Tode des Herrn aufgezählt. In ihrem Wittwenstande und Alter verrichtet sodann Maria selbst Wunder, heilt Kranke, weckt sogar Todte. Unter ihren vielen

Besuchern glänzt der Apostel Paulus. Bei ihrem Tode sind alle Apostel zugegen, von denen sie auch zu Grabe getragen wird. Die Juden, welche den Sarg anfallen, werden blind. Die h. Leiche bleibt drei Tage im Grabe und fährt dann gen Himmel. Ihr Aufsteigen durch die sämmtlichen Engelchöre, ihr Empfang durch die Patriarchen, von Adam an bis auf ihren ihr vorausgegangenen Gatten, den frommen Joseph, wird mit großer Ausführlichkeit beschrieben. Zuletzt wird sie von den drei höchsten Personen empfangen und gekrönt.

Mariä Himmelfahrt insbesondere wurde von Konrad von Heimesfurt besungen (Haupt, Zeitschr. VIII. 156 f.) nach der lateinischen Legende, derzufolge sich alle Apostel, ohne von einander zu wissen und ohne gerufen zu seyn, bei der schmerzenreichen Jungfrau versammelten, um bei der h. Handlung ihres Todes zu ministriren. Auch Christus erscheint und vereinigt die Seele Marias von neuem mit dem schönen Körper. Bei der Himmelfahrt fehlt der Apostel Thomas, wie gewöhnlich. Aber nachher kommt er mit dem Mantel der Gottesmutter, denn auch er hat, wenn auch von den andern ferne, die Himmelfahrt mit angesehen und die Gebenedeite hat ihm zum Zeichen ihrer Gnade ihren Mantel zugeworfen. — In einem andern Gedicht von der Himmelfahrt, das. V. 515 f., ist die Bewillkommnung der Emporschwebenden durch die Engel und am Schluß die Krönung der Jungfrau im Himmel durch ihren Sohn sehr lebendig und warm geschildert.

Von der h. Anna, der Mutter Marias, hat man eine sehr freie Legende in einem alten deutschen Druck:

Anna hatte drei Männer. Als Aeltermutter beweinte sie die ersten Vorbilder des christlichen Martyriums, die im bethlehemitischen Kindermord hingestreckten kleinen Leichen und begrub sie. Als ihr dritter Mann Salomon (der zweite hieß Kleophas) gestorben war, beschloß sie als Einsiedlerin in der Wüste zu leben. Der Teufel aber erschien ihr in Gestalt eines Engels und wollte sie prüfen, ob sie sich lieber ihm ergeben oder standhaft die größte Pein ausstehen würde. Er wies sie also den „Berg der Bitterkeit" hinan, der so voll scharfer Steine war, daß sie bei jedem Tritte blutete. Aber sie sagte: solltest du, Maria, meine Tochter, einst diesen Berg hinangehen, so denke, daß deine Mutter dir vorangegangen und dir den Weg mit ihrem Blute bezeichnet hat. Da warf sie der Teufel voll Zorn in die Steine, überzeugt, daß er sie nicht abwendig machen könne. Die Engel aber kamen und linderten ihre Pein. Sie blieb in der Wüste, wo Maria und später Jesus sie besuchte, der auch bei ihrem Tode anwesend war und sie begrub.

In der Periode der lehrhaften Dichtung im 14. und 15. Jahrhundert kamen auch, zunächst in lateinischer Sprache, eine Menge gelehrter Künsteleien auf, wodurch man die h. Jungfrau verherrlichen wollte. Die meiste Verbreitung erlangte das speculum humanae salvationis, 1437 durch Heinrich von Laufenberg übersetzt. Darin erscheint das ganze Alte Testament und die Profangeschichte nur als sinnbildlicher Rahmen der Evangelien; alle antiken Helden, die große Tugenden bewährt und Opfer gebracht, sind Vorbilder Christi, welthistorische Frauen Vorbilder Marias. Wie unter den Thieren der fabelhafte Phönix, der sich durch Selbstverbrennung wiedergebärt, so war unter den historischen Helden Curtius, der sich in den Abgrund stürzt, um Rom zu retten, ein Lieblingsvorbild des Opfertodes Christi. Auch die Kaiserchronik gedenkt seiner ausführlich. In einem spätern Werke „Buch der Figuren" hat Heinrich von Laufenberg die Personen und Begebenheiten des alten Testamentes ausschließlich als Vorbilder des Marienlebens behandelt. Auch der sehr verbreitete Marienpsalter des Bonaventura wurde ins Deutsche übertragen und nachgeahmt.

Die Marienlegenden des altdeutschen Passional sind von Pfeiffer besonders herausgegeben worden (1846). Ich zeichne darunter aus:

2. Eine fromme Frau konnte zu Mariä Lichtmeß die Messe nicht hören und war darüber sehr betrübt. Da wurde sie im Traum in das Münster entrückt und Maria selbst an der Spitze aller ihrer heiligen Jungfrauen trat herein und hörte die Messe, jede eine Kerze in der Hand. Auch die Frau bekam eine Kerze und behielt ein Stück davon noch in der Hand, als sie erwacht war. Dieses Stück Kerze brachte ihr nun großes Glück, denn es war eine wunderthätige Kraft in ihm.

4. Ein frommer Ritter versäumte im Schlaf das Turnier. Aber Maria selbst kämpfte und siegte für ihn zu Roß und in seiner Rüstung. Diese Legende kommt auch in Laßbergs Liedersaal Nr. 181 vor.

12. Maria gebietet dem Meeressturm und läßt das St. Elmsfeuer als Zeichen der Erlösung auf dem Mast des Schiffes leuchten.

20. Ein Ritter versprach für langen Lebensgenuß dem Teufel sein Weib zu überliefern. Trotz seiner Sünden blieb er immer Marien treu; als er nun sein Weib dem Teufel bringen wollte, setzte sich Maria selbst aufs Roß statt des Weibes, welches in Sicherheit blieb, und der Teufel floh erschrocken von dannen. Auch bei Laßberg Nr. 206.

22. Ein frommer Schüler, der täglich zu Marien betete, wurde von ihr selbst aufgefordert, er solle sich zum Priester bilden. Obgleich er nun noch

nicht unterrichtet war, las er doch die erste Messe vollkommen, aber unter der Wandlung nahm Maria seine Seele von hinnen und er lag todt am Altar.

Wenngleich die berühmte Marienlegende vom h. Theophilus griechischen Ursprungs (aus dem 9. Jahrhundert) ist, so hat sie doch so große Verbreitung in Deutschland gefunden, daß ich ihrer hier gedenken muß. Schon der Longobarde Paul Warnefrid übersetzte die Legende aus dem Griechischen ins Lateinische. Die Nonne Hrotswitha brachte sie in ein Drama. Nachher wurde sie oft in Versen und Prosa nieder- und oberdeutsch behandelt, auch in einem niederdeutschen Schauspiel, welches Hoffmann 1853 herausgab.

Theophilus, Oekonom der Kirche zu Adana im 6. Jahrhundert, verlor seinen Dienst und erzürnte sich deshalb so, daß er sich dem Teufel verschrieb. Nachher aber reute es ihn, er flehte die Gottesmutter um Hülfe und nachdem er 40 Tage lang sich casteit, fand er die Verschreibung auf seiner Brust liegen. Maria hatte sie dem Teufel abgezwungen und Theophilus war gerettet.

Man hat in dieser Legende mit Unrecht das Vorbild zu Faust sehen wollen. Theophilus handelte im Zorn, unbedacht, daher seine Reue und die dadurch motivirte Vergebung. Faust dagegen ergab sich dem Teufel mit allem Vorbedacht und bereute niemals. Man hat diese Legende ferner aufs heftigste getadelt, weil sie eine Allvergebung lehre, die das Sündigen erleichtere und hervorrufe. Auch darin ging man zu weit. Das Gewicht liegt nicht auf der Gnade, die alles vergibt, sondern auf der Reue, die Gnade findet, weil sie Reue ist. Dasselbe Motiv kehrt öfters in Legenden des Mittelalters wieder. Der Teufel hat erst dann ein Recht auf den Menschen, wenn es dem letztern Ernst ist. Wo bloße Uebereilung vorwaltet und nachher Reue eintritt, verliert er sein Recht. So auch in dem bekannten Schwank vom Richter, der den Teufel begleitet und sich wundert, warum der die Opfer nicht annimmt, die ihm geboten werden. Eine Mutter wünscht im Zorn ihr eigenes Kind zum Teufel, aber der Teufel nimmt es nicht, weil es der Mutter nicht Ernst ist. Erst als ein armer Unterthan den bösen Richter zum Teufel wünscht, sagt der Teufel, dem ists Ernst und holt den Richter. Aus diesem Gesichtspunkt muß man auch die Machtlosigkeit des Teufels gegenüber dem Theophilus ansehen.

Neben mehreren dieser Legenden verzeichnet noch Graff in seiner Diutiska III. 273 einige andere. Eine Sünderin will nicht für sich beten, läßt sich aber durch einen frommen Priester bereden, für diesen in die Kirche zu gehen und zu Maria zu beten und dadurch wird sie nun selbst bekehrt. Ein zarter Gedanke.

Noch viele Marienlegenden finden sich zerstreut in Handschriften, im

Coloczaer Codex und von der Hagens Gesammtalterthеuern 2c. Sehr viele auch in der lateinischen Sammlung des Cäsar von Heisterbach. Lokale Legenden von Wundern, welche die in der Noth angerufene Gottesmutter verrichtete oder die sich mit einem Bilde von ihr zugetragen, findet man in Menge bei Gumppenberg, marian. Atlas, und bei Kaltenbaeck, Mariensagen in Oestreich, ungerechnet die zahllosen Sammelwerke des 17. Jahrhunderts, in welchen Marienlegenden aus allen Ländern zusammengestellt sind. Ich wiederhole hier, was Kaltenbaeck von der Maria sagt:

„In den ältesten Ueberlieferungen erscheint sie den Gläubigen im Kampfe gegen die Feinde des Christenthums als Mahnerin zur Ausdauer, als Retterin im Augenblicke der Noth. Zu ihr wendet sich der Krieger, bevor er auszieht; ihr opfert er seinen blutgefärbten Mantel, die eroberte Waffe nach der Rückkehr. Auch dem Schiffer ist die Gebenedeite nahe, wenn er auf der sturmbewegten See um ihren Beistand fleht: das Gewitter schweigt, er landet, und in kurzer Zeit erhebt sich an derselben Stelle eine Kapelle zur Verherrlichung Mariens. Später — vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhunderte — will sie in unwirthbaren Gegenden, auf hohen Bergen und in dichten Wäldern verehrt seyn. Auch dahin soll Kultur und Gesittung kommen; auch die einsamen Wald- und Bergbewohner sollen einen Vereinigungspunkt zur gemeinsamen Andacht haben! Sie erscheint dem verirrten Edlen, den die Jagdlust zu weit getrieben und der aus Ermüdung und Verzweiflung eingeschlummert, im Traume, und verspricht ihm glückliche Heimkehr, sobald er gelobe, an dieser Stelle ihr eine Kapelle zu erbauen. — Den kranken Fürsten ermahnt sie, sich aufzumachen, und nach den fernen Bergen zu wallen, wo ihr Bildniß noch unbekannt in einer schlechten, hölzernen Kapelle hängt. Der Fürst eilt dahin, wird gesund und erbaut eine Kirche mit reichlichen Stiftungen zum Dienste des Herrn. — Eine Gemeinde ist entschlossen, der Gottesmutter in der Nähe ihres Dorfes eine Kapelle zu errichten; während der Nacht tragen Engel das Baumaterial auf entfernte Berge, in einsame Thäler oder das Gnadenbild verschwindet dahin — und die Gemeinde folgt dem höheren Rufe. — Als im fünfzehnten Jahrhunderte die Hussitenstürme beginnen, und in den Tagen des Lutherthums, bleibt das Gnadenbild unversehrt bei allen Versuchen, es zu vernichten. Die Flammen verzehren es nicht, Schwert und Beil versagen den Dienst, und der ruchlose Bilderstürmer findet seine Strafe. — So tritt Maria in ihren Gnadenbildern siegend in die Zeit herüber, welche sich dem alten Glauben wieder zuwendet und ist bei dem namenlosen Unglücke, das die langen Kriege herbeigeführt haben, die Hülfe in der Noth (Mariahülf!), die Zuflucht der Kranken, die Trösterin der Betrübten, die da Thränen vergießt über das Elend der Menschen, und Todesblässe im Angesichte zeigt bei dem Nahen des Ungerechten.“ — Unter den ältern Legenden finden wir eine Menge, welche

den Mariencultus in eine freundliche Beziehung zur Natur bringen. Da wird die Madonna auf hohen Bergen verehrt, in tiefen finstern Wäldern, an Quellen, oder ihr Bild wird an uralten heiligen Bäumen gefunden, oder auch im Innern des Stammes durch natürliches Wachsthum geformt. So kommen viele Marien zur Eiche vor, mehrere zur Linde, andere, deren Bilder an einen Fichtenstamm, Lärchenstamm, Hasel ꝛc. gebunden sind. Ferner Marienbilder in Disteln und Dornen verborgen, entdeckt durch Schaafe, die davor im Kreise knieen. Die vielen Marien zum Schnee erklären sich nicht gleich der von Maria Maggiore in Rom durch einen Traum, sondern durch ein Bild, das im Schnee gefunden wird, oder durch den ewigen Schnee der Alpen, auf dem die Mutter Gottes verehrt wird. Einmal blühen drei Aehren aus dem Schnee, wo ihr eine Kirche gebaut werden soll. Als Herrin der Natur erscheint die Gebenedeite in mehreren Legenden. Ihr Bild zu Frauenthal in Krain zertheilt unfehlbar die Wolken, so oft es denselben entgegengehalten wird. Wie viele Blumen und Kräuter nach der h. Jungfrau benannt sind, ist bekannt. U. L. Frauen Pantoffel, Mantel, Handschuh, Haar, Mariengras, -flachs, -distel. Alles Freundliche in der Natur wurde auf sie bezogen, der kleine Marienkäfer als Bote des Frühlings, der erstarkenden Sonne ꝛc. Unzählige Marienbilder werden in wilden Wäldern, auf einsamen Gebirgen verehrt, wo sie unter den Schrecken der Natur die Gegenwart ewiger Liebe verkünden.

Wir heben nur wenige Marienlegenden besonders aus:

Eichele, ein Dorf am Main, entstand um eine einsame Kapelle „Maria zur Eiche“, als Wallfahrtsort. Hier floh einst ein Lamm vor einem Wolf in die Kapelle, sprang, als der Wolf nachstürzte, schnell zurück und riß im Laufen den Strick der Thüre mit sich fort, so daß diese zufiel und der Wolf gefangen war. Daher das Sprüchwort „in Eichel fängt das Schaf den Wolf“. Schnetzler, bad. Sagenbuch II. 647. Dasselbe geschah zu Seebach. Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes II. 151. Es liegt eine sinnbildliche Beziehung darin.

Ein Schüler, mit dem Ballspiel beschäftigt, steckte seinen ihn dabei hindernden Ring zufällig an den Finger einer nahen Bildsäule der h. Jungfrau. Als er den Ring nachher zurücknehmen wollte, krümmte sich der Finger von Marmor und ließ ihn nicht los. Als der Schüler, zum Manne gereift, heirathete, erschien ihm in der Hochzeitnacht die h. Jungfrau, hielt ihm den Ring vor und drohte ihm wegen seiner Untreue. Da entsagte er den irdischen Freuden, um die himmlischen zu suchen. Jakob von Maerlart VII. 61. Nach Vincent. Bellov. VII. 87. Wahrscheinlich nur die Anwendung einer ältern Sage von einer Venusstatue. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik III. 924.

Eine Nonne entlief aus dem Kloster, sündigte, wurde unglücklich und kehrte reuig in die h. Mauern zurück. Aber siehe da, sie war gar nicht vermißt worden, denn die h. Jungfrau selbst hatte in ihrer Gestalt im Kloster zuge-

bracht und alle Pflichten als Nonne erfüllt. Caesar Heisterb. VII. 33. Kaltenbaeck Nr. 17.

Ein Fuhrmann blieb mit einem Fuder Wein im Sumpfe stecken. Da erschien ihm die h. Jungfrau und half ihm heraus. Ohne sie zu erkennen, wollte er der starken Helferin einen Trunk seines besten Weines zum Danke spenden, aber ihm fehlte ein Glas. Da ließ die h. Jungfrau einen Rosenstrauch wachsen und formte aus Rosenblättern einen zarten Kelch. Kaum aber hatte sie ihn dem Fuhrmann übergeben, so verschwand sie. Der Kelch wurde in einer Kapelle aufbewahrt. Rohr, Merkw. des Oberharzes 1739. S. 140.

„Das Jüdel" altd. Gedicht in Hahns Gedichten S. 129. Die Juden wollten ein Christenkind verbrennen, weil es aber ein altes Marienbild vom Schmutz gereinigt hatte, erschien ihm die Gottesmutter und erhielt es lebendig. Durch dieses Wunder wurden die Juden bekehrt.

Höchst eigenthümlich und phantastisch sind einige Marienlegenden in alten Volksliedern der Eifel. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes, S. 118.

Maria will nach Rom gehen, kein Schiffmann aber nimmt sie auf, da geht sie zu Fuß durch das Meer und wie sie vorschreitet, sinkt das Meer immer tiefer und tiefer. — Mit ihrem Kind ein Obdach suchend, wird es ihr überall verweigert, bis sie sich in einem Stall niederläßt. Aber sie hat nichts zu essen. Da wallt das Meer über Land herein und wirft ihr einen großen Fisch vor die Thüre.

5.

Allgemeine Legende der Heiligen.

Auch die Heiligenlegenden kamen über die Alpen herüber und wurden in lateinischer Sprache von Kirche zu Kirche fortgepflanzt, so treu und einfach, wie die Kirchenlieder. Erst nach und nach wurden einzelne Legenden von deutschen Dichtern kunstreicher ausgebildet, und lebten und wirkten neue Heilige auf deutschem Boden, deren Legende in die allgemeine überging.

Neben den lateinischen Martyrologien und Heiligencalendern und der im ganzen Mittelalter hochbeliebten legenda aurea entstanden auch große deutsche Sammlungen. Die größte bildet den dritten Theil des oben schon genannten Passional, dessen erste Theile den Heiland und die h. Jungfrau betreffen. Ihnen schließt sich an das Leben der Väter, von Roth

1845 in Bruchstücken mitgetheilt. Sodann die schönen Legenden des Hermann von Fritslar in Pfeiffers Mystikern I. und ein noch nicht gedrucktes Märtyrerbuch, handschriftlich in Kloster-Neuburg und Heidelberg. Viele solche schöne Legenden bringt die große Kaiserchronik. Viele andere finden sich in zahlreichen andern Chroniken. Die Geschichtbücher des Mittelalters sind überall mit Legenden durchflochten. Wenn von der geschichtlichen Grundlage der Legenden poetische Abweichungen Statt haben, so ist das Motiv durchgängig ein lehrhaftes. Die Legende wirkt wie eine christliche Moral in Beispielen. Zuweilen wird auch der Sterbe- und Namenstag des Heiligen symbolisch und seine Legende tritt in eine zarte poetische Beziehung zur Bedeutung seines Kalendertages im Kirchenjahr. Die lange Zeit mißachteten Legenden bilden einen der reichsten und anziehendsten Bestandtheile unserer alten Dichtung.

Unter den Werken, welche einzelne Legenden behandeln, stehen die geistlichen Schauspiele der Hrotsvitha obenan. Diese geistreiche Nonne lebte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts im Kloster Gandersheim, in welchem damals die classischen Dichter gelesen wurden und sonderlich Terenz sehr beliebt war, dessen Dichtung sie durch Schauspiele würdigeren Inhalts ersetzen wollte. Sie schrieb in lateinischen Hexametern ein Gedicht zu Ehren Maria's, ein anderes auf die Himmelfahrt Christi, dann 6 Legenden, das Leben Otto's des Großen und eine Geschichte ihres Klosters. Sodann in gereimter Prosa die 6 berühmten Comödien. Die historischen Stücke enthalten nur schüchterne Relationen nach dem Hörensagen, das Leben Maria's und die Himmelfahrt wiederholen nur das Bekannte. Erst in den Legenden beginnt sich die Dichterin mit mehr Freiheit zu bewegen. Da finden wir das Martyrium der keuschen Agnes ausgemalt, die, als man sie nackt auszog, erst von ihren eigenen Haaren ringsumwallt, dann von einem Engel bekleidet wurde rc.! Ferner die Legende vom h. Dionysius, der seinen abgeschlagenen Kopf noch zwei Meilen weit bis zu seinem Grabe trug, eine unnachahmlich naive und rührende Schilderung. Sodann die berühmte Legende vom h. Theophilus, und eine ganz ähnliche Legende vom Sklaven des Proterius. Die vom h. Pelagius, der als schöner Jüngling den Begierden eines maurischen Königs widerstand, hat man in der Feder einer Nonne für bedenklich finden wollen, ebenso die Legende vom h. Gangolf.

Dieser heirathete die Ganea, die ihn durch ihren Liebhaber, einen Geistlichen, morden ließ. Mehrere Wunder, die sich auf seinem Grabe zugetragen, wurden einst der treulosen Ganea erzählt, die aber deswegen so wenig in sich ging, daß sie sogar ihren Spott damit trieb und sagte: diese so gerühmten Wunder verdienten ihre Aufmerksamkeit nicht mehr, als diejenigen, wovon ihr das Orakel auf dem Rücken spreche. Die Strafe für diese Lästerung erfolgte alsbald; denn Ganea konnte von nun an kein Wort mehr sprechen, ohne daß dieses Orakel sich zu ihrer Beschämung zu gleicher Zeit hören ließ.

Wenn man die Tugend der Verfasserin, die solche Dinge Preis gab, in Zweifel gezogen, so hat man wohl Unrecht. Die Naivetät des Zeitalters entschuldigt viel. Ein Zug zum Komischen verräth sich auch sonst hin und wieder bei der geistreichen jungen Nonne und kann auf ihren Charakter um so weniger ein ungünstiges Licht werfen, als der Adel ihrer Seele unzweideutig aus ihren Comödien erhellt. Sie diente mit inniger Liebe und Demuth der Kirche. Ihre ganze poetische Begeisterung war aus dem frommen Nonnenglauben geschöpft. Mit Vorliebe aber schilderte sie das weibliche Martyrium, die Kraft und die Heldenstärke, die selbst das schwache Weib gewinnt durch den Glauben. In ihren ersten Stücken tritt dem geheiligten Weibe der Mann als das dämonische Princip gegenüber, durchaus fremd, feindselig, teuflisch, wie der höllische Geyer, der die weiße Taube berückt. Auch das ist ganz nonnenhaft und drückt mit bewundernswürdiger Wahrheit die zarte Mädchenscheu der im Kloster Erzogenen vor den wilden Männern draußen aus. In den spätern Stücken ändert sich plötzlich das Verhältniß, und heilige Männer nehmen sich gefallener Mädchen an. Diese Wendung in ihren Dichtungen ist vielleicht hervorgerufen worden durch den Tadel, den sie von Seite eines Beichtvaters oder Bischofs erfuhr, sofern sie bisher die Männer als solche zu sehr in den Schatten gestellt habe. Dem sey wie ihm wolle, so ist Hrotsvitha eine reizende und rührende Erscheinung, die Begeisterung für ihr eigenes Geschlecht durchaus naiv, rein, edel und liebenswürdig. Selbst das fremde lateinische Gewand stört uns an ihr nicht. Ihre Gelehrsamkeit, eine gewisse klösterliche Vornehmigkeit contrastirt sehr gut mit dem noch ziemlich rohen Zeitalter, in dem sie lebte. Man hat mit Recht in den Barbaren, Skythen, Heiden ꝛc., die in ihren Stücken vorkommen, Anspielungen auf die Ungarn und Slaven gefunden, die zu ihrer Zeit noch das deutsche Reich und den christlichen Glauben bedrängten. Sie

beschrieb nicht nur Martyrien, sondern sie erlebte sie. Ganz in ihrer Nähe tobten und wütheten noch die Heiden und wurden Nonnen zu Tode gequält.

Gallicanus im ersten Stück der Hrotsvitha freit um Constantia, Tochter des Kaiser Constantin, und erhält sie zugesagt. Sie hat sich aber Christo schon verlobt und scheut diese Heirath mehr als den Tod. Gallicanus selbst aber wird, im Kampf mit den Skythen und in großer Noth, zu Christo bekehrt und wählt freiwillig ein eheloses Leben. Zur Sühne für die sinnliche Gluth, mit welcher er die reine Constantia verfolgt, muß er den Martyrertod sterben.

Dulcitius im zweiten Stück entbrennt in noch wilderer Gluth in drei heilige Jungfrauen zugleich, Agape, Chionia und Irene. Indem er sich aber auf sie stürzt, schlägt ihn Gott mit Blindheit, er sieht russige Töpfe für die Jungfrauen an, umarmt die Töpfe und macht sich ganz schwarz dabei. Hier streift das Schauspiel nahe an die Posse. Der verrückte Liebhaber in seinem schmachvollen Zustande wird von den Zuschauern ausgelacht. Nachdem er aber zu sich gekommen, werden die heiligen Jungfrauen hingerichtet, die beiden ersten sterben im Feuer, ohne zu verbrennen, die jüngste, Irene, flieht auf einen hohen Fels und wird, eine reine Jungfrau, von Pfeilen erlegt.

Noch höher steigert sich die wilde Liebesgluth im Callimachus. Dieser liebt die fromme Drusiana sogar noch im Tode und will sich eben in wollüstiger Wuth auf ihre Leiche stürzen, als eine Schlange ihn packt und tödtet. Beide aber werden vom h. Johannes dem Evangelisten wieder zum Leben erweckt und weihen sich ganz Christo.

Abraham, ein Einsiedler, besucht seine in die tiefste Entsittlichung versunkene Nichte Maria, naht sich ihr verkleidet als Liebhaber, gibt sich ihr aber plötzlich zu erkennen und rettet sie vom Verderben. Eine tiefergreifende, mit größter Zartheit behandelte Scene.

Paphnutius, ebenfalls ein Einsiedler, bekehrt in ähnlicher Weise die schöne Buhlerin Thais. Aber hier steht der strenge Asceet dem leichtsinnigen Weltmädchen viel schroffer gegenüber. Man tadelt an diesem Stück die Ueberladung mit Gelehrsamkeit.

In der Sapientia läßt unsre Nonne eine heilige Mutter der grausamen Hinrichtung ihrer heiligen Töchter, Fides, Spes, Charitas zusehen, die höchste Glorification weiblichen Heldenmuths. Nach der bekannten Legende, die ihr Vorbild schon im alten Testament in der Mutter der Maccabäer gefunden hat.

Die Legende vom h. Christoph oder **großen Christoph** gehört zu den schönsten, denn in diesem ungefugen, aber treuherzigen Riesen ist das deutsche Volk selbst gleichsam personifizirt und sein Verhältniß zur christlichen Lehre in ergreifender Wahrheit aufgefaßt.

Es war ein großer Riese, der hieß Offero, weltberühmt durch seine Größe und Kraft. Da ihn gelüstete, zu erfahren, wer stärker wäre als er, zog er in die Welt hinaus und frug nach dem Stärksten. Man wies ihn an einen mächtigen König, dem er eine Zeit lang diente. Als er aber einmal sah, wie sich der König bei Nennung des Teufels bekreuzigte, erfuhr er, das geschehe aus Furcht vor dem Teufel. Da nun der Teufel mächtiger seyn muß, als du, sagte er zum König, so will ich dir nicht länger dienen und lieber den Teufel suchen. Also that er, fand den Teufel und diente ihm. Einmal aber sah er, wie der Teufel unterwegs einem Kreuze auswich, erfuhr dadurch daß der Teufel sich vor dem Kreuze fürchte und verließ ihn, um den Mann des Kreuzes aufzusuchen, welcher Christus heißen sollte. Ein Einsiedler unterrichtete ihn, wie man Christo dienen solle, aber Offero mochte weder beten noch fasten und da rieth ihm der Einsiedler, gute Werke zu thun. Nun ließ sich Offero an einem Fluße nieder und trug um Christi willen die Wanderer durchs Wasser, denn er war hoch und stark. Einstmals rief ihm ein kleines Kind, er solle es hinübertragen. Er nahm es auf, aber siehe das Kind wurde schwer und immer schwerer und drückte den Riesen zusammen, daß er nahe am Ertrinken war. Mir ist, sagte er, als läge die Welt auf mir. Das Kind aber sprach: mehr als Welt, denn du trägt den, der Himmel und Erde geschaffen hat. Ich bin Christus und taufe dich mit dem Wasser dieses Flußes, davon sollst du Christophorus heißen. Deinen Stab aber sollst du in den Boden stecken, so wird er blühen und Früchte tragen. — Seitdem war Christophorus eifrig im Gebet und in Tröstung verfolgter Christen. Der heidnische König Dagnus sandte zweihundert Reiter ihn zu fangen, aber sie fürchteten sich vor seiner Größe, indem sie ihn knieend beten sahen. Er gab sich ihnen freiwillig gefangen. Der König wollte ihn durch schöne Mädchen verführen lassen, aber Christophorus bekehrte dieselben, dann wollte er ihn wie den h. Sebastian mit Pfeilen erschießen lassen, aber alle Pfeile blieben in der Luft schweben und einer flog in des Königs Augen, daß er erblindete. Nun heilte ihn Christophorus und bekehrte ihn. Später aber litt Christophorus den Märtyrertod durch Enthauptung. 25. Juli. Straßburger Legendenbuch von 1517. Altdeutsches Gedicht in Mones Anzeiger 1839. S. 590. Noch mehrere alte Handschriften. Vgl. Hauthals „der große Christoph" 1843.

Die Legende vom h. Georg war eine der beliebtesten im Mittelalter, nicht blos bei den Deutschen. Dieser Heilige war nämlich vorzugsweise ein Ritter, ein Bekämpfer des Drachen, auf ihn ließ sich daher alle die Vorliebe übertragen, welche schon zur heidnischen Zeit die nationalen Lieblingshelden als Drachenbekämpfer genossen hatten. Wir haben mehrfache auf ihn bezügliche Riesen- und Volkslieder, z. B. Wunderh. I. 151. Meinert 254. v. Raumer, Entwicklung des Christenthums, 33. Aber

auch ein späteres altdeutsches Gedicht des Reinbot von Turne. Von der Hagen, Gedichte des Mittelalters I. 81. Genthe, Dichtungen I. 141.

Georg, römischer Ritter und Prinz von Kappadozien, besiegte einen furchtbaren Drachen, der die Gegend von Silona verheerte, befreite die schöne Prinzessin Aja, die demselben vorgeworfen werden sollte, (wie Perseus die Andromeda), und bewog dadurch sie und ihren Vater König Sevius und das ganze Volk, sich taufen zu lassen. Nachdem er lange siegreich wider die Heiden gestritten und dazu eine Fahne vom Himmel selbst aus der Hand der heil. Jungfrau empfangen hatte, zog er sich die Ungnade des Kaiser Diocletian zu, der keine Christen mehr unter seinem Heere dulden wollte. Georg erwies ihm die Nichtigkeit der Götzen und zwang den Teufel, aus einer schönen Apollostatue zu wandern und die Schädlichkeit des Götzendienstes selbst zu bekennen. Die Kaiserin Alexandra wurde dadurch auch bekehrt, leistete ihm Beistand und erlitt mit ihm den Tod, bei dem alle erdenkbaren Martern erschöpft wurden. Die Kaiserin wurde bei den Brüsten aufgehangen 2c., Georg erst gerädert, dann in einen glühenden Kalkofen gesteckt, vergiftet, endlich enthauptet. 23. April. Vgl. acta S. S. und Surius zu diesem Tage. Die Uebersicht aller alten Legenden vom h. Georg in Hagens Ged. des Mittelalters I. 83 f. Pfeiffers deutsche Mystiker I. 117. In Reinbots Gedicht ist die Innigkeit des Gefühls zu bewundern, mit welcher Georg theils vor seinen zwei Brüdern, theils vor der Kaiserin die poetische Tiefe des Christenthumes enthüllt. Trefflich sind die ritterlichen Kriegsscenen und gräßlich die Marterscenen. Als eine liebliche Idylle wechselt damit die Erscheinung des Heiligen in einer armen Hütte ab, in der er bewirkt, daß die dürren Balken grünen und blühen, der leere Tisch mit Speisen sich füllt und ein todtes Kind wieder lebendig wird. — Ein unbedeutendes, aber altes deutsches Lied aus dem 10. Jahrhundert auf den h. Georg steht hinter der Heidelb. Handschrift des Otfried. (Gedruckt in Hoffmanns Fundgruben I. 10 ff.)

Die deutsche Legende kennt noch mehrere Heilige, welche Drachen überwanden. Der h. Magnus tödtete einen bei Roßhaupten und bei Füßen, der h. Beatus vertrieb einen aus der nach ihm benannten Höhle am Thuner See.

Eine schöne Legende ist die von der h. Marina.

Sie begleitete ihren Vater Eugenius, als er Mönch wurde, in männlicher Kleidung, und wurde unerkannt selber Mönch unter dem Namen Marius. Da beschuldigte man den jungen Mönch, ein Kind gezeugt zu haben, und verstieß ihn. Er nahm geduldig die Schuld über sich und pflegte das Kind. Erst nach seinem Tode erkannte man sein wahres Geschlecht. Die Unschuld kann nicht herrlicher triumphiren.

Barlaam und Josaphat, eine sehr berühmte Legende, zuerst von Johannes Damascenus griechisch verfaßt (übersetzt und herausg. von Liebrecht, Münster 1847), aufgenommen in das große spec. hist. des Vincentius Bellevac. LXV. 1. Darnach französisch behandelt im 13. Jahrhundert und zu derselben Zeit auch durch Rudolf von Ems in einem altdeutschen Gedicht, herausg. 1818 von Köpke, 1843 von Pfeiffer.

Avenier, König in Indien, schließt seinen einzigen Sohn Josaphat von Geburt an in einen Thurm ein, weil ihm geweissagt worden, derselbe werde ein Christ werden. Als J. zum Jüngling erwachsen, kommt der uralte Einsiedler Barlaam in der Verkleidung eines Kaufmanns zu ihm und bietet ihm einen kostbaren Stein an, der symbolisch das Christenthum bedeutet. Nachdem Josaphat in dieser Lehre unterrichtet und getauft ist, kehrt B. in die Wüste zurück. Der alte König erfährt zürnend, was vorgegangen, und schickt einen gewissen Nachor, der dem Barlaam sehr ähnlich ist, zu seinem Sohne, um denselben zu täuschen und listig den Samen des Christenthums, den ihm der wahre B. eingepflanzt, durch den falschen wieder ausrotten zu lassen. Man veranstaltet eine religiöse Disputation zwischen heidnischen Meistern und dem falschen B., welch letzterer sich von jenen in aller Form überwinden lassen soll. Allein mitten im Streite kommt über den falschen Barlaam der heilige Geist, also daß er die christliche Lehre, die er nur lügenhaft und sieglos vertheidigen sollte, mit Wahrheit und unüberwindlicher Kraft vertheidigt, das Feld behauptet und sich reumüthig taufen läßt. Nun versucht der König, seinen Sohn auf andere Weise wieder ins alte Heidenthum zurückzuziehen. Er läßt ihn durch die schönsten Mädchen verführen und diesen gesellen sich Teufel zu, die das Versuchungswerk mit größtem Eifer betreiben. Doch umsonst, Josaphat bleibt standhaft. Da wird der König schwermüthig, fängt selber an der Wahrheit des Heidenthums zu zweifeln an und übergibt dem Sohn die Hälfte seines Reiches. Dieser führt nun sogleich in diesem Theil das Christenthum ein und nun wird dessen Vorzug vor dem Heidenthum so anschaulich, daß sich der alte König endlich selbst bekehrt, dem Sohn das ganze Reich übergibt und als frommer Einsiedler stirbt. Josaphat aber übergibt nun auch seinerseits die Krone einem frommen christlichen Mann, dem Barachias, und geht in die Wüste, um den Barlaam aufzusuchen, den er auch endlich findet, dem er im Tode beisteht und den er christlich begräbt. Dann lebt Josaphat noch 35 Jahre lang in der Wüste als Einsiedler, und ein frommer Bruder, der ihn begräbt, bringt die Kunde seines Todes dem König Barachias, der seine Legende aufzeichnen läßt.

Eine der sinnreichsten Legenden ist **Silvester**, schon in der Kaiserchronik enthalten und ausgeführt von Conrad von Würzburg, herausg. von W. Grimm, 1841.

Kaiser Constantin der Große ist am Aussatz krank und will sich eben durch ein Bad in Kinderblut heilen (nach altheidnischer Sitte), als Papst Silvester ihn durch Gebet und einzig durch die Macht des wahren Glaubens heilt. Dadurch wird Constantin bekehrt und führt das Christenthum im römischen Reiche ein. Aber seine Mutter Helena sieht scheel dazu und vertheidigt das Judenthum, als sey es besser. Silvester muß mit jüdischen Meistern und Zauberern streiten, überwindet sie aber, denn Zambri, der Juden Meister, kann zwar durch Zauberei einen starken Stier mit einem Worte tödten, aber Silvester kann noch mehr, nämlich denselben Stier durch ein Wort wieder lebendig machen. Das ganze Gedicht macht auf einfache und anmuthige Weise die höhere Stellung des Christenthums über Heidenthum und Judenthum geltend.

H. Servatius, altdeutsches Gedicht aus einer Wiener Handschrift abgedruckt in Haupts Zeitschr. V. 75 ff., von einem oberdeutschen Dichter aus den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts.

Nachdem der h. Maternus das Bisthum Tongern gegründet, bewirkte der neunte Bischof nach ihm, Valentinus, daß keiner mehr den bischöflichen Stuhl sollte besteigen können, der dessen nicht würdig wäre. Da stand der Stuhl von Tongern sieben Jahre leer, bis Gott den h. Servatius, einen Königssohn von Armenien, herbeirief, den ein Engel eigenhändig auf den Stuhl führte. Bald aber hetzte Satan die Einheimischen, die Starken und die Ketzer gegen ihn auf, die nicht dulden wollten, daß ein Ausländer, ein schwächlicher Mann und ein Heiliger über sie regieren sollte. Mit Gewalt setzten sie ihn ab und er floh und lebte lange in einer Einöde. Da sandte ihn Gott noch einmal nach Tongern, den Einwohnern zu verkünden, sie sollen Buße thun, denn ihre Stätte würde vertilgt werden durch die Heiden. Die Einwohner erschracken und auf ihre Bitte ging er nach Rom, um vom h. Vater Abwendung des Untergangs zu erflehen. In Rom offenbarte sich ihm der h. Petrus selbst und wies ihn an, seinen Bischofsitz vom unrettbaren Tongern nach Maestricht zu verlegen, das allen Feinden widerstehen sollte. Ehe Servatius noch heimkehrte, wälzte sich schon der Strom der Hunnen unter Attila heran und er selbst wurde von ihnen gefangen. Da sie aber sahen, daß ihn im Schlaf ein Adler beschattete, entließen sie ihn ehrfurchtsvoll. Als im Elsaß heißer Durst ihn plagte, entstand auf sein Gebet eine Quelle, die nicht nur seinen Durst löschte, sondern sogleich auch Kranke heilte. Als er nach Tongern kam, wies er den Einwohnern einen Schlüssel, den ihm Petrus selbst gegeben, damit er ihre Sünden löse. Darauf vollzog er Petri Befehl und führte die Seinen nach Maestricht, wo er ungefährdet als Bischof starb. Bei seiner Leiche genasen alle Sieche. Die Hunnen zerstörten erst nach seinem Tode Tongern, konnten aber Maestricht nicht gewinnen. Lange nachher, am St. Servatiustage, 13. Mai, erfocht Karl der Große einen glänzenden Sieg über die Heiden, nachdem er den Heiligen des Tages angerufen

hatte. Da wurde des Heiligen Kirche gemehrt. Nach deren Schätzen aber waren die Ungarn lüstern und stürmten an, konnten aber die unnahbare Stadt nicht gewinnen. Die Gemahlin des Herzogs Giselbrecht von Lothringen nahm aus seinem Schatze einen kostbaren Pelz, ein „rieslicher Mann“ aber, der sie bei den Locken zog, zwang sie, ihn wieder herauszugeben. Kaiser Heinrich II. ließ ein goldnes Bild des Heiligen verfertigen, aber die Goldschmiede in den Kerker werfen, da ihm das Bild nicht gefiel. Da erschien ihm der Heilige, bewies ihm, daß das Bild getreu sey, und bewog ihn, die Künstler zu befreien. Als ein harter Vogt am Rhein das Volk plagte, schickte er einen Bären, der ihn vom Rosse riß. Als ein von ihm geschriebenes Meßbuch lange unbenutzt blieb durch des Teufels Antrieb, fand der fromme Jüngling, der es zuerst wieder beim Meßdienst aufschlug, einen Pfennig darin, dafür kaufte er einen Fisch und mit diesem Fisch speiste er drei Tage lang alle Pfaffen und Laien, ohne daß er abnahm. Auch rettete er einmal einen Schiffer auf dem Meere.

Dieses Gedicht spiegelt die Leiden und Freuden eines Bischofs unter einem derben, gern gewaltthätigen Volke und unter den Gefahren heidnischer Ueberwältigung recht lebendig ab und ist in einem überaus frommen und innigen Ton abgefaßt.

H. Pantaleon, altdeutsches Gedicht des Konrad von Würzburg, aus der Wiener Handschrift abgedruckt in Haupts Zeitschrift VI. 193 ff.

Der junge Pantaleon, dessen Vater ein Heide, dessen gestorbene Mutter aber eine Christin gewesen, wollte Arzt werden, da sagte ihm der christliche Priester Ernolaus, Christus sey der größte Arzt. P. nahm sich dieser Lehre an und heilte alsbald durch sein Gebet ein Kind von einer großen Schlange, die es umwickelt hatte, und einen Blinden, worauf sein eigner Vater sich bekehrte. Er heilte dann noch viele. Da wurden andere Aerzte neidig, verklagten den P. beim Kaiser Maximin, unterlagen aber bei der Probe an einem Siechen, den sie nicht zu heilen vermochten, dem aber P. vor dem Kaiser aufzustehen befahl und der davon ging. Der Kaiser ermahnte ihn, den Götzen zu opfern, wurde über seine Weigerung zornig und befahl, ihn zu verbrennen. Aber lange wurden alle Arten von Martern vergebens bei ihm angewandt, bis er endlich mit seinem Lehrer Ernolaus enthauptet werden konnte.

Sehr eigenthümlich ist die Legende vom h. Gregor auf dem Stein, in einem Gedicht des Hartmann von Au, herausg. von Lachmann.

König Marcus hinterließ einen Sohn und eine Tochter, die in verbotner Liebe zusammen den Gregorius zeugten. Das Kind wurde ausgesetzt und trieb auf dem Meere, wurde jedoch wunderbar erhalten. Als G. herangewachsen war, fand er seine Mutter, ohne sie zu kennen, als Wittwe und ward

ihr zweiter Gemahl. Sobald er aber entdeckte, wer sie sey, verließ er den Thron und lebte 17 Jahre lang auf einem aus dem Meere vorragenden Felsen, an den er sich hatte anketten lassen. Den Schlüssel zum Schloß der Kette aber warf er ins Meer. Da erscholl zu Rom, als der Papst gestorben war, eine Stimme vom Himmel, man solle den frommen Büßer auf dem Steine zum Papst wählen. Indem man ihn suchte und fand, brachte auch ein Fisch den Schlüssel zu der Kette, und Gregor, von seiner Sünde durch schwere Buße gereinigt, wurde Papst. Auch seine Mutter fand er wieder und ertheilte ihr Absolution.

Die Legende steht in den gestis rom. und Corneri chron. ad annum 1059* (hier heißt der Heilige Justinus). Man hat allerlei historische Veranlassungen zu dieser Dichtung gesucht, aber ohne Glück. Sie macht nur, wie so viele andere Legenden, die allüberwindende Kraft der Buße geltend.

Ich reihe hier die schönste Legende der berühmten Kaiserchronik an.

Nach der Kaiserchronik, Vers 1932 f. lebte zu Rom Kaiser Faustinianus, vermählt mit Mechtild, die ihm zwei Söhne, Faustinus und Faustus, gebar. Aber des Kaisers Bruder, Claudius, begehrte ihre Liebe und mit Noth entging sie ihm. Sie gebar hierauf ihren dritten Sohn Clemens, und wollte, durch einen Traum gelenkt, ihre beiden ältesten vor Gefahr retten. Der Kaiser erlaubte, die beiden Söhne in eine ferne Schule zu entsenden, aber sie litten Schiffbruch und wurden unter den Namen Niceta und Aquila als Sclaven von einer Wittwe gekauft, und vom h. Zachäus gut erzogen. Ihre Mutter hörte nichts mehr von ihnen und reiste ihnen endlich nach, litt aber ebenfalls Schiffbruch und wurde die Dienerin und Pflegerin einer kranken Wittwe. Der Kaiser selbst, da er von Weib und Söhnen nichts mehr hörte, machte sich auf den Weg, empfahl den jüngsten Sohn Clemens seinen Räthen und ging zur See, litt aber gleichfalls Schiffbruch und wurde ein Packträger. Mittlerweile drang zu Clemens in Rom die Kunde von Barnabas und Petrus, den Boten des Christenthums, also daß auch er bekehrt wurde und mit Petrus, dem Apostel, nach Arantum kam, wo sie Mechtild als arme Bettlerin, Faustinian als armen Träger und Faustinus und Faustus als junge hoffnungsvolle Schüler wiederfanden, ohne daß die so nahen Verwandten sich noch gegenseitig kannten. Nachdem Petrus den Zauberer Simon Magus besiegt, ließ sich der junge Clemens mit seinem alten Vater, ohne ihn zu kennen, in ein tiefsinniges Gespräch über die ewigen Wahrheiten ein, und endlich öffnete Petrus allen die Augen und zeigte ihnen, wie nur der wahre Glaube sie so wunderbar wieder geeinigt habe.

Crescentia, gleichfalls eine Episode der Kaiserchronik, auch als prosaische Erzählung aus einer Leipziger altdeutschen Handschrift herausg. in Haupts altdeutschen Blättern I. 300.

Nach des Kaisers Eraclius Tode kam Rom an seine jungen Neffen, den schwarzen und den weißen Dietrich, welches spätgeborne Zwillinge waren. Als sie heirathen sollten, schlug man ihnen Crescentia, die Tochter des Königs von Afrika vor, und überließ dieser die Wahl. Sie nahm den schwarzen Dietrich. Darüber erboste sich der weiße. Einst war der schwarze lange abwesend, da trug der weiße ihr seine Liebe an. Sie sagte ihm zu, wenn er erst einen Thurm bauen ließe, in dem sie ganz geheim zusammenkommen könnten. Als aber der Thurm fertig war, sperrte sie den weißen D. darin ein. Gleichwohl wußte dieser bei der Rückkehr seines Bruders Crescentia zu verdächtigen und sie wurde in den Tiberfluß geworfen. Durch einen Fisch gerettet, kam sie an eines Herzogs Hof, dessen Kind sie pflegte. Aber auch hier trachtete der Vitzthum nach ihrer Schönheit, sie weigerte sich, da ermordete er des Herzogs Kind während sie schlief und beschuldigte sie des Mordes. Sie wurde nun abermals ins Wasser geworfen, aber durch den Engel Gabriel gerettet, der ihre Gestalt unkenntlich machte und ihr ein Heilkraut gegen den Aussatz gab. Unterdeß waren der Herzog sammt dem bösen Vitzthum, sowie auch die beiden Dietriche, mit Aussatz heimgesucht worden. Crescentia heilte nach einander alle und die Geheilten be= und erkannten ihre Unschuld.

Die Legende des h. Brandanus ist irischen Ursprungs und zuerst lateinisch, dann französisch behandelt, auch ist ihr poetischer Werth sehr zweifelhaft. Da sie indeß eine von den romanischen Quellen abweichende Behandlung in Deutschland erfahren hat und sehr beliebt gewesen zu seyn scheint, will ich ihren Inhalt kurz angeben. Sie ist altniederländisch und mittelhochdeutsch (Mone, niederl. Volksbuch, 100. Bruns plattd. Gedichte, 159), auch in einem zu Basel 1491 gedruckten Volksbuch vorhanden.

Abt Brandanus liest in einem Buch von wunderbaren Dingen, zweifelt ob sie möglich seyen und verbrennt das Buch. Da kommt ein Engel und befiehlt ihm, selber die Dinge zu sehen. Er baut ein Schiff und fährt mit seinen Mönchen in die weite Welt. Anfangs begegnen ihm nur Ungeheuer, ein flammender Hirsch, der aus einer Wolke kommt, ein Wald, der vor seinen Augen untergeht, weil er nur auf dem Rücken eines großen Wallfisches oder Kraken gewachsen war, ein Meerweib. Dann kommt er zu einer Insel, auf der verbannte Seelen hausen, deren Pein er lindert, indem er ihre schuldigen Häupter benetzt. Dann ins Lebermeer, in dem noch immer alte Schiffe stecken, die nicht herauskönnen. Eine Stimme ruft ihn nach Norden, wo er ein schönes Kloster auf einem Berge findet. Weit davon im Meer sitzt ein rauher Mann einsam auf einem Stein, büßend, weil er einst als König von Babylonien seine Schwester geheirathet, und nun getröstet und erquickt durch den fernen Gesang der Mönche, den er täglich vernimmt. Im Osten stößt B. auf einen

glühenden Berg, mitten im Nebel voll büßender Seelen. Durch den Gestank dieses Orts vertrieben kommt er an ein Land, wo ewige Nacht herrscht, nur erleuchtet durch die Karfunkel, die den Boden bedecken. Hier gelangt er in einen prachtvollen Saal voller Schätze. Einer seiner Mönche stiehlt nur einen Zaum, wird aber dafür gleich vom Teufel geholt. Dann kommen sie zu einer noch prachtvolleren Burg, von der Licht in das ganze nächtliche Land ausströmt. Hier wohnt der Prophet Enoch, der ihm viel Gold mitgibt, um daheim Kirchen zu bauen. B. ist so betrübt über den Verlust seines Mönchs, daß er nicht ruht mit inbrünstigem Gebet, bis Gott den Teufel zwingt, ihm den Mönch wieder auf das Schiff zu bringen. Sofort trifft er ein Schiff voller Todte, um die der Teufel mit St. Michael streitet; Michael gewinnt ihm nur drei Seelen ab. Eine Sirene singt ihnen dann auf dem Meere so bezaubernd, daß sie alle einschlafen und an einem Lande stranden, wo ein schwarzer Mann sie weckt und mit ihnen fährt, um sie zu führen. Es ist aber ein Teufel, der seine Kameraden herbeiruft, die nun in Schaaren das Schiff stürmen, aber B. vertreibt sie durch sein Gebet und zwingt sie sogar, ihm seinen ins Meer gefallenen Hut wieder zu bringen. Dann kommt er zu einer Burg von Stein mit 12 Thüren, die nur Gott allein zerstören kann. Auf dem Meer schwebt eine Seele, die aus dem Paradiese gespeist wird. Ein nackter Mann sitzt auf einem glühenden Stein im Meer, oben erfroren, unten verbrannt, es ist Judas. Die Teufel kommen, ihn zu plagen, aber B. gewährt ihm eine Nacht Ruhe. Hierauf kommt er in ein seliges Land mit einer Krystallburg voller Schätze und Reize. Weiter werden sie von Menschen mit Schweinsköpfen bestürmt, die B. vertreibt. Ein großer Fisch schwimmt um sie, das Schiff zu verschlingen, doch auch ihn vertreibt B. Nun kommen sie noch an drei glückliche Orte, auf die Burg Luprie, wo sie einen reinen Mann finden, in ein Land, wo ein gewisser Helsprang richtet, ein schöner Mann mit golddurchflochtenem Barte, wie ein Kaiser, endlich in eine Kirche, in der sie einen Kelch auf dem Altar erblicken. Von da kommen sie glücklich heim.

Die Sage gehört der Nordsee und zuerst Irland an, wo das Christenthum schon frühe einheimisch wurde. Bisher hatten nur Helden das weite Meer befahren, es mußte nun von dem christlichen Priester gleichsam geweiht werden. Auch die alte Vorstellung des Paradieses im Westen mußte nun eine christliche Weihe erhalten. Dies der Sinn der Legende. Merkwürdig ist, daß nur ihre deutsche Bearbeitung den Kaiser auf der seligen Insel namhaft macht. Darin liegt wohl die uralte Erinnerung wie in dem bärtigen Kaiser im Kyffhäuserberge.

Besondere altdeutsche Gedichte handeln von dem h. Aegidius, Albinus, Alexius, Bonus, Eustach, Johann dem Täufer, Paulus, Ulrich, von

den Siebenschläfern. Desgleichen von der h. Agnes, Barbara, Brigitta, Dorothea, Juliana, Katharina, Magdalena, Margaretha rc., alle nach den bekannten lateinischen Quellen.

Die 21 Werke der h. Martina sind in einem längern altdeutschen Gedicht des Hugo von Langenstein (herausg. von Keller 1850) beschrieben, wobei ihre verschiedenen Kleidungsstücke allegorisch als Tugenden gedeutet sind.

Sehr beliebt war die Legende vom nackten König, aus morgenländischen Blättern, von König Salomon erzählt (vgl. Cassel, Schamir 1854), dann in den gestis Rom. 59 von Kaiser Jovianus. Später auch als Fastnachtspiel behandelt, vgl. Keller, Fastnachtspiele III. 1151. Gödecke, Römoldt 1856. Das altdeutsche erzählende Gedicht des Stricker (vgl. von der Hagen Gesammtabentheuer. Laßberg, Bildersaal II. 147. Coloczaer Codex Nr. 114. Büschings Erzählungen I. 116,) besagt:

Der König hört in der Kirche „wer sich selbst erhöhet, der soll erniedrigt werden“ und lacht darüber. Zur Strafe kommt, als er eben im Bade sitzt, ein ihm ganz gleicher Mann, von Gott gesandt, zieht seine Kleider an und spielt für ihn den König, indeß der wahre König, indem er nackt aus dem Bade kommt, von niemand mehr gekannt, von allen verachtet wird und als Bettler das Loos der tiefsten Niedrigkeit erfahren muß, bis er sich den Armen zugesellt, die des neuen Königs Gnaden empfangen. Da nimmt ihn das königliche Scheinbild bei Seite, frägt ihn: Meinst du nun, daß Gott dich erniedrigen kann? mahnt ihn zur Besserung und läßt ihm, indem er als Engel verschwindet, die kaiserlichen Gewande und das Reich zurück.

Der ernsthafte König, altdeutsches Gedicht, cod. palat. Nr. 341. Blatt 79. Coloczaer Codex Nr. 75. v. Laßberg, Liedersaal I. Nr. 47.

Ein König lacht nie, sein lustiger Bruder frägt ihn, warum? Da läßt ihn der König entkleiden und nackt zwischen vier scharfe Speere stellen und fragen, warum er nicht lache? Sieh, sagt der König, so geht es mir, vier scharfe Speere drohen mir beständig: der Gedanke an Christi Leiden, der an meinen eignen Tod, die Ungewißheit über das Jenseits und die Furcht vor dem jüngsten Gericht.

Mehrere altdeutsche Gedichte wettstreiten, wer vorzüglicher unter den beiden Johannes sey, der Täufer oder der Evangelist? Einmal streiten 12 Meister von Paris. Vgl. Haupt, Zeitschr. IV. 496 f. Ein andermal sind es nur zwei Nonnen, welche streiten. Da erscheint jeder von ihnen der andre Johannes und am Morgen bittet jede die andere um

Verzeihung und bekennt sich nun zu dem bisher geringer geachteten Johannes. Hübsches altd. Gedicht des Heinzelein von Constanz (herausg. von Pfeiffer. Leipzig 1852). Darin liegt die Lehre, man soll über den Werth der Heiligen nicht streiten, sie sind alle gleich heilig. — An den Täufer knüpft sich außerordentlich viel poetischer Aberglaube, wovon schon im 2. Buch unter den Sommermärchen die Rede war. Ihm sind eine Menge Kräuter geheiligt, auch das bekannte Johanniswürmchen, dessen zwei Lichtpunkte von den Fingern des Täufers herrühren sollen, der das Würmchen einmal mitleidig aufhob.

6.

Deutsche Heiligenlegende.

In diese gehören nicht nur geborne Deutsche, sondern auch die, welche auf deutschem Boden gewirkt oder geendet haben, und ich glaube ihnen auch noch einige andere aus dem Süden und Norden deswegen anschließen zu müssen, weil ihre Legende in der innigsten Verwandtschaft zur deutschen steht. Natürlicherweise muß ich mich auf die poetische Seite der Legende beschränken.

Das Christenthum wurde zuerst am Rhein durch die gallischen Stämme verbreitet. Von einer zum Christenthum bekehrten deutschen Jungfrau Bertha hat sich eine schöne Volkssage an Drachenfels unfern von Bonn erhalten. Sie sollte um ihres Glaubens willen das Martyrium erleiden.

Bertha, heißt es, wurde an den Drachenfels am Rhein gefesselt, um von einem grimmigen Drachen gefressen zu werden, allein sie hielt ihm mit ihrer weißen Hand ein Kreuz entgegen und er stürzte sogleich todt zusammen. Einige Knochen von ihm hat man noch lange aufbewahrt. Die Heiden entsetzten sich ob dem Schauspiel, hielten Bertha für eine Göttin und wollten sie anbeten, aber sie bekehrte sie zum Glauben an den wahren Gott. Montanus, Vorzeit I. 3. Schreibers Sagen, 13. a. Reumont, Rheinlandssagen S. 117.

Tiefer im deutschen Lande, von der Rheingrenze fern, lebten Christen als römische Gefangene, zu Knechtsdiensten gebraucht. Auch von diesen haben wir noch eine schöne Volkssage.

Auf dem Berge Lüderich in der Grafschaft Berg hütete einst ein frommer christlicher Schäfer mitten im Heidenlande seine Heerde. Die Heiden hatten ein reiches Bergwerk im Innern entdeckt und jubelten laut, wobei sie auch

des christlichen Glaubens spotteten und ein Brod den Berg hinabkugeten mit den Hohnworten: Da lauf, Christengott! Da warnte ein Vögelein mit seinem Gesang den unweit davon hütenden Schäfer, daß er rasch sich entfernte, worauf der ganze Berg mit den Heiden zusammenstürzte. Montanus, Vorzeit von Cleve, Berg ꝛc. I. 17.

Unter den über die Alpen zu uns gekommenen Gottesboten nennt die Legende den Jüngling von Nain, der, Maternus geheißen, der erste Bischof von Tongern geworden seyn soll. In Stöbers Elsäß. Sagenbuch S. 38 wird noch von ihm erzählt:

Maternus diente einst dem greisen Bischof Theobald, der früher ein Ritter gewesen war, sich aber dem geistlichen Stande gewidmet hatte, nachdem seine geliebte Braut vom Blitz erschlagen worden war. Als der alte Theobald starb, bat er den jungen Maternus, künftig seinen Ring zu tragen. Der Ring aber ließ sich nicht von der Leiche abziehen, der Finger brach ab und Maternus barg Ring und Finger im Knauf seines Pilgerstabes. Da schlief er im Elsaß unterwegs bei einer hohen Tanne ein, an die er seinen Stab lehnte. Als er aber erwachte, war der Stab mit der Tanne verwachsen und ließ sich nicht mehr losreißen. Ein Graf ritt herbei und erkundigte sich, da wurde entdeckt, daß des Grafen Schwester die vom Blitz erschlagene Braut Theobalds gewesen, daß sie unter derselben Tanne erschlagen worden sey und daß nur deßhalb der Ring und Finger nicht mehr von der Tanne weichen. Der Graf ließ zu ihrem Andenken hier ein Münster bauen, das ist der berühmte Wallfahrtsort Thann im Elsaß.

Unter den vielen Legenden, die aus der Zeit des Hunnensturms unter Attila erhalten sind, und die sich meist auf Martyrien, Ausmorden der Christen durch die Heiden, oder auf Rettung heiliger Reliquien beziehen, steht als die kräftigste und poesiereichste die von der h. Ursula mit ihren 11000 Jungfrauen obenan.

Ursula, Tochter des britischen Königs Gothus, sollte den heidnischen Prinzen von Angeln, (Conon oder Etherius) heirathen, erhielt aber drei Jahre Frist, während deren sie eine große Wallfahrt nach Rom unternahm. In ihrem Gefolge waren zehn edle Jungfrauen, von denen jede wieder tausend unter sich hatte, sie selbst aber nahm auch noch tausend mit. Diese 11000 Jungfrauen übten sich in Waffen, setzten sich dann auf Schiffe und fuhren in die Mündung des Rheins. Bei Köln erschien ihnen ein Engel und verkündete ihnen, daß sie einst hier den Märtyrertod sterben würden. Sie fuhren bis Basel und zogen dann zu Fuß über die Alpen (im Jahr 490). Papst Ciriacus, ein geborner Britte, empfing sie aufs liebevollste und nachdem sie in Rom ihre Andacht verrichtet, zog er mit ihnen, um sich nicht mehr von ihnen zu trennen

Auch Etherius, ihr Bräutigam, den der Herr erweckt hatte, kam ihr entgegen und mit ihm Bischof Clemens von Köln. Da kam vom Westen her der furchtbare Attila mit seinen Hunnen und überfiel die frommen Pilger bei Köln. Ursula weigerte sich, Attilas Gemahlin zu werden, und wurde von ihm mit einem Pfeil erschossen. Ihr ganzes Gefolge erlitt das nämliche Loos, indem alle in den Schiffen von den Heiden am Ufer mit Pfeilen durchbohrt wurden.

Quelle der Legende Surius zum 21. October, und mehrere alte Kölner Gedichte. Eins abgedruckt in Schade's geistlichen Gedichten S. 163 f. Ein Volkslied in der Vorzeit Kölns von Weyden 150 und im Wunderhorn I. 193. Ein altlat. Hymnus in Haupts Zeitschr. XI. 24. Die Reise zur Hochzeit, die anstatt zu irdischen Freuden durch schreckliche Leiden zum Himmel führt, ist eine der schönsten christlichen Dichtungen, die auch die volle Anerkennung des Mittelalters gefunden hat und immerdar finden wird, was auch die historische Kritik gegen die thatsächliche Wahrheit der Begebenheit oder wenigstens ihrer Nebenumstände einwendet.

In Herman von Fritslars Prosalegende (Pfeiffers deutsche Mystiker I. 221) kommen einige merkwürdige Züge hinzu. Eine Jungfrau hatte sich einen der 11000 Köpfe verschafft und betete lange und oft zu ihm, da fing der Kopf endlich zu reden an und sagte: ich war auch unter den Märtyrern, halte mich aber nicht mehr für eine Jungfrau, denn ich war nur ein Schmied, der ihnen beistand. Ein Abt holte sich den Leichnam einer der h. Jungfrauen für sein Kloster ab, vernachlässigte ihn aber nachher. Da erschien ihm die Jungfrau im Schlafe und sagte, sie werde nicht hier bleiben. Der Abt achtete nicht darauf, allein am nächsten großen Feste ließ sich eine wunderschöne fremde Jungfrau in der Kirche sehen und mit ihr waren die Reliquien verschwunden. Der Abt reiste nach Köln und fand den Leichnam der schönen Jungfrau in ihrem Sarge. Er wollte sie um jeden Preis wieder haben, aber sie war so schwer, daß kein Mensch sie heben konnte. — Die Gräber der 11000 Jungfrauen sollen durch den Mönch Ranulf entdeckt worden seyn, der einst bei Nacht einem Sterbenden das Sakrament brachte und auf dem Rückweg im Freien wunderbar schöne Hymnen singen hörte und tausend und aber tausend Lichtgestalten sah, die aus Wald und Wiese herbeischwebten und alle seiner Kirche zuzogen. Er folgte ihnen, die Kirche war offen und der erste längst verstorbne Abt des Klosters, Berno, verrichtete den Gottesdienst den anwesenden jungfräulichen Geistern, denn es waren die Seelen der 11000 Jungfrauen. Im Jahr 1199. Montanus, Vorzeit von Cleve, Berg ꝛc. I. 49. — Die Todtenköpfe der 11000 Jungfrauen in Köln sind zum Theil mit goldnen Hauben geschmückt. Berckenmeyer kur. Antiqu. I. 585. Sie sollen bewundernswürdig schön und edel geformt seyn, Schopenhauer, Ausflug I. 199. Einem Jüng-

ling, der eine besondere Andacht zu einem der Köpfe hatte, den er oft küßte, erschien im Traum die schöne Jungfrau und küßte ihn wieder. Montanus, Vorzeit II. 182.

Das Seitenstück zu der schönen Legende von der h. Ursula ist die vom h. Oswald. Auch hier werden die Liebenden einander nur zugeführt, um zur Heimath der ewigen Liebe zu gelangen.

Es gibt zwei altdeutsche Gedichte vom h. Oswald, ein jüngeres, aus einer Wiener Handschrift von Pfeiffer herausgegeben in Haupts Zeitschr. II. 92, und ein älteres, doch nur in einer Ueberarbeitung des 14. Jhd. erhalten, herausgegeben von Ettmüller, 1835. Das erstere ist kürzer, alterthümlicher, poetischer. Sein Inhalt:

König Oswald beherrscht in England neun Königreiche, entbehrt aber eine Gemahlin. Da nennt ihm der allkundige Tragemund die Jungfrau Spange, Tochter des Heidenkönigs über dem wilden Meere, als die allerschönste auf Erden, aber sie sey unzugänglich, sie werde keusch bleiben bis an ihr Ende; jeden, der um sie freie, treffe der Tod. Das macht den König nur noch begieriger, und Tragemund räth ihm, sich eines zahmen und sprechenden Raben, der schon acht Jahre am Hofe lebt, als Boten zu bedienen, nachdem er ihn ganz vergoldet und versilbert und ihm einen kostbaren Ring für die Prinzessin mitgegeben hat. Der Rabe fliegt über Meer, findet einen heidnischen Mann, spielt mit ihm Schach und gewinnt ihm alles ab. Da hört Spange von dem klugen Raben und läßt ihn sich bringen. Das benützt der Rabe, ihr den Ring zu übergeben, ihr von dem schönen König aus der Ferne zu erzählen und zugleich sie von ihrem heidnischen Irrthum zurückzubringen und dem wahren Glauben zuzuwenden. Willig und mit inniger Freude hört sie ihn an und sendet ihn mit dem Jawort und einem Ringe zurück. Aber auf dem Flug über das wilde Meer ermüdet der Rabe, ruht auf dem Mast eines versunkenen Schiffes, der eben noch über dem Wasser hervorragt, aus und verliert den Ring, der jedoch im Bauch eines gefangenen Fisches glücklich wiedergefunden wird. — Als Oswald des Raben Botschaft empfängt, macht er sich mit vielen Schiffen auf, braucht aber acht volle Jahre, um das wilde Meer zu überschiffen und leidet entsetzliche Noth und Gefahr. Endlich kündigt der Rabe Spangen die Ankunft Oswalds an. Sie herzt und küßt ihn: bis wilkom vil libis rebeleyn, wo ist Oswald, der Herre mein? Oswald ist da, kann aber nicht zu ihr gelangen, bis er einen goldnen Hirsch gefunden haben wird, durch dessen Jagd die Heiden von der Burg entfernt werden. Da gelobt Oswald ewige Keuschheit und ein Hirsch aus dem Paradiese selbst lockt die Heiden alle weg. Nun kommt er in die Burg und entführt die schöne Jungfrau. Der heimkehrende Vater aber bläst in sein Horn und bei dem Schall laufen 30000 Heiden zusammen und folgen Oswald und den Seinigen nach. Eine

heiße Schlacht entbrennt, in der alle Heiden fallen und gefangen werden. Auch der König wird gefangen und soll sich taufen lassen, verlangt aber zum Beweise, daß der ihm aufgedrungene Glaube der wahre sey, die Aufweckung seiner erschlagenen Getreuen, damit auch sie getauft werden und das Himmelreich erwerben können. Da betet Spange und gelobt Gott ewige Keuschheit, wenn er das Wunder zulasse, und Oswald theilt ihre erhabene Entsagung und weckt die Todten, die nun alle getauft werden und dann im Meere versinken. Oswald aber und Spange vermählen sich nicht, sondern führen ein heiliges Leben.

In der ältern Bearbeitung heißt Tragemund Warmund, Spange Pamige (d. ist pouge = Armspange) und fehlt das Schachspiel, die Noth des Raben auf dem Mast; der Hirsch kommt nicht aus dem Paradiese, sondern wird von Oswalds Leuten künstlich verfertigt. Dagegen schlägt Oswald, bevor er die Heiden tauft, mit seinem Schwert eine Quelle aus dem Felsen.

Ohne Zweifel liegt dieser tiefsinnigen Legende eine altheidnische Erinnerung an Odins Raben zu Grunde, vielleicht der Mythus einer Freiwerbung Odins oder eines seiner Günstlinge. Allein die aus der heidnischen Erinnerung entlehnten poetischen Züge sind ganz und gar der christlichen Idee dienstbar gemacht. Der Grundgedanke dieser herrlichen Dichtung ist, in der Jungfräulichkeit allein liegt die Zaubermacht, die über alle irdische Noth erhaben, über alle irdischen Güter Meisterin ist, aber wer diese Zaubermacht besitzt, den verlangt so wenig mehr nach irdischen Gütern, als ihn irdische Noth noch anfechten kann. Das Kleinod der Jungfräulichkeit, welches ihr befangenen Menschen in der Hochzeitnacht zu zerstören trachtet, das ist, von euch selber unverstanden, unendlich kostbarer, als alle die irdische Lust, wornach ihr trachtet.

Vom h. Wulfram hat man einige gute Legenden.

Ratbod, König der Friesen unter Karl Martell, ließ sich endlich vom h. Wulfram bekehren, als er aber schon den Fuß im Taufbecken hatte, frug er, ob seine Vorfahren im Himmel oder in der Hölle seyen? Da nun der Heilige antwortete, als Heiden seyen sie in der Hölle, zog Ratbod den Fuß zurück und sagte, er wolle lieber bei seinen Verwandten bleiben. Melis Stocke I. 149. Wolf, niederl. Sagen Nr. 15. Jonae vita S. Wulframi 4. Nach einer andern Sage frug er, ob mehr Leute im Himmel oder in der Hölle seyen? und da er hörte, in der Hölle, wollte er bei der Mehrheit seyn, Wolf Nr. 16. Nach einer dritten Sage spottete der Teufel über die Verheißungen des Bischofs und zeigte dem König Ratbod bei Medemblick einen wirklichen Pallast mit den herrlichsten Gärten als seine künftige paradiesische Wohnung. Aber der heilige Bischof bewirkte, daß dieses Trugparadies versank und in demselben

Augenblick war auch der König gestorben. Nach der Legende des Heiligen und der alten Chronyka van Hollant bei Wolf Nr. 17. — Vgl. über die Sagen von Ratbod auch Rettbergs deutsche K. G. II. 514.

Wir kehren nach dem Süden zurück. In vielen deutschen Legenden wiederholt sich das Wunder des h. Lucius, der schon im 2. Jahrhundert aus England als Bekehrer in die Wildnisse von Graubündten kam und von dem der Luciensteig den Namen hat. Als ein Bär des wilden Waldes das Rind fraß, das ihm die Steine zum Bau seiner Zelle trug, zwang er den Bären selbst, hinfort die Steine zu tragen. Dasselbe that der h. Gallus, der sich im 9. Jahrhundert in den Einöden niederließ, wo jetzt St. Gallen steht. S. Waldus im Kloster Altenburg zwang einen Wolf, die Schafe zu hüten. Ich übergehe die vielen ähnlichen Legenden, die uns alle an die Wildnisse erinnern, in deren Dunkel das erste Licht des Christenthums geheimnißvoll aufging. Hieher gehört die berühmte Legende vom h. Meinhard.

Meinrad, im Saulgau, aus dem Geschlecht der Zollern, entsagte der Welt und begab sich als Einsiedler in den „finstern Wald" im nachmaligen Kanton Schwyz. Einst fand er ein Nest von jungen Raben, schonte und pflegte sie. Als nun einige Zeit nachher Räuber ihn überfielen und ermordeten, flogen jene Raben über ihn und er rief sie zu Zeugen an. Die Raben aber folgten den Mördern nach und ließen nimmer von ihnen ab mit Hauen und Kratzen. Da nun das umwohnende Volk die Raben des Heiligen wohl kannte und jene Bösewichter mit zerstörtem Gesicht und voll Bestürzung sich fliehend der Raben erwehren sah, vermuthet es Arges, hielt sie fest, entdeckte und bestrafte den Mord. 23. Jan. Ein altes Lied darauf in des Knaben Wunderhorn III. 170. Die Legende ausführlich in Murer Helvetia sancta S. 123. Ueber dem Grabe des Heiligen wurde das berühmte Kloster Einsiedlen gebaut, noch jetzt ein großer Wallfahrtsort.

Vom h. Sebaldus (Siwald), der aus dem Norden nach Franken kam, sagt die Legende, er habe in einem harten Winter statt des Holzes mit Eiszapfen eingeheizt. Sein Andenken bewahrt die prächtige Sebaldus-kirche in Nürnberg. — Sehr lieblich ist auch die Legende vom h. Lubentius.

Wenn es im Nassauischen gewaltig stürmt, erblickt man den Schatten des h. Lubentius auf dem Wasserspiegel der Lahn und dann stillt sich der Sturm, daher man auch einen sanften Wind dort den Lubentiwind nennt. Henninger, Nassau und seine Sagen III. 78.

Die Legende des h. Fridolin:

> Ein alemannischer Edler, Namens Urso, vermachte vor seinem Tode dem Kloster zu Seckingen Güter. Sein Bruder Landolph leugnete diese Schenkung und riß die Güter an sich, aber der h. Fridolin, Stifter des jungen Klosters, lud ihn vor Gericht und rief den todten Bruder Urso als Zeugen aus dem Grabe herauf. Urso erschien und bestätigte alles, was der Heilige gesagt hatte. Schreiber, Sagen I. Nr. 30.

Eine unserer schönsten und merkwürdigsten Legenden ist die von der h. Kümmerniß. Ihr Bild kommt in vielen Kirchen vor, als eine bärtige ans Kreuz geschlagene Jungfrau, vor der ein Geiger spielt, dem sie einen ihrer goldnen Pantoffeln zuwirft. Sie heißt auch S. Wilgefortus, S. Gehülfen, S. Ontkomera (ohne Kummer) ꝛc. Die acta S. S. nennen sie ursprünglich Liberata und bezeichnen sie als eine Königstochter aus Portugal. Die älteste deutsche Legende von ihr steht in der Heidelberger Handschrift Nr. 793 Blatt 6. Vgl. Mone, Anzeiger 1838, 583 und lautet also:

> Kymini, die Tochter eines heidnischen Königs, war Christin geworden und weigerte sich deshalb, einen Heiden zu heirathen. Von ihrem zornigen Vater in den Kerker geworfen, bat sie Gott um Beistand. Da erschien ihr Gott und gab ihr, um sie zu schützen, seine eigene Gestalt. Der Vater aber befahl, sie nun auch, wie denselben Gott, dem sie glich, ans Kreuz zu schlagen. So starb sie und wurde eine Heilige, St. Kümmerniß genannt, und wer in Kümmerniß ist und sie anruft, dem soll geholfen werden. In Holland in der Kirche von Schonberg liegt sie begraben. Vor ihrem Bild aber (das sie am Kreuze darstellt, im Putz einer Prinzessin, aber mit männlichem Barte) betete einst ein armer Geiger und geigte ihr zu Ehren. Da ließ das Bild einen goldnen Schuh fallen; als ihn aber der Geiger zum Goldschmied trug, hielt ihn dieser für gestohlen und der arme Geiger sollte gehenkt werden. Der Zug ging vor dem h. Bild vorbei, da geigte er noch einmal und siehe, das Bild warf ihm auch den zweiten goldnen Schuh zu. Da erkannte man das Wunder und ließ den Geiger frei.

Man verehrt sie vorzugsweise auf dem Hülfenberge in Eichsfeld, wohin Bekümmerte aller Art wallfahrten. Vgl. Schäfers Hülfensberg 1853. Aber auch an vielen andern Orten. Vgl. Panzer, Beitrag II. 422. Archiv d. Henneberg. Alterth.-Vereins IV. 18. Sagenbuch von Burgau 1851. 136. Justinus Kerners Lied vom Geiger von Gmünd bezieht sich auf ein altes Bild daselbst. E. Meier, Sagen Nr. 48. Man hat in neuerer Zeit angenommen, die ganze Legende von der bärtigen Jungfrau

am Kreuz sey aus einer bloßen Verwechslung der älteren, noch lang bekleideten Crucifixe mit der weiblichen Tracht entstanden. Man habe in späteren Jahrhunderten, als Christus am Kreuz schon nackt dargestellt wurde, die älteren Bilder nicht mehr begriffen und durch die neuerfundene Legende zu erklären versucht. Indessen genügt das nicht, um die wiederholt vorkommende Darstellung des Geigers und goldnen Schuhes zu erklären und dürften diese Züge wohl aus sehr hohem Alter stammen.

Von der h. Ottilie, deren Name im Ottilienberge bei Straßburg fortlebt, gibt Stöber, Elsäß. Sagenbuch 170 f. folgende Legende:

Ottilie war die Tochter des fränkischen Herzogs Eticho im Elsaß und blind geboren. Der Vater befahl, sie zu tödten. Aber ein alter Diener rieth, sie heimlich taufen zu lassen und durch die Taufe empfing sie ihr Gesicht. Dem Vater durfte sie dennoch nicht vor die Augen kommen und er erschlug sogar seinen Sohn im Zorn, als dieser es wagte, sie ihm vorführen zu wollen. Darüber versank er aber in tiefen Gram und als ihm einst Ottilie als Nonne mit Speise für die Armen begegnete, brach sein Starrsinn und weinend umarmte er sein Kind, deren Kloster er nun auch sein reiches Gut schenkte. Als er gestorben war, kniete sie so lange auf seinem Grabe, bis der Stein durchgekniet war und der Teufel sich gezwungen sah, ihr den Vater herauszugeben.

Von der h. Notburga, der Schutzheiligen der Mägde, erzählt die von Perrier 1752 ausführlich beschriebene Legende:

Notburga diente als treue und fromme Magd im Schlosse Rottenburg in Tirol und brachte dem Hause Segen. Nur Odilie, die Herrin des Hauses, haßte sie und wollte nicht leiden, daß sie den Armen Gutes thue. Als Notburga einmal einen Korb voll Speisen den Armen bringen wollte, begegnete ihr Odilie und deckte argwöhnisch den Korb auf, da war aber das Brod in Späne, das Fleisch in Rosen verwandelt. Dennoch wurde Notburga zuletzt von der Burgfrau verstoßen und mußte bei einem Bauer auf dem Felde arbeiten. Als der Bauer einmal von ihr verlangte, sie solle am Sonntage mähen, weigerte sie sich, den heiligen Tag zu entweihen und hing ihre Sichel mitten in der Luft an einem Sonnenstrahle auf. Als Odilie schwer erkrankte, bereute sie, was sie gethan, und rief die fromme Magd auf das Schloß zurück. Notburga tröstete die Sterbende und blieb auf dem Schlosse bis zu ihrem eigenen Tode. Um den rechten Ort zu finden, wo die h. Magd begraben werden sollte, ließ man ihre Leiche von zwei Ochsen ohne Führer fortziehen. Die Thiere fuhren mit ihr über den Inn bis nach Eben, wo sie bestattet wurde und wohin seitdem große Wallfahrten geschehen.

Von einer zweiten h. Notburga meldet die Legende in Grimms D. Sagen Nr. 350 Folgendes:

Notburga war die Tochter des Frankenkönigs Dagobert. Als ihr Vater zu Moosbach oder zu Hornberg Hof hielt, beschloß sie der Welt zu entsagen und wurde von einem weißen Hirsche über den Neckar in eine Höhle getragen, wo sie in tiefer Einsamkeit zubrachte. Derselbe Hirsch kam täglich zu ihr mit einem Brode, das er auf seinem Horne trug. Als einmal zufällig ihr Vater auf der Jagd zu ihrer Höhle kam, sie darin fand und mit Gewalt wieder fortführen wollte, stand sie wie angewurzelt fest, so daß ihr der Vater nur den Arm ausreißen konnte. Aber alsbald erschien eine Schlange mit einem Heilkraute, vermittelst dessen der Arm wieder angeheilt wurde.

Das Ausreißen des Armes wiederholt sich auch in der Legende der h. Alene, deren Namen noch der heilbringende St. Lenesborn in Brabant trägt. Wolf, deutsche Märchen Nr. 171. Hieher gehört auch Grimms Märchen Nr. 31. Die Geschichte der frommen Tochter, der ihr Vater auf des Teufels Antrieb die Hände abhaut, die ihr aber wunderbar wieder wachsen.

Unter den unschuldig leidenden h. Frauen der deutschen Legende glänzt vor vielen andern die h. Genoveva (über die Quelle der Legende vgl. Gräße, Sagenkreise S. 282.)

Genoveva war Herzogin von Brabant, vermählt mit Siegfried, Pfalzgrafen von Simmern bei Trier, wurde aber, als ihr Gemahl unter Karl Martell wider die Sarazenen zog, von dem gräflichen Hofmeister Golo, nachdem er sich vergeblich um ihre Liebe beworben, fälschlich angeklagt, sie habe mit dem Koch gebuhlt. Siegfried, durch Zauberkunst, indem man ihn das erlogene Verhältniß in einem Zauberspiegel sehen ließ, getäuscht, ließ die unschuldige Genoveva, die Golo schon in den Kerker geworfen (wo sie einen Knaben gebar, den sie Schmerzenreich nannte), zum Tode führen. Die mitleidigen Knechte aber erbarmten sich ihrer und ließen sie leben. Sie brachte nun mit ihrem Kinde nackt in einer Höhle zu, betend vor einem Kreuze, das sie sich darin aufgerichtet. Ihr Kind aber stillte eine Hirschkuh freiwillig. Nach einigen Jahren fand sie Siegfried auf der Jagd, entdeckte ihre Unschuld und strafte den Golo. Da sie aber bald starb, lebte er und Schmerzenreich hinfort an ihrem Grabe als Einsiedler. Sie wird als Heilige verehrt am 3. April.

In neuerer Zeit hat Tieck ihr eine seiner schönsten Dichtungen gewidmet.

Verwandt ist die Legende der h. Ida von Toggenburg in Murers Helvetia sancta p. 262.

Sie wurde am Ende des 12. Jahrhunderts von einem vertrauten Diener

ihres Mannes um Liebe angegangen und als sie ihn verschmähte, verleumdet und beim Grafen angeklagt. Unglücklicherweise hatte ein Rabe ihr einst ihren goldnen Trauring aus dem offenen Fenster entführt und der Knappe Kuno hatte ihn gefunden und arglos angesteckt. Ihn beschuldigte nun der arglistige Knecht, den Ring von der Gräfin selbst, mit der er buhle, empfangen zu haben. Der arme Kuno wurde an eines Rosses Schweif gebunden und zu Tode geschleift, Ida von ihrem wüthenden Gemahl aus dem Fenster in einen Abgrund gestürzt. Aber Engel hüteten sie. Als sie wieder zur Besinnung kam, befand sie sich wohl und gesund im Walde, baute sich eine Hütte und lebte 17 Jahre verborgen als Einsiedlerin. Da entdeckte sie der Graf und erkannte ihre Unschuld. Der Verleumder entleibte sich selbst. Sie aber wählte nun eine andre einsame Wohnung in der Au, von wo aus sie, von einem Hirsch mit Lichtern auf dem Geweih geleitet, oft dem Gottesdienst im Kloster Frischingen angewohnt haben soll.

Dieselbe Legende wiederholt sich fast mit denselben Namen bei der frommen Jutta von Braunsberg in Tirol, Beda Weber, Tirol III. 446. Steub, 360. Ein Hirsch mit Lichtern leuchtete auch der Ruchtrud von Allmendshofen Nachts zur Kirche. Schnezler, bad. Sagen I. 454. Schön sind noch folgende Sagen von Hirschen:

Adelheid von Randenburg ging mit zwölf Jungfrauen von der Burg herab in die Kirche des Thales, um zu beten. Da näherte sich ihr am Altar ein weißer Hirsch so liebkosend und von solcher Schönheit, daß sie sich auf ihn setzte. Er trug sie fort und beide wurden niemals wiedergesehen. Ein Traum aber hatte ihr vorher verkündet, daß sie bald bei den Engeln seyn werde. Otte, Schweizersagen S. 39. Schnezler, bad. Sagenbuch I. 112.

Emerentia Lorenz, eine reiche Jungfrau in Travemünde, wollte einmal ihr weites Eigenthum besehen, verirrte sich tief im Walde und entschlief. Da kam ein prächtiger Hirsch, weckte sie und trug sie sicher nach Hause, entwich aber nicht wieder in den Wald, sondern blieb bei ihr. Zum Dank für ihre Rettung baute sie die Nicolaikirche und ließ sich, auf dem Hirsch sitzend, darin abbilden. Kuhn, märkische Sagen Nr. 7. Ihre Legende hat Ribbeck 1836 beschrieben. Rauch in Berlin hat die Gruppe der Jungfrau auf dem Hirsch reizend in Bronze gearbeitet.

In die Reihe der h. Frauen, die unschuldig litten, tritt auch eine freilich nur sagenhafte h. Hildegard als Gemahlin Karls des Großen Vincenz von Beauvais spec. hist. VII. 90 und ein altfranzös. Gedicht in der hist. lit. de la Erance XIX. 850 sind die Quellen. Frischlin hat ihr ein Drama gewidmet. Es scheint sich nur um eine Nachbildung der schönen Legende von der h. Crescentia zu handeln (s. oben).

S. Hildegard, die Kaiserin aus vornehmem Geschlecht in Schwaben, mit Karl dem Großen vermählt, wurde, während dessen Abwesenheit von seinem Bruder Taland mit Liebesbitten bestürmt, sperrte ihn aber listig ein und ließ ihn nicht eher frei, als bis der Kaiser zurückkam. Taland rächte sich dadurch, daß er Karl überredete, die Kaiserin sey ihm untreu gewesen. Schon sollte H. hingerichtet werden, als die Henker, durch eine göttliche Stimme erschreckt, davon flohen. Sie pilgerte nach Rom und diente in einem Hospital, wo sie bald als Heilkundige zu großem Ruhm gelangte. Da kam einst auch Taland, an unheilbarem Aussatz leidend und erblindet, zu ihr und flehte um ihre Hülfe, ohne sie zu kennen. Sie versprach es ihm, wenn er zuvor von aller Sünde durch Beichte sich reinige und den, gegen den er gesündiget, um Verzeihung bitte. Da in der Angst bekannte Taland seinem Bruder Karl, was er an Hildegard verschuldet. Diese heilte nun den Unglücklichen, gab sich zu erkennen und wurde von Karl im Triumph heimgeführt.

Aehnlich ist die Sage von der Florencia von Rom in einem altfranzös. Gedicht, dessen Inhalt schon in den Gest. Rom. c. 101 und bei Vincent. Bellov. spec. hist. VII. 90. S. Gräße, Sagenkreise S. 286.

Florencia wird fälschlich der Untreue gegen ihren Gatten, Kaiser Menelaus, angeklagt und verstoßen, findet aber ein Kraut, das den Aussatz heilt, heilt damit unerkannt ihren Ankläger, bringt ihn dadurch zum Geständniß und wird ihrem Gatten zurückgegeben.

Nahe verwandt damit ist die „unschuldige Königin von Frankreich", altd. Gedicht des 14. Jahrhunderts, vgl. Meyer und Mooyer, altd. Dichtungen, 52 f. Maßmann, Kaiserchronik III. 907.

Der Marschall bewirbt sich vergeblich um der Königin Gunst, legt einmal, als sie schläft, einen häßlichen Zwerg zu ihr und überredet den König, der sey schon lange seiner Gemahlin Buhler. Sie wird verstoßen, ein Ritter, der sie begleitet, vom Marschall erschlagen und kaum entgeht sie des Marschalls Verfolgung im Walde und lebt als arme Köhlerin. Des todten Ritters Hund aber greift den Marschall an, wo er ihn findet. Herzog Leopold von Oesterreich, der viel am Hofe gilt, schließt daraus, der Marschall habe den Herrn des Hundes erschlagen, und bringt auf ein Gottesgericht. Der Marschall muß nun öffentlich mit dem Hunde kämpfen, wird besiegt und bekennt seine Schuld. Die Köhlerin wird leicht entdeckt, weil sie durch den Köhler, der sie gastfrei aufgenommen, schon vorher kostbare Seidewebereien an den Hof gesandt hat.

Dasselbe wiederholt sich in der spanischen Geschichte der Königin Sibilia, angeblicher Gemahlin Karls des Großen, die in ein holländisches Volksbuch übergegangen ist. Der Marschall heißt Macaire, der Herr

des Hundes Auberin de Montdiser, d. i. Aubry de Montdidier. Die Heimath dieser Sage ist Frankreich.

Von der h. Amalberga berichten nach einem vlämischen Volksliede Wolfs niederl. Sagen Nr. 113.

Sie gelobte sich schon als Kind dem Heiland, wurde dann wegen ihrer hohen Schönheit von Karl dem Großen begehrt, entkam aber seiner Gewalt, indem ein großer Bär von Bienen verfolgt, auf ihn zustürzte. Auf ihrer Flucht kam sie an ein Wasser, und ein großer Stör trug sie aus demselben bis Temshe, wo sich noch jährlich ein ähnlicher an ihrem Festtage sehen läßt, gefangen und in ihre Kapelle gebracht wird. Karl stellte ihr abermals nach, aber als er ihren Schleier wegzog, fand er, daß sie sich alle ihre herrlichen Haare kahl abgeschnitten hatte, um sich zur Nonne zu weihen. Da ließ er von ihr ab und sie lebte noch lange in Temshe und that viele Wunder. Noch jetzt fleht das Landvolk an ihrem Grabe, die Männer um das Gedeihen des Waizens, die Weiber um das Gedeihen des Flachses, mit Beziehung auf ihre blonden Haare.

Von einer Tochter Karls des Großen erzählt v. Herrlein, Sagen des Spessart S. 113, eine schöne Legende:

Gertrudis, die fromme Tochter Karls des Großen, war als Nonne im Kloster Neustadt, zu ihren Eltern verreist, als der Kaiser sich mit ihrer Mutter wieder versöhnt hatte, und kehrte dann nach ihrem Kloster zurück. Als sie an den Main kam, war es schon Abend und kein Führer da, aber Gott vertrauend ging sie über das Wasser mit trockenen Füßen. Noch jetzt erblickt man im Schatten der Wellen die Fußtritte der Kaiserstochter auf dem Main.

Sie ist nicht zu verwechseln mit einer andern Gertrud, an die sich der schöne Gebrauch der Gertruden-Minne knüpft, nach einer Legende in Hoffmanns horae belg. II. 41.

St. Gertrud, Aebtissin von Nivelle in Brabant, im 17. Jahrhundert, wurde von einem Ritter geliebt, der, als sie dennoch ins Kloster ging, all sein Gut diesem Kloster schenkte. Wie er nun aber ganz arm und wegen der verlornen Liebe in Verzweiflung war, kam der Teufel zu ihm und bot ihm für seine Seele sieben Jahre Erdenglück vollauf. Der Ritter ging darauf ein, als aber die sieben Jahre um waren und er dem Teufel seine Seele geben sollte, zog ihn sein Herz noch einmal zu dem Kloster hin, damit er Gertruden noch einmal sähe. Sie aber bot ihm St. Johannes und zugleich ihren Minnetrank. Man pflegte nämlich am Abschied des Jahres am St. Johannistage St. Johannis Minne zu trinken, was auf jeden Abschiedstrunk überging. Nachdem der Ritter nun erstmals St. Gertruts Minne zugleich mit St. Johannis

Minne getrunken, konnte ihm der Teufel nichts mehr anhaben, denn er sah immer St. Gertrud hinter dem Ritter auf dem Rosse sitzen.

Ueber die h. Elisabeth hat man mehrere altd. Gedichte (handschriftlich in Gotha und Darmstadt, auszüglich mitgetheilt in Graffs Diutiska I. 343 ff.), die ihr Leben von der Geburt in goldner Wiege an bis zu ihren Kummertagen, Bußeleben und Ende getreu schildern. Der moderne Geschmack hat sich daran geekelt, weil zu viele Kasteiungen darin vorkommen.

Am lieblichsten in ihrer Legende ist das Rosenwunder. Ihr Gemahl, Landgraf Ludwig von Thüringen hat ihr verboten, immer selber den Kranken und Armen Almosen zu bringen. Da überrascht er sie einmal, wie sie Brod in einem Korbe trägt, aber das Brod verwandelt sich in Rosen.

7.

Kleine Legenden und Wundergeschichten.

Unsre alten Chroniken sind noch voll von kleinen Wundern, die sich mit Sündern, Bekehrten, von Dämonen Versuchten, Todten, mit Visionen, Erscheinungen, Heiligenbildern, Reliquien, Hostien, Glocken rc. zugetragen haben, durch die sich die göttliche Gerechtigkeit offenbart oder durch die irgend eine christliche Lehre bedeutsam gemacht wird. Auch die zahlreichen Sammlungen von mündlich überlieferten Volkssagen enthalten dergleichen in Menge. Der größte Theil dieser Wundergeschichten ist entweder nur geschichtlich, oder nur lehrhaft zu nehmen, kann also hier unberücksichtigt bleiben, indem ich nur, was poetisch bedeutsam erscheint, hier zu bezeichnen vermag. Einige sind selbstständige Dichtungen.

Die Legende vom guten Gerhard, welche Rudolf von Ems in einem altdeutschen Gedicht behandelt und Simrock 1847 übersetzt hat, empfiehlt die Tugend der Demuth:

Im guten Gerhard lernen wir einen reichen Kaufmann von Köln kennen, welcher dem Kaiser durch einen Engel als derjenige bezeichnet wird, der weit größern Ruhm vor Gott genieße, als er, der Kaiser, selbst, obgleich der letztere eine prachtvolle Kirche gegründet hatte, und sich einbildete, der Frömmste in seinem Reiche zu seyn. Gerhard selbst mußte herbeikommen und seine Geschichte erzählen. Er berichtet nun, wie er einst mit reichem Gut auf der See gewesen und bei den Heiden gelandet sey. Diese hätten ihn gut aufge-

nommen, um Handelsverbindungen anzuknüpfen und ihm für seine Waaren zum Preise die Befreiung der hier gefangenen Christensklaven angeboten. Unter den Gefangenen aber waren 24 Ritter aus England und 15 reizende Jungfrauen, unter denen die schöne Prinzessin Irene von Norwegen vor allen glänzte, die junge Gemahlin des verloren gegangenen Königs Wilhelm von England. Sie alle kauft nun Gerhard und bringt sie nach Köln. Die Ritter entläßt er, Irenen aber behält er in seinem Schutz, bis König Wilhelm sich wieder finden werde. Aber nirgends ist eine Kunde von ihm einzuholen. Da endlich entschließt sich die schöne Irene, Gerhards blühenden Sohn zu heirathen. Aber am Hochzeittage kommt Wilhelm in Bettlersgewand in sein Haus und gibt sich zu erkennen. Gerhard begrüßt ihn mit Freuden und gibt ihm die Braut zurück, seinen eigenen Sohn aber tröstet er. Gerhard thut noch mehr. Er geht voraus nach England, wo alles in Abwesenheit Wilhelms drüber und drunter gegangen ist. Da ihn die 24 Ritter nun wiedererkennen und ihren Wohlthäter als weisen Mann kennen, wollen sie ihn selbst zum König wählen; aber er schlägt diese Ehre aus und stimmt sie für den wiedergefundenen König Wilhelm. So stellt er durch seine Großmuth und Güte das Glück des getrennten Königspaares wieder her und begnügt sich mit dem Bewußtseyn, rechtschaffen gehandelt zu haben. Der Kaiser, der die ganze Geschichte mit Rührung angehört, erkennt nun, daß sein großer Kirchenbau allerdings nicht so viel Verdienstliches habe, als die Handlungsweise des Kölner Kaufmanns.

Der arme Heinrich, ein altdeutsches Gedicht des Hartmann von Aue, zu Ende des 12. Jahrhunderts, schon oft edirt, ist einer alten schwäbischen Volkslegende entlehnt.

Herr Heinrich wurde siech und aussätzig, zog nach Montpellier und dann nach Salerno, wo ihm aber die berühmtesten Aerzte nicht helfen konnten. Da erfuhr er in Salerno, nur das Blut einer reinen Jungfrau könne ihn heilen und ein junges zwölfjähriges Mädchen, die Tochter des Meiers, bei dem er wohnte, entschloß sich freiwillig, aus reinem Mitleid, sich für ihn zu opfern und ließ sich zu dem Arzte bringen, der sie entblößte und festband, um ihr das Herz auszuschneiden. Heinrich aber sah durch einen Ring in der Thüre, wie schön und geduldig sie war, konnte es nicht übers Herz bringen, daß sie sterben sollte und hielt den Arzt ab. Nun aber wurde er von selbst gesund und nahm das treue Mädchen zur Ehe.

Göthe, Hegel und Gervinus sträubten sich krampfhaft, das Poetische in diesem Gedicht anzuerkennen. Noch schlimmer geht Gumposch I. 281 mit demselben um. Aber Barthel, classische Periode S. 86, hat es glänzend gerechtfertigt. „Ueberall steigt aus dieser lieblichen Idylle, wie aus reinem Kindesaug, ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung her-

vor. Es ist um ein in den ersten Jahren der Entfaltung sich befindendes reines Mädchenherz ein wunderbares Ding; es keimen darin, wenn böse Zucht die Knospe nicht erdrückt, die Empfindungen mit zaubervoller Zartheit und elastischer Stärke, eine unbeschreibliche Sehnsucht ohne Begehrlichkeit, es quillt in ihm eine süße Gewalt, aber in reiner Unbewußtheit. Es kommt nicht selten vor, daß in einem solchen kindlichen Mädchenherzen zu dem ersten edeln Mann, an den sie Verhältnisse knüpfen, eine ihm oft unbewußte Neigung Wurzel schlägt. Dann hat es nie eine reinere Empfindung gegeben. In dieser Stimmung stellte der Dichter das junge Mädchen dar, deren Opferung wir Neuern freilich nicht verstehen, weil die tiefen Naturen der Frauen leider verflacht sind." Man kann es nicht besser sagen. Aber man muß hinzufügen, daß auch etwas Religiöses, eine aus der Tiefe des Glaubens geschöpfte Kraft hier mitwirkte, eine Kraft freilich, von der Göthe, Hegel und Gervinus nie eine Ahnung hatten.

Die jungfräuliche Unschuld wird in vielen deutschen Legenden auf besondere Weise verherrlicht. So rein war die h. Notburga, daß sie, wenn sie in der Aerndte ausruhte, ihre Sichel an einem Sonnenstrahl aufhing. Ebenso die h. Walburga. Die h. Gudula und die h. Kunigunde hingen ihre Handschuhe an einen Sonnenstrahl; S. Goar seinen Hut, S. Florus seinen Mantel; Bischof Lucian von Brixen seine nassen Kleider. Am merkwürdigsten ist folgende Legende:

Heidut, der frömmste Mann in Pulsnitz in der Lausitz, konnte seine Kleider beliebig an den Sonnenstrahlen aufhängen. Das ärgerte den Teufel, der sich ihm daher einmal in der Kirche sichtbar machte, wie er gerade die Sünden der Gemeindeglieder auf eine Bockshaut schrieb, die zu kurze Haut aber mit den Füßen weiter ausspannen wollte und darüber hinter sich fiel, mit einer so lächerlichen Geberde, daß Heidut darüber lachen mußte. Von Stund aber konnte Heidut seine Kleider nicht mehr an einen Sonnenstrahl aufhängen, seine Heiligkeit war dahin. Darüber erboste er sich, fluchte und wurde völlig ruchlos, bis ihn der Teufel holte. Seitdem befand er sich bei der nächtlichen wilden Jagd, bis ihn ein frommer Mönch in eine Fichte bannte, aus der er noch zuweilen bei Nacht sein Jagdhorn tönen läßt. Gräve, Volkssagen der Lausitz S. 120.

Bei Neustadt an der Saale soll ein Kloster gewesen seyn, dessen Nonnen so fromm waren, daß sie die Wäsche, um sie zu trocknen, nur in die Luft zu werfen brauchten, in der sie hängen blieb. Sie verloren aber diese Gabe,

als einmal eine von ihnen sich über die Bestrafung eines Verbrechers freute und dadurch die Unschuld der Seele verlor, Panzer 184. Das nämliche wird von den drei Fräulein von Forchheim erzählt, das. 128. — Das Fräulein von Schöneburg bei Krailsheim war so fromm, daß wenn ihr etwas aus dem Wagen fiel, es gleich wieder in ihrer Hand war, daß sich die Thüren von selbst vor ihr öffneten ꝛc.; als sie sich aber einmal über den Tod eines Verbrechers freute, hörte der Zauber für immer auf, Mone Anz. VII. 364. Kunissa von Diessen fand gleichfalls jede Thüre offen und konnte trocknen Fußes über jedes Wasser gehen, bis sie einmal zweifelte und beim Ueberschreiten eines Flusses einen Stock gebrauchte; da trug sie das Wasser nicht mehr. Schöppner, I. 465. In der gleich darauf folgenden Sage wird dasselbe von einer Mechthilde erzählt.

Vom krummen Thurme zu Terlan geht die Sage, eine h. Jungfrau habe hier einmal bewirkt, daß alle Bäume der Gegend sich aus Ehrfurcht vor ihr beugten. Da habe sich auch jener Thurm mitgebeugt und werde sich erst wieder aufrecht stellen, wenn einmal eine zweite ebenso heilige Jungfrau in die Gegend kommen werde. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 214. — S. Gudula, die Patronin von Brüssel, konnte ein ausgelöschtes Licht durch ihren bloßen Hauch wieder anzünden. Eine falsch angeklagte Nonne bewies ihre Unschuld, indem sie mit bloßem Fuße tief in einen Stein trat. Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes 302.

S. Ritza, eine fromme Jungfrau, welche gegenüber von Coblenz wohnte und so oft dort die Glocke der St. Kastorskirche läutete, freien Fußes über den Rhein schritt, um daselbst zu beten. Einmal nahm sie aus Vorsicht einen Stab mit, aber für diesen Zweifel wurde sie bestraft, indem sie mitten im Flusse zu sinken anfing. Da warf sie den Stab fort und hegte wieder Vertrauen, worauf sie glücklich wie sonst, hinüberschritt. Acta S. S. 30. Aug. Rheinischer Antiquarius 1851. II. 2. 30. Menk, des Moselthales Sagen 14.

In Herbitzheim, einem ehemaligen Nonnenkloster im Elsaß, lebte die Aebtissin so heilig, daß sie täglich trocknen Fußes über den Fluß wandeln konnte. Da wurde sie stolz und hoffärtig und damit verlor sie ihre Wundergabe und konnte nicht mehr über den Fluß gehen. Aber zur Buße baute sie nun selber und allein eine feste Brücke über denselben mit ungeheurer Anstrengung. Stöber, Elsäß. Sagenbuch Nr. 236.

Ein Einsiedler war so fromm und heilig, daß alle Tage ein Engel kam und ihm zu essen brachte. Da sah er einmal von weitem einen armen Sünder zum Galgen führen und sprach zu sich selbst: dem geschieht Recht. Von Stund an kam der Engel nicht mehr. In Verzweiflung weinend hörte er einst ein Vöglein singen und beneidete es um seinen Frohsinn. Da sagte das Vöglein, er solle bereuen und Buße thun, dann werde Gott ihm verzeihen. Darauf kam auch der Engel wieder und gab ihm einen dürren Ast, den solle er tragen, bis drei grüne Zweige daran hervorkommen würden, und jede Nacht

anderswo schlafen. Nun kam er nach langer Zeit einmal zu einem alten Weibe, deren drei Söhne böse Räuber waren, und bat um Herberge. Obgleich sie ihn warnte, blieb er doch und schlief mit seinem dürren Aste ein. Da kamen die Räuber und sahen ihn schlafen, als sie aber von seiner schweren Buße hörten, wurden sie gerührt und thaten selbst Buße. Der Einsiedler aber wachte nicht wieder auf, und an seinem Ast sproßten drei grüne Zweige. Grimm Märchen, Kinderlegenden Nr. 6.

Eine der berühmtesten Legenden ist die von dem frommen Jüngling Fridolin.

Fridolin, Diener des Grafen von Zabern, wird von einem bösen Knecht fälschlich beschuldigt, mit der Gräfin zu buhlen. Der Graf befiehlt den Knechten seines Eisenhammers, den ins Feuer zu werfen, der sie in seinem Namen fragen würde, ob sie seinen Befehl erfüllt hätten? Er schickt nun den Fridolin zum Eisenhammer, aber unterwegs ministrirt der fromme Jüngling bei der Messe und kommt zu spät zu dem Hammer, nachdem statt seiner bereits sein Verleumder, der aus Neugier die Knechte frug, verbrannt worden war.

In Stöbers Elsäß. Sagenbuch S. 564 wird nicht nur behauptet, daß Schiller den Stoff zu seinem berühmten Gedicht von einem Hammerschmidt aus dem Elsaß empfangen, sondern auch daß in der Gegend von Zabern wirklich die Sage noch im Volke lebe. Dort sind noch folgende Quellen angegeben, aus denen erhellt, daß die Sage auch in welschen Landen umging. Vasconcella, Könige von Portugal, VIII. 15. Méon, nouveau récueil de fabliaux, II. 331. Cento novelle antichi Nr. 68. Cinthio, hecathom., VIII. 6. Vgl. auch Mone, Anzeiger 1837. S. 311. und Götzinger, deutsche Dichter I. 233. Das Fabliaux steht auch in Legrands Fabliaux, deutsch V. 197. Der Teichner hat denselben Stoff als Legende besungen, Laßbergs Liedersaal III. 315; nach einer Münchener Handschrift herausg. von Pfeiffer in von der Hagens Germania IX. 207 f. Uebrigens wird dasselbe von einem gewissen Theophilus erzählt, dessen Legende zu Straßburg 1668 in einem Schauspiel „die bestrafte Verleumdung" in schlechten Alexandrinern behandelt worden ist.

Die berühmte Sage vom Tanhäuser im Venusberge gehört eigentlich den heidnischen Mythen an (vgl. m. Odin S. 311), allein sie hat eine so legendenhafte Bedeutung erhalten, daß ich ihrer hier erwähnen muß.

Ein fränkischer Ritter, der Tanhäuser genannt, wurde in Thüringen auf dem Wege zur Wartburg von der Frau Venus in ihren Berg verlockt durch

ihre süße Stimme und blieb ein ganzes Jahr bei ihr, herrlich und in Freuden, bis sein Gewissen erwachte, er zur h. Jungfrau betete und eine Ritze im Berge fand, wo er herauskonnte. Er pilgerte nach Rom und flehte Papst Urban IV. um Vergebung der Sünden an. Dieser aber wies ihn ab und sagte, nicht eher soll die Sünde dir vergeben seyn, bis dieser dürre Stab blühen wird. Nach drei Tagen begann der Stab zu blühen, da schickte der erschrockene Papst dem Tanhäuser nach, aber er war nirgends mehr zu finden, er war schon wieder im Venusberge. Der Papst wurde von Gott verdammt. Vor dem Venusberge aber wandelt seitdem der treue Eckhart und warnt Jeden, der hineingerathen könnte. Vgl. Gräße, die Sage vom Tanhäuser 1846. Alte Volkslieder in Kornmanns mons Veneris 126. Uhlands Volkslieder I. 761.

Altheidnische Erinnerungen vom Eintritt der Ewigkeit in der Stunde der Sonnenwende verbergen sich hinter der schönen Legende von Mönch Felix, altdeutsches Gedicht in einer Gothaer Handschrift. Grimm, altd. Wälder, II. 70. Coloczaer Codex Nr. 10. Pauli, Schimpf und Ernst, 1595 Nr. 536.

Der Mönch Felix las in der h. Schrift (Psalm 90, 4. 2 Petri 3, 8), daß die Seligkeit im Himmel alles übertreffe, was des Menschen Auge und Ohr sich vorstellen könne; daran zweifelnd, hörte er einen Vogel (aus dem Paradiese) wunderherrlich singen und hörte ihm die ganze Nacht zu. Als die Morgenglocke läutete, kehrte er ins Kloster zurück, aber Niemand erkannte ihn, es waren 100 Jahre verflossen. — Dieselbe Legende wird in Montanus, Vorzeit von Cleve II. 257 vom Mönch Erpho im Kloster Siegburg erzählt. Ganz dasselbe erzählt Wolf in den niederl. Sagen Nr. 148 von einem Mönch des Klosters Afflighem. Desgleichen Cornerus, chron. ad annum 834 vom jungen Grafen Bringus, der an seinem Hochzeittage verschwand.

Von S. Trudbert sagt die Legende:

Dieser Einsiedler im Breisgau war so fromm, daß er die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht zu haben sich einbildete, als ihn Gott mittelst seines Trinkkruges versuchte, der beständig von selber umfiel und das Wasser ausschüttete, bis der Heilige darüber in Zorn gerieth und so seine menschliche Unvollkommenheit verrieth. Naubert, Volksmärchen. Wyß, Idyllen II. 1.

Der Littower, altd. Gedicht von Laßberg 1826 herausg. handelt von einem heidnischen Fürsten von Litthauen, der als Bettler verkleidet in einer christlichen Kirche den Gottesdienst belauern will, aber in der Hostie ein wunderschönes Kind erblickt und dadurch bekehrt wird. Insgemein wird dieselbe Legende vom Sachsenherzog Wittekind erzählt. Grimm, deutsche Sagen Nr. 448. — Unter den unzählbaren Hostienlegenden

hier nur eine. Bienen bauten um eine weggeworfene Hostie her eine Monstranz von Wachs. Caesar Heisterb. IX. 8. Stöber, Elsäß. Sagen S. 86. Asmus, Lübische Sagen S. 64.

Bestrafter Uebermuth. Einer stellte sich todt, um einen frommen Geistlichen zu versuchen, als aber der Geistliche die vermeinte Leiche segnete, ward sie eine wirkliche Leiche. Pauli Schimpf und Ernst Nr. 529. Dasselbe erzählt man von Johann von Capistran. Einige Spötter brachten ihm einen vermeintlichen Todten und baten ihn, da er so heilig sey, möge er ihn doch wieder auferwecken, aber der Heilige befahl ihm, den Trug durchschauend, wirklich todt zu seyn. — Unzählbare Legenden handeln von der Strafe der Heiligthumsschänder, der Frevler aller Art.

Besonders merkwürdig ist die Strenge der Legende gegen die Priester. Der Pfaff von Hüneburg im Elsaß verrieth, was ihm ein Ritter gebeichtet, seinem Nebenbuhler, der ihn erstach. Nachts ging der Pfaff heim, glitt unversehens in dem Blut des Ermordeten aus und brach den Hals. Stöber, Elsäß. Sagenbuch S. 321.

In Sagen und Legenden bewährt sich die Unschuld eines Angeklagten und Verurtheilten nach dessen Tode durch allerlei ungewöhnliche Zeichen. 1) Die Leiche glänzt, 2) das Blut wird Milch, 3) an der Stelle, wo der Unschuldige starb, entspringt eine Quelle, 4) auf seinem Grabe wächst eine Blume, gewöhnlich eine Lilie, 5) eine von dem Unschuldigen zu diesem Behuf absichtlich mit den Wurzeln nach oben und mit der Krone in die Erde gegrabene Lilie gedeiht und blüht, 6) ein von dem Unschuldigen verfluchter Wald wird an allen seinen Gipfeln welk und grünt nie wieder, 7) die Stelle, wo er starb, bleibt leer und wächst nichts mehr darauf.

Zu Wittenberg trug Einer, den man fälschlich der Brandstiftung beschuldigt, das glühende Eisen ohne Verletzung, nach Jahr und Tag fand ein Anderer das Eisen und verbrannte sich daran, das war der wahre Thäter. Alb. Kranz Vandalia VIII. 30. Büsching Volksf. I. 210. — Otto III. Gemahlin, Maria von Aragonien, wollte einen Grafen verführen, der aber aus Treue nicht wollte. Da verklagte sie ihn bei ihrem Gemahl Otto, er habe sie verführen wollen. Otto ließ ihn enthaupten. Des Grafen Weib aber kam und erbot sich, auf des Grafen Unschuld die Feuerprobe zu bestehen. Da trug sie die glühenden Eisen ohne Schaden. Nun mußte die Kaiserin die gleiche Probe bestehen, verbrannte sich und wurde zur Strafe lebendig verbrannt. Gotfridus

Viterb. I. 329. Königshoven, Chronik S. 109. Grimm, deutsche Sagen Nr. 474. Corneri chron. bei Eccard scr. II. 355. Kornmann mons Veneris p. 278. Hans Sachs II. 3. 33.

Schöne Volkssage von Vorherverkündigung des Todes in der Lilie zu Corvey:

Im Kloster Corvey in Westphalen war an der Decke des Chors ein Kranz von Erz angebracht mit Blumen. Eine Lilie aus diesem Kranze schwebte allemal herab und legte sich auf den Stuhl desjenigen Mönches, der in den nächsten Tagen sterben sollte.

Francisci höll. Proteus, 1056. Büsching Volksſ. 371. Grimm D. S. Nr. 263. Harry's I. 44, und im Dom zu Breslau, Gödsche schlef. Sagenschatz S. 23.

Desgleichen in der Rose von Lübeck:

Rebundus, Domherr zu Lübeck, fand einmal unter seinem Stuhlkissen im Chor die weiße Rose, die jedesmal unter dem Kissen dessen lag, der sterben sollte. Da legte er sie unter das Kissen des Nachbars. Dieser hatte sie vorher nicht gesehen und beschuldigte den R. des Betrugs, sagte aber, als der Streit nicht ausgeglichen werden konnte: wer von ihnen Unrecht habe, solle, wenn er stürbe, künftig den Andern klopfen müssen. Da starb Rebundus und sein Geist klopfte nachher jedesmal, wenn ein Domherr sterben sollte. Francisci, höll. Proteus S. 1060. Grimm, deutsche Sagen I. Nr. 264. Asmus, Lübecks Volkssagen S. 111.

Eben so lag einst eine Rose auf dem Chorstuhl des Domherrn zu Hildesheim, der sterben sollte. Harry's niedersächs. Sagen I. 42. Eine Rose blühte im Altenburger Stift, so oft ein Mönch sterben sollte, Montanus Vorzeit von Cleve I. 28.

Lieblich sind die Sagen von der Lichterkirche im Walde und vom Thierkirchlein:

Hirten sahen einmal im Walde zahllose Lichter, die sich so zusammenreihten, wie die Gemeinde und Priester in einer Kirche. Man schloß daraus, hier solle eine Kirche gegründet werden und baute an derselben Stelle das berühmte Kloster Gandersheim. Bodonis syntagma de constructione coenobii Gandesiani bei Meibomius II. 482.

In Stöbers Elsäß. Sagenbuch S. 375 wird von einem „Thierkirchlein" tief im Walde bei Rothbach erzählt, hier versammeln sich Hirsche und Rehe zum heimlichen Gottesdienst, zur Beschämung der Menschen, die von Gott abgefallen sind. Einst habe ein Wilderer auf die frommen Thiere geschossen, aber keins getroffen.

Andere schöne Sagen vom Werth des ehrlichen Begräbnisses und von der Achtung der Todten.

Ein armer Ritter fand einen Todten unbegraben und wandte seine geringe Habe an, um ihn ehrlich begraben zu lassen. Zum Dank schenkte ihm der Geist des Begrabenen ein herrliches Turnierpferd, mit dem er im nächsten Turnier den Sieg und eine reiche Frau gewann. Altdeutsches Gedicht in von der Hagens Gesammtabentheuern Nr. 6.

Ein frommer Ritter ging täglich auf den Kirchhof, um für die Todten zu beten. Als er nun einmal, von überlegenen Feinden verfolgt, auf eben diesen Kirchhof flüchten mußte, thaten sich die Gräber auf und die Todten kamen mit Wehr und Harnischen heraus, ihm zu helfen. Geyler v. Kaisersberg, Emeis S. 39. Dasselbe wird von einem frommen Mann in Löwen erzählt, den bei Nacht Diebe anpackten. Wolf, niederl. Sagen Nr. 318.

Was sich in der mündlichen Volkssage erhalten hat, erscheint durchgängig poetischer als was die Mönche in lateinischer Schrift niedergeschrieben haben. Denn bei diesen stellte sich bald das Bestreben ein, die Wunder zu häufen. In der Einsamkeit des Klosters erhielt die einmal aufgeregte Phantasie, zumal bei geschmacklosen Naturen, eine schiefe Richtung. Daher vom Heiligen zum Lächerlichen nur ein Schritt. Wie eine kindische Anekdotenkrämerei in die Legende eintrat und an der Stelle der alten Gottesfurcht ein dreistes Bekannt- und Vertrautthun mit den heiligsten Personen sich breit machte, ersehen wir am besten aus dem berühmten Werke de miraculis des Mönchs Cäsarius von Heisterbach, schon im 13. Jahrhundert. Indem hier schon alles kleinlich und gemein aufgefaßt wird, geht die Legende sogar direkt in den Schwank über, und fangen namentlich die Teufel an, sich der Einbildungskraft zu bemächtigen und darin wie Satyrn umzuspringen. Vorher begegnet dergleichen wohl auch schon in Lebensbeschreibungen der Heiligen und in Klosterannalen, jedoch nicht so häufig und nicht in solcher systematischen Sammlung. In Cäsar von Heisterbach dürfen wir den Hauptvertreter dieser neuen Gattung erkennen. Seine Wundergeschichten machen einen ganz andern Eindruck, als die ältern Legendensammlungen. Und doch hat der Witz hier noch nicht die Bande der Ehrfurcht vor der alten Kirche abgestreift. Immer noch krümmen sich die Dämonen unter der heiligen Last der gothischen Wölbung.

Das Buch beginnt mit wunderbaren Bekehrungen, Strafen des Wuchers,

Beicht- und Sühnungswundern. Juden bringen in eine Kirche ein, um einen Kleriker, der ein jüdisches Mädchen verführt hat, öffentlich anzuklagen, aber sie verstummen durch ein Wunder, denn Gott will nicht, daß der Skandal offenbar werde. Der Sünder geht in sich, das Mädchen wird getauft. II. Cap. 23. Ein anderer Kleriker schwängert eine Jüdin und ihre Eltern glauben, sie werde den jüdischen Messias gebären (II. 24), ein Schwank, der gar nicht unter die Legenden gehört. Engel und Teufel streiten um die Seele eines Sterbenden (II 31). Ein Diener buhlt mit der Frau seines Herrn, der Teufel will es dem Herrn verrathen, muß aber verstummen, weil der Diener unterdeß gebeichtet hat (III. 4). Ein Teufel treibt schändlichen Unfug in einem Nonnenkloster, aus Neid wegen der Frömmigkeit der Nonnen (III. 6). Der Teufel als succubus bei Mönchen, als incubus bei Nonnen (III. 7 f.). Ein Dieb wird vom Galgen gerettet durch die Beichte (III. 19). Ein Schiff wird im Sturm umgetrieben, weil Einer drin ist, der nicht gebeichtet hat (III. 21). Einer beichtet dem Priester, er habe bei dessen Hauserin geschlafen (III. 29), wieder ein bloßer Schwank. In einer Kirche sieht man den Teufel, wie er die Stimmen der Chorherrn, die allzuschön singen und auf ihren Gesang zu stolz sind, in einen Sack thut (IV. 9). Desgleichen sieht man teuflische Gebilde, eine Heerde Säue rc. um die Mönche, die im Chore schlafen (IV. 33 f.). Ein Abt, dessen Mönche bei seiner Predigt eingeschlafen sind, weckt sie plötzlich, indem er sagt: jetzt wolle er ihnen etwas vom König Artur erzählen. Da brechen alle auf, er aber sagt: schämt euch, von Gott im Himmel wollt ihr nichts hören, aber vom König Artur (IV. 36). Eine Nonne zweifelt am Himmel, da wird ihre Seele aus dem Leibe entrückt, und sieht alles (IV. 39). Einem gibt der Teufel Pferdekoth für Fische (IV. 87). Eine Nonne, der ein Verführer naht, der noch dazu ihr Vorgesetzter ist, sagt ihm, er solle sich doch erst die Reize besehen, die er genießen wolle, entblößt sich vor ihm und zeigt ihm ihren Leib vom Cilicium verschunden, blutig und voll Würmer (IV. 103). Auf dem Prachtkleide einer Dame spielen kleine Teufelchen wie Kroten (V. 7). Einer spielt mit dem Teufel Würfel und wird von ihm geholt (V. 34). Im 6. Buch eine Menge Geschichten von Einfältigen und Demüthigen, die den Allzuklugen vorgezogen werden; aber auch von solchen, die gesündigt haben. Eine Hauserin hat gehört, nur durch Feuer könne sie von Sünden gereinigt werden, da setzt sie sich auf den Feuerheerd und verbrennt freiwillig (VI. 35). Im 7. Buch fast lauter Marienwunder, im 8. von Christo. Hier tritt die Vertraulichkeit mit der h. Person auf unwürdige Weise hervor. Maria besucht die Mönche, visitirt des Nachts ihre Schlafstätten, verkehrt mit ihnen wie die Schwester mit dem Bruder, küßt sie rc. Ein Priester, den der h. Thomas von rechtswegen abgesetzt hat, wird durch die Gnade der Maria wieder eingesetzt (VII. 4). In einer Vision werden alle Cistercienſermönche unter dem Mantel der Gebenedeiten erblickt (VII. 59). Episcopus, leprosi nares lingens, gemmam decidentum suscepit (VIII. 31).

Alter Episcopus, leprosum communicans, vomitum ejus sumpsit, cum sacramentum ejecisset (VIII. 33). Im 9. Buch Hostienwunder. Man sieht in der Hostie das Christkind, es fließt Blut heraus, sie bleibt in einem brennenden Hause unversehrt rc. Einer Brabanterin reicht Christus selbst das h. Abendmahl (IX. 35). Arkenbald von Burde lag schwer erkrankt, als er ein weibliches Klagegeschrei hörte und erfuhr, sein Neffe habe eine Frau entehren wollen. Er ließ den Neffen vor sich kommen und erstach ihn mit eigener Hand. Für diesen Mord versagte ihm nachher der Priester das Abendmahl; allein indem der Priester sich zur Thüre wandte, flog die Hostie von selbst aus seiner Büchse dem Sterbenden in den Mund, zum Beweise, daß Gott an seiner Strenge Wohlgefallen gehabt (IX. 38). Winand wird in einer Stunde von Jerusalem nach Leipzig geführt (X. 2). Ein Hund, den Bösewichter getauft haben, wird rasend (X. 45). Im 11. Buch ist vom Tode die Rede. Sterbende sehen den Himmel offen, hören Engelchöre rc. oder es zeigen sich Raben, Geier, schwarze Männer in ihrer Nähe. Im 12. Buch sieht man Verdammte in den feuerspeienden Berg geworfen rc. und viele Geistererscheinungen. Ein Geistlicher ließ sich im Gesange zur Zither hören und bezauberte alle Zuhörer durch die Süßigkeit seiner Töne, bis ein frommer Mann kam, dem diese Töne zu süß dünkten und der eine Beschwörung mit dem fremden Sänger vornahm. Da fiel unter der Beschwörung der Leib des Sängers zusammen und war ein verfaulter stinkender Leichnam, der Dämon aber, der ihn beseelt hatte, entwich (XII. 4).

Viertes Buch.

Die ritterliche Dichtung im Mittelalter.

Zur Zeit der Hohenstauffen bildete sich beim deutschen Adel unter dem Einfluß des welschen Rittergeistes eine von den Höfen als neue Mode gepflogene Kunstdichtung aus, die eben deshalb niemals volksthümlich wurde. In das epische Heldenlied nahm sie einen ganz fremden Sagenkreis, nämlich den des welschen König Artus auf, in der Lyrik aber machte sie zum erstenmal die Anmaßung des eiteln Ich geltend und kokettirte mit Empfindsamkeit. Trotzdem aber ist vieles an ihr zu rühmen. Die neue Mode konnte den nationalen und kirchlichen Geist nicht überwältigen, sie mußte ihm Concessionen machen. In Frankreich selbst bildete der noch mächtige fränkische Geist den kerlingischen Liederkreis aus im Gegensatz gegen den des Artus, und lehnte sich die höfische Dichtung gleichzeitig in dem Liederkreis vom h. Graal an die kirchliche an. Wir haben die ideale Tendenz dieser geistlichen Rittergedichte schon kennen gelernt. Auch in den übrigen Heldengedichten des 13. Jahrhunderts finden wir immer noch einen Abglanz des uraltesten ritterlichen Ideals der germanischen Stämme wieder. Wenn die Dichter ihre Helden auch in galante, selbst niedrige und überhaupt in gar zu viele, endlos wiederholte Abentheuer verwickeln, immer bleibt ihnen doch der Grundzug der Tapferkeit und Ehrlichkeit. Wenn man sich von diesen Rittern und ihren Heldenthaten ermüdet fühlt, so darf man nur, um sie wieder mehr schätzen zu lernen, von den Dichtern der Hohenstauffenzeit zu denen der habsburgi-

schen Anfänge übergehen. Die erstern zeigen uns überall, wo sie sich nicht ausschließlich auf die Galanterie werfen, die schöne ritterliche Begeisterung der Kreuzzüge und selbst ihre gar zu weitläuftigen und verwickelten Schlachtbeschreibungen spiegeln uns das kriegerische Leben der Zeit selbst ab. Eben so edel ist im Minnelied die Schwärmerei für die meist unerreichbare Geliebte. Gegen das 14. Jahrhundert hin aber, nach dem Interregnum, nachdem auch in der Geschichte selbst bei Fürsten und Ständen in Deutschland an die Stelle des poetischen Aufschwungs das allernüchternste Nützlichkeitsprincip und ein derber Realismus trat, wurden auch die poetischen Ideale des Ritterthums durch den Realismus der Reimchroniken, Lehrgedichte und durch den Naturalismus der Nitharte und Schwänke verdrängt.

Die höfische Poesie wurde zuerst am Hofe Friedrichs des Rothbarts unter dem Einfluß seiner burgundischen Gemahlin Beatrix, und am Hofe Heinrichs des Löwen unter dem Einfluß seiner normännisch-englischen Gemahlin Mathilde gepflegt. Ohne diese Damen hätte sich wohl Artus mit seinen Helden nicht so bald in der deutschen Poesie eingenistet. Als der erste deutsche Sänger, der den welschen Stoff bearbeitete, ist Heinrich von Veldeck bekannt, welcher am Hofe zu Cleve, später auf der Wartburg bei Landgraf Hermann von Thüringen Gunst genoß. Auch der letzte Babenberger in Oestreich, Friedrich, zog die Sänger an sich.

Wir wollen zuerst die lyrischen, dann die epischen Dichtungen dieser ritterlichen Zeit betrachten.

1.

Die Minnesänger.

Eine sehr große Menge von Minneliedern des 12.—14. Jahrhunderts sind uns erhalten in der Handschrift, welche der Züricher Manesse veranstaltete und mit Bildern zierte (jetzt in Paris), herausg. von von der Hagen 1838. Zum Theil dieselben und viele andere in kleinen Sammlungen zu Heidelberg (herausg. von Pfeiffer 1844), im Kloster Weingarten, jetzt in Stuttgart (herausg. von Pfeiffer 1843), in Jena (abgedruckt mit der Manesse'schen Sammlung bei Hagen), in Würzburg, Leipzig, im Haag,

in Bremen (Benecke, Beiträge 1820), in Prag (das Liederbuch der Clara Hätzlerin, herausg. von Haltaus 1840), in Cleve (jetzt nicht mehr zu finden, s. Museum für altd. Lit. II. 145 f.). Dazu viel Einzelnes in Handschriften zerstreut, oder in den Ausgaben der Werke einzelner berühmter Dichter, wie des Oswald von Wolkenstein, im Frauendienst des Ulrich von Lichtenstein 2c.

Der poetische Reiz der Minnelieder liegt in der volksthümlichen, natürlichen und sittlichen Unbeholfenheit, die der unsittlichen welschen Erfahrung noch entbehrte, über den daher der Zauber jugendlicher Blödigkeit und Unschuld ausgegossen ist. Die Sprache der Minnelieder ist ungelenk, breit, arm an Vorstellungen und Gedanken, aber durchdrungen vom wärmsten Gefühl, von eigner Naivetät und Innigkeit. Dazu gesellt sich auch das Anmuthende der alemannischen und alterthümlichen Mundart. In vielen Minneliedern liegt ein unnachahmlicher Reiz der Unschuld, der schamhaften Zurückhaltung bei inniger Hinneigung, der äußern Furcht und Unbeholfenheit bei innerer Gluth, jener süßen Bezauberung und Lähmung, welche die erste Liebe begleiten. Nie ist der Jüngling liebenswürdiger, als wenn er das Auge senkt und erröthet, wie eine Jungfrau. Dieser Liebreiz wird nun in vielen Minneliedern gefunden, aber er wird nach und nach erkünstelt, er wird Manier.

Am meisten und zwar widrigsten fällt in den höfischen Minneliedern die hier zum erstenmal mächtig vortretende Subjectivität auf. Der Sänger spricht nicht mehr von andern, sondern von sich selbst. Zum erstenmal begegnet uns in der deutschen Poesie das Ich, und immer wieder Ich, das leidige Ich. Das gibt der ganzen Poesie eine neue Wendung. Von nun an bricht die Subjectivität immer anmaßender hervor, um zuletzt die Poesie fast allein zu beherrschen.

Die Minnelieder haben einen Grundgedanken, der zugleich der Grundgedanke des ältesten heidnischen Cultus in Deutschland war, nämlich der poetische Gegensatz von Sommer und Winter. Wie in der uns überlieferten deutschen Volkssage fast alles auf den Untergang der Natur im Herbst und ihre Wiedergeburt im Lenz sich bezieht, so hat auch in den Minneliedern der Schmerz und die Klage der Trennung stets den Winter, die Lust des Wiedersehens und des Liebeglücks aber den Sommer zum Hintergrunde. In endloser Wiederholung begegnen uns der Mai, die

Sommerwonne, der Sonnenschein, die grüne Wiese mit der Blumen Zier, die singenden Vögel, sonderlich Frau Nachtigall und anderseits der kalte Winter, der Reif und Schnee. Diese Landschaftsbilder mit äußerst einfacher Staffage und sich immer gleich bleibend bilden den Hintergrund zu der voranstehenden Liebesgruppe. Die Mailandschaft gehört der guten, süßen, dem Sänger holden Frau, die Winterlandschaft der spröden, hartherzigen; oder dem einsam klagenden, von der Geliebten getrennten Dichter. In der Schilderung der Frauen selbst herrscht die nämliche Dürftigkeit, wie in derjenigen der Landschaft. Wangen und Mündlein roth, gelbes Haar, mehr blickt nicht deutlich hervor, zuweilen noch schüchtern ein Brüstlein. Diese keusche Zurückhaltung, wie überhaupt die Zagheit der Liebhaber verleiht vielen Liedern einen eignen naiven Reiz. Allein diese Zagheit scheint dann wieder in ihrer ewigen Wiederholung schon conventionell geworden, als empfindsame Affectation, wenn wir nicht an eine wirkliche Verweichlichung der Sänger glauben sollen. Erblickt man so viele hundert oberdeutsche Ritter, wie sie vor ihren Damen wehleidig winseln, so sollte man glauben, sie hätten verdient, von den Schweizer Bauern geklopft und aus ihren Burgen hinausgejagt zu werden.

Die Empfindung erscheint zudem sehr stark mit Reflexion versetzt. Das Wesen der Minne wird erörtert, die Treue, der stete Sinn gepriesen, der Wankelmuth beklagt oder mit Vorwürfen bedroht. Der trostlos Liebende haßt das Leben und sucht seinen letzten Trost in der Erwägung der Nichtigkeit aller Dinge. Das Minnelied geht so unvermerkt in das Lehrgedicht über.

Einige Sänger gefallen sich in Reimspielereien und in der Virtuosität der Versverkürzung, so daß oft die Verszeile nur aus zwei, sogar nur aus einem Worte besteht. Die Wortspielerei nimmt allmählich zu. Bei Nithart culminirt sie in folgendem Liede.

Swem von liebe liep geschiht
Und im diu liebe liebes giht
di liebe sich liebet
da wirt liep von liebe kunt ꝛc.

Wir wollen nur einige Beispiele des Besten, wie auch des Manierirten geben.

Mailieder, in denen die Freude über den wiederkehrenden Früh-

ling sich mit dem süßesten Glück mischt, das im Wiedersehen der Geliebten liegt. In diesem Sinne singt Walther von der Vogelweide:

Wie die Blumen aus dem Grase dringen,
Wie sie lachen gegen die spielende Sonne,
An einem Maienmorgen früh,
Und die kleinen Vöglein wohl singen —
Es ist wohl halb ein Himmelreich.
Sollen wir sprechen, was dem gleiche:
Wenn eine edle schöne Frau reine
Wohl gekleidet zu den Leuten geht 2c.

Ganz ähnlich ein Lied des Witzlaw von Rügen:

Wol dann, Herr Mai, ich gebe euch des die Hulde,
Meine Frau tritt daher in stolzer Wete 2c.

Ulrich von Lichtenstein:

In dem lüftesüßen Maien,
Wenn der Wald gekleidet steht,
Da sieht man so schön sich zweien (zu Zweien zusammenthun)
Alles, was sich lieb hat 2c.

Derselbe:

Wohl dir, Sommer, deiner süßen
Wonniglichen schönen Zeit,
Du bist süße,
Davon ich dich süße grüße.

Ein Lied in der Ambraser Sammlung Nr. 20.

Herzlich thut mich erfreuen
Die fröhliche Sommerzeit,
Alle mein Gemüth erneuen,
Der Mai viel Wollust geit.

Daselbst Nr. 30.

Wie schön blüht uns der Mai,
Der Sommer fährt dahin.
Mir ist ein feines Jungfräulein
Gefallen in meinen Sinn.

Gottfried von Nifen bei Benecke (Beiträge I. 71):

Vorn im Walde
Auf der Halde
Hört man balde
Wonniglichen Schall.
In süßer Weise
Gar von Preise
Hohe, leise
Singt die Nachtigall.

Heinrich von Stretlingen freut sich des Maien nicht. Was helfen mir Mai und Blumen und Vogelsang, da mich meine Schöne verschmäht und ich vor Liebe krank bin. Dagegen rühmt Winli, bei seiner Geliebten sey ihm immer heimelich zu Muth, denn bei ihr blühen immerdar Rosen und Lilien.

Der Liebe Wonnejauchzen wird bei den Minnesängern oft gehört. Schon Reimar der Alte singt:

Hoch wie die Sonne steht das Herze mein,
Das kommt von einer Frauen.

Heinrich von Morunge:

Ich bin Kaiser ohne Krone
Sonder Land, das nimmt mir den Muth,
Das schafft mir eine Frau ꝛc.

Herr Otto zem Turne vergleicht sich mit einem Falken, der mit der Sonne ziehe, so stolz und hochgemuth macht ihn erwiederte Liebe.

Bernger von Hornheim:

Mir ist, als schwebt ich im Fluge hin
Ueber alle Welt, die mein Eigenthum sey.
Austoben möcht ich die Seligkeit,
Mir ist von Minne so lieblich geschehen ꝛc.

Kristan von Hamle:

Mit fröhlichem Leibe
Mit Armen umfangen,
Zu Herzen gedrückt, wie sanfte das thut!
Von einem trostlichen Weibe
Mit rosenlichten Wangen
Vor Liebe gelachet, das feuert den Muth.

Der Graf von Haigerloch preist die verbotene Liebe, die immer süß, wenn auch unwerth sey, denn „verbotenes Wasser ist besser, als offener Wein."

Gar lieblich preist Christian von Hameln in einem Minnelied die Wiese glücklich, auf der „ihre minnigliche Füße" wandeln und malt sie, wie sie sich bückt und Blumen pflückt, und bittet das Gras und die Blumen um Erlaubniß, entzückt in ihren Fußtapfen gehen zu dürfen. — Ebenso Johann Hadloub: Im grünen Klee sah ich die Holde gehen und aus dem Blüthenschnee brach Gluth in mein Herz, und die Blume und sie, der Blumen schönste, leuchteten einander an und nie noch umfing mich ein so lichter Schein. In einem andern Liede sieht auch Hadloub die Geliebte sich bücken, aber in einem noch reizendern Genrebild, nämlich zu einem Kinde, das sie aufhebt und an Lippen und Busen drückt.

Die Wächter- oder Tagelieder bilden eine besondere Gattung unter den Minneliedern und sind ohne Zweifel ursprünglich echte Volkslieder gewesen, wenn sie auch von den höfischen Dichtern künstlicher gestaltet wurden. Viele haben sich als Volkslieder erhalten. Der Wächter erbarmt sich in der Regel der Liebenden und führt sie heimlich zusammen (ein solches Lied in Görres Volks- und Meisterliedern S. 96), oder er weckt sie frühe genug auf, damit der Liebhaber noch im Dunkeln entfliehen kann (Nr. 117). Ein Theil dieser weltlichen Lieder ist fröhlich, die meisten aber sind traurig. Wackernagel (Geschichte d. deutschen Literatur, S. 105) verwirft die Tagelieder als unsittlich; allein ich möchte sie entschuldigen, da in ihnen nicht die Frivolität, sondern das Tragische vorherrscht, und da die heimliche Liebe keineswegs immer als Ehebruch zu verstehen ist, sondern in dem Sinne, wie die Kiltgänge der Bauern. Daher überhaupt diese Lieder mehr zu den Volksliedern, als zu den Kunstgedichten gehören.

Man findet die Tagelieder in allen Sammlungen sehr zahlreich, der Hätzlerin Liederbuch beginnt mit nicht weniger als 27 derselben. Viele stehen auch bei Uhland, Volkslieder Nr. 76 f. Sie haben immer die Nacht zum Hintergrunde. In dem einen wird des Orion gedacht, der durch die Nacht leuchtet. In einem andern schlägt die Sonne „ihre Klauen durch die Wolken und steigt auf mit großer Kraft" (Docen, Misc. I. 101). Gewöhnlich beginnt der Wächter seinen Ruf, indem es tagt.

Eines der lieblichsten Tagelieder ist das des Heinrich von Mornnge, ein Wechselgesang. Er singt:

Sie küßte sonder Zahl
Im Schlaf mich inniglich,
Da fielen hin zumal
Die Thränen über mich.

Sie singt:

Da er so oft sich stahl
Zu mir im Abendgrauen,
Da wollt er allemal
Meine bloßen Armen schauen
Und fand die Bitte Statt
So sah er sich nicht satt.
Da taget es.

Aehnlich das zärtliche Trennungslied des Wolfram von Eschenbach.

Der Freund die Freundin an sich zwang,
Viel Thränen ihnen floßen
Auf beider Wangen. Also sprach ihr Mund:
Zwei Herzen sind wir und ein Leib.

Sehr zärtlich ist auch das längste aller Tagelieder des Günther von dem Vorste. Ferner das schöne Volkslied bei Docen, Misc. I. 269, eins der spätesten, weil der Wächter schon fehlt:

Ich stund an einem Morgen
Heimlich an einem Ort ꝛc.

Ein Tagelied der Ambraser Sammlung Nr. 201 beginnt lieblich:

Es fleucht ein kleines Waldvögelein
Der Lieben zum Fenster ein.
Es klopfet also leise
Mit seinem Schnäbelein,
Steh auf, Herzlieb, und laß mich ein.

Sie läßt ihn ein, sie schließt ihn freundlich in ihre weißen Arme. Das hört der Wächter und macht ihr Vorwürfe, sie aber bittet ihn aufs innigste um Verschwiegenheit. In einem andern Liede Nr. 214 wird das Vöglein nicht eingelassen und rühmt sich das Mägdlein ihrer Keuschheit.

Ein üppiges Tagelied des Ulrich von Lichtenstein, worin die Freuden der Nacht geschildert werden und es unter anderm heißt:

Nach diesem Freundesgruße
Mit Trauten wart geküsset viel,
Dieselbe süße Unmuße
Ihnen beiden rieth ein Minnespiel.
In dem Spiel ihrer beider Herzen sprachen,
Da sie 'in den Augen recht ersahen,
Ihren lieblich minnefarbnen Schein,
Daß er wär ihr und sie wär sein.

Im Minnen-Paradiese
Ihr beider Leib mit Freuden lag,
Daher schlich eine Magd leise,
Die sprach: nu wohl auf, es ist Tag.

Ein fröhliches Tagelied ist auch das im Ambraser Liederbuch Nr. 41, welches anhebt: Es taget vor dem Osten, und Nr. 155, welches anhebt: der Wächter, der blies an den Tag.

In einem Liede bei Laßberg Nr. 213 tröstet eine ritterliche Frau die jungen Knechte (Knappen), sie sollen nicht verzagen, wenn sie gleich noch keine Ritter seyen, Frauengunst könnten sie doch gewinnen, und zum Beweise erzählt sie von der heimlichen Zusammenkunft einer edlen Frau und eines Knechts, bis das Wächterlied sie trennte, und von der rührenden Zärtlichkeit und Klage, mit der die Frau von ihm schied. Aeußerst warm und minniglich gedichtet.

In einem Tagelied des Dietmar von Aist scheiden die Liebenden unter Thränen mit rührender Zärtlichkeit:

Schlafest du, Friedel ziere?
Nu weckt uns leider schiere
Ein Vöglein wohlgethan.
Ich war so sanft entschlafen,
Nun rufst du, Kind, Waffen (oweh).
Die Frau began zu weinen
„Du reitest nun hin und läßt mich allein,
Wann kommst du wieder her zu mir?"

Ebenso in dem schönen Tagelied aus der Heidelb. Sammlung (Görres, Volks- und Meisterlieder S. 120. Wunderhorn I. 314):

Ich hört ein Fräulein klagen
Fürwahr ein weiblich Bild ꝛc.

Ein Tagelied in Uhlands Volkliedern Nr. 76.

Der Sänger weckt seine Dame mit Gesang. Sie tritt ans Fenster und heißt ihn ein andermal kommen. Er kommt und sie nimmt ihren Liebling auf, bald aber entdeckt sie, daß er todeswund ist. Sie verbindet, tröstet ihn, gibt ihm ihren Goldring, aber er wirft ihn ins Wasser, so gewiß der Ring nie wiederkomme, so gewiß müsse er sterben. Da zieht die Dame ein Messer hervor und sticht es sich ins Herz und beide schlafen todt zusammen, bis Gott sie weckt.

Aehnliche Volkslieder, wenn auch weniger schön durchgeführt, die Vorstellung, daß die Geliebte den Geliebten schwer verwundet oder todt findet und mit ihm stirbt, oder sich faßt und ihn nun ehrlich begraben läßt, kehren öfter wieder. Vgl. die bei Uhland folgenden Lieder.

Abschied des Mörders. Nach dem schönen altholländischen Volksliede, welches anfängt „Het daghet uit den oosten“ wird ein Ritter von einer Jungfrau verschmäht, obgleich ihn ihre Eltern begünstigen. Sie liebt einen Andern. Der Ritter lauert aber diesem auf, als er des Nachts heimlich zur Geliebten schleichen will, erschlägt ihn unter einem Lindenbaum und vertritt seine Stelle bei der Geliebten, welche nichts merkt, bis es Morgen ist. Da nimmt er Abschied von ihr, weil er aus dem Lande fliehen muß, und sagt ihr, daß ihr wahrer Geliebter unter dem Lindenbaum liege. Sie geht hin, findet ihn und wird eine Nonne. Hoffmann horae belg. II. 101.

Ein Beispiel späterer Entartung der Tagelieder enthalten Hoffmanns Fundgruben I. 332:

Erwach in lieber Sach, dein Aermlein reck,
Dein Füßlein streck, ich weck dich an der Deck,
Dein Herz entblek und Brüstlein wohlgestalt ꝛc.

Herbst- und Winterklage. Der Sänger ist von allen Freuden geschieden; wie ihm der Mai, die Blumen, die Vögel fehlen, so die Geliebte. So singt Heinrich von Veldeck:

Seit die Sonne ihren lichten Schein
Gegen die Kälte hat geneiget,
Und die kleinen Vögelein
Ihres Sanges sind geschweiget,
Traurig ist das Herze mein ꝛc.

Heinrich von Morunge singt:

Uns ist zergangen
Der liebliche Sommer,
Da man brach Blumen, da liegt nun der Schnee.

Gottfried von Neifen:

Nu steht die liebe Haide baar,
Der wonniglichen Blumen und der lichten Rosen roth,
Entkleidet hat der Wald sich gar ꝛc.

Konrad von Würzburg:

Wieder will die Linde
Vom Winde
Sich fälben,
Die sich vor dem Walde
Zu balde
Mag gelben.
Trauern auf der Haide
Mit Leide
Man übet;
So hat mir die Minne
Die Sinne
Betrübet.

Dieses Liedchen diene zugleich zum Beispiel, wie die Minnesänger zuweilen mit den kurzen Versen Spielerei zu treiben liebten.

Eins der schönsten und auch berühmtesten Minnelieder ist das des Herzog Heinrich von Breslau, eine Klage um den verlornen Frühling, um die verlorne Liebe:

Ich klage dir, Mai, ich klage dir, Sommerwonne,
Ich klage dir, lichte Haide breit,
Ich klage dir, Klee und grüner Wald und goldne Sonne ꝛc.

Vgl. auch die Winterklage des Heinrich von Veldecken. Heidelb. Liederhandschrift S. 191. — Ausnahmsweise fühlt sich der Herzog von Anhalt glücklich, im Winter der Liebe Lust zu preisen, wie im Sommer, und fragt nichts nach Schnee und Eis.

Die Wehmuth der Liebe ist in vielen Minneliedern rührend ausgedrückt. So durch Graven Otto von Botenlouben:

Ich han erwählt mir selber süßen Kummer.
Durch die Liebe trage ich diese Pein,
Die hab ich mir erwählt.

Heinrich von Morunge klagt über die Kälte seiner Dame und wünscht, sein Herz entzwei brechen zu können, damit Jedermann ihr Bild darin sähe und an ihrer Schönheit die Größe seines Schmerzes messe. Graf Rudolf von Neuenburg klagt, wie weh ihm sey, wenn er von der Geliebten fern, und wie noch weher, wenn er bei ihr sey, weil sie ihn nicht wiederliebe und so hart gegen ihn sey. Sehr liebenswürdig und einem Sänger ganz angemessen ist die Klage des tugendhaften Schreibers:

Es ist in den Wald gesungen,
Was ich ihrer Gnade klage,
Die reine Herzen hat bezwungen
Und noch zwinget alle Tage.
Mir ist wie der Nachtigall,
Die so viel vergebens singet,
Und der doch zuletzt nur bringet
Nichts als Schaden ihr süßer Schall.
Was taugt in dem wilden Walde
Kleiner Vöglein süßer Sang
Und ihr Tönen mannigfalt,
Wer sagt ihnen füglich Dank?
Dankens ist so taub der Wald ꝛc.

Herzog Johann von Brabant vergleicht sich, indem er vor seiner Dame steht, einem gebundenen und verwundeten Manne, den sie heilen soll. Herr Otto zum Turne klagt, daß die kaum geheilte Wunde, die sie ihm geschlagen, wieder aufgebrochen sey.

Am ärgsten jammert Walther von Klingen:

Gnade, Frau, ich muß verderben,
Jämmerlich und unverschuldet,
Ist euch lieb, daß ich muß sterben ꝛc.

Ebenso überschwenglich ist nachher seine Dankbarkeit, als sie ihn erhört:

Die guten Weiber sind so gut,
Daß ich ihrer guten Güte
Zu Gute nicht vergessen will
Bis an das Ende mein.

Eins der empfindsamsten Minnelieder ist das in Laßbergs Liedersaal I. Nr. 20, worin der Minner, weil seine Geliebte gar so spröde sey, die

Minne selbst anfleht, ihm zu rathen und zu helfen, sogleich aber wieder die Geliebte um Verzeihung bittet, daß er diesen Schritt gethan hat und lieber wieder die Hülfe der Minne selbst entbehren will, um sich ganz und gar der Geliebten anheimzustellen. — Gottlos wird die Minne bei Kristan von Luppin, der so weit geht, zu sagen, wenn ihm Gott den Himmel böte und seine Geliebte möge nicht darein, so würde er ihn meiden und bei der Geliebten bleiben.

Einer der seufzerreichsten Minnesänger ist Gottfried von Nifen, der da singt:

Seit mein sehnend Herze weinet
Nach der Lieben, die ich meine,
Weh, warumme thut es das?
Und ihr Herz ist unvereinet,
Daß nach meinem es nicht weinet,
Minne, sieh, das ist dein Haß!

* * *

Niemand, niemand kann erdenken,
Was für sehnend Trauren besser ist,
Als ein Kuß vom rothen Munde
Und ein minneglicher Umbefang.

* * *

Da ich die Liebe jüngest sah,
Da war ich verzagt so sehr,
Daß ich vor Liebe nicht sprach.

* * *

Süße Minne, meine Sinne
Jammern nach der Liebe Minne,
Minne hilf, es ist die höchste Zeit.

Gar naiv ist ein sehnendes Lied in der Clara Hätzlerin Liederbuch Nr. 96.

Hätt ich nur ein Stüblein warm
Und darin ein schönes Weib,
Das wollt ich legen an meinen Arm,
Freundlich drücken an meinen Leib,
Das hab ich leider nicht, ich lieg alleine,
Sie ist mir leider viel zu fern,
Die ich da meine.

In der Schilderung der schönen Jungfrauen und Frauen sind die Minnesänger auffallend ungeschickt, blöde und von steriler Einbildungskraft. Die größte Rolle spielt der Mund, der häufig einer Rose verglichen wird, z. B. vom Böhmenkönig Wenzel:

> Wie eine Rose, die sich aus ihrer Knospe löst,
> Wenn sie nach süßem Thau begehrt,
> So bot sie mir ihren zuckersüßen rothen Mund.

Sehr oft wird auch der rothen Wängel gedacht und der spielenden oder heimlich blickenden Augen, seltener der Haare, der weißen Hände, der blanken Arme. Wenn der Leib noch weiterhin beschrieben wird, so ist es durchgängig nur eine steife, gleichsam tabellarische Aufzählung von Reizen, ohne Feinheit, Geheimniß, graziöse Draperie. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art s. in den Volks- und Meisterliedern von Görres S. 20. Auch in der Hätzlerin Liederbuch Nr. 28. Die Sänger sind entweder von keuschester Zurückhaltung oder von bäurischer, phantasieloser Natürlichkeit. Dennoch liegt auch in dieser steifen Malerei eine ganz eigne und unnachahmliche Anmuth, wie in altdeutschen Bildern, nämlich die liebenswürdigste Naivetät, zumal da, wo der Dichter, selber scheu und schamhaft, das holde Erröthen der Geliebten beschreibt. Auch die einfachste Ausdrucksweise hat oft den naivsten Reiz, wenn z. B. der Meißner Markgraf singt:

> Ein Weib, das loslich lachen kann
> Gegen einen wohlgemueten Mann,
> Die Freude ist nicht klein.

und der Schenk von Landegge:

> Lachelich ein losen Blick
> Aus ihren lichten spielenden Augen,
> Einen zarten, minneglichen taugen (heimlich)
> Sah ich leuchten in meines Herzens Grund.

In Hoffmanns Fundgruben I. 336 kommt ein Bauernlied vor, in dem die schmucke Dirne also geschildert wird:

> Sie hat nicht Perlen noch Spangen, nur einen Kittel an. Ich sah sie vor mir prangen lustig mit Gras. Ihre Zöpfe sind dicke Stangen, lang, goldfarben, rosenfarb ihre Wangen, ein Grüblein hat ihr kurzes Kinn. Meine

besonders liebe Dirn hat zwei Tüttlein als zwei Birn. Mein Herz erschrickt, wenn sie aufblickt ꝛc.

Ein Paar hübsche Genrebilder in den Liedern des Heinrich von Morunge. Eine schöne Frau schaut aus dem Fenster, wie die Sonne in dem lichten Morgen. Eine andere hat einen kleinen Vogel lieb und spielt mit ihm, er glaubt, eine Nachtigall. Da wünscht der Dichter, er möchte die Nachtigall seyn.

Das Liederbuch der Clara Hätzlerin enthält eine Menge halb erzählende, halb lehrhafte Dichtungen, in denen, jedoch in ziemlich langweiliger Weise, allerlei Nöthe der Liebenden geschildert sind oder Rathschläge und Tröstungen ertheilt werden. Ein Minner träumt, endlich von seiner Geliebten erhört zu werden, da wird er geweckt und erschrickt heftig. Ein minnendes Weib kann vor Sehnsucht nicht schlafen. Eine andere beklagt der Männer Geschwätzigkeit und Leichtsinn. Zwei streiten sich, ob minnen oder nicht minnen besser sey ꝛc. Noch langweiliger sind die allegorischen Erzählungen, der Streit über das Geschlecht der Minne, das Minnegericht ꝛc. Am hübschesten in der Sammlung sind die wenigen Erzählungen, in denen sich die kecke Zuversicht glücklich Liebender bis zum Muthwillen ausspricht. In Nr. 2 sucht ein Beichtvater einer jungen Frau, die ihm von ihrer irdischen Liebe beichtet, die himmlische zu empfehlen. Die junge Frau vertheidigt aber ihre irdische Liebe so siegreich, daß sich der Pfaff für überwunden gibt. In Nr. 45 wird einem Mädchen alles mögliche Böse von ihrem Liebhaber nachgesagt, aber sie lacht und bleibt ihm treu, er ist ihr doch der liebste. In Nr. 18 wird ein edles Fräulein ihrem Geliebten, weil er nicht von Adel ist, und an sie deshalb schreibt, untreu, da kommt Frau Minne und gibt ihr Schläge. — Dagegen ist das frechste Lied dieser Sammlung Nr. 85, wo eine Mutter ihre eigne Tochter auf die raffinirteste Art das Buhlen lehrt.

Nur sehr selten versetzen sich die Minnesänger in die Stellung des Weibes und drücken deren Gefühle aus. Bei Dietmar von Aist kommt ein zartes Minnelied vor, in dem eine liebende Frau traurig einem Falken nachblickt.

Es stund ein Frau alleine
Und spähte über die Haide
Und wartete ihres Lieben.

Da sah sie einen Falken fliegen:
Wohl dir, Falke, wie du bist,
du fliegst wohin dir lieb ist
Und wählst dir in dem Walde
Einen Baum, der dir gefällt,
Auch ich erkos mir einen Mann,
Den wählten meine Augen,
Aber das neiden schöne Frauen
Owe, wann lassen sie mir mein Lieb?

Ganz ähnlich ein Lied desselben Dichters:

Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr,
Da ich ihn gezähmt, wie ich ihn wollte han,
Und ich sein Gefieder mit Gold wohl bewand,
Da hob er sich von dannen und flog in andre Land 2c.

Die Lehrgedichte und Allegorien von der Minne sprechen ungleich weniger an, als das einfache Minnelied. Frau Minne oder Venus kommt in vielen altdeutschen allegorischen Gedichten vor.

So in v. Laßbergs Liedersaal I. Nr. 29 erscheint sie vor dem Gericht der Ehre, angeklagt durch die Frau Gerechtigkeit. Nr. 124 wird ein Kloster der Minne beschrieben, ähnlich wie später bei Rabelais. Statt der Mönche und Nonnen stehen hier Ritter und Damen unter der Aebtissin Venus, die Ordensregel ist die Liebe 2c. Nr. 182 enthält einen Wettstreit zwischen der alten und neuen Minne; die alte gewinnt den Vorzug, da ihr die Treue zur Seite steht. In Nr. 205 beschwert sich die Ehre bitterlich über die Minne, am Ende aber versöhnen sie sich. Nr. 251 zeigt einen Sänger in der Schule der Minne; in dieser Schule lernt er nach einander von einer braunen, grünen, weißen, rothen und blauen Frau die verschiedenen Pflichten der Liebe, entsprechend jenen Farben, bis zuletzt eine schwarze Frau ihn schlägt und einkerkert. Hier bricht das unvollendete Gedicht ab.

Die Jagd der Minne, ein altdeutsches Gedicht des Hadamar von Laber aus dem 14. Jahrhundert ist eine fade Allegorie, sofern die Tugenden und Eigenschaften der Minne als Jagdhunde dienen müssen, aber in ungewöhnlich schönen Versen geschrieben. Gedruckt im 22. Bd. der Bibl. des lit. Vereins in Stuttgart. Vgl. darüber noch Mone, Quellen I. 221. und bei Laßberg Nr. 126.

Die Minne ist eine zarte Hinde, die von einem guten Jäger gejagt wird, dessen Hunde die Tugenden sind, während ein böser, dessen Hunde die Laster sind, sie verfehlt. Nr. 180 beschreibt ein Gespräch zwischen einer rothen und blauen Dame, worin die rothe (Frau Minne) die blaue (die Treue) prüft.

Sofern in der lateinischen Sprache amor männlich, in der deutschen aber Minne weiblich ist, tändelte man an diesem Sprachgebrauch herum und dichtete Wettstreite, von welchem Geschlecht eigentlich die Minne sey? Sogar Wolfram von Eschenbach läßt Tschionatulander und Sigune darüber streiten. Auch Ulrich von Lichtenstein hat die Frage behandelt, Walther von der Vogelweide sie aber in einem kurzen Spruch als unstatthaft abgewiesen.

Das „nackende Bild" ist eine Allegorie, in welcher die Minne nur von hinten gesehen werden soll, damit man nicht erfahre, von welchem Geschlecht sie sey, d. h. die Minne soll überhaupt keine Geschlechtsliebe seyn, sondern Seelenliebe und in höchster Instanz Gottesminne. Die Meinung des Dichters ist edel, aber das nackte Bild von hinten macht einen lächerlichen Eindruck. Das Gedicht ist abgedruckt bei Graffs Diutiska I. 91. — „Der Baumgarten" in Bruns altplattd. Gedichten S. 107 f. stellt 9 Grade der Treue auf, die ein Liebhaber erproben muß, wer aber sie alle bestehe, der rage auch über alle andre Männer hervor, wie durch seinen langen Hals der Kranich über die Vögel.

„Der werden Minne lere" von Heinzelin von Constanz im Weingartner Codex, bei Pfeiffer S. 263, faßt die Minne schon ganz im Sinn der Renaissance auf als den nackten Knaben Cupido mit Flügeln, Pfeil und Bogen, stehend auf einer Säule und umgeben mit allerlei Symbolen. So z. B. bedeutet ein Blutsee das viele Blut, das schon um der Liebe willen vergossen worden ist. Dasselbe Gedicht ist unter dem Titel „Gott Amur" abgedruckt in der Müller'schen Sammlung. Ein Gedicht von den zehn Geboten der Liebe bei Docen, Misc. II. 171.

Unter unsern Minnesängern steht oben an Kaiser Heinrich VI., welcher 1197 gestorben ist. In dem einen der von ihm erhaltenen Liedern sagt er, obgleich Kaiser und Herr vieler Lande, sey er doch nur Kaiser bei seiner Geliebten und wenn er von ihr sey, bilde er sich ein, ohne Land und ohne Krone zu seyn. Andere Hohenstauffen, die in Italien weilten, dichteten nur in italienischer Sprache Minnelieder, so Friedrich II. und Manfred. Der letzte Hohenstauffe, der unglückliche Conradin, sang am Bodensee, wo er seine Jugend verlebte, ein kurzes Lied, worin er klagte, daß er trotz des Mai's und der Blumen in der Liebe nicht glücklich sey, weil ihm noch das bärtige Alter fehle.

„Die Liebe läßt mich sehr entgelten, daß ich an Jahren bin ein Kind“. Als fürstliche Minnesänger führt Manesse weiter auf den König Wenzel von Böhmen, den Herzog Heinrich von Breslau, Markgraf Otto von Brandenburg und Heinrich von Meißen, den Herzog Heinrich von Anhalt, Herzog Johann von Brabant, Grafen von Hornberg, Toggenburg, Leiningen, Hohenburg, Neuenburg, Botenlauban, Haigerloch ꝛc. Die Minnelieder und Sprüche des Fürsten Witzlaw von Rügen gab Ettmüller 1852 besonders heraus.

Dem Alter nach steht Heinrich von Veldeck oben an, dem sich noch im 12. Jahrhundert Heinrich von Morunge, Hugo von Salza, Friedrich von Hausen und noch ein paar andere anreihen. Das goldne Zeitalter des höfischen Minnesangs fällt aber erst ins 13. Jahrhundert.

Walther von der Vogelweide ist der berühmteste unter allen Minnesängern. Wahrscheinlich in Oestreich um das Jahr 1170 geboren und sein Lebetag arm, sang er ums Brodt an den Höfen des Babenberger Friedrich zu Wien, des Thüringer Landgrafen Hermann auf der Wartburg, dann abwechselnd an den Höfen der beiden Gegenkönige Philipp und Otto, immer karg behandelt, bis erst König Friedrich II. ihm ein Lehen schenkte. Er begleitete denselben, wie es scheint, auf seinen Kreuzzügen und starb wahrscheinlich in Würzburg. In einer handschriftlichen Chronik steht, er habe verordnet, daß aus seinem Garten täglich Vögel gefüttert werden. In dem Bilde, welches seinen Liedern in der Manessischen Sammlung vorsteht, stützt er seinen Kopf sorgenvoll auf den Arm (wie er sich selbst in einem Liede schildert), seine Helmzier aber ist ein Vogelbauer. — Uhland hat ein besonderes Buch über ihn geschrieben (1822). Seitdem ist sein Werth allgemein erkannt. Er sang nicht nur Minnelieder, sondern auch geistliche und politische und nahm an der großen Zeitbewegung, am Kampf des Kaisers mit dem Papst, lebendigen Antheil, was ihn von so vielen andern, einzig mit dem Frauendienst beschäftigten Dichtern ehrenvoll unterscheidet. Auch als Minnesänger war er männlicher, klarer, objectiver und volksthümlicher als die meisten andern. Er rühmt nicht nur seine Dame allein, sondern alle deutsche Frauen. (Nr. 46 bei Hagen.)

Ich han der Länder viel gesehen
Und nahm der besten gerne wahr,

Uebel müsse mir geschehen,
Könnt ich je mein Herze bringen dar,
Das ihm wohlgefallen
Wollte fremde Sitte.
Was hülfe mich, daß ich unrecht stritte?
Deutsche Zucht geht vor ihnen allen.

Deutsche Männer sind wohlgezogen
Wie Engel sind die Weiber gethan.
Tugend und reine Minne
Wer die suchen will,
Der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel.
Lange müsse ich leben darinne.

Ein Tagelied Walthers (Nr. 8) ist ein echtes Volkslied. Ebenso das schöne Lied von der Linde (Nr. 27), ohne Zweifel das wohllautendste unter allen deutschen Minneliedern.

Unter der Linden
An der Haide
Da unser zweier Bette was,
Möget ihr finden
Schöne beide
Gebrochen Blumen unde Gras,
Vor dem Wald in einem Thal.
Tandaradai! Schone sang die Nachtigal.

Ich kam gegangen
Zu der Aue.
Da war mein Friedel kommen eh.
Da ward ich empfangen,
Hehre Fraue,
Daß ich bin selig immer mehr.
Er küßte mich wohl tausend Stund,
Tandaradai, seht, wie roth mir ist der Mund.

Da hat er gemachet
Also riche
Von Blumen ein Bettestatt.
Deß wird noch gelachet
Innigliche,
Kommt Jemand an dasselbe Pfad.
Bei den Rosen er wohl mag
Tandaradai, merken, wo das Haupt mir lag.

Daß er bei mir lag
Wüßt' es Jemand,
Walte Gott, so schämt ich mich,
Weß er mit mir pflog.
Nimmer Niemand
Finde das, als er und ich
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradai, das mag wohl getreue seyn.*)

Gegen dieses lebendige Lied sticht Nr. 44, eine langweilige Beschreibung seiner Geliebten, die er belauschte, indem sie aus dem Bade stieg, auffallend ab. Dagegen hat der Dichter in Nr. 65 wieder ein liebliches Genrebild im Style der altdeutschen Malerschule gedichtet, indem er die holde Scham beschreibt, mit der eine Jungfrau einen Kranz annahm, den er ihr reichte. In einem Lehrgedicht (Nr. 72) kommt er noch einmal auf das Lob der Frauen zurück, als auf die einzige Freude dieser Welt.

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen.
Es war nie so wonnigliches anzuschauen
In Lüften noch auf Erden.

Und ein andermal (Nr. 12) singt er:

Was hat die Welt zu geben
Liebres, denn ein Weib?

*) Genau dieselbe Scene schildert auch ein holländisches Volkslied (Grimm, altd. Wälder II. 45) und wetteifert mit ihm an zartem Liebreiz und Wohlklang:

Nach Morgenland will ich fahren
Da wohnt mein süßes Lieb,
Ueber Berg und über Thale
Fern über die Haide
Da wohnt mein süßes Lieb rc. —

Er nahm sie bei den Händen
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führte sie so ferne,
Fern über die Haide
Wo sie ein Bettlein fand.

Der Garten war verschlossen
Wir ließen Niemand ein,
Nur die stolze Frau Nachtigall
Fern über die Haide
Die flog von oben herein rc.

Ueber den Frauen vergaß er jedoch nie seinen männlichen Beruf, mitzustreiten die großen Kämpfe seines Volks und seiner Zeit. Er war durch und durch Ghibelline, aber nur wie nach ihm Dante, indem er neben dem auffallendsten Zorn gegen den Papst die frommste Gottesminne hegte und glühende Marienlieder sang. Es empörte sein innerstes Gemüth, daß die Päpste im Interesse der welschen Nation die deutsche zu zerreißen bemüht waren. Daher seine Zornlieder, z. B. Nr. 71, worin er sagt:

Der Hirte ist ein Wolf worden unter seinen Schafen.
Ihr Bischöfe und edeln Pfaffen seyd verkehrt,
Seht, wie euch der Papst mit des Teufels Stricken sehrt.
Ahi, wie christenlich der Papst lachet,
Wenn er seinen Welschen sagt: ich habs also gemachet,
Ich hab zween Alman (Philipp und Otto IV.) unter eine Krone bracht,
Daß sie das Reich stören, brennen und wüsten,
Alldieweil füll ich den Kasten.
Ihr Pfaffen, eßt Hüner und trinket Wein
Und laßt die Deutschen fasten.

Aber auch die weltlichen Fürsten befriedigten den Dichter nicht. Er erkennt, daß es ihnen, dem gewaltigen Papst gegenüber, an Genie gebrach. An den Kleinen rügt er aber überall, daß sie gern des Kaisers los seyen, um vom Reich wegzuraffen, was jeder einzelne vermöchte. So in dem Liede Nr. 72, wo er von der geheimen Freude der deutschen Fürsten singt, als sie vernommen, Kaiser Friedrich II. wolle zum h. Lande fahren.

Ihr Fürsten, die des Königs gerne wäret ane,
Ihr sollt ihn seine Straße fahren lan.
Bliebe er dort, was Gott nicht gebe, so lachet ihr,
Kommt er uns Freunden wieder heim, so lachen wir.

Noch ist uns von Walther (Nr. 69) ein meisterhaftes Bild von König Philipp erhalten, wie er mit seiner griechischen Gemahlin Irene den Magdeburger Dom betritt:

Er trug des Reiches Scepter und die Krone,
Er trat viel leise, ihm war nicht gach.
Ihm schlich eine hochgeborne Königin nach,
Rose ohne Dorn, eine Taube sonder Gallen.

Zuletzt wandelt den Sänger oft tiefer Eckel vor der Welt an. Er schildert sie (Nr. 19) als ein Wirthshaus und den Teufel als Wirth, dem man zuletzt die Zeche bezahlen muß.

Nächst Walther von der Vogelweide ist **Reinmar von Zweter** ein politischer Dichter des 13. Jahrhunderts, der mit ebenso sittlicher Strenge die Sünden seiner Zeit rügt. Sein schönster Spruch ist:

Von seiner Geburt ist einer edel und ist doch ein Gauch,
Der andre ist von seinen Tugenden edel und nicht von hohem Namen.

Dem Papst ruft er zu:

Wer bannen will und bannen soll,
Der hüte sich, daß sein Bann nicht sey fleischlichen Zornes voll.

Vom deutschen Reiche sagt er:

Das Reich ist sehr siech,
Seine Stimme dunkel und heiser,
Roth seine Augen, die Ohren taub, verstummet auch,
Einen ungefügen Kropf trägt es an seinem Kopfe 2c.

Und ein andermal:

Die Venediger han vernommen
Daß das römische Reich feil sey 2c.

Von der Welt überhaupt:

Was säumest du dich, Antichrist,
Daß du nicht kommst.
Du darfst nicht fürchten den Glauben, noch die Taufe.
Der Welt ist alles feil.
Jesus Christus, den die Juden verkauften
Den verkaufen auch die Getauften.

Indem er von Recht und Unrecht redet, klagt er, wie sie in ihrem Widerstreit die Länder zerschneiden und immer Unrecht die Oberhand behält, denn „Unrecht hat mehr Gesindes, das arme Recht die mindre Schaar."

Guelfisch finde ich unter den Minnesängern nur den von Wengen, welcher verlangt, daß man dem Papst gehorche.

Auch der Schulmeister von Eßlingen tritt in der Manessischen Sammlung als politischer Dichter auf. In seinen Spottliedern auf Rudolf von Habsburg blickt indeß zu sehr die gekränkte Habgier durch. Der neue König war karg gegen den Sänger. Dagegen wird Rudolf durch den „Unverzagten" und durch Meister Friedrich von Sunnenburg (in der Jenaer Handschrift, Hagen III. 45 und 73) sehr erhoben.

Wolfram von Eschenbach, ein fränkischer Ritter, der zu Anfang des 13. Jahrhunderts dichtete, ragt nicht so sehr durch seine wenigen Minnelieder, als durch seine große epische Dichtungen, Parcifal, Titurel und Willehalm hervor. Im Wartburgkriege steht er an der Spitze der ritterlichen Sänger, die den Zauberer Klingsor bestreiten. Daraus erkennt man, welche hohe Bedeutung ihm seine Zeitgenossen geben. Er ist unter allen weltlichen Dichtern der ernsteste und tiefsinnigste, ganz hingegeben dem Ideal des christlichen Ritterthums.

Zu ihm steht Gottfried von Straßburg, um weniges jünger, in einem Gegensatz, denn Gottfried ist überall süßer, weicher, üppiger. Auch ist er mehr epischer, als lyrischer Dichter. Dasselbe gilt von Hartmann von Aue, einem schwäbischen Dienstmann der Herrn von Aue, der Iwein, Erec, Gregor auf dem Stein und den armen Heinrich schrieb. Er neigt zum Zarten und Weichen, wie Gottfried. Etwas später lebte Konrad von Würzburg, der mehr als alle andern Minnesänger schrieb und bei schöner Sprache und feiner Malerei doch nicht originell war, sondern fremde Erfindungen nur verarbeitete (den trojanischen Krieg, die goldne Schmiede, Sylvester, Alexius, Engelhart, den Schwanritter, der Welt Lohn und auch kleinere Sachen) und auch in der Regel zu breit wird.

Einer der interessantesten Minnesänger ist der Tanhuser, dessen Geschlecht im Salzburgischen blühte. Er war, wie Walther von der Vogelweide, ein eifriger Ghibelline, und lebte mit Ulrich von Lichtenstein am Hofe des letzten Babenberger Friedrich in Wien. Nachdem dieser in der Schlacht kinderlos gefallen war, gerieth Tanhuser in bittere Armuth, verlor all das Seine an schöne Frauen, wie er selber in einem Liede klagt, nahm endlich das Kreuz und zog nach dem h. Lande, kam glücklich wieder und lebte als fahrender Sänger an mehreren Höfen. Seine Lieder sind feurig. In dem einen schildert er, wie er einer schönen Frau früh-

im Morgenthau begegnete, wo sie angeblich Rosen suchte. Da rief er, nimm auch mein Herz (als Rose) mit. Sie ließ sich das nicht zweimal sagen und „da ward Herze Liebe erkannt". Von großer Raschheit und Lebendigkeit sind seine Tagelieder 1, 2, 6.

Nu dar
Nehmet wahr,
Wie die Liebe springet,
Vor mir,
Nach mir,
Wie die Saite klinget ꝛc.

Die Tagelieder gehen, wie die von Nithart, zuweilen in derbe Natürlichkeit und Ueppigkeit über, z. B.

Nu tanze hin, min süezel,
So hol, so smal, so wurden nie kein vüezel,
Wiz sint ir binel
Lindiu diehel, reit brun ist ir meinel,
Ir sizzel gedrolle ꝛc.

Derselbe Dichter erhebt sich zum höchsten patriotischen Stolz, wie Walther. So singt er von Friedrich Barbarossa:

Führe zum ersten an
Den Kaiser Friedrichen,
O we, daß man nicht finden kann
In allen deutschen Reichen
Einen König, dem zieme wohl
Nach ihm des Reiches Krone,
O we, daß er nicht leben soll,
Dem sie stünde so schone.

Der Tanhuser erzählt auch von seiner weiten Reise durch den Orient, durch Rußland und Deutschland und bringt auch welsche Angewöhnungen mit. In einem seiner Lieder mischt er welsche Worte mit deutschen, aber nicht um mit seiner Kunde der letztern zu prahlen, sondern offenbar aus Ironie, denn er erzählt vor deutschen Zuhörern ein Liebesabentheuer, das ihm in welschen Landen begegnete:

Eim Reviere ich da ersah,
Durch den Forst ging ein Bach
Zutal über eine Planiure,

Ich schlich ihr nach, bis ich sie fand, die schöne Kreature,
Bei der Fontaine saß die klare, die süße von Faniure.
Von Amure sagt' ich ihr,
Das vergalt sie dulze mir ꝛc.

Auch hat er sich im heidnischen Olymp umgesehen. In einem seiner Lieder handelt er trotz einem Ovid von den Liebschaften der antiken Göttinnen und Heroinnen, von der Juno, Dido, Helena, Pallas, Venus, Medea ꝛc., die er mit den romantischen Namen Ysolde, Blancheflure, Ginevra ꝛc. vermischt.

Man hat geglaubt, auf diesen Minnesänger die berühmte Sage vom Tanhäuser, der in den Venusberg gerieth und von dort nicht wiederkehrte, beziehen zu müssen. In der That paßt sie gut auf ihn. Der Tanhäuser gibt sich in den meisten seiner Lieder als eifrigen Venusdiener kund. Indeß liegt der Sage doch wohl ein weit älteres Motiv und auch ein weit älterer Name zu Grunde (vgl. m. Odin S. 311).

Ein eigenthümliches Feuer lodert auf in Burckhard von Hohenfels, der 38. bei Manesse. Er nennt die Minne einen Jäger, der stets auf falscher Spur geht, indem ihm der Wunsch das Reizendste trügerisch vorspiegelt, der aber nie zum Ziele gelangt, wenn er nicht die Spur der Treue findet. Seine eigne Geliebte besingt er:

Sie gleichet sich der Sonne,
Die den Sternen nimmt den Schein.

In einem großen Hochzeitliede der Natur singt er das Vorbild seiner eignen Liebe:

Da die Luft mit Sonnenfeuer
Ward getempert und vermischt,
Da gab Wasser seine Steuer,
Da ward der Erde Leib erfrischt,
Durch ein heimliches Schmiegen
Ward sie freudiger Früchte schwanger ꝛc.

Ein andermal schickt er seine „wilde Gedanken" auf Abentheuer aus und sie bringen ihm reizende Bilder des Glücks, „ein wonnegebärendes Freudenspiel".

Einer der langweiligsten Minnesänger ist Schenk Ulrich von Winterstetten. Er übertreibt es in der Spielerei mit ein- oder zweisylbigen Versen, die sich reimen, am meisten.

Schöne
Töne
Sing ich dir gerne,
Lerne
Frau, den Sang, den ich kröne.

* * *

Süße
Grüße
Sind so gut,
Wenn lieb taugen (heimlich)
Unter Augen
Blinken thut.

* * *

Nu ist min
Sinn
hin
in
senelichen Dingen.

Trotz dieses ewigen Hüpfens ist er steif:

Als in der Glüthe
Ich mich verbrühte,
Weil mir nicht dein rother Mund
Und auch deine Güte,
Welche Gott behüte,
Thun ein lieblich Küssen kund.

* * *

Minne füget dicke (oft, viel) Leid
Mit viel sehnender Arbeit
Der mein Herz ein Wunder treit (trägt).
Minne, die hat die Gewalt,
Will sie, ich würde an Freuden bald,
Anders ich bin abgezahlt.
Minne, wer dich annimmt,
Und dich minnen muß,
Der ist übersinnet,
Wird ihm Kummers Buß,
Er vermeidet deinen Gruß.

Von solchen schwerfälligen Albernheiten wimmeln des Schenken Lieder, leider auch die von vielen andern Minnesängern.

Namentlich ist Herr Reimar der Alte davon nicht freizusprechen. Der singt unter anderm:

> Zu rechtem Maaße soll ein Mann
> Beide, das Herz und all den Sinn,
> Zur Stäte (Stätigkeit) wenden, ob er kann,
> Das wird ihm leicht ein guter Gewinn.

Kann man schläfriger minnen? Ein andermal wundert er sich, wie seine Geliebte, die wahrscheinlich groß und dick war, durch sein enges Auge, ohne anzustoßen, habe in sein Herz hineinspazieren können. Er selbst gesteht, daß ihn die Leute am Ende ausgelacht hätten, da er schon so alt geworden sey und in grauen Haaren immer noch von seiner sehnenden Liebe und von seiner Dame gesungen habe. Die Leute hätten ihn spöttisch gefragt, da er selber schon bei so hohen Jahren sey und schon so lange immer von derselben Dame singe, wie alt sie denn eigentlich sey? doch wahrscheinlich nicht mehr jung genug, um noch liebenswürdig zu seyn.

Friedrich von Hausen (der 47. bei Manesse) zieht ins h. Land, denkt aber immer an seine Geliebte daheim und singt: mein Herz und mein Leib, die so lange bei einander waren, wollen sich scheiden, denn mein Leib folgt dem Kreuz, mein Herz bleibt bei der schönen Frau. War es ihm Ernst damit, so hätte er das Kreuz gar nicht nehmen sollen, das zu tragen er nicht würdig war, wenn sein Herz nicht dabei war.

Ulrich von Lichtenstein, ein Ritter aus dem berühmten östreichischen Geschlecht der Lichtensteine, dessen Minnelieder in der Manessischen Sammlung stehen, aber auch in seine unter dem Namen „Frauendienst" in kurzen Reimpaaren geschriebene Autobiographie verflochten sind. Die alte Handschrift des Frauendienstes aus dem 13. Jahrhundert liegt in München. Von Ludwig Tieck erneuert 1812. Von K. Lachmann im Urtext herausg. Berlin 1841.

Ulrich erzählt, wie er schon als Kind gehört, daß nur der Frauendienst allein dem Manne Würde verleihe. Kaum 12 Jahre alt verliebt er sich in eine hohe Frau (wahrscheinlich eine Gräfin von Meran), trinkt das Wasser, worin sie ihre Hände gewaschen 2c. Endlich wird er Ritter, aber seine Dame

will nichts von ihm wissen, weil er einen gar zu häßlichen Mund, nämlich drei Lippen habe. Da läßt er sich den Auswuchs vom Munde abschneiden und sie erlaubt ihm vor sie zu kommen. Aber er ist vor Liebe so blöde, daß er nichts zu sprechen wagt und zur Strafe rupft sie ihn beim Haare. Im Turnier kämpft er für seine Dame. Sein kleiner Finger wird ihm fast abgeschlagen, doch wieder angeheilt. Als die Dame ihn Lügen straft, weil er gesagt habe, er habe den Finger verloren, hackt er sich den schon geheilten Finger ganz ab und schickt ihn ihr. Als ihn dennoch seine Dame nicht erhört, wird er ein wenig verrückt und identificirt sich selbst mit der Minne, indem er Frauenkleider anlegt, als Frau Venus auftritt und durch das Land zieht, alle Ritter zum Turnier auffordernd, um ihre Treue in der Minne zu erproben. Jedem, der mit ihm kämpft, schenkt er als Frau Venus ein goldnes Ringlein, das die Kraft haben soll, Minne zu bewahren. Zu seiner Dame zurückkehrend, steigt er in ihr Fenster, wird aber hinaus geworfen. Vier Jahre später, als er abermals einen Sturm wagt, widerfährt ihm noch etwas Aergeres, das er gar nicht zu erzählen wagt. (Bei alledem ist er mit einer andern Frau verheirathet, die er aber gar nicht beachtet). Nun entsagt er seiner Liebe, singt Klagelieder und zieht zum zweitenmale als „König Artus“ aus. Später wird er in die Fehden des Herzog Friedrich von Oesterreich verwickelt und gefangen, schließt aber seine Lebensgeschichte im Alter mit froher Laune.

Ulrichs Lieder sind Hymnen, Gebete, gänzliche Hingebung an die Frauen und göttliche Verehrung derselben. Er dehnt, was sonst von der Huld, Güte, Herrlichkeit der Gottesmutter allein gesungen zu werden pflegt, auf alle Frauen, auf das Geschlecht selber aus. Ja er macht die Männer so ganz abhängig von den Frauen, daß er einmal (in Tiecks Ausgabe S. 55) sogar der Männer Muth nur von den Frauen borgt. Daher auch die kindische, ja verrückte Idee, gleichsam selber eine Frau werden zu wollen in der tollen Verkleidung als Frau Venus.

Weiter konnte die minnigliche Schwärmerei nicht gehen. Sie rief eine Reaction hervor. Dem Extrem der überzarten Ritterlichkeit trat ein anderes, das der bäurischen Grobheit entgegen im Nithart.

Unter den Minnesängern, die immer vergeblich seufzen und nicht aufhören, sich über die Kälte ihrer Schönen zu beklagen, steht dem Lichtensteiner Ulrich der Zürcher Hadlaub am nächsten, dessen Lieder Ettmüller 1841 besonders herausgab. Er entlehnt übrigens Motive aus ältern Minnesängern, z. B. zeigt er in seinem aufgebrochenen Herzen das Bild seiner Schönen, beneidet ein Kind, das seine Dame lieb hat. Am naivsten und rührendsten ist das Lied, in dem er sich mit den im Winter vor Frost

zagenden und sich zitternd verbergenden Vögeln vergleicht. In einem Sommerliede klagt er über die großen Damenhüte, welche die schönen Gesichter verbergen. Er besingt aber nicht nur unzart das Glück der Liebe in ziemlich derben Ausdrücken, sondern ahmt auch den Nithart in üppigen Erndteliedern nach.

Einer der letzten Minnesänger war Oswald von Wolkenstein, ein Tiroler, der am Ende des 14. Jahrhunderts noch den Ton Gottfrieds von Straßburg anstimmte und ganz in der Erinnerung der alten guten Minnezeit lebte. Sein Leben war überaus abentheuerlich. Schon als Knabe von zehn Jahren zog er mit einem Heerzug nach Preußen und trieb sich viel in der Welt um. Nach der Schlacht bei Nikopolis kam er wieder heim. Obgleich erst 25 Jahre alt, besaß er nichts mehr vom Reize der Jugend. In früher Kindheit schon hatte er ein Auge verloren; auf seinen Irrfahrten war ihm das Haar ergraut und sein sonneverbranntes Gesicht trug schon Falten. Als er sich nun in seiner Tiroler Heimath zum Sterben in die schöne Sabina Jäger von Tisens verliebte, machte er auf dieses muthwillige Fräulein den gewünschten Eindruck nicht, und um ihn los zu seyn, gab sie ihm auf, nach dem heiligen Grabe zu reisen, dann wolle sie ihn heirathen. Kaum aber war er fort, so nahm sie einen andern. Er pilgerte zum heiligen Grabe, kam zurück, sah, wie man ihn betrogen und war sehr unglücklich, beerbte aber unterdeß seinen Vater und blieb eine Zeit lang im Reiche. Bald aber riß es ihn wieder fort in die Welt und bald sehen wir ihn am Hofe zu Arragonien und selbst beim maurischen Könige in Granada, bald als Kämpfer gegen die Hussiten. Bei alledem sang er sehr verliebte Lieder, theils in der kunstreichen Manier der demüthigen und keuschen Minne, theils auch in der derben Weise Nitharts, was sich leicht erklärt, wenn man bedenkt, daß er unter den kerngesunden und natürlichen Tirolern lebte. Beda Weber hat seine Werke 1847 edirt.

Noch ein späterer Minnesänger war Hugo von Montfort, der noch im Tone der alten Minne sang, aber mit Klagen über die Welt in die Spruch- und Strafdichtung fiel. Seine Lieder handschriftlich in Heidelberg.

Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, welcher 1317

starb, bildet den Uebergang zu den Meistersängern und Spruchdichtern, weßhalb ich erst später ausführlicher von ihm handeln werde.

Nithart von Ruwenthal ist einer der berühmtesten Minnesänger, ein Bayer, im Anfang des 13. Jahrhunderts, dessen Gedichte in der Manessischen, Weingartner, Heidelberger und in größter Zahl in der Riedegger Liederhandschrift (Benneke, Beiträge II.) stehen. Sie unterscheiden sich durch das Derbe, Bäurische und Burleske. Im Allgemeinen hält er zwar den zärtlichen und minnehaften Ton der übrigen Minnesänger, indem er, wie sie, die Lust des Frühlings und die Schönheit und Huld der Frauen besingt, allein die Staffagen seiner Frühlingsbilder sind meist viel belebter und gehören mehr dem gemeinen und niedern Leben an. Besonders häufig besingt er ländliche Tänze, Mütter, die ihre jungen Töchter vor Verführung warnen, verliebte Tändeleien und Zänkereien, Prügeleien, zum Theil ganz im niederländischen Geschmack und zwischen Bauern. Man weiß nicht mehr recht, ob die Liebesschwänke, deren Mittelpunkt der Ruwenthaler gleich einem bäurischen Don Juan ist, von Nithart selbst herrühren, oder ihm nur von Spätern angedichtet worden sind. Jedenfalls hat er den Ton dazu angegeben. Mit dem somit schon mythisch gewordenen alten Nithart wurde ein späterer verwechselt, ein Ritter Nithart Fuchs, der am Hofe Otto's des Fröhlichen lebte und in Wien begraben liegt (vgl. Flögel, Geschichte der Hofnarren S. 264), von dem 1568 zu Wien eine Sammlung von Schwänken erschien, die denen des Kalenberger Pfaffen gleich und als eigentliche Hofnarrenspässe nicht auf den ältern Minnesänger zu beziehen sind.

Görres, Volks- und Meisterlieder, Vorrede XXXIX vergleicht die Nitharte, als bestimmte Gattung von lustigen Schelmenliedern, mit den Eulenspiegeleien, und meint, wie diese das norddeutsche Bauernwesen spiegeln, so spiegelten die Nitharte das süddeutsche. Es ist mehr Tanz, Jauchzen und Bewegung in ihnen, aber auch „eine dürre, derbe, etwas wildsende, oft wüste Härte, die als dem Bauernthum eigenthümlich angesehen werden muß". — R. von Liliencron in Haupts Zeitschrift VI. 699 analysirt sehr gründlich den Versbau der Tanzlieder, die er sämmtlich auf die ländlichen Frühlings- und Herbstfeste bezieht. Er nennt die ganze Gattung der Nitharte eine „höfische Dorfpoesie", d. h. einen bewußten humoristischen Griff ins Bauernleben oder in die derbe Natur

hinein im Gegensatz gegen die schon zu sentimental und abentheuerlich gewordene ritterliche Poesie. Die Auffassung des Nithart als Bauernfeind und Hofnarr ist jedoch eine spätere. Zuletzt hat Haupt eine kritische Sammlung und Sichtung der Nitharte vorgenommen. (Neidhart von Reuenthal, Leipzig 1858.)

In einem gar hübschen Liede von Nithart kommt ein Ballspiel vor „des Sommers erstes Spiel“. Junge Leute werfen im Freien den Ball, es geht lustig her. Ein Mädchen stürzt dem Balle nach und fällt über einen tölpischen Burschen, so daß ihre Kniekehle sichtbar wird „und über den Anger nie etwas Schöneres gekommen war“. — In einem andern ländlichen Liede des Dichters sieht er einer Schwalbe zu, wie sie im Frühling ihr Nest aus Lehm zusammenklebt, und wünscht sich, wenn auch nur auf einen kurzen Sommer, auch für sich und seine Geliebte ein bescheidenes Häuschen.

Sehr naiv ist ein Lied Nitharts von einer Tochter, die heimlich den Kasten aufbricht, ihre Sonntagskleider herausholt und zum Tanze will, aber von ihrer Mutter ertappt und geschlagen wird. Frivol dagegen sind mehrere Lieder, in denen die Tochter mit dem lüderlichen Sänger Partei ergreift gegen die Mutter, und am frivolsten die, in denen die Mutter selber, mit der Tochter wetteifernd, dem buhlerischen Sänger nachläuft, oder die Tochter sich mit der Mutter Beispiel tröstet „Weiber trugen je die Kinder, ich will von meiner Freude nicht lassen“. Im derbsten Styl, ähnlich spätern Schelmenliedern, ist das Lied von dem Ritter, der seine Scheide verloren hat, die ihm eine Frau ersetzen will, von Birnmost, zu dem die Wirthin mit dem Sänger braune Nüsse knackt, von der Frau, die er drei Sonnen zugleich sehen läßt, vom „härin vingerlin“ um das der Ritter, obgleich er goldne Ringe hat, den Knecht beneidet ꝛc.

Wie der frühere Minnesang den Frühling und die Blumen, so haben die Nitharte die Erndte und die Herbstfeier, die Kirmeß zum Hintergrunde. Daher die vielen Erndte- und Tanzlieder. Ohne Zweifel gab es solche Lieder schon im Volke selbst und die höfischen Dichter nahmen sich derselben nur an. Die Schnitterlieder (Schnaderhüpfel) sind gewiß älter noch als die Nitharte, weil sie aus dem Volksleben selbst hervorgehen mußten.

In ziemlich derben Erndteliedern ahmt der Schweizer Hadloub den Nithart nach. Bei ihm sehen wir überall junge Bauern und Dirnen sich lustig tummeln. Ferner Reimar (Manesse Nr. 103), der unter anderm einmal singt:

Als ein Schwein in einem Sacke
Fährt mein Herze hin und her.

Und Herr Niuniu, dessen hübsches, aber frivoles Lied vom Dorn ganz den Ton eines Volksliedes hat. Ein Mädchen will dem Ritter nicht in den Wald folgen, weil sie sich vor dem Dornstich fürchtet.

Gottfried von Nifen, der sonst aufs alleremvfindsamste zu den Damen seufzt, hat doch auch ein paar sehr derbe Lieder gesungen, im Styl der Nitharte und der üppigsten Volkslieder.

In einem dieser Lieder sagt er, sein Sinn habe nach einer Magd am Brunnen gestanden und er sey so weit mit ihr gekommen, daß er ihr den Krug zerbrochen habe. Ein uraltes, schon bei dem Inder Kalidasa vorkommendes Motiv. In einem andern Liede läßt er einen Böttiger, nachdem er dem Wirth das Faß gebunden, sein Meisterstück an der Wirthin machen.

In Laßbergs Liedersaal Nr. 245 horcht der Minner durch eine Spalte in der Wand dem Gespräche zu, welches eine Kupplerin mit einer schönen Frau führt und worin die Sitten der Frauen in einem schlimmen Licht erscheinen. Aus solchen Schilderungen eines Mißvergnügten oder abgelebten Liebhabers sind keine allgemeinen Schlüsse zu ziehen. — Ein Minner träumt, seine spröde Geliebte sey ihm hold und schon will er des süßesten Glückes sich erfreuen, da erwacht er an einer Erkältung. Laßberg, Liedersaal Nr. 130. Ein später oft wiederholtes Motiv. Einer träumt, er bringe seine bisher spröde Schöne dahin, daß sie sich vor ihm entkleide, aber ehe sie es noch gethan hat, klopft es laut an seine Thüre und er erwacht mit großem Verdruß. Grimm, altd. Wälder II. 135. — Ziemlich geistvoll ist die Erzählung vom Zauberkraut in Laßbergs Liedersaal I. Nr. 30. Eine Frau findet das Kraut, welches jeden Mann zwingt, seine innersten Gedanken zu eröffnen, Sie wendet es auf ihren Geliebten an und erfährt, er sey ihr untreu und liebe jede andre Schöne auch. Sie will mehr Männer erproben, aber eine Freundin schlägt ihr zum guten Glück zufällig das Kraut aus der Hand, daß es ins Wasser fällt und seitdem nicht mehr wieder aufgefunden worden ist, und nun die guten Frauen immer noch wenigstens glauben können, es gäbe treue Männer.

2.

Die Artusromane.

Die höfische Minnepoesie fand weder im alten Heldenbuch, noch in dem kerlingischen Heldenkreise einen Anhaltspunkt. Dort begegneten ihr überall zu gewaltige, sittliche und keusche Gestalten. Sie nahm daher, wie sie überhaupt einem französischen Impulse gefolgt war, auch aus der in Frankreich gepflegten bretonischen Poesie ihre Muster.

Die mythische Grundlage dieses bretonischen Kreises, dessen Mittelpunkt der König Artus bildet, ist undeutsch und wurde auch nur als äußerer Anhaltspunkt von deutschen Dichtern übernommen. Es ist daher für unsere Aufgabe wirklich überflüssig, der ältesten Bedeutung des Artus im altbritischen Mythus nachzuspüren. Die deutschen Minnedichter brauchten ihn blos als eine schon bekannte und conventionelle Königsfigur inmitten einer üppigen Hofhaltung und nahmen auf nichts Bedacht, als pikante Liebesscenen auszumalen.

Inzwischen war aus der bretonischen Sage in einen französischen Artusroman auch ein mystisches Element übergegangen, in dem s. g. heiligen Graale, und daran hielten sich die ernsteren deutschen Dichter und lehnten sich mittelst desselben an die geistliche Poesie an. Daher zwei Classen unter den deutschen Artusromanen unterschieden werden müssen, die nur frivole und die mystische, die wir oben schon kennen lernten.

Die frivolen Artusromane sind eine Art von Travestie der kerlingischen Romane. Aus Karl dem Großen im Mittelpunkt des Gedichts ist ein Schwächling und Hahnrey (Artus) geworden. Aus der verfolgten, aber treuen und keuschen Bertha ist eine buhlerische Königin (Ginevra) und aus den gewaltigen Helden, die wie Roland, Rinald, Ogier erhabene Gesinnungen vertraten, sind galante, im Irrgarten der Liebe herumtummelnde Cavaliere geworden, als deren eigentliches Ideal Gawain immer wiederkehrt, ein Vorbild des Don Juan. Wenn auch die Dichter am Hofe des Artus noch äußerlich einigen Anstand walten und die Ritter allerlei ungeheure Thaten gegen Riesen und Drachen ꝛc. vollbringen lassen, so ist das doch nicht mehr ernst gemeint, sondern dient nur, die Frivolität ein wenig zu verstecken und zu beschönigen. Die alterthümliche deutsche Sitte hat sich hier vollständig in welsche Unsitte verkehrt.

Unter den Helden der Tafelrunde des König Artus glänzen zwei Brüder, Iwain und Gawain. Den I w a i n hat Hartmann von Aue in einem längern Gedicht verherrlicht, nachgebildet dem französischen chevalier de lion aus dem 12. Jahrhundert (von Chrestien de Troyes).

Iwain hört von einem Kampfe, den ein anderer Ritter an einer Quelle unter allerlei Zaubereien bestanden habe und in dem er besiegt worden sey, geht nun selbst dahin und besiegt den feindlichen Ritter. Dieser aber, obgleich schwer verwundet, entflieht. Iwain eilt ihm nach und sieht sich plötzlich zwischen

Mauern eingeschlossen. Eine Jungfrau gibt ihm einen unsichtbar machenden Ring, durch den er sich vor allen Verfolgern schützt. Der feindliche Ritter stirbt, seine Leiche wird in das Zimmer gebracht, in welchem Iwain unsichtbar sich aufhält. Da fangen die Wunden der Leiche frisch zu bluten an, ein Zeichen, daß der Mörder in der Nähe ist. Man sucht von neuem, findet aber Nichts. Die Leiche wird beerdigt. Da sieht Iwain die trauernde Wittwe, Laudine, verliebt sich in sie, gibt sich zu erkennen und heirathet sie, ehe acht Tage vergangen sind. Er muß nachher zu einem Turnier reiten, verspricht seiner Dame bald wiederzukommen, vergißt es aber. Da schickt sie ihm zürnend eine Jungfrau nach, die ihm ihren Ring abfordert und ihm absagt. Darüber wird er wahnsinnig und läuft nackt in die Wälder. Hier findet ihn eine schöne Dame, der er gefällt, die ihn durch ein geheimes Mittel vom Wahnsinn heilt und, nachdem er sie von einem Feinde befreit, gern seine Gemahlin werden möchte; er bleibt aber seiner ersten Frau treu und geht wieder in den Wald. Hier rettet er einen Löwen aus der Umschlingung einer Schlange und der Löwe folgt ihm wie ein Hund. Der Liebesgram bemächtigt sich seiner aber so sehr, daß er sich den Hals abschneidet. Schwer verwundet, doch noch lebend, findet ihn die Jungfrau seiner strengen Dame und heilt ihn, wogegen er ihr verspricht, nach 40 Jahren für sie als Kämpfer aufzutreten, da sie, weil sie ihn hatte vertheidigen wollen, zum Tode verurtheilt ist, wenn sich bis dahin kein Kämpfer für sie stellt. Inzwischen tödtet er noch den Riesen. Dann kämpft und siegt er für die Jungfrau, ohne daß die strenge Dame, seine Gemahlin, ihn wieder erkennt. Die Tochter eines der von ihm besiegten Gegner ruft Gawain auf, sie zu rächen und dieser kämpft nun mit seinem Bruder Iwain, ohne ihn zu kennen, bis die Nacht sie trennt. Da erkennen sie sich und Artus stiftet Frieden. Auch die strenge Dame Laudine läßt sich nun endlich mit Iwain aussöhnen. — Die Sprache in Hartmanns Gedicht ist sehr gefällig, was aber für die Mängel des Inhalts nicht entschädigt.

Hartmann hat demselben französischen Dichter auch das Gedicht vom König Erec nachgebildet (herausg. von Haupt 1839).

Erec, Sohn des Königs Lac, dient an Artus Hofe und erfreut sich des Wohlgefallens der Königin Ginevra. Einst bekommt er Streit mit einem Ritter mit goldner und azurner Rüstung, Namens Ydier, besiegt ihn und heirathet die schöne Enide, die Artus selber führt, während Erec die Königin führt. Da er in den Flitterwochen zu lange verweilt, rufen ihn die Ritter zu neuem Heldenwerke. Enide begleitet ihn aber, um seinen Thaten zuzusehen. Auf der Reise mit seiner jungen Gattin hat er schwere Kämpfe mit einem in sie verliebten Grafen zu bestehen. Dann überwindet er den Key, der dem schlafenden Gawein Rüstung und Waffen gestohlen hatte. Später aber wird Erec im Kampf mit zwei Riesen schwer verwundet, was ein übermüthiger Graf benutzt, ihm Enide zu entreißen. Schon will er sie mit Gewalt zur

Seinigen machen, als Erec aus seinem Todesschlaf erwacht, zornig aufspringt und dem Grafen das Haupt abschlägt. Dann befreit er in einem Schlosse viele verzauberte Ritter und Damen. Endlich wird er König an seines Vaters Statt. Der Gedanke, den Ritter von seinen Damen begleiten zu lassen, damit sie ihn recht bewundern können, gehört schon einem nicht mehr wahrhaft heldenmäßigen Geschmack an. Ueberhaupt ist das Gedicht ohne alle originelle Erfindung.

Der Aventiure Krone, altdeutsches Gedicht aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts von Heinrich vom Türlin, gedruckt im 27. Bande d. Bibliothek des lit. Vereins in Stuttgart. Wenn nicht völlig nach einem französischen Original übersetzt, doch gewiß im Geist der französischen Hofpoesie höchst frivol gedichtet, ein Vorbild des Ariost.

An Artus Hofe erscheint ein fremder Ritter in Fischschuppen mit einem Becher, der die Treue prüft, indem kein Treuloser daraus trinken kann, ohne sich zu begießen. Artus allein vermag es. Artus aber wird, als er sich einmal am Kamin wärmt, von seiner Gemahlin Ginover verspottet, sie kenne einen Ritter, der in der kältesten Nacht nicht friere, vielmehr Minnelieder singe. Artus sucht ihn (Ginovers erste Liebe) auf und erkennt in ihm den tapfern Gasozein de Dragoz, dem Ginover einen alle Herzen gewinnenden und unbesiegbar machenden Gürtel geschenkt hat. Sie wollen um Ginover vor ihr selbst kämpfen. — Nun folgen bunte Abentheuer Gaweins, des tapfersten und galantesten unter den Rittern der Tafelrunde. Als er die reizende Amursina umarmen will, wirft sich ein Schwert zwischen sie, und er kann dasselbe nur dadurch wegbringen, daß er die Dame heirathet. Auf seinen weiteren Irrfahrten packt ihn eine Riesin (wie Runze den Wolfdietrich) und trägt ihn über das Wasser. — Unterdeß hat Gotegrin, Ginovers Bruder, von der Untreue derselben gehört und schleppt sie erzürnt, als Schandfleck der Familie, bei den Haaren mit sich fort; aber Gasozein rettet sie und ist eben im Begriff, mit ihr die Ehe zu brechen, als Gawein sie stört. Beide kämpfen ohne Entscheidung. Endlich bekennt Gasozein, er habe mit Ginovers Liebe nur geprahlt und die Königin sey unschuldig, womit sich Artus für befriedigt erklärt. Gawein bringt auch eine Heirath Gasozeins mit der schönen Sgoidamur zu Stande, die er damit für den Thron entschädigt, welchen ihr Amursina geraubt hat. Hierauf abentheuert Gawein fort, kommt zu Frau Sälde (der Glücksgöttin) und zur Königin der Jungfrauen, von der er eine Salbe bekommt, die ewig jung erhält. Mittlerweile aber wird Ritter Aamanz, der ihm sehr ähnlich sieht, vom Ritter Gigamec erschlagen und sein Haupt, als wäre es das von Gawein selbst, an Artus Hof gebracht, wo sich große Klage über seinen Tod erhebt. Auch Amursina weint bitterlich um ihn und verwünscht die Liebe, die zu großem Leide führe. Gawein weiß nichts davon und aben-

theuert fort. Seine Heldengröße erprobt sich, indem ihm sein edles Roß geraubt wird, er aber auf dem elenden Gaul, den man ihm zurückgelassen, gleichwohl Sieger bleibt. Einmal soll er in einem Zauberbett von 1000 Geschossen durchbohrt werden, die Schwerter und Pfeile bilden aber dem ruhig Schlummernden nur eine Decke. Endlich kehrt er glücklich an Artus Hof zurück. — Hier ergötzt er sich mit einem neuen Schwank. Wie früher der Zauberbecher die Treue, so erprobt jetzt ein Zauberhandschuh die Keuschheit. Wer ihn anzieht und gesündigt hat, der wird auf einer Seite unsichtbar und zeigt auf der andern Seite das Glied, mit dem er gesündigt hat, entblößt. Herrn und Damen bestehen diese Probe herzlich schlecht unter allgemeinem Gelächter. — Gawein aber zieht wieder fort um den h. Graal zu suchen und findet ihn, wie früher schon Parcifal, dessen Werk er vollendet. Denn er erlöst die Gebannten. Zum Lohn empfängt er ein unbesieglich machendes Schwert. Von einer erhabenen Auffassung des Graals, wie im Parcifal, ist hier nicht die Rede. Der Zweck des Gedichts ist Frivolität, die schlüpfrigen Scenen sind mit behaglicher Breite ausgemalt.

Hieher muß man zählen das spätere Gedicht: Die Krone von Afion.

Ein König von Afion bot eine goldene Krone dem Ehemann dar, der sie aufsetzen könne. Das konnte aber nur einer, der seinem Weibe stets treu geblieben war. Viele Könige versuchten es vergebens, die Krone aufzusetzen. Endlich gelang es dem König Philipp von England, obgleich er der jüngste unter allen war und unter allen die älteste Frau hatte. Altdeutsches Gedicht aus einem alten Druck des 16. Jahrhunderts. Curiositäten II. 463.

Der Lanzelet des Ulrich von Zazikhoven, (Zetzikon im Canton Thurgau, lebte zu Ende des 13. Jhd.) herausgegeben von Hahn. Frkf. 1845, hat einen andern Inhalt als der französische Lancelot du lac, aber doch einen ähnlichen, und verliebte Abentheuer sind darin die Hauptsache.

König Pant muß aus seinem Lande flüchten und stirbt, indem er trinkt. Während seine Gemahlin Klarine um ihn jammert, raubt ihr eine Fee den kleinen Sohn Lanzelet. Als dieser erwachsen, schickt die Fee ihn auf einem Roß, das er noch nicht reiten kann, in die Welt, wie Parcifal, dem der Dichter mehrere Züge entlehnt zu haben scheint. Zum Helden gereift, tödtet er den Galaganderis im Messerkampf und wird von dessen Tochter verführt, daß er bei ihr schläft. Diese Buhlerei wiederholt sich, wenn auch in etwas edlerem Style, mit dem Fräulein Ade, der Nichte des von ihm erschlagenen Lymer. Endlich zum drittenmal mit der reizenden Yblis, Tochter des von ihm erschlagenen Yweret, in einem feenhaften Haine. Jetzt erst erfährt er, seine Mutter sey eine Schwester des König Artus und geht an dessen Hof. Hier verliebt sich Ginevra in ihn und hält ihn bei sich fest, während er nur Yblis

allein liebt. Da erscheint eine Seejungfrau mit einem Zaubermantel, den keine Dame anziehen kann, die nicht keusch ist. Allen mißlingt es, auch der Königin, nur der tugendhaften Yblis allein paßt der Mantel wie angegossen. Die Königin wird von Valerin geraubt, aber wieder frei. Lanzelet besteht ein seltsames Abentheuer mit einem Drachen, den er durch dreimaliges Küssen in eine schöne Prinzessin entzaubert. Endlich erobert er das Reich seines Vaters, findet seine Mutter wieder und lebt mit seiner Yblis noch lange Jahre in Freuden, Söhne und Töchter zeugend.

Wigalois oder Giglan, Sohn des Gawain, dessen Geschichte in einem französischen Prosaroman, Histoire de Giglan, Lyon 1530 angeblich nach einer spanischen Quelle gedruckt ist, die aber in einem altdeutschen Heldengedicht des Wirnt von Gravenberg schon im 13. Jahrhundert vorhanden war. Zum erstenmal herausgegeben von Benecke, Berlin 1818, dann von Franz Pfeiffer, Leipzig 1847. Daraus entstand auch ein deutscher Prosaroman, Straßburg 1519, auch abgedruckt im Buch der Liebe.

Das Gedicht ist ziemlich phantastisch. Gawain hat sich mit der schönen Florie vermählt, zieht dann wieder auf Abentheuer aus und kann beim besten Willen den Rückweg nicht mehr finden. Unterdeß hat ihm Florie einen Sohn, den Wigalois geboren; dieser wächst heran und kommt als junger Held an Artus Hof, wo er seinen Vater sieht, ohne ihn zu kennen. Hier meldet sich eine Jungfrau, welche alle edeln Ritter aufruft, die schöne Larie im Lande Korntin zu retten, eine Königstochter, deren Vater von dem grausamen Ritter Roas von Gloys erschlagen worden sey. Wigalois entschließt sich, der Botin zu folgen, um die schöne Larie zu retten. Unterwegs aber besteht er viele wunderliche und unerhörte Abentheuer. Erstens besiegt er einen Wirth, der alle seine Gäste zu berauben und waffenlos und nackt fortzuschicken pflegte; zweitens zwei Riesen, die eine Jungfrau bedrängten; drittens einen Ritter, als derselbe seiner Begleiterin, der Botin, ein hübsches Hündchen mit einem gelben und rothen Ohr nicht abtreten wollte. Bis hieher hatte die Botin ihn seiner Jugend wegen verachtet, da er ihr aber das Geschenk macht, erkennt sie seine Ritterlichkeit an und glaubt nun, er werde im Stande seyn, ihre Herrin zu retten. Viertens besiegt Wigalois einen rothen Ritter, der einer klagenden Jungfrau ihren schönen Papagai und ihr edles Roß geraubt hatte. Fünftens einen alten Ritter, der an seiner Statt die Botin begleiten und Larien retten will. Hierauf begegnet ihm ein Wurm, der sich in einen edlen König verwandelt und sich als Vater der schönen Larie zu erkennen gibt. Er und mit ihm 300 erschlagene Ritter irren als Geister umher, welche noch auf Erlösung harren. Allnächtlich wird von dem Hauche des königlichen Gespenstes seine Burg in Flammen gesetzt, daß sie ganz zu verbrennen scheint, aber am Morgen steht sie immer wohlerhalten da. In der Hoffnung, Wigalois

werde seine Tochter Larie retten und ihn selbst erlösen, gibt er ihm an, wie sein Feind zu bestehen sey und schenkt ihm eine Lanze und einen Blüthenzweig als Talisman gegen Roas, um dessen bösen Zauber zu bezwingen. Endlich eröffnet er ihm auch zum erstenmal, daß Gawain sein Vater sey. — So ausgerüstet zieht Wigalois weiter und findet eine jammernde Frau, deren Gemahl eben von dem furchtbaren Wurm Pfetan geraubt worden ist. Wigalois verspricht der Dame zu helfen und bekämpft den furchtbaren Wurm. Dieses grasgrüne und pfauenschweifgefiederte Ungeheuer, das in den Ringeln seines Schweifes vier gefangene Ritter festhält, überwindet nun Wigalois nach schwerem Kampfe, und bleibt selbst halb todt liegen, welchen Umstand ein Fischer benutzt, ihn zu berauben und nackt liegen zu lassen. Als Wigalois sich erholt, findet er zum Glück die klagende Frau wieder, deren Ritter er aus des Drachen Schweif befreit hat; schamhaft versteckt er seine Blöße hinter einem Gebüsch, sie schickt ihm aber einen kostbaren Pelz zu und empfängt ihn auf ihrer Burg. Von hier zieht Wigalois siebentens weiter und besteht eine ungeheure Riesin, das wilde Weib Ruel. Auch sie wird überaus phantastisch beschrieben, doch ihre Reize sind von der Art, daß man sie lieber zudeckt. Sie macht mit unserm armen Helden kurzen Prozeß, packt ihn, bricht ihn fast entzwei und bindet ihn mit Armen und Beinen fest. Inzwischen hat er doch das Glück, den Banden wieder zu entschlüpfen und besiegt achtens den starken Zwerg Karios. Neuntens kommt er in die größte Noth. Er soll nämlich durch ein Thor hindurch, vor dem ein mit Schwertern und Kolben bewaffnetes Rad rasch umschwingt. Indem er nun so vor dem grausamen Rade steht und nicht vorwärts kann, rückt hinter ihm ein undurchdringlicher Nebel wie eine Eisenmauer an ihn und schließt ihn ein, wozu fahles Mondlicht scheint. Eine wunderbar ersonnene Situation, den ängstlichsten Traum verwirklichend. Da kann ihn denn auch keine menschliche Kraft retten. Nur Gott vermag es. Er schläft ermüdet ein, und unterdeß kommt „von der süßen Maide Kind", das ist Christus, gesendet ein starker Wind, der den Nebel zerstreut, und das Wasser still stehen macht. Indem das Rad nicht mehr geht, wacht der Ritter auf und geht hindurch. Zehntens besteht Wigalois den feuerschleudernden Marin, ein Ungeheuer, welches aus einem irdenen Hafen immerfort Flammen auf ihn wirft. Elftens besiegt Wigalois zwei Ritter, die sich aber ihm freundlich zugesellen, und zwölftens überwindet er endlich den Roas selbst, befreit die schöne Larie, die in einer Burg belagert war und sich bis dahin behauptet hatte, und wird König von Korntin. Auch Gawain findet sich als glücklicher Vater ein, nur die Mutter Florie ist unterdeß gestorben.

Wigamur (altdeutsches Gedicht in einer Handschrift zu Wolfenbüttel, gedruckt in Hagens Gedichten des Mittelalters I.) heißt auch der Ritter mit dem Adler.

Als Kind von einem Meerweib geraubt und von demselben erzogen, kommt

er als Jüngling zu der Königstochter Violes und lebt eine Zeit lang bei ihr ganz naiv. Ein Adler, den er gegen Geier beschützt hat, folgt ihm seitdem überall. Er vollbringt große Ritterthaten, befreit eine Jungfrau am Jungbrunnen, kämpft mit seinem ihm unbekannten Vater Paltriot (wie Hadubrand mit Hildebrand) und heirathet endlich die schöne Dulciflor.

Den Daniel von Blumenthal, in mehreren Handschriften erhalten, vom Stricker nach welscher Quelle bearbeitet, hat man noch nicht der Mühe werth gefunden, zu drucken. Bartsch in s. Ausgabe des Strickerschen Karl (Roland) 1857 gibt S. VIII der Einleitung einen Auszug:

Die Helden von der Tafelrunde des König Artus reiten einmal aus und werden alle nach einander von einem fremden Ritter niedergeworfen, den sie dann im Triumph zu Artus führen. Vor diesem erklärt er bescheiden:

Ich bin Daniel genannt,
Das blühende Thal ist mein Land.

Da kommt ein Riese vom König Matur gesandt und verlangt, Artus solle diesem Matur huldigen. Artus sammelt ein Heer, Daniel aber eilt voraus und kommt an den Berg, durch den ein enger von einem Riesen bewachter Eingang in das Reich des Matur führt. Ehe er aber hier eindringen kann, wird er durch jammernde Jungfrauen und Frauen mehrfach aufgehalten, denen er erst Hülfe leisten muß gegen mächtige zauberkundige Zwerge. Hier häufen sich die Abentheuer. Nachdem er überall gesiegt, kommt er wieder an den Berg, als gerade Artus mit seinem Heer auch angelangt ist, dringt ein, besiegt den Matur und vermählt sich zuletzt mit der schönen Königin von Cluse.

Ein tieferer Sinn fehlt hier ganz. Ich habe mich vergebens bemüht irgend eine Spur des Zusammenhangs zwischen diesem Daniel und dem Tanhäuser, Temringer, Thomas rc. zu entdecken. Vgl. m. Odin S. 308 f.

Gabriel von Muntavel oder der Ritter mit dem Bocke, von dem nur ein Bruchstück in W. Wackernagels altd. Lesebuch I. 643 erschienen ist, von Konrad von Stoffel; Meleranz von Frankreich (Handschrift in Donaueschingen, durch Pfeiffer gefunden), Garel vom blühenden Thale, von Karajan entdeckt, und Tandarydos und Flordibel, die drei letztern vom Pleier, sind alle noch nicht gedruckt.

Unter den erotischen Gedichten des deutschen Mittelalters nimmt unbestritten der Tristan des Gottfried von Straßburg den ersten Rang ein. Er übertrifft alle Artusromane an poetischer Gluth. Er tändelt nicht mit allerlei Buhlerei, sein Held ist kein von Blume zu Blume flatternder Schmetterling, wie Gawain, seine Heldin keine Kokette, wie

Ginevra. Die echte, heiße, treue Liebe wird im Tristan gefeiert, aber in ihrem Gegensatz gegen das eheliche Gebot; der Dichter macht sich zum Advokaten der Liebe, selbst gegen das Sittengesetz. Man hat übrigens unserm Gottfried zu viel zur Last gelegt, indem man seine Behandlungsart des Stoffs als die bezeichnet hat, durch die erst der unsittliche Geist hineingekommen sey. Dieser Geist lag im Inhalt schon des welschen Originals. Spuren des Tristan finden sich schon in den welschen Triaden und im 12. Jahrhundert bei den provençalischen Dichtern. Ein englisches, nicht ganz erhaltenes Gedicht des Thomas von Erceldoune aus dem 13. Jahrhundert und ein französisches des Chrestien de Troyes gingen Gottfried vorher. Der letztere hat nur alles glänzender ausgemalt.

Riwalin erzeugt den Tristan mit Blancheflur, König Markes Schwester, indem er schwer verwundet von ihr im Bette gepflegt wird. Als Blancheflur mit Riwalin heimkehren will, stirbt sie unterwegs im Schiff an der Geburt. Der bei Marke erzogene Knabe wächst heran und unternimmt, den frechen Morhold von Irland zu bekämpfen, der von seinem Oheim Tribut verlangt. Er tödtet ihn, wird aber selbst von vergifteten Waffen so siech, daß er die Luft um sich verpestet und in einer einsamen Hütte leben muß. Endlich läßt er sich allein in ein Schiff setzen, mit seinem Schwert und seiner Harfe und kommt, ohne es zu wissen, nach Irland, wo Morholds Nichte, die schöne Ysolde, ihn heilt, ohne ihn zu sehen. Da Irland an einer Hungersnoth leidet, schickt er zum Dank Schiffe mit Korn dahin. König Marke findet einst ein langes blondes Frauenhaar, das zwei Schwalben gebracht haben und wird darüber tiefsinnig. Schon lange hat man von ihm verlangt, er solle heirathen. Tristan erbietet sich, das Frauenzimmer zu suchen, dem das schöne Haar gehöre. Der Zufall führt ihn abermals nach Irland, wo er, um nicht als Morholds Mörder erkannt zu werden, sich Tantris nennt, sich aber durch Vertilgung eines landverderblichen Drachen beliebt macht und die Hand der schönen Ysolde zum Lohn empfängt. In ihr erkennt er die Besitzerin des schönen Haares, und behält sie nicht für sich, sondern für seinen Herrn und Oheim. Ysolde erkannte aber an einem Stück Eisen, das von seinem Schwert in Morholds Knochen stecken geblieben war, und das in sein Schwert paßte, er sey der Mörder. Sie will sich rächen, wird aber durch ihrer Dienerin Brangele Zureden und Tristans Heldenmuth und Schönheit verführt. Tristan überwindet zum Ueberfluß einen Truchseß, der vorgegeben, er habe den Drachen getödtet und den Kopf desselben vorweist. Tristan aber beschämt ihn, indem er die Zunge vorweist. Nun reist Ysolde als Markes Braut mit Tristan ab, und auf dem Schiff werden sie durch einen Zaubertrank verführt, sich in Liebe zu vereinen und dem Könige die Treue zu brechen. Am Hofe Markes in Cornwall

folgen dann mehrere novellen- oder lustspielartige Scenen, wie Tristan und die Königin heimlich zusammenkommen, von Marke überrascht werden, sich aber entweder listig zu helfen wissen, oder sich wieder trennen müssen. Die erste Trennung erfolgt, nachdem Marke gesehen, wie sich beide Liebende küßten. Ein andermal fand er sie im Mondschein im Garten, sie merkten es aber frühe genug und führten solche Reden, daß er sie für unschuldig hielt. Wieder einmal wurde T. im Gemach der Königin gefangen, gefesselt und zum Tode verurtheilt, brach aber durch und schwamm über einen See. Ysolde selbst wurde damals von dem erzürnten König zur Strafe einem Aussätzigen gegeben, dem sie aber Tristan abnahm, worauf er mit ihr im Walde lebte, bis Marke sie einmal schlafend fand, das Schwert zwischen sich. Die Großmuth Markes, sie in dieser Lage geschont zu haben, bewegt Tristan, in sich zu gehen. Er beichtet, gibt Ysolde dem König zurück und geht an Artus Hof. Hier zeichnet er sich durch rühmliche Wettkämpfe aus; allein König Marke kommt mit seiner Gemahlin zum Besuch und nun wird der Buße nicht mehr gedacht und die alte Liebe erwacht in ihrer vollen Stärke. Marke hütet sich und legt im Schlafsaal Wolfseisen, in denen sich Tristan richtig fängt, indem er zum Bett der Königin will. Wie arg er aber auch blutet, er geht doch zur Königin ins Bett und fängt nachher im Dunkeln einen Lerm an, daß alle Schläfer auffahren und sich gleichfalls in den gelegten Eisen verwunden. So weiß Marke nicht, wer der Schuldige ist. Gleichwohl muß sich Tristan vor seiner Rache verbergen und kommt nach Carches, dessen alten König er von seinen Feinden befreit. Zum Lohn dafür erhält er die Tochter des Königs, die gleichfalls Ysolde (zum Unterschied „mit den weißen Händen") heißt. Er verachtet sie, vernachlässigt sie, wie schon Thomas geschildert. Sie verräth seine Unzärtlichkeit und ihr Bruder Caynis (Cahedin) stellt ihn zur Rede. Mit ihm reist er zur ersten Ysolde, um ihn von ihrer unvergleichlichen Schönheit und Treue zu überzeugen. Der Hund, den er ihr geschenkt, und der hier Pititriu heißt, ist das Wahrzeichen. Sie kommt geritten, das zärtlich gepflegte Hündchen vor sich haltend. Caynis verliebt sich in Ysoldes Gefährtin Gimelle. Tristan kommt in verschiedenen Verkleidungen zu Ysolde, als Aussätziger, als Pilger, als Narr. Sie erlaubt ihm, endlich der andern Ysolde zu gewähren, was ihr gebührt, und nachdem er heimgekehrt, liegt er ihr bei. — Aber Caynis verliebt sich in Garbeloin, das Weib des Nampecenis (Nampotenis), von dem Tristan früher des Caynis Vater befreit hatte. Dieser zweite Ehebruch nimmt einen schlimmen Ausgang. Indem Tristan seinem Schwager im Kampfe gegen N. beisteht, wird er mit vergifteten Waffen verwundet und schickt den Schwager, wie schon im englischen Gedicht beschrieben ist, nach der ersten Ysolde aus. Sie kommt, aber die zweite Ysolde vereitelt Tristans Rettung und die erste stirbt mit ihm aus Gram. König Marke kommt nach und läßt Tristan und Ysolde in einem Grabe bestatten. Auf diesem wächst eine Rebe und eine Rose. In einem spanischen Roman wird abweichend erzählt, Ysolde sey leben geblieben,

auf Tristans Grabe aber eine Lilie gewachsen, von deren Genuß Ysolde und jedes andere Weib, die von der Blume kostete, schwanger wurde. Grimm, silva de romances viejos p. 237.

Die Liebe von Tristan und Ysolde ist das Vorbild aller späteren Wertheriaden und Ehebruchsromane. Während wir sie vom sittlichen Standpunkt aus verwerfen, können wir ihr eine gewisse Natürlichkeit und eine tiefe Poesie nicht absprechen. Es liegt in der menschlichen Natur, die Freiheit der Liebe zu vertheidigen gegen den Zwang der Ehe, die Vorrechte der Schönheit gegen die Anmaßungen des Häßlichen oder Gemeinen, den genialen Raub gegen das philisterhafte Monopol. Fehlerhaft erscheint, daß sich Tristan und Ysolde nicht schon von Anfang an lieben, daß erst der Liebestrank auf mechanische Weise eine nachher so innige und ewige Liebe erkünsteln soll. Indeß waren die Dichter, der Kirche ihrer Zeit gegenüber, zu einer solchen Ausflucht genöthigt, um überhaupt das ganze unsittliche Verhältniß zu entschuldigen. Sie führten die Liebe zwischen Tristan und Ysolde als die innigste Uebereinstimmung zweier freien Naturen durch, aber sie schoben ein Zauberwerk vor, um sich der Mühe zu überheben, den Zug der Natur zu rechtfertigen. Von höchster Genialität ist, wie zuletzt der Zauber der Liebe alles ergreift, wie alle Umgebungen und Nebenpersonen, selbst die Feinde in den Rapport der Liebenden hineingezogen und gezwungen werden, ihr Recht anzuerkennen, der Bruder der zweiten Ysolde und endlich Marke selbst. Allein es blieb bei aller Poesie doch immer nur ein böser Zauber. Der Liebhaber, wenn auch noch so glühend liebend und geliebt, ist nur ein Bube. Solches heimliches Liebesgekose ziemt nur dem listigen Schwächling, zunächst dem Poeten, aber niemals dem echten Ritter. Die Dichtung beweist, daß bei den Welschen die Lust schon mehr galt als die Kraft und das Recht, und daß auch die deutschen Herzen, die unter dem Harnisch schlugen, allmählich zu verweichlichen anfingen.

Ich muß hier noch des altfranzösischen Gedichts Ysaie et Triste erwähnen, welches von einem Dichter herrührt, der ohne Zweifel deutsche Grundanschauungen hatte.

Ysaye gebärt heimlich im Walde einen Sohn, den ein Einsiedler nach dem Namen beider Eltern tauft und erzieht. Dem jungen Knaben im Walde gesellen sich Feen (Elben) zu, die ihm auch, als er ins Leben tritt, einen

treuen Diener in dem häßlichen und zwerghaften Unhold, Tronc mitgeben. Nur einen einzigen Tag ist Ysaye am Hofe des König Irion und in dieser kurzen Zeit besiegt er nicht nur alle Ritter, sondern gewinnt auch die Liebe der Prinzessin Martha so schnell, daß sie einen Sohn von ihm bekommt, der unter dem Namen Mark aufwächst, ein Held wird, die schöne Orimonde befreit, seinen tapfern Vater auf dem Schlachtfeld wiederfindet und seine Mutter aus der Gefangenschaft befreit, worauf Vater und Sohn zugleich Hochzeit feiern. Der treue Tronc, dessen Beistand Ysaye überall den Sieg verdankt, wird jetzt plötzlich entzaubert und steht als ein herrlicher Knabe da, nur drei Fuß hoch, aber wunderschön, und führt fortan den Namen Oberon (Alberich, König der Elben).

Warum sollte sich nicht eine fränkische oder normännische Erinnerung an den deutschen Elbenkönig in eine so späte Dichtung des Artuskreises haben verirren können? Die Treue des Unholds, so wie seine Verwandlung sind echt deutsche Vorstellungen, wie unsre Märchen überall bewiesen haben.

Ulrich Fürterer, ein Bayer, hat im 14. Jahrhundert 13 Gedichte des Artuskreises in ein großes Ganzes zusammengeschmiedet. Voran steht der trojanische Krieg und die Argonautenfahrt, dann folgen Merlin, Gamuret und Gaudin, Tschionatulander und Sigune, Parcifal, Lohengrin, Wigalois, Seyfried de Ardemont, Maleran, Iwain, Persibien, Poytisslier, Lanzelot vom Lac. Ich enthalte mich diejenigen zu analysiren, die unserm deutschen Gesichtskreis ferner liegen.

3.

Einfluß der classischen Literatur.

Nichts ist so merkwürdig (und doch bisher wenig beachtet worden), als die Unempfänglichkeit der Deutschen für die Einflüsse der römischen Bildung, Gesittung, Sprache und Dichtung. Die Deutschen drangen in das römische Reich ein, ohne die Sitten der Römer annehmen zu wollen. Sie behielten nicht nur ihre Gesetze und Einrichtungen und ihre Sprache bei, sondern verschmähten sogar, sich mit den schönen und reichen Damen des Südens zu vermählen. Ataulph der Westgothe, der die Placidia zur Ehe nahm, macht die einzige und zwar unglückliche Ausnahme. Theodorich der Westgothe, Alboin der Longobarde, Chlodwig der Franke, alle

deutsche Fürsten, von denen die Geschichte der Völkerwanderung meldet, brachten deutsche Frauen mit oder holten sich Jungfrauen aus deutschen Stämmen.

Daher ist in den ältesten Denkmalen unserer Poesie keine Spur von römischem Einfluß vorhanden, weder in der Schrift, noch in der Volkssage. Die Götter Griechenlands und Roms, die ästhetischen Ideale, für welche erst das Zeitalter der Renaissance wieder schwärmte, übten keinerlei geistige Gewalt über unsere stolzen Urväter.

Nur in der Volkssage mag sich von den Zeiten der Völkerwanderung her die dunkle Erinnerung an die heidnische Pracht und Ueppigkeit der antiken Welt im Süden erhalten haben. Die Sage vom Venusberge, vom Venediger, von versunkenen Prachtstädten, die als Luftspiegelung wieder aufsteigen, stammen meist daher. In diesen Erinnerungen liegt ein eigenthümlicher romantischer Reiz, etwas Zauberisches und Dämonisches. Frau Venus erscheint als die Beherrscherin einer Welt voll Wonne, aber zugleich als Teufelin; die Lust, mit der sie berauscht, ist sündhaft. So mußte dem sittlichen Gefühl der alten Deutschen die ganze alte Römerwelt mit ihrer Bildung und ihren Genüssen vorkommen.

Die deutsche Geistlichkeit schrieb lateinisch, aber das Kirchenlatein. Zu den alten heidnischen Classikern griff sie zunächst nur der Sprachübung wegen zurück, und das Wohlgefallen am Inhalt ihrer Werke macht sich nur bei Einzelnen und in einigen Klosterschulen geltend, woraus sich die merkwürdigen, früher schon angeführten Dichtungen der deutschen Nonne Hrotsvitha erklären, die aber eine ganz vereinzelte Erscheinung bleiben. Desto öfter wurden in lateinischer Sprache die Erinnerungen des deutschen Volks niedergeschrieben, so die Geschichtbücher des Jornandes, Warnefried, der Roman des Turpin, die merkwürdige Uebersetzung des Waltharius in die classische Sprache und classisches Metrum. Der Inhalt blieb immer noch deutsch, nur die fremde Form spielt um ihn her. Erst viel später begann der Deutsche sich auch für den Inhalt antiker Dichtungen zu interessiren und denselben in deutscher Form zu geben, ihn für deutsche Leser zu übersetzen. Das ging aber nicht unmittelbar aus dem Bedürfniß der deutschen Seele hervor, sondern entstand als eine Mode, die von Frankreich herüberkam. Die Franken nahmen in Gallien nach und nach zweierlei Einfluß in sich auf, den altbretonischen mit dem Sagenkreise

des König Artus und den antiken mit den Erinnerungen an die größten Dichtungen und Helden des Alterthums, den trojanischen Krieg, den großen Alexander ꝛc. Indem nun die höfischen Dichter im 12. und 13. Jahrhundert in Deutschland Nachahmer und Uebersetzer der französischen Hofdichter wurden, nahmen sie von denselben auch beiderlei Dichtungsarten an und somit verpflanzten sie außer den Artusromanen noch Gedichte antiken Inhalts und Geistes auf deutschen Boden.

Heinrich von Veldeck gilt als der erste, der die welschen Dichter nachahmte und als Vater der höfischen Dichtkunst im deutschen Mittelalter. Er war ein Westphale und lebte am Hofe zu Cleve, später am Thüringer Hofe unter Landgraf Hermann im 12. Jahrhundert. Sein außerordentlicher Ruhm erscheint kaum verdient, da er nicht nur von spätern Dichtern weit übertroffen wurde, sondern auch die Richtung, die er einschlug, vom Nationalen entfernte.

Sein berühmtestes Gedicht ist die Eneidt (Aeneide), eine Nachbildung der großen virgilischen Dichtung, aber keine unmittelbare, sondern nur Umarbeitung einer französischen Nachbildung. So war denn die Renaissance in Deutschland damals schon nur das Abwasser der französischen Poesie. Virgil hat in seiner Aeneis das römische Kaiserthum verherrlicht, dasselbe Kaiserthum, welches von den Deutschen, und zwar verdientermaßen, zertrümmert wurde. Es war daher nicht die Aufgabe deutscher Dichter, sich für jenes römische Preisgedicht zu interessiren. Man that nicht wohl, die deutsche Jugend verliebt zu machen in die Leiche des mit Recht niedergeschmetterten Feindes. Das Einzige, was in der Bearbeitung der Aeneide von Heinrich von Veldeck neu erscheint, ist die Auffassung der Lavinia und die Naturwahrheit, mit welcher ihre geheime Liebe zu dem schönen Fremdling und ihr kluges Benehmen gegen die böse Mutter behandelt sind. Allein wie psychologisch fein das ist und ein Ausdruck von liebenswürdigster Naivetät, so zeigt es doch von einer Ausschreitung des nationalen Geistes, das Interesse auf die gesunkene und unreine Römerwelt zu lenken und verführerische Bilder damit zu verbinden. — Am Hofe Landgraf Hermanns wurden damals auch die üppigen Verwandlungen des Ovid durch Albrecht von Halberstadt verdeutscht. Eine noch ältere Uebertragung ist verloren gegangen. Der damals noch

berühmtere „Umhang“ (Teppich) des Blicker von Steinach (verloren) scheint ganz ähnliche schlüpfrige Bilder dargestellt zu haben.

Ungleich mehr entsprach dem ritterlichen Geiste der Deutschen das Alexanderlied, die Uebertragung der griechisch-römischen Erinnerungen vom großen Alexander zuerst ins Französische und dann ins Deutsche. Alle fahrenden Helden, Wäringer, Kreuzritter ꝛc. mußten im großen Alexander ein Ideal sehen und sich mit Lust in seiner Kriegsgeschichte berauschen. Damit verband sich der Reiz der Ferne, des Wunderbaren in fremden Ländern. Das Alexanderlied vereinte alle Vorzüge der Ilias und der Odyssee. Allein die Alexandersage, die zur Zeit der Kreuzzüge ihre üppigste Blüthe entfaltete, wurde theils schon im classischen Alterthum, theils im Orient, sodann von den Franzosen ausgebildet und die deutschen Dichter haben keinen Antheil daran, waren bloße Uebersetzer. Das berühmte Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, welches man seiner Schönheiten wegen lange für einen Stolz der deutschen Poesie gehalten hat, ist unlängst durch Pfeiffer (vgl. mein Literaturblatt 1856 Nr. 18) als eine wörtliche Uebersetzung aus dem Altfranzösischen nachgewiesen worden. Auch das unvollendet geschriebene Alexanderlied des Rudolf von Ems ist nur aus einem lateinischen Werke übersetzt. Aus der nämlichen Quelle schöpfte Ulrich von Eschenbach und die verlornen Gedichte des Berthold von Herboldsheim und Biterolf dürften auf ebenso wenig Originalität Anspruch gehabt haben.

Dasselbe gilt von den Dichtungen, die den trojanischen Krieg behandelten. Aus antiken Quellen französisch umgebildeter Stoff wurde von Herbort von Fritslar am Hofe des Thüringer Landgrafen Hermann, und später von Konrad von Würzburg, von Rudolf von Ems (dessen Gedicht verloren ist) und von einem Unbekannten (unter dem falschen Namen Wolframs von Eschenbach) nur übersetzt und höchstens mit Abschweifungen versehen, die freilich gegen den echten Homer häßlich abstechen. Herbort ist der härteste in der Form. Cholevius hat Recht, wenn er im wüsten Geschrei der Herbort'schen Andromache das „Lächeln durch die Thränen“ bei Homer arg entstellt findet. Und doch gibt sich der deutsche Sinn in edelster Weise auch bei diesem Herbort zu erkennen, sofern er von seinem Original abweicht, so oft die fremde Dichtung das deutsche Gefühl von Treue und Ritterehre beleidigt. Der Würzburger ist

nicht so hart, aber nach seiner Weise unendlich weitschweifig. Auch verräth er den Minnesänger in der interessanten Behandlung der Liebesscenen und Liebesfragen. Er hat in die 60000 Verse seines Troerkriegs auch die sehr ausführliche Jugendgeschichte des Paris, des Achilles und der Argonauten verwebt. Ein nicht unmerkwürdiger Zug ist, daß der weichliche Paris von unsern deutschen Dichtern weit mehr geschont wird, als von Homer selbst. Seine Jugendgeschichte ist voll Liebreiz, die Klage um ihn rührend.

Jakob von Maerlant, ein Niederländer, schrieb am Ende des 13. Jahrhunderts eine Menge Reimereien, lediglich Uebersetzungen. So einen Alexander nach dem Lateinischen des Castellione, einen trojanischen Krieg nach dem Französischen des Benoit de St. Maure, eine Reimbibel nach dem Lateinischen des Comestor, einen Spiegel der Historie nach dem Lat. des Vincentius von Beauvais, eine Blume der Natur (bestiarius) mit vielen Thierbeschreibungen nach demselben Vincentius, Albertus Magnus, Conrad von Cantimprato ꝛc. Vgl. von der Hagen, Germania IV. 174 f.

In altfranzösischen Reimgedichten und Prosaromanen finden sich eine große Menge antiker Stoffe romantisch, oft sehr phantastereich umgebildet. Hier im alten Gallien mußten sich natürlicher Weise die altclassischen Erinnerungen auch länger erhalten. Von diesem Reichthum ist nur wenig in die deutsche Poesie des Mittelalters übergegangen. Nur einzelne Stoffe scheinen auch bei uns beliebt worden zu seyn. So der tragische Tod des Pyramus und der Thisbe, wovon noch ein altdeutsches Lied in einer Wiener Handschrift erhalten ist (Haupt Zeitschr. VI. 304). Desgleichen die rührende Liebe zwischen Hero und Leander in altdeutschen Volksliedern, Wunderhorn I. 236. II. 252. Hofmann, horae belg. II. 112, und örtlichen Volkssagen, Panzer, Beitrag I. 26. Auch die Mähr des Herodot vom Schatz des Rampsinit, Haupt, altd. Blätter II. 136, dessen Zeitschr. V. 385 (unter dem Titel „der Dieb von Brügge“).

Wie der Venusberg, so galt der ganze classische Olymp dem christlichen Mittelalter als dämonisch. In den Legenden sprechen die Teufel aus der Bildsäule des Apollo, des Jupiter ꝛc. Nicht unwitzig malte Herrad von Landsberg in ihrer Straßburger Handschrift auf den Schultern der classischen Dichter schwarze Vögel, d. h. Teufel, die ihnen ihre

reizenden und verführerischen Dichtungen einflüstern. In den zahlreichen Rittergedichten, die den Kampf der christlichen Helden mit den Heiden und Sarazenen ausmalen, kommen die antiken Götter häufig nur als Planetengötter im Gefolg des Mahomet vor, was sich daraus erklärt, daß die Astrologie bei den gelehrten Muhamedanern zur Zeit der Kreuzzüge schon im Schwunge war. Der große Dichter Virgil selbst wurde nur als Zauberer gedacht. Von einem tiefen Eindringen in den Geist des classischen Alterthums war damals überall nicht die Rede. Nur die Sittenlehre, die weisen Sprüche vieler alten Classiker standen in Ehren. So ist das Lehrgedicht des Wernher von Elmenstorf im 12. Jahrhundert (Haupt. Zeitschr. IV. 284 f.) voller Citate aus Cicero, Seneca, Horaz, Lucanus, Juvenal und Boetius. Sittenlehren des Cato wurden im 13. Jahrhundert gereimt. Ueber die oft wiederholten zweierlei Redactionen dieser dem Cato zugeschriebenen Sinnsprüche s. Benecke, der deutsche Cato, 1852.

Bei den Geistlichen allein war Kenntniß der alten Sprachen und in den Klöstern wurden die Classiker abgeschrieben, durch die Klöster allein wurde erhalten, was wir von ihnen haben. Da konnte es nun nicht fehlen, daß einestheils der weltkluge Verstand der Alten, anderntheils aber auch der von ihnen gepflegte Sinnenzauber auf viele deutsche Geistliche einwirkte. Davon geben die carmina Burana ein merkwürdiges Zeugniß.

Im Kloster Benediktbeuren hat sich eine Liederhandschrift aus dem 13. Jahrhundert erhalten, jetzt in München befindlich, die zum erstenmal 1847 in der Bibliothek des lit. Vereins in Stuttgart (Theil 16.) gedruckt wurde (carmina Burana). Sie enthält mit wenigen deutschen Ausnahmen durchaus lateinische Gedichte, den Kirchenhymnen nachgebildet, zum Theil noch selbst zu ihnen gehörig, meist leicht und wohlklingend gereimt und für den Gesang wohlgeeignet. Da in jenen Zeiten nur die Geistlichkeit die lateinische Sprache pflegte, versteht es sich von selbst, daß wir Lieder aus den Klöstern und Klosterschulen, oder von fahrenden Schülern vor uns haben. Sie theilen sich in 1) seria und 2) amatoria, potatoria, lusoria. Unter den erstern finden wir noch einige echt geistliche Lieder, ein Weihnachts- und ein Osterspiel, aber schon vorzugsweise classische Erinnerungen. Die heidnischen Götter Roms sind unvermerkt von ihrem Todesschlafe wieder erwacht und heimlich in die Klostermauern selber ein-

gezogen, wo sie von denen geliebkost werden, die Christo dienen sollten. Gleich das erste Lied gilt der Fortuna, das zehnte der Jugend, das eilfte der Venus. In merkwürdiger Weise hat sich Virgils Gedicht in die Herzen der Mönche eingeschlichen und wird Dido's Lieb und Leid in mehreren Liedern besungen. Auch die heidnische Philosophie hat schon viele heimliche Verehrer. Aristipp wird gepriesen, den Manen des Epicur ein Bauchlied gesungen, ähnlich dem „uns ist so cannibalisch wohl als wie fünfhundert Säuen". Es ist das 186. Lied und beginnt:

Alte clamat Epicurus
Venter satur est securus etc.

und schließt:

Venter inquit, nihil curo
praeter me, sic me procuro
ut in pace in idipsum
molliter gerens me ipsum
super potum, super escam
dormiam et requiescam.

Am zuchtlosesten ist Nr. 200, worin Thais und Ganymed als Muster aufgestellt werden. Dagegen ist Nr. 17 ein politisches Straflied, worin es unter anderm heißt:

principes et reges
subverterunt leges.
Principes et abbates
ceterique vates
ceteri doctores
jura deposuerunt et mores.

Nun folgen erst in der dritten Abtheilung die Liebes-, Trink- und Scherzlieder, alle voll von classischen Erinnerungen an Venus, Amor, Bachus, Herkules, Diana, Morpheus ꝛc. Einige sind hübsche Frühlingslieder, ganz deutsch empfunden und nur in lateinischer Sprache ausgedrückt. Die meisten aber mahnen in classischer Gesinnung wie Sprache an die geliebten alten Götter des Bauchs und der Sinnenlust. Einige sind echte Kneipenlieder. Nr. 49:

Dum caupona verterem
vino debachatus
secus templum Veneris
eram hospitatus etc.

oder Nr. 175:

In taberna quando sumus,
non curamus, quid sit humus etc.

Von 177 an folgt eine ganze Reihe von jubelnden Hymnen auf den Bachus, ganz wie aus ächtheidnischer Zeit, und wird namentlich die Stadt Trier noch Baccho gratissima genannt. Genug, es waren die christlichen Geistlichen selbst, welche neben der Kirche und noch innerhalb der Klostermauern den heidnischen Göttern wieder kleine Tempel aufrichteten und in dem Maaß, wie die Ascese strenger empfohlen wurde, sich um so lieber in der Erinnerung und Wiederholung der epicuräischen und anakreontischen Lust berauschten.

Daran schließen sich die Wein- und Liebeslieder, die halb lateinisch, halb deutsch sind, z. B.

Eia, heia, wie sie sang,
Eicha, cicha, wie sie sang,
vincula, vincula, vincula rumpebat,
venit quidam juvenis
pulcher et amabilis
Der zertrat ihr den Bris ꝛc.

Docen, Misc. II. 205. Hoffmann, in dulci jubilo p. 30.

Ja wolde ich an die Wiesen gan
flores adundare,
Do wolde mich ein ungetan
ibi deflorare etc.

(Daselbst). Ein freches Lied, um die Pfaffen zu versuchen steht in Hoffmanns in dulci jubilo p. 92.

Pertransivit clericus
Durch einen grünen Wald,
invenit ibi stantem
Eine sauberliche Magd ꝛc.

Der deutsche Archipoeta Nicolaus, ein fahrender Schüler und Mönch, der von Jugend an bis ins Alter umherwanderte in Deutschland und Welschland, Schützling und Begleiter des Erzbischofs Reinald von Köln, der unter Kaiser Friedrich Barbarossa Mailand bezwang und die Reliquien der h drei Könige nach Cöln entführte. Er war ein geborner

Deutscher, dichtete aber nur lateinisch, in Reimen von seltener Lebendigkeit und Reinheit, und zwar meist gesellige, lustige Lieder, wobei seine Subjectivität immer hervortritt. Eine so seltsame Erscheinung konnte nur das 12. Jahrhundert erzeugen, in welchem Italien und Deutschland durch das schwäbische Kaiserhaus innig verbunden und die lateinische Sprache durch den Klerus allgemein verbreitet war. Ueber die schwachen Spuren eines altdeutschen Gedichts auf Kaiser Friedrich I. aus dem 13. Jahrhundert s. Grimms Abhandlung über die Gedichte auf diesen Kaiser, Berlin 1844. Es ist nicht aufgefunden. Lateinisch besang ihn Gottfried von Viterbo in s. Pantheon, sodann Günther in s. Ligurinus, als dessen Verfasser neuerdings der erste Herausgeber desselben, Conrad Celtes bezeichnet wird. Grimm fand auf der Göttinger Bibliothek mehrere lateinische Gedichte des archipoeta Nicolaus aus dem 12. Jahrhundert, zwei ähnliche aus Kloster Stablo sind zu Brüssel. Grimm theilt alle mit. Erzbischof Reinald von Cöln beauftragte den Sänger, diese Lieder zu dichten zum Lobe des Kaisers. Sie sind ungemein leicht im Versbau und in den Reimen. Es sind über 10: 1) der Archipoeta bettelt, 2) beschreibt ein Fest, 3) bettelt wieder, 4) entschuldigt sich gegen Reinald, daß er noch nicht gedichtet habe, 5) beschreibt eine Vision, worin er im Himmel den Schutzengel Reinalds gesehen, 6) beschreibt Salerno, wo er weilte, 7) lobt Reinald und bettelt wieder, 8) nur die 6 ersten Verse, 9) preist den Kaiser nach der Eroberung von Mailand, kräftige Schilderung, 10) wiederholt die Entschuldigung des 4. Liedes ausführlicher und äußert sich sehr frei über das Sängerleben, ohne Wein könne er nicht singen ꝛc. — Einige Verse dieser Lieder kommen auch bei dem englischen Dichter Golias oder Walter Mapes vor. Nun ist aber der Archipoeta entschieden ein Deutscher und finden sich bei ihm keine englischen Spuren. — Endlich entdeckte Grimm im Codex Buranus, in dem nach Lachmanns Vermuthung ein geistlicher Herr die Lieder fahrender Sänger sammelte, den Archipoeta wieder und schreibt ihm die ältesten und schönsten Lieder zu. Auch in Zürich wurden Lieder von ihm gefunden. Wackernagel in Haupts Zeitschr. V. 293.

4.

Reimchroniken.

Die lateinischen Prosachroniken des Mittelalters beginnen in der Regel mit der Schöpfung, recapituliren die biblische Geschichte, die alte Geschichte der vier Monarchien, und kommen dann auf die specielle Geschichte des Landes, der Stadt oder des Klosters, von dem sie handeln, so daß sich ihr Horizont immer mehr einengt, indem zugleich die Darstellung ausführlicher und die Einzelnheiten zahlreicher werden. Es ist ein welthistorisches Panorama vom Mittelpunkt irgend eines versteckten Klosters aus betrachtet. Diesem Charakter blieben nun auch die deutsch geschriebenen Reimchroniken treu, die im 12. Jahrhundert begannen. Die älteste deutsch geschriebene Prosachronik (die des Closener von Straßburg) erschien erst im 14. Jahrhundert zum Beweise, welche Macht der Reim über die Geister ausübt. Wir hatten weit eher eine gereimte als eine prosaische Literatur. Indeß kam die Reimerei der Geschichtschreibung nicht zu Gute. Durch Reim wird kein Stoff in der Welt poetischer gemacht, wenn er es nicht schon an sich ist. Was aber nicht poetisch ist, wie die nackte Geschichtwahrheit doch in den meisten Fällen, das nimmt sich auch in schlichter Prosa weit besser aus, als im gekünstelten Versmaß.

Die Reihe unserer Reimchroniken beginnt in majestätischer Weise die berühmte Kaiserchronik aus dem 12. Jahrhundert, herausgegeben von Diemer, und mit ausführlichem Commentar von Maßmann, beide Ausgaben vom Jahr 1849. In edler, noch den alterthümlichen Ton des Heliand und der Nibelungen festhaltender Sprache knüpft sie das deutsche Kaiserthum an das altrömische an und verfolgt in langer Reihe sämmtliche Kaiser, wobei einige wenige Anachronismen mit unterlaufen, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören. Denn das Ganze ist durchdrungen vom christlichen Geiste und von der einem Dichter zur Zeit des großen Barbarossa geziemenden Voraussetzung, das deutsche Reich des Mittelalters, identisch mit der Kirche, sey die Erfüllung aller frühern welthistorischen Verheißungen und die volle Blume, zu der die tief in die Vorzeit eingeschlagene Wurzel den Saft getrieben. Freilich ist der Geist des Dichters des ungeheuren Stoffes nicht Meister geworden, daher die Chro-

nik fast nur wie eine Aneinanderreihung von Episoden bald aus der alten Geschichte, bald aus der spätern Legende erscheint. Aber diese Episoden, besonders die Legenden, sind mit dem feinsten Geiste ausgewählt.

Die Chronik beginnt mit der Erbauung Roms, erklärt die sieben Wochentage und geht alsbald auf Cäsar, den ersten Kaiser über. Die Römer hatten ein Zauberwerk, daran war jedes Volk mit einer Schelle bezeichnet und wie die Schelle von selbst läutete, war es ein Zeichen, daß ein Volk sich empöre und waffne wider Rom. Da erklang die Schelle über dem Namen des deutschen Volkes und Cäsar zog aus wider die Schwaben, Franken und Sachsen, deren fabelhafter Ursprung erzählt wird. Er siegte und befestigte das Reich. Sinnreich wird eines Weincanals von Stein zwischen Trier und Köln gedacht, ein gutes Sinnbild für die mannigfachen Wegbauten, Aquäducte rc. der Römer in Deutschland. Heimkehrend nach Rom schlug Cäsar mit Hülfe deutscher Krieger den Pompejus und machte sich zum Kaiser. Seitdem endete das Du und begann das Ihr in der Welt. Dann folgt das Friedensreich des Augustus. Friede mußte auf dem ganzen Erdenrunde seyn, weil Christus geboren wurde. Tiberius, sein Nachfolger, wird miselsüchtig (aussätzig) und durch das Antlitz des Heilandes aus dem Tuche der h. Veronica geheilt. Damals schon, heißt es irrthümlich, wurde Jerusalem erobert. Unter den nächsten Kaiser Cajus wird ebenso irrthümlich die Heldenthat des Ritters Curtius verlegt, der sich freiwillig in einen Pestverbreitenden Schlund stürzte, weil derselbe auf keine andere Art geschlossen werden konnte. Hier heißt der junge Held Jovius und bedingt sich vorher ein ganzes Jahr lang aus, alle Römerinnen, Frauen oder Jungfrauen, welche ihm gefallen, minnen zu dürfen. Dann folgt Faustinianus, dessen herrliche Legende eine längere Episode bildet (s. oben S. 286). Ferner Nero, der aus Uebermuth ein Weib und schwanger werden will, aber nur eine Kröte aus dem Munde gebiert (lata rana, wovon der Lateran den Namen hat). Vor ihm kämpfen Petrus und Simon Magus, wie vor Pharao Moses und die ägyptischen Zauberer. Petrus siegt, wird aber auf Befehl des Tyrannen, nebst Paulus, zum Märtyrertode verurtheilt. Jetzt wird die Geschichte des Tarquinius und der Lucretia in die Chronik eingeschoben, und unter Kaiser Vitellius die des Mutius Scävola (unter dem Namen Odenatis). Unter den folgenden Kaisern zeichnet sich Trajan aus, der einer armen Wittwe zu ihrem Recht verhilft und so gerecht regiert, daß lange nachher noch Papst Gregor sieben Krankheiten übernimmt, um diesen frommen heidnischen Kaiser aus der Hölle zu erlösen. Unter Kaiser Decius werden die Christen verfolgt, sieben verschwinden in einem Berge und schlafen darin Jahrhunderte. Das sind die berühmten Siebenschläfer. Unter Diocletian erleidet Mauritius mit der thebaischen Legion den Märtyrertod. Severus aber kämpft mit Adelger. Diese schöne Episode haben wir (s. oben S. 4) schon mitgetheilt. Helius (Helvius) Pertinax ringt nackt auf der Arena, in Anwesenheit der preisver-

theilenden Frauen. Unter Commodus wird Rom von Alarich erobert und verbrannt. Constantins des Großen Geschichte wird ganz in die Legende vom Papst Sylvester aufgelöst (s. oben S. 283). Die Gründung Constantinopels wird also beschrieben. In Rom war große Hungersnoth, da nahm Constantin viele Römer mit sich und ging nach Griechenland. Als sie murrten, forderte er ihnen ihre Siegelringe ab und ließ damit Einladungsbriefe an ihre Frauen siegeln. Die Frauen kamen und wurden auf einer Insel, die zuvor mit römischer Erde bestreut worden, empfangen. Dahin führte nun Constantin auch die Männer, die nun nicht mehr nach Rom zurückwollten, sondern gerne arbeiteten. Die Stätte aber heißt seitdem Constantinopel.

Julian betrog eine Wittwe um ihr Vermögen. Beim Waschen in der Tiber fand sie die Statue eines Mercurius, aus welcher der Teufel sprach und der ihr den Rath gab, Julian vor Gericht zu ziehen. Julian sollte seine Hand in den Mund der Statue legen und schwören, daß er das Geld nicht habe. Nun hielt ihn aber die Statue fest, bis er das Geld herausgab. Zur Entschädigung versprach ihm der Teufel die römische Kaiserkrone. Als nun Julian wirklich Kaiser war, ließ er die Götzen wieder aufrichten, ging aber in Persien elend zu Grunde. Cosdras (Chosroes), der Perserkönig wurde durch diesen Sieg so übermüthig, daß er einen ehernen Himmel über sich wölben und sich als Gott anbeten ließ, aber Kaiser Heraclius besiegte ihn und brachte das h. Kreuz, das verloren gegangen war, zurück. Sein Bruder Narcissus hatte zwei Söhne, die um die schöne Crescentia stritten. Das ist wieder eine der schönsten Episoden (s. oben S. 286). Kaiser Justinian erweckt neue Furcht; da belehrt ihn seine Gemahlin Tharsitte, wie viel besser es für ihn wäre, wenn er geliebt würde, er erkauft sich nun die Liebe durch Freigebigkeit. Unter Theodosius steckt der Jüngling Astrolabius beim Ballspiel seinen Ring an den Finger einer Venusstatue, die Göttin duldet seitdem nicht, daß er eine andre liebe, aber Eusebius bewältigt den in der Statue wirkenden bösen Dämon und befreit den Jüngling. Unter Kaiser Zeno kommt der Berner Dietrich ihm zum Beistand. Dann folgt nichts von größerem Interesse mehr bis auf Karl den Großen, von dem schöne Sagen mitgetheilt werden. Von da ab wird die Chronik immer kürzer, flüchtiger und bringt keine großartige Dichtung mehr.

Der Lobgesang auf den h. Anno aus dem 12. Jahrhundert aus einer verlornen Handschrift herausg. von Opitz 1639, später von Roth 1847 und Bezzenberger 1848, ist so herrlich und eigenthümlich, auch so in sich abgerundet, daß aus diesen innern Gründen schon allein Roth Recht gegeben werden muß, sofern er nicht zugibt, daß man der wörtlich gleichen Stellen wegen, welche die Kaiserchronik enthält, dieses Lied als blos aus jener Chronik ausgeschnitten betrachten dürfe.

Das Lied ist keine Legende des h. Anno, sondern eine gedrängte Schöpfungs- und Weltgeschichte, ganz im Geist und Ton der Kaiserchronik und hin und wieder wörtlich mit ihr übereinstimmend. Der Dichter hält sich an die Bibel, knüpft an sie aber alles, was er von Griechenland und Rom weiß, und geht dann zum Mittelalter über. Die natürliche Vermittlung dieser Gegensätze findet er in Köln, der altrömischen Hauptstadt am Rhein. Hieher kamen schon frühzeitig die christlichen Bekehrer und heiligen Bischöfe und vermittelten Palästina dem Rheinlande; hieher kamen, nach des Dichters Ansicht, schon in noch viel früherer Zeit Flüchtlinge von Troja, die Gründer des Frankenvolkes und vermittelten die antike Welt dem Rheinlande. So wird alles aus dem weiten Kreise heiliger und profaner Erinnerung auf Köln bezogen. Die Sprache des Gedichts ist ausnehmend schön, und hält etwa die Mitte zwischen dem Nibelungenliede und dem Heliand, bald die ritterliche, bald die geistliche Seite vorkehrend:

Wir horten ie dikke singen
Von alten dingen,
Wie snelle helide vuhten,
Wie sie veste burge brechen
Wie sich liebin winischefte schieden
Wie riche kunige al zergiengn ꝛc.

Rudolf von Ems schrieb eine große gereimte Weltchronik, die mit der biblischen Geschichte anhebt (und von Heinrich von München fortgesetzt wurde) und ein davon zu unterscheidendes Buch der Könige. Vgl. Vilmars besondere kleine Schrift darüber, die zwei Recensionen ꝛc. Marburg 1839 und Maßmann, Kaiserchronik III. 81 f. Bei ihm drängt Neigung zur trocknen historischen Wahrheit die Sage zurück. Dagegen hält sich die Weltchronik des Enenkel von Wien wieder ganz an die Kaiserchronik, deren Sagenkreis sie noch erweitert. Ueber der Hölzernheit seiner Verse hat man den poetischen Werth seiner Sagen zu wenig beachtet. Sein inhaltreiches Buch ist in der Literargeschichte mit einer Verachtung gebrandmarkt, die es nicht verdient.

Wie er die Kaiserchronik erweitert, davon ein glückliches Beispiel im Leben des Kaisers Trajan. Die Kaiserchronik spricht einfach von einer gerechten Handlung dieses Kaisers, wie er den bestraft, gegen den eine arme Wittwe klagt. Enenkel aber erzählt, des Kaisers Sohn habe eine Jungfrau entehrt, dafür hätte er beide Augen verlieren sollen, aber der großherzige Vater habe sich selbst eines Auges berauben lassen, damit die Gerechtigkeit erfüllt werde und sein Sohn noch sehend bleibe. — Dazu das Abentheuer von Constantins

Münzen. Kaiser Constantin hatte Lust, schöne Münzen prägen zu lassen, und betraute damit seinen Schreiber. Dieser aber hatte einen bucklichen und häßlichen Bruder, dem es gleichwohl gelang, die Kaiserin zu verführen. Da traf einmal der Kaiser seine Gemahlin mit dem Bucklichen im Bette und stach beide mittendurch. Der Schreiber aber rächte sich, indem er diese Scene auf die Münzen prägen ließ, also daß im ganzen Reiche des Kaisers Schande kund und die Echtheit seiner Kinder fortan bezweifelt wurde.

Ein ungenannter Geistlicher schrieb eine Weltchronik für Heinrich den Erlauchten. Im 14. Jahrhundert reimte Ludwig von Velthem in niederdeutscher Sprache den lateinischen Geschichtsspiegel des Vincenz von Beauvais.

In Docens Miscell. II. 158 f. geschieht einer altdeutschen Reimchronik Erwähnung, die sich handschriftlich in München befindet und worin der Aufenthalt des Achilles auf Skyros eine derb humoristische Wendung erhält.

Achilles trachtet hier, die schöne Deidamia mit List zu berücken, überredet sie, es sey doch besser, ein Mann als ein Weib zu seyn, und lehrt sie gewisse geheimnißvolle Ceremonien und ein Gebet an einen unbekannten Abgott, wodurch ihre Verwandlung in einen Mann bewirkt werden soll. Alle ihre Mühe bleibt vergebens, aber bei Achill schlägt das Mittel besser an. Mit Staunen nimmt Deidamia seine Verwandlung wahr und ist neidlos genug, sich darüber zu freuen.

Von den großen Weltchroniken, in welchen biblische und römische Geschichte in die deutsche übergeleitet und viele Fabeln erzählt wurden, müssen wir die strenger geschichtlichen Dichtungen unterscheiden.

Die ältesten auf die deutsche Geschichte bezüglichen theils lyrischen, theils epischen Dichtungen sind noch lateinisch geschrieben und ohne Zweifel von Geistlichen verfaßt. Eine Ausnahme macht das berühmte Ludwigslied, ein Lied auf den Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Saulcourt im J. 881. Die Handschrift ist in Valenciennes von Hofmann von Fallersleben aufgefunden worden. Ein Mönch Hucbald soll es verfaßt haben. Es stellt die Schlacht dar, als auf Gottes Geheiß in frommer Demuth unternommen und nur ihm zur Ehre. Das Lied ist daher von aller modernen Renommisterei entfernt, was ihm einige Literarhistoriker bitter zum Vorwurf gemacht haben, ich aber gerade sehr nobel finde. — Aus dem 10. Jahrhundert ist ein halb lateinisches, halb deutsches Gedicht von der Versöhnung Otto's I. mit Herzog Heinrich fragmentarisch erhalten. Lateinisch aber ein Lied auf den Tod Heinrichs II.,

auf seinen Nachfolger, den Salier Konrad, auf die Krönung Heinrichs III. (Grimm und Schmeller, lat. Gedichte 333. Haupt, Zeitschr. XI. 10 f.). Ein lateinisches Lobgedicht Wippos auf Heinrich III. In deutschen Reimen ist aus dem 13. Jahrhundert erhalten die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwigs des Frommen, herausg. von von der Hagen 1854, ohne poetischen Werth.

Unter den Reimchroniken, die von einzelnen Ländern oder Städten handeln, ist Gottfried Hagens Chronik der Stadt Köln aus dem Ende des 13. Jahrhundert, herausg. von E. v. Groote, Köln 1834, durch Treue und lebendige Schilderung der stolzen Bürger ausgezeichnet. Desgleichen die livländische Reimchronik (von Detlef von Alnpeke nur abgeschrieben) durch die Frische der Darstellung der heißen Kämpfe zwischen den deutschen Rittern und Heiden. Eine deutsche Ordenschronik des Nic. von Jeroschin (herausg. von Pfeiffer 1854) gehört erst ins folgende Jahrhundert und ist ganz durchdrungen vom christlichen Feuer und marianischem Rittergeist. Die großen Werke der Deutschen in jenen fernen Gegenden sind leider schmählich vergessen worden. Deswegen herrscht auch dort nicht mehr der Deutsche, sondern der Russe. Viel Interessantes enthält auch die gut geschriebene mecklenburgische Reimchronik des Ernst von Kirchberg in Westphalen, Monum. IV. 593 f., aus dem 14. Jahrhundert. Ottaker, ein Steiermärker, den man früher irrthümlich von Horneck zubenannt, schrieb zwischen 1300—1317 eine berühmte österreichische Reimchronik, gedruckt bei Pez III. Vgl. Schacht, aus und über Ottakers Chronik, Mainz 1828 und Jacobi, de Ottocari chron. Vratisl. 1839. Ein Bruchstück der alten und bessern Handschrift gedruckt bei Eccard, hist. med. aevi II. 1455. Sie ist reich an sehr lebendigen Schilderungen, etwa wie der trojanische Krieg und die Eneit, die er sich zum Muster genommen. — Ich erwähne nur noch den Appenzellerkrieg (herausg. von Arx 1825), die Schlacht bei Worringen, unendlich weitläuftig, aber mit Stolz geschrieben von Jan van Helu (herausg. von Willmans. 1836), die geschätzte, aber gar nüchterne holländische Reimchronik des Melis Stoke (oft gedruckt); die braunschweigische Kronika fan Sassen (herausg. von Scheller 1826), die Chronik von Flandern (herausg. von Kausler, 1840). Noch viele andere kann man bei Gödeke verzeichnet finden.

5.

Gereimte Sittenlehre.

Das älteste und berühmteste Lehrgedicht ist der welsche Gast des Thomasin von Zerclâre (della chiara), eines Friauler Edelmanns (daher der Titel welscher Gast) aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, herausg. von Rückert 1852. Es enthält die Lehren eines Vielerfahrnen und empfiehlt vor allem die Stetigkeit, d. h. stoische Unbeugsamkeit und Ausdauer. Es ist sehr interessant, aber nicht poetisch, und neuere Literarhistoriker haben es überschätzt, weil es mehr der modernen Philosophie als der alten Kirche zuneigt.

Konrad von Würzburg schrieb das Gedicht von Wirnt von Grafenberg (Beneckes Ausgabe des Wigalois 1819. Hagens Gesammtabentheuer Nr. 70). Wirnt war selbst ein Dichter und zwar Verfasser des Wigalois.

Wirnt, ein schöner und trefflicher Ritter, aber zu weltlich gesinnt, erblickt einmal ein wunderschönes Weib und erfährt von ihr, daß sie „die Welt" sey. Damit dreht sie sich um und zeigt ihm ihre Rückseite voll Verwesung und Gewürm. Da bekehrt er sich und zieht ins h. Land.

Konrad von Würzburg schrieb auch schon eine sehr merkwürdige „Klage der Kunst", abgedruckt im Museum der altd. Lit. u. Kunst I. 62 f.

Die Kunst, arm und in zerrissenen Kleidern, klagt die „falsche Milde" an, welche die Menschen bewege, schlechten Dichtern nachzulaufen und die guten darüber zu vernachlässigen. Nachdem alle Tugenden für die Kunst als Zeugen aufgetreten, spricht die Bescheidenheit das von der vorsitzenden Gerechtigkeit bestätigte Urtheil, daß, wer künftig aus falscher Milde die schlechte und gemeine Kunst der guten und edeln vorziehe, von allen Tugenden verlassen seyn soll.

Wernher von Elmendorfs Tugendlehre (abgedr. in Haupt Zeitschr. V. 284 f.) ist ganz ohne Poesie.

Vridanks Bescheidenheit, von W. Grimm herausgegeben, gehört zu den berühmtesten und wirklich besten Lehrgedichten des Mittelalters. Daß es nicht von Walther von der Vogelweide herrührt, wie Grimm gemeint, hat Pfeiffer nachgewiesen. Verfasser ist einer, der wirklich Vridank hieß und der nur gute Sprüche sammelte, worunter auch solche von

Walther vorkommen. Es ist eine Sammlung von zahlreichen gereimten Lehren und sinnigen Gedanken.

König Tyrol von Schotten gibt seinem Sohn Friedebrand erst Räthsel auf und knüpft daran eine Reihe weiser Lehren. Berühmtes Lehrgedicht aus dem 14. Jahrhundert (Haupt Zeitschr. I. 7). — Der Windsbeke ertheilt seinem Sohn die löblichsten Sittenlehren; die Windsbekin, eine Nachahmung, desgleichen ihre Tochter (Benecke, Beitr. II. 455, besondere Ausgabe von Haupt 1845). — Lehren an einen Jüngling schrieb auch Konrad von Haslau (Haupt Zeitschr. VIII. 550 f.). — Ueber ein noch ungedrucktes niederdeutsches Lehrgedicht vom Pfaffen Kolemann aus dem 13. Jahrhundert „der Kaland" gab die ersten Nachrichten Schatz in einem Halberstädter Schulprogramm 1851. Das Gedicht ist ohne poetische Bedeutung.

Der kleine Lucidarius oder „Lichtgeber" des Oesterreichers Seifried Helmbrecht aus dem 13. Jahrhundert, edirt von Karajan in Haupts Zeitschr. IV. 1 f., enthält eine Reihe von Lehrgedichten. Ein alter Ritter belehrt darin einen jungen Knecht gesprächsweise und klagt über die Verdorbenheit in allen Ständen. —

Der Stricker, ein österreichischer Dichter des 13. Jahrhunderts, schrieb über vielerlei (eine Umarbeitung des Rolandsliedes, des Daniel von Blumenthal, den Pfaffen Amis, Fabeln, Schwänke), auch lehrhafte Sachen von der Frauenehre, von der Freude (die ihm fehlt), von den schlechten Zeiten (unter dem Titel der „Klage"). Vgl. Hahn, kleine Gedichte des Stricker, 1839. Haupt Zeitschr. VII. 478. Den Amis will ich erst später in Verbindung mit andern Pfaffenschwänken besprechen, von den kleinen Erzählungen und Beispielen nur Einiges hier auszeichnen.

Ein reicher König träumt, daß ihn ein armer König beleidige, und fordert Genugthuung. Der arme führt alle seine Vasallen an ein Wasser und fordert den reichen auf, die im Wasserspiegel befindlichen Scheinbilder seiner Vasallen in Haft zu nehmen, eine Scheinsühne für die Scheinbeleidigung. — Am Martinsabend trinkt sich ein reicher Bauer dem Heiligen zu Ehren toll und voll. Da kommt ein Dieb zu ihm herein, sagt, er sey der h. Martin und wolle ihm derweil Haus und Stall und Scheuer bewachen, damit er ruhig forttrinken könne. Der Bauer thut es und der Dieb räumt alles aus.

Die Warnung, ein Lehrgedicht aus einer Wiener Handschrift mitgetheilt in Haupts Zeitschr. I. 438 f., enthält Mahnungen nicht blos

an die Sünder, wie es im Eingang heißt, sondern auch Lebensreglen von den Vorurtheilen, falschen Lehrbegriffen, eingebildeten Genüssen, von der Eitelkeit und vom schlechten Lohne dieser Welt ꝛc. Frömmigkeit paart sich darin mit viel Menschenkenntniß und Erfahrung. — Der Spiegel des Regiments von Johann von Morszheim, herausg. von Gödeke 1856, ist gegen die Hofleute und ihre Untreue gerichtet. Zwei Gedichte des Tanhäusers handelten von der Hof- und Tischzucht, dazu gab es einen Ritterspiegel (Kopp, Bilder und Schriften I. 3 f.), Lehren für die Fürsten ꝛc., alle verzeichnet bei Wackernagel S. 289.

Der Renner von Hugo von Trimberg, einem Schulmeister in Bamberg, ums Jahr 1300 geschrieben, heißt so, weil er „rennen soll durch alle Land", und ist eine Sammlung, bestehend aus allerlei lehrreichen und kuriosen, ernsthaften und scherzhaften Legenden, Controversen und Fabeln, man könnte ihn den didaktischen Hans Sachs, so wie Hans Sachs den dramatischen Renner nennen. Obgleich fast um drei Jahrhunderte älter als Hans Sachs, theilte doch Hugo von Trimberg mit demselben die Vorliebe für das Mannichfaltige, die Lust, unaufhörlich neue und verschiedene, seltsame und abwechselnde Bilder in den Teppich der Sprache zu weben. Und auch darin sind sie einander ähnlich, daß sie überall moralische Nutzanwendungen anknüpfen, welche die Ehrlichkeit der Zeit charakterisiren, obgleich uns jetzt gerade diese Partien am langweiligsten vorkommen.

Sein Ton ist durchgängig, auch bei ernsthaften Gegenständen, heiter und von liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, z. B.

Kurzen Muth und langes Haar
Haben die Mädchen sonderbar,
Die zu ihren Tagen kommen sind,
Die Wahl macht ihnen das Herze blind,
Die Augen zeigen ihnen den Weg,
Von den Augen geht ein Steg
Zu dem Herzen nicht gar lang
Auf dem steiget mancher Gedank
Wen sie nehmen sollen, oder nicht,
O weh ꝛc.

Da finden wir allgemeine Satiren auf die Geschlechter, die Stände, die Menschen überhaupt gepaart mit biblischen Geschichten, mit einer

Menge Thierfabeln, mit Weisheitslehren aller Art, mit geistlichen, politischen, sittlichen Ermahnungen und selbst mit literarischen Notizen.

Noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts schrieb Konrad von Ammenhausen sein Schachzabelbuch, nach einer lateinischen Quelle, aber frei und mit viel politischer Nutzanwendung. Die Schachfiguren bedeuten die verschiedenen Stände und über jeden weiß er pikante Dinge zu sagen, Beispiele aus der Geschichte, Schwänke und satirische Bemerkungen.

Heinrich der Teichner lebte zu Wien; im 14. Jahrhundert ein äußerst langweiliger Sittenprediger. Ueber ihn schrieb Karajan, Wien 1855.

Peter Suchenwirt, ein österreichischer Dichter und Freund der Teichner, dessen Werke von Primisser 1827 herausgegeben wurden, besang die Freuden der Maria, vorzugsweise Meister in Allegorien. Besser als seine Streitreden (zwischen Ehre und Minne, Stätigkeit und Frau Venus 2c.) sind die kleinen Erzählungen, z. B. von einem durch die ganze Welt umgewanderten Pfenning; von dem unsichtbar machenden Ring, den Frau Abentheuer an der Hand hat, und durch den sie in alle Heimlichkeiten eindringt; vom Schlaf der Minne, während dessen die Ritterschaft gänzlich entartet 2c. Seine zahlreichsten Schriften aber sind Lobgedichte auf die Fürsten und Ritter seiner Zeit, seine Gönner und Freunde. Alle diese Lobgedichte haben einen historischen Hintergrund, sind aber langweilig. Dasselbe gilt von Martin Behaim, der als armer Teufel bei den großen Herrn herumbettelt und sie dann in der Manier des Suchenwirt lobt. Vor allen den wilden Pfälzer Friedrich, der ihn in Heidelberg aufnahm und den er dafür über den großen Alexander pries. Nur wenn er hungerte, schrieb er auch gegen Fürsten und Adel Hohnlieder. Sein Gedicht vom Wiener Aufruhr gegen Friedrich III. gab Karajan 1843 heraus.

Vintler's Blume der Tugend, gedruckt zu Augsburg 1486 und handschriftlich in Gotha, ist die Uebersetzung der fiori di virtu, eines 1320 in Italien geschriebenen Werks (vgl. Haupts Zeitschr. IX. 86 und X. 255 f.), aber mit originellen Einschaltungen. Der Text handelt von der Tugend, die Einschaltungen enthalten Gebete, eine gute Beschreibung von allerlei Aberglauben der Zeit, Klagen über die Corruption in allen Ständen, über das Altwerden, über den Geiz, Anweisungen zur Redekunst, bunt durcheinander, endlich noch die Schilderung des Weltendes.

Unter den Lehrgedichten nehmen die Wettstreite einen großen Raum ein. Sie gehen wohl von den Oster- und Maispielen aus, in denen Winter und Sommer mit einander kämpfen. Es sind ferner Wettstreite des Geistes, Räthselkämpfe, wie schon in der altnordischen Edda. Später wurde alles Mögliche in diese Arena hineingezogen. So stritt das alte und neue Testament, die alte und neue Minne, die Stete und Unstete (Treue und Untreue), Minne und Ehre, Herz und Mund, Frau und Jungfrau, Mann und Weib, Wein und Minne, stritten die Altersstufen, die Temperamente, die Berufsarten und Stände je um ihren Vorzug.

Einen Streit der Minne mit dem Pfenning (Liebe und Geld) dichtete Suchensinn im 15. Jahrhundert, wie auch ein Minnegericht.

„Der Mägde Kranz" des Heinrich Muglin aus dem 14. Jahrhundert läßt vor dem Throne Kaisers Karl IV. zwölf Damen streiten, welche Personificationen der Wissenschaften und Künste sind. Die Theologie erhält den Preis. Dann ziehen die Damen noch in das Reich der Natur, begleitet von der Zucht, damit zuletzt Natur und Geist wetteifernd dem Kaiser huldigen können.

Von Hermann von Sachsenheim, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Constanz lebte, haben wir einige nicht geistlose Allegorien. Am berühmtesten ist seine „Mörin", seit 1512 öfter gedruckt.

Der Dichter geräth unter die Elben und wird von ihnen gebunden in den Venusberg geführt, wo Frau Venus auf einem Elephanten thronend, über ihn Gericht hält, weil er an Frauen Untreue begangen und mehrere zugleich geliebt hat. Anklägerin ist die schwarze Brunhild, die auf einem Einhorn (Sinnbild der Jungfräulichkeit) reitet, sein Vertheidiger dagegen der treue Eckhart, der ihm auch durchhilft, so daß Frau Venus ihn endlich entläßt. In dieser Allegorie ist alles verkehrt aufgefaßt, aber absichtlich, aus Ironie. Frau Venus, die eigentlich die allgemeinste Buhlerei begünstigen sollte, will die Solide spielen. Der treue Eckhart, der eigentlich die Treue vertheidigen sollte, vertheidigt die Untreue, und die schwarze Mohrin, die das böse Prinzip seyn sollte, erscheint hier als das gute. Was den Namen betrifft, so mag der Dichter wohl an die böse Brunhild gedacht haben.

Noch witziger ist des „Spiegels Abentheuer" von demselben (abgedruckt in Holland und Keller, Altswert, 129 f.)

Die Treue will in Schwaben Tribut erheben und bekommt nichts. Da tröstet sie der Dichter, in seinem Herzen allein sey so viel Treue, daß man 1000 Elephanten damit beladen könne. Aber in einem Spiegel sieht er ein

schönes Weib und vergißt augenblicklich die Treue, bis er erkundet, die Schöne sey durch und durch boshaft, und reuig an seine Frau zurückdenkt.

Derselbe Dichter hat noch einen andern „Spiegel" gedichtet, in dem Jeder die Wahrheit sieht. Unbedeutend ist die Liebesklage im „Schleiertüchlein". Witzig und ganz im Geist des Don Quichote die hochtrabende Anrede eines Greises im alten Minnestyl an eine gemeine Grasmagd. — Damit verwandt sind die Gedichte Meister Altschwerts (1850 von Keller und Holland herausgegeben): der Schatz, worin er eine von 12 Tugenden gefertigte Krone beschreibt, die er seiner Geliebten schenken soll, von der aber eine Zinke abfällt, somit die Trägerin eine Tugend weniger hat; das „alte Schwert" (woher wohl sein Name) und ein paar andre kleinere alleg. Erzählungen.

Merkwürdig ist ein von Grieshaber (Sprachdenkmale 1842) herausgegebener „geistlicher Vogelgesang", worin eine Anzahl Vögel charakterisirt werden.

Der Adler bedeutet das Reich, die Amsel den Mönchsstand, weil sie nichts thut, als zu Gottes Ehre singen, die Bachstelze schlägt mit ihrem Schwanze den Tact zum Concert der Vögel, die Eule und der Kukuk werden von allen gehaßt, der Fink sagt Jedem die Wahrheit, schilt den Spatz einen Dieb, kündigt das Wetter an; der Gimpel, lieber Leser oder Zuhörer, der nistet bei dir selber, den thust du täglich nähren. Der Staar lernt alles und wäscht oft seine Hosen, doch werden sie nicht weiß. Die Wachtel glaubt ihr Gespons zu hören, da ist es der Jäger, der den Liebeston nur nachgeäfft, und fängt sie. So macht es der Teufel mit den Menschen, die sich von Minne zu viel locken lassen. Der Wiedehopf stolzirt prächtig einher mit einer Krone und ist doch nur ein gemeiner Gesell ꝛc.

In Graffs Diutiska I. 77 geben 25 Vögel, in Ettmüllers Witzlaw S. 64 85 Vögel und auch andere Thiere einem Könige Rath, wieder jeder seinem Naturell gemäß, das erste Gedicht schließt der Kukuk, das zweite der Fuchs.

Ein eigenthümlicher poetischer Hauch liegt über der Symbolik der Gestirne, Steine, Pflanzen und Thiere im Mittelalter. Vieles davon ist offenbar aus den Alten entlehnt, z. B. in den Uebersetzungen des Physiologus, es mischen sich aber darunter auch viele Züge aus dem alten deutschen Heidenthum bis auf die Namen der Thiere und Pflanzen, die sich auf die alten Gottheiten beziehen, worüber Grimms D. Mythologie zu

vergleichen ist. Anderes ist wahrscheinlich spätere und freie Dichtung einer Zeit, die schon die Sinnbilder überall anzubringen liebte, im 14. Jahrhundert. Ein langes Gedicht von der Natur und Kraft der Edelsteine in einer Dresdner Handschrift, ist im Museum für altd. Lit. II. 55 f. abgedruckt. Der s. g. König vom Odenwald in einer Würzburger Handschrift erörtert den Nutzen der Thiere. Konrad von Megenberg in seinem aus dem Lateinischen übersetzten Prosabuch von der Natur enthält, wie die spätern Kräuterbücher mitten unter antiken Citaten doch viel poetischen Aberglauben heimathlichen Ursprungs und sinnige Vergleichungen.

Uralt ist wohl die Blumensprache in der deutschen Poesie. Davon zeugen die alten heidnischen Namen der Kräuter und Blumen. Davon die tief im Bewußtseyn des Volks lebende Bedeutung der Rose, der Lilie, des Veilchens ꝛc. Eine altdeutsche Symbolik der Blumen kommt in Versen vor in der Häzlerin Liederbuch II. Nr. 22, in Prosa bei Grimm, altd. Wälder I. 131.

Unter dem Namen „Beispiel" kam auch die antike Thierfabel schon früh im Mittelalter in Gebrauch, wobei ausdrücklich Aesop übersetzt und nachgeahmt wurde. Ich kann mich hier auf diese von fremdher gebrachten Fabeln nicht einlassen, jedoch ist zu bemerken, daß gewöhnlich unter den Thierfabeln auch originelle Schwänke von Menschen vorkommen, und daß selbst unter den ersteren viele ihre deutsche Originalität durch reizende Naivetät verrathen. Ausschließliche Fabelbücher sind Boners Edelstein und die Sammlung des Gerhart von Minden (im Auszug von Wiggert edirt, Magdeb. 1836), viele stehen auch im Stricker, in der Coloczaer, in einer Würzburger und Wiener Handschrift. Aus der letzten haben die Grimm, altd. Wälder III. 167 f. ziemlich viel abgedruckt, weitere wurden von Pfeiffer in Haupts Zeitschr. VII. 318 f. nachgetragen.

Ulrich Boner, Predigermönch zu Bern in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, benutzte den Aesop und andere ältere Fabelsammlungen. Schon Lessing untersuchte seine Quellen. Boners Fabeln waren sehr beliebt und wurden schon 1461 gedruckt, die beste neue Ausgabe ist die von Pfeiffer 1844. Einige seiner Fabeln mögen hier stehen:

Der Hahn wirft den Edelstein weg, weil es kein Haberkorn ist. Der Wolf

wirft dem unterhalb am Bache trinkenden Schaf vor, es trübe ihm das Wasser. Der Hund läßt das Fleisch fallen, um nach dem vergrößerten Bild desselben im Wasserspiegel zu schnappen. Die trächtige Hündin, von einem Hund in seine Hütte aufgenommen, wirft Junge und vertreibt mit deren Hülfe den Eigenthümer der Hütte. Der Fuchs, dem der Adler die Jungen geraubt, steckt das Nest des Adlers in Brand. Die Maus, wenn auch noch so schwach, rettet doch einen Löwen, indem sie das Netz zernagt, darin er verstrickt lag. Die Schwalbe warnt ihre Jungen vor dem Hanfsamen, weil man Stricke daraus macht. Die Frösche wollen durchaus einen König haben und bekommen den Storch. Der Frosch will ein Ochse seyn, bläst sich auf und zerplatzt. Der Hirsch bewundert sein Geweih im Wasserspiegel und bleibt nachher damit an Zweigen hängen. Der magere Wolf beneidet den fetten Hund nur so lange, bis er die Spur des Halsbandes an ihm sieht. Der alte Krebs tadelt den jungen, weil er rückwärts geht. Die Mäuse wollen der Katze die Schelle nicht anhängen. — Zwei Gesellen wandern, ein Bär kommt, der eine rettet sich auf einen Baum und läßt den andern im Stich, der sich todt stellt. Was hat dir der Bär ins Ohr gesagt? fragt nachher der auf dem Baum: traue keinem Freunde, erwiedert jener. — Das Brod soll dem von dreien gehören, der am besten träumen wird. Der dritte bleibt wach und ißt das Brod, indeß die andern schlafen. — Der Lahme soll auf einer Brücke einen Pfenning zahlen und protestirt. Da bemerkt man, er sey auch einäugig und nun muß er zwei Pfenning zahlen. — Der thönerne Hafen will mit dem eisernen nicht auf dem Wasser zusammenschwimmen. Einer hat eine Gans, die goldene Eier legt, will das Gold auf einmal haben und schlachtet sie. Im Sturm bricht die Eiche, das Schilf erhebt sich wieder. Drei Brüder haben einen Esel zusammen, jeder glaubt, der andere füttere ihn, bis er verhungert.

Besonders bemerkenswerth unter Boners Fabeln ist: „der Müller und der Esel“.

Ein Müller reitet auf seinem Esel aus, sein Sohn läuft nebenher. Da schelten die Leute, daß er das arme Kind laufen lasse. Nun steigt er ab und läßt das Kind aufsitzen. Da schelten die Leute, was für ein Narr er sey, daß er nicht selber reite. Er setzt sich nun mit hinauf. Da schelten die Leute, er erdrücke den armen Esel. Nun steigen beide ab und tragen den Esel, da schelten die Leute noch viel mehr. So konnte ers keinem recht machen.

Diese berühmte Fabel kommt zuerst vor außer bei Boner noch in Laßbergs Liedersaal III. 143. Dann in Poggii facetiis im 15. Jahrhundert, der ausdrücklich bemerkt, er habe sie aus einer deutschen Quelle geschöpft. Ferner in Pauli Schimpf und Ernst Nr. 493, in Camerarii Fabeln vom Jahr 1564. Später in Lafontaines Fabeln und

in die meisten Fabelbücher für Kinder übertragen. Eschenburg untersuchte die Quelle dieser Fabeln im Neuen Lit. Anzeiger 1807 Nr. 29, konnte sie aber nicht weiter als bis zu Boner verfolgen, der seinerseits zum Theil ältere lateinische Quellen benützt, ohne daß von dieser Fabel eine ältere Spur gefunden wäre.

Ebenso alterthümlich und gewiß echt deutsch ist die „Nachtigall", in Laßbergs Liedersaal II. Nr. 167. Auch in Boners Edelstein, 92. Hans Sachs I. 321.

Ein Jäger fängt eine Nachtigall, sie will ihm drei wichtige Lehren ertheilen, wenn er sie losläßt. Dann sagt sie ihm: „er solle nie Verlorenes beklagen, nie Unerreichbares verlangen, nie Unmögliches glauben" und fliegt fort. Kaum ist sie frei, so spottet sie seiner, daß er sie losgelassen habe, da sie einen faustgroßen kostbaren Edelstein in sich berge. Nun klagt er bitterlich und stellt ihr aufs neue nach. Aber sie fliegt weiter fort und erinnert ihn, daß er ihre drei Lehren schon vergessen habe, über Verlorenes klage, Unerreichbares wolle und an den faustgroßen Stein glaube, der in ihrem kleinen Leibe ja unmöglich Platz habe.

Fabeln, in denen der deutsche Humor in köstlicher Naivetät hervortritt:

Einsmals in einem tiefen Thal
Der Kukuk und die Nachtigal
Thäten eine Wette anschlagen &c.

wer am besten singen könne. Der Esel entscheidet zu Gunsten des Kukuks (Docen, Misc. I. 284).

Eines der spätesten und ältesten Beispiele ist das von der großen Rübe:

Einem armen Mann wuchs auf seinem Aeckerchen eine ungeheuer große Rübe, die er dem König zum Geschenk brachte. Der König belohnte ihn reichlich. Als das des armen Mannes reicher Bruder hörte, machte er dem König schöne Pferde zum Geschenk, in der Hoffnung, dafür noch reichlicher belohnt zu werden, bekam aber nichts dafür, als eben dieselbe seltene Rübe, die der König von seinem Bruder hatte. Aus dem lat. Gedicht Raparius in einer Straßburger und Wiener Handschrift in Grimms Märchen Nr. 146. Vgl. auch Mone, Anz. VIII. 561 f. und Wolf, deutsche Märchen Nr. 287.

6.

Helden- und Liebesromane.

Ich fasse hier alle die altdeutschen Dichtungen zusammen, die, außerhalb des Artuskreises wie auch des kerlingischen gehalten, interessante Helden- und Liebesbegebenheiten erzählen.

Eins der merkwürdigsten Gedichte in lateinischer Sprache und leoninischen Versen (gereimten Hexametern) von einem unbekannten Mönch in Tegernsee (man vermuthet, er habe Froumund geheißen) im 10. Jahrhundert geschrieben, ist leider nur in wenigen Fragmenten der wahrscheinlich vom Verfasser selbst herrührenden Pergamenthandschrift erhalten. Herausgegeben in J. Grimm und A. Schmellers lat. Gedichten, 1838 S. 127 f. Schmeller hat in Haupts Zeitschr. I. 401 noch ein Paar kleine Bruchstücke hinzugefügt.

Ruodlieb ist Dienstmann einiger großer Herrn, leistet alles für sie, bekommt aber keinen Lohn, verläßt daher seine alte Mutter und versucht, von einem treuen Knappen und Hunde begleitet, anderswo sein Glück. Ein Waidmann gesellt sich zu ihm und bringt ihn zu einem großen König in Afrika. In dessen Dienst zeichnet er sich durch seine Jäger- und Fischerkünste aus, dann durch die Gefangennehmung eines Grafen, der im Dienst eines benachbarten kleinen Königs einen Raubzug ins Land unternommen, aus Anlaß eines bei einem Jahrmarkt ausgebrochenen Tumultes und Mordes. Ruodlieb, der Sieger, wird vom großen König an den Hof des kleinen geschickt, den Frieden und eine Zusammenkunft beider Könige zu vermitteln, welche zu Stande kommt und bei der die Gefangenen ausgewechselt werden. Am Hof des kleinen Königs gewinnt Ruodlieb wieder kunstreich im Schachspiel dem König und seinen Hofleuten alles ab. Nachdem er heimgekehrt, ruft ihn ein Brief seiner alten Mutter und die Noth seiner alten Herren ab, die ihn um Hülfe bitten gegen ihre Feinde. Er nimmt vom großen König Abschied, der ihm zwei Brode mitgibt, von denen er eins erst bei seiner Mutter und das zweite erst an seiner Hochzeit anschneiden solle. Beide sind nur wie Brod angemalt, aber zusammengelegte silberne Schüsseln voll Gold und Schmuck. Dazu gibt ihm der große König zwölf goldene Lehren, er solle keinem Rothkopf trauen, nie um den Schmutz des Weges zu vermeiden über die Saat reiten, nie bei einem alten Mann übernachten, der ein junges Weib hat, dem Nachbar keine trächtige Stutte lehnen zum ackern, Verwandte nicht oft besuchen, mit keiner Magd vertraut werden, wenn sie auch noch so schön wäre, sich bei der Brautwahl

von der Mutter nicht einreden lassen und die Frau selbst nicht alles wissen lassen, jede Rache über Nacht verschieben, nie mit seinem Herrn streiten, und bei keiner Kirche vorbeireiten, ohne darin zu beten. Alle diese Lehren kommen nun im Verlauf der Geschichte in Anwendung, leider aber ist das Gedicht so lückenhaft, daß wir nicht alle wiederfinden. Zuerst gesellt sich ein Rothkopf zu ihm, mit dem er viel Noth aussteht, indem derselbe im Hause eines alten Mannes dessen junges Weib verführt und den Alten selbst erschlägt. Der Ausgang fehlt. Weiter folgt lückenhaft eine reizende Idylle, wie Ruodlieb einem glücklichen Liebespaare beim Tanze zur Harfe spielt.

Bei seiner Mutter angekommen, empfängt ihn zuerst deren Dohle, die seinen Namen sprechen gelernt hat. Dann sieht er die alte Mutter wieder und will das erste Brod anschneiden. Das Messer stockt, er entdeckt den Schatz und dankt dem gütigen König. Sodann wohnt Ruodlieb der Vermählung seines Neffen mit einer edeln Jungfrau bei, wodurch er aus den Schlingen einer Buhlerin gerettet wird. Er selbst soll nun auch heirathen und sucht sich eine besonders schöne und vornehme Dame aus, allein durch Zufall findet er die Bänder, die ihr bei einem gewissen Abentheuer mit einem Geistlichen entfallen waren und schickt sie ihr. Er will nun eine andere suchen, die nicht schon einen Liebhaber hat. Seiner Mutter träumt, wie er zwei wilde Eber mit einer Heerde Säue überwinde, dann auf dem Gipfel einer Linde sitze und eine weiße Taube ihm eine Krone aufs Haupt setze und ihn dann küsse und sich auf seine Hand setze. Darauf überwindet Ruodlieb einen Zwerg, der ihm, wenn er ihn freilasse, Sieg über die Könige Immunch und Hartunch (Vater und Sohn) und deren schöne Erbin Heriburg verheißt. Damit enden die Bruchstücke.

An andre altdeutsche Dichtungen reiht sich dieses wunderbare Lied nur insofern an, als es in der Wilkinasaga Cap. 40 von dem Zwerg Alfrikur (Alberich) heißt, er habe seinem Vater das Schwert Ekkisax im Berge entwendet und dem Könige Rogeleif geschenkt. Die Reise in die Verbannung und die Rückkehr zur Mutter erinnert an Herzog Ernst. Der eigenthümlichste Reiz des Gedichts liegt in den Genrebildern, in dem idyllischen Grundcharakter des Ganzen. Der Held selbst ist ein so gemüthlicher Mann der Wirklichkeit, daß man sich fast wundert, ihn später durch die Beziehungen zu dem Zwerge in die Wunderwelt eintreten zu sehen. Er theilt mit vielen andern Helden altdeutscher Gedichte die Biederkeit und Treue, aber er steht dem gemeinen Leben näher. Bemerkenswerth ist seine Kunst als Jäger, Fischer, Schachspieler. Er erinnert zuweilen an den erfindungsreichen Dulder Odysseus.

Wilhelm von Oesterreich, von Johann von Würzburg,

aus dem 14. Jahrhundert, handschriftlich in Gotha, im Haag und a. a. O. Vgl. Haupt, Zeitschr. I. 214.

Herzog Lupold von Oesterreich unternimmt in hohen Jahren noch eine Betfahrt, um ein Kind zu bekommen. Mit Erfolg, denn ihm wird noch ein Sohn, Wilhelm, geboren. Der Heidenfürst Agrant, der sich freiwillig und aus gleichem Grunde der Betfahrt angeschlossen, bekommt am gleichen Tage eine Tochter, Aglie. Wilhelm wird schon als Knabe von Sehnsucht fortgetrieben, denn alle Nacht zeigt ihm die Minne Aglies Bild. Er besteigt ein Schiff, fährt die Donau hinab, kommt ins Meer und geht in einen Wald, der auf einem Wallfisch wächst, als der Fisch mit ihm davonschwimmt und ihn an Agrants Küsten bringt, wo er unter dem Namen Rial am Hofe mit Aglie zugleich erzogen wird. Beide Kinder lieben sich aufs zärtlichste. Agrant belauscht ihr Gespräch und trennt sie, aber die Minne lehrt sie, sich in einem Balle Briefe zuzusenden. König Walwan wirbt um Aglie und schon ist die Hochzeit bereitet, als König Marroch in Walwans Reich einfällt. Nun muß alles in den Krieg, auch Wilhelm, der in einem Zauberwalde bei Smyrna einen Bracken findet und behält. Dieser Hund aber kennt aller Abentheuer Fährte und führt ihn sicher. Nach wunderlichen Abentheuern im Kaukasus findet Wilhelm einen Gönner an König Melchinor, hilft ihm nun seinen Nebenbuhler Walwan bezwingen, tödtet ihn und nimmt Agrant gefangen, kann aber dessen Tochter Aglie (mit der er durch einen Falken im Briefwechsel geblieben ist) dennoch nicht gewinnen, weil sie Melchinors Sohn Wildo verlobt wird. Auch diesen tödtet Wilhelm in einer Verkleidung, wird aber gefangen und soll eben hingerichtet werden, als Parklise, eine Jungfrau, auf einem Greife reitend, aus der Luft herabkommt und von ihm verlangt, er solle ihre Frau, die Königin Crispine, aus der Gewalt des Teufels erlösen, weil sie Kunde erhalten, er sey der tapferste. Wilhelm wird nun wirklich losgebunden und befreit Crispine, die ihm ihre Hand anbietet. Aber er bleibt Aglie treu, und Crispine bemüht sich nun selbst, ihm Aglies Hand zu verschaffen. Wilhelm verkleidet sich als Sultan, um Aglies Treue zu prüfen. Als ihm ihre Hand zugesichert ist, will sie durchaus nichts von dem Sultan wissen, bis er sich ihr zu erkennen gibt und sie nun von Abscheu und Wuth zum süßesten Entzücken übergeht. Sie läßt sich taufen und lebt in Crispines Schutz, während ihr Vater alle Heiden zur Rache aufbietet. Das veranlaßt einen großen Kreuzzug, an dem auch Lupold Theil nimmt. Die Heiden werden geschlagen, Agrant läßt sich endlich taufen und übergibt sein Land dem Wilhelm. Dieser edle Held selber aber wird, nachdem ihm Aglie einen Sohn geboren, auf der Jagd von den Heiden überfallen und erschlagen. Aglie stirbt vor Gram.

Auch die drei Dichtungen des Bertold von Holle aus dem 13. Jahrhundert, Crane, Darifant und Demantine, aus französischen Quellen,

gehören, so viel man sie kennt, diesen abentheuerlichen Ausgeburten ritterlicher Phantasie an. Bartsch (Berth. von Holle 1858) hat die noch erhaltenen Bruchstücke gesammelt. In denen von Crane allein ist einiger Zusammenhang. Crane (Kranich) wird der Ungarkönig Gajot genannt, der am Hofe des Kaisers dessen Tochter Acheloyde gewinnt.

Grimm vermuthet einen Zusammenhang dieses Gedichts mit dem gleichfalls nur in Bruchstücken erhaltenen Grafen Rudolph, einem Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, dessen geschichtlichen Inhalt Sybel in Haupts Zeitschr. II. 235 näher zu beleuchten versucht hat. Es ist von W. Grimm 1844 herausgegeben.

Der junge deutsche Held, Graf Rudolf von Arras, hört von dem Leiden der Christenheit im Morgenlande und rüstet sich mit großer Macht, ins heilige Land zu ziehen. Er hilft Askalon belagern, ohne es erobern zu können, kommt in Verbindung mit Heiden und in Händel mit dem christlichen König von Jerusalem, entflieht diesem und dient den Heiden. Da gewinnt er das Herz der schönen Königstochter von Aleppo (Tochter des Königs Halap), die um seinetwillen ihr väterliches Reich verläßt. Er wird vom König von Jerusalem gefangen und hart mißhandelt, entkommt aber nach Konstantinopel, wo er seine geliebte Prinzessin findet, die sich taufen läßt. Auf der Weiterreise verliert er seinen treuesten Freund durch Räuber. Der Ausgang der Dichtung bleibt unbekannt. Sie ist aber sehr beachtenswerth, weil sie die damaligen Zustände und Stimmungen im heiligen Lande so treulich ausdrückt, und alles schlicht und einfach, aber nicht ohne frische Lebendigkeit erzählt.

Wilhelm von Orleans, des Rudolf von Ems, in mehreren Handschriften zu Cassel, Wien, Heidelberg ꝛc. Haupt, Zeitschr. I. 209. 216. Büsching Grundriß S. 192, noch ungedruckt, Auszug in Mone's Anzeiger 1835 S. 27. Nach französischer Quelle bearbeitet.

Wilhelm von Orleans wird in einer Fehde mit Herzog Jofrit von Brabant erschlagen, seine Gattin Ylie stirbt vor Leid, ihr Sohn Wilhelm wird von Jofrit erzogen. Noch als Knabe kommt er zu König Reinher von England, wird mit dessen Tochter Amalie erzogen und liebt sie. Sie soll einen andern heirathen. Er entführt sie, wird eingeholt und nach tapferer Gegenwehr gefangen und muß geloben, nie mehr nach England zu kommen, den Splitter in seiner Wunde stecken zu lassen und nicht zu reden, bis Amalie es ihm erlaube. Wilhelm verrichtet im Ausland große Thaten. Eine Königstochter zieht ihm den Splitter aus. Als stummer Ritter weltberühmt wird er endlich mit dem König von England ausgesöhnt und heirathet Amalie.

Eraclius, Gedicht aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, nach einem französischen Original des Gautier von Arras frei bearbeitet von Meister Otte; beide herausgegeben von Maßmann 1842.

Eraclius wird in der Jugend von seinen armen Eltern verkauft, kommt zum Kaiser Phokas, zeichnet sich durch Ehrlichkeit und Verstand aus, wird sein vertrautester Rath und am Ende sein Nachfolger auf dem Thron, besiegt den Perser Chosroes und erobert das heilige Kreuz wieder. Das Gedicht ist hauptsächlich ausgezeichnet durch die Episode von der Kaiserin Athenais, die ihr Gemahl Phokas allzustreng hütet, weshalb sie zu Verbotenem Lust gewinnt und einmal heimlich mit dem schönen Jüngling Parides zusammenkommt. Indem sie nämlich durch die Stadt geht, wird sie wie von ungefähr aus einem Fenster begossen und muß ins Haus gehen, um sich umzukleiden. Das war aber alles verabredet und der Liebhaber in der Nähe. Eraclius selbst entdeckt das Verbrechen und zeigt es dem Kaiser an, bewegt diesen aber, den Liebenden zu verzeihen, sich von Athenais scheiden zu lassen und sie dem Parides zu überlassen.

Wittich von Jordan, handschriftlich in Gotha. Jacobs und Ukert, Beiträge I. 136 f. In einer andern ältern Redaction die Heidin oder Alpharius genannt, s. von der Hagen, Gesammtabentheuer. I, 383 f.

Wittich, ein tapferer christlicher Ritter, hört von der Schönheit der Herzogin Libaneth, Gemahlin des Herzog Beliand, beschließt sich ihr zu weihen und sucht ihre Burg auf. Unter derselben lagert er sich mit seinen Mannen. Der Herzog läßt nach seinem Begehr fragen. Er suche Abentheuer, erwiedert er. Da zieht der Herzog heraus und sie turnieren. Beliands Schild zerbricht. die schöne Libaneth glaubt, er sey verwundet, und sprengt zu Roß mit zwölf Jungfrauen ihm zu Hilfe. Ihre Bitten stillen den Kampf, Wittich wird als Gast ehrenvoll in der Burg empfangen. Da fragt ihn einmal Libaneth nach der Dame seines Herzens und er sagt: Die seyd ihr selbst. Sie wird sehr ungehalten, aber er steckt ihr einen Ring an den Finger, schwört, ihr ewig treu zu bleiben und zieht ab. Nun vollbringt er sieben Jahre lang große Heldenthaten; unter andern tödtet er einen ungeheuren Drachen, der einen gefangenen Ritter mit dem Schwanz umwickelt hat. Die Damen bemühen sich um seine Gunst, aber er bleibt gegen alle kalt. Da hört Libaneth von seinen Thaten und von seiner Treue und ihr Herz wird bewegt. Eine alte Amme mischt sich darein und bestellt Wittich heimlich in die Burg. Da läßt ihm Libaneth zum Lohn für seine Treue die Wahl, ob er ihre obere Hälfte bis zum Gürtel, oder die untere haben wolle? die andere Hälfte müsse ihrem Gemahl bleiben. Er wählt den obern, verbietet ihr nun aber, ihren Mann zu küssen, mit ihm zu reden oder nur ihn anzusehen. Da wird Beliand wüthend

und will sie umbringen. Sie flieht zu Wittich, der sie entführt, zum Christenthum bekehrt, tauft und heirathet. Beliand rüstet ein Heer, wird aber von Wittich besiegt und gefangen und tröstet sich am Ende mit einer vornehmen und schönen Jungfrau, die man ihm zum Ersatz gibt.

Kaiser Lucius Tochter, abgedruckt in von der Hagens Germania IX. 187 f. — Kaiser Lucius hat eine schöne und witzige Tochter.

Ein edler Ritter fragt sie, was sie dafür verlange, wenn er einmal bei ihr schliefe? Tausend Gulden sagte sie. Er gibt sie ihr und schläft bei ihr, aber sie hat ein Zauberbrieflein im Bett verborgen, davon muß er schlafen bis an den lichten Morgen und hat seinen Zweck verfehlt. Er bietet noch einmal tausend Gulden und es geht ihm wieder so. Da borgt er bei einem Bürger noch einmal tausend Gulden und verbürgt sich, an einem bestimmten Tage die Summe heimzuzahlen, oder der Bürger dürfe ihm so viel er wolle Fleisch aus dem Leibe schneiden. Auch holt der Ritter sich bei einem weisen Meister Rath und erfährt durch ihn den Briefzauber. Als er nun der listigen Königstochter zum drittenmal tausend Gulden gibt, entfernt er heimlich das Brieflein aus dem Bette, bleibt daher wach und überwältigt die Schöne, die anfangs gar sehr erschrocken ist und sich verzweifelt wehrt. Nunmehr aber hat sie Wohlgefallen an dem starken und klugen Ritter und behält ihn heimlich so lange bei sich, daß er des Bürgers ganz vergißt. Dieser klagt ihn an. Der Termin ist versäumt, der Wortlaut des Vertrages klar, der Bürger soll ihm das Fleisch ausschneiden. Da kommt aber die Königstochter verkleidet als Sachwalter ihres Geliebten und rettet ihn, indem sie zur Bedingung macht, der Bürger dürfe des Ritters Blut nicht vergießen, denn thäte er das, so werde er als Mörder bestraft. Da nun der Bürger das Fleisch nicht ohne das Blut haben kann, verliert er seinen Anspruch. Die Dame kehrt heim und gibt sich erst nachher dem Ritter zu erkennen. Ihr Vater billigt ihre Wahl und sie werden ein glückliches Paar. — Die gesta Romana enthalten diesen Stoff zuerst. Zuletzt ist er in Shakespeares Kaufmann von Venedig in der herrlichsten Weise behandelt worden.

Mauritius von Crun, aus der Ambraser Handschrift abgedruckt in von der Hagens Germania IX. 103.

Ritter Mauritius von Crun liebt die schöne, aber schon verheirathete Gräfin Beamunt, mit steter Treue. Sie verspricht ihm endlich ihre Gegengunst, wenn er ein Turnier veranstalten wolle, da sie noch keins gesehen habe. Sogleich entspricht er ihrem Befehl und baut ein großes von Räderwerk und Pferden getriebenes Schiff, mit dem er sammt seinem Gefolge stolz und zum Staunen alles Volks durchs Land zum Turnier fährt. Auf diesem selbst gewinnt er durch seine Heldenkraft den höchsten Preis, wird aber tüchtig

zerhauen und zerstochen. Da läßt er das reiche Schiff zerstücken und verschenkt es, und gelobt Jedem zu geben, was er von ihm verlange, also daß er sich bald bis auf die Unterkleider entblößt sieht. So viel Großmuth besiegt das Herz der Gräfin und sie läßt ihn durch ihre Zofe zu sich bestellen. Da er aber hier gar zu lange auf sie warten muß, schläft er vor Müdigkeit ein. Sie kommt endlich, findet sich durch sein Einschlafen schwer beleidigt und versagt ihm fortan alle Huld. Da kommt er aber ingrimmig wieder und sprengt mit voller Kraft die Thüre ihrer Schlafkammer. Ihr Gatte, der Graf, der kurz vorher einen Menschen zufällig getödtet hat, glaubt in der halbnackten und blutigen Gestalt des Ritters den Todten zu sehen, springt vor Schreck aus dem Bette und stürzt ohnmächtig hin. Mauritius aber legt sich an seine Stelle und sie ergibt sich ihm, denn er ist „der kühnste Mann". Er aber steckte ihr den Ring, den er von ihr empfangen, wieder an den Finger und sagt ihr für immer ab: „wären alle Weiber, wie Ihr seyd, es würde keiner mehr Weibern dienen wollen." Und wirklich zieht er von dannen und kehrt nie mehr zu ihr zurück. Sie aber steht noch oft am Fenster, ihre wohlgethane weiße Hand lehnt sie an ihre Wange, hört dem Gesange der Nachtigallen zu und klagt: ich werde nimmer wieder froh, ach könnte er meinen Kummer sehen!

Athis und Profilias, altfranzösisches Epos aus dem Ende des 12. Jahrhunderts in zwei Handschriften zu Paris, von einem gewissen Alexander verfaßt, bald darauf (ums Jahr 1200) auch in deutschen Reimen bearbeitet, hochdeutsch mit niederdeutsch vermischt. Von dieser deutschen Arbeit sind nur Bruchstücke in Berlin vorhanden, die aus Arnsberg in Westphalen stammen. Herausgegeben von W. Grimm. Berlin 1846. 4.

Der vornehme Römer Evas schickt seinen Sohn Profilias zu seinem Gastfreund Savis in Athen, um ihn dort bilden zu lassen. Hier wird er mit des Savis Sohn Athis innig befreundet. Athis soll die schöne Cardiones heirathen, in die sich Profilias so heftig verliebt, daß er todtkrank wird. Als er endlich dem Freund die Ursache seines Leidens gesteht, in der Hochzeitnacht, ist Athis so großmüthig, unerkannt statt seiner den Freund ins Hochzeitsbett liegen zu lassen. Bald wird die Verwechslung bekannt und wieder gut gemacht durch eine feierliche Vermählung zwischen Profilias und Cardiones, welche hierauf Athen verlassen und nach Rom ziehen. — Athis unterdeß wird von seinem Vater (ohne Angabe des Grundes) verstoßen und elend. Indem er seinen Freund in Rom suchen will, kommt er zu Händeln, wird fälschlich für einen Mörder gehalten und soll verurtheilt werden, als Profilias ihm begegnet, der sich nun für ihn opfern will und für schuldig ausgibt. Aber die wahren Mörder werden entdeckt und beide Freunde frei. Athis verliebt sich in Gayete, die Schwester des Profilias, die aber schon Braut des Bilas, Königs von Sicilien, ist. Es

kommt zum Kampf, Athis siegt durch seine Tapferkeit und gewinnt die Braut. — Nach Athen zurückgekehrt, muß Athis neue Noth bestehen, denn Pyrithous, Sohn des Königs Theseus von Athen, verliebt sich in Gayete; während Thelamon von Korinth und Bilas vereinigt die Frauen zu rauben suchen. Pyrithous kämpft für die Damen und fällt. Cardiones stirbt darüber aus Gram, weil er ihr Kämpfer gewesen (hat sie ihn geliebt?). Der Sterbende aber gelobt dem Profilias zum Ersatz seine schöne Schwester Alemandine. Bilas versöhnt sich mit Athis, indem er dessen Schwester Saline heirathet. — Der letztere Theil ist abgeschmackt; nur der erste, der von der treuen Freundschaft handelt, ist der echte Kern der Dichtung, der andere unnütze Zugabe.

Das Ambraser Liederbuch Nr. 225 enthält die schöne Erzählung von der treuen Florebebel:

Ritter Trianus von Steyermark kommt nach Dänemark, wo er als ein Heide zuerst die Taufe empfing und des Königs schöne Tochter Florebebel heirathete. Als er aber nachher auf Abentheuer zog, verliebte sich die Königin von Frankreich in ihn und ließ ihn des Nachts ein. Der König kam dahinter, überraschte die Liebenden und ließ den Ritter in den Kerker werfen. Sein treuer Knecht aber eilte nach Dänemark und gab Florebebel Nachricht. Da nahm diese männliche Tracht, zog nach Frankreich, gelangte durch Bestechung in den Thurm und tauschte mit Trianus die Kleider, also daß er glücklich entkam. Sie blieb an seiner Statt zurück und sollte gerichtet werden, als sie sich als Weib zu erkennen gab. Nun war auch die Ehre der Königin von Frankreich gerettet und ihr Gemahl befriedigt. Die Königin von Frankreich machte Florebebel Liebkosungen und Geschenke in Hülle und Fülle. Die letztere aber kehrte nach Dänemark zurück und ließ ihren geliebten Ritter kommen, der noch König von Dänemark wurde.

Verwandt sind folgende Erzählungen:

Ritter Alexander von Metz trug, als er ins h. Land zog, ein Hemd, das so lange rein bleiben sollte, als ihm seine Gattin Florentine daheim treu bleiben würde. Er wurde gefangen und Sklave des Sultans. Diesen wunderte, daß des Sklaven Hemd immer rein blieb und er frug nach der Ursache. Darauf schickte er Jemand in des Ritters Heimath, um die Treue der Frau zu prüfen. Sie bestand jede Probe. Zugleich erfuhr Florentine, wo ihr Gatte sey, verkleidete sich, reiste zu ihm und kaufte ihn los, ohne erkannt zu werden, schnitt ein Stück von des Mannes Hemde ab und kehrte allein zurück. Als ihr Gatte nachkam, fand er sie auf seiner Burg, als ob nichts vorgefallen wäre. Doch erfuhr er ihre Abwesenheit und hielt sie für treulos, bis sie ihm das abgeschnittene Stück des Hemdes zeigte. Steht in Körners hist. Volksliedern. Auch niederdeutsch, vgl. van der Bergh, niederl. Volksromans S. 52. Grimm, deutsche Sagen Nr. 531. Eine ganz ähnliche Geschichte wird

erzählt in den gestis Rom. 69. Desgleichen in Müllenhoffs holst. Sagen Nr. 607.

Ein Graf wird auf dem Kreuzzug gefangen und muß am Pfluge ziehen. Er bittet einmal den Sultan ihn zu seiner Frau heimzulassen. Der Sultan sagt Ja, wenn die Frau selber komme ihn zu holen. Das wird der Frau verkundschaftet, die sich nun als Mönch verkleidet, zum Sultan kommt, ihn durch ihr Saitenspiel entzückt und von ihm den Sklaven zum Geschenk erbittet und erhält. Keller, Erzählungen S. 168.

Die beiden Kaufleute, ein Gedicht von Ruprecht von Würzburg, abgedruckt in Grimms altd. Wäldern I. 35. Hagen Gesammtabentheuer Nr. 68.

Zwei Kaufleute in Verdun verheiratheten ihre Kinder mit einander, Bertram und Irmengart, die in der glücklichsten Ehe zusammenlebten. Einst verreiste Bertram und traf mit andern Männern zusammen. Es war die Rede von trefflichen und treuen Frauen. Bertram rühmte die seinige vor allen. Da wurde ein gewisser Hogier begierig, ihre Treue zu erproben, reiste nach Verdun und stellte ihr auf alle Weise nach. Um ihn ein für allemal los zu werden, beredete sie ihre Magd Amelie, sich in ihr Bett zu legen und ihn zu empfangen, als ob sie es selber wäre; Hogier aber hielt die Magd wirklich für die Frau und schnitt ihr zum Abschied ihren Goldfinger sammt dem Ehring ab, um einen Beweis seines Sieges davonzutragen. Allein wie sehr er auch gegen Bertram triumphirte, mußte er dennoch mit Schrecken und Scham die Wette verloren geben, als Irmengard ihre Hände vorwies und keiner ihrer Finger fehlte.

Grimm a. a. O. weist auf eine gallische Quelle dieser Erzählung hin. Nach Davies british Mythol. nämlich rühmt sich der junge Elphin an König Marlgwns Hof auf gleiche Weise seiner Frau, da schickt der König seinen Sohn Rhun, sie zu erproben. Sie legt ihn aber zur Magd, der er den Finger abschneidet. Man muß hier auch an die römische Lucretia erinnern, deren Geschichte, abgesehen vom Ausgang, im Anfang ganz die nämliche ist. Ohne Zweifel hat man es also hier mit einem Sagenstoff zu thun, der sehr alt ist und sich durch viele Völker verbreitet hat. Ein altes Volksbuch in Prosa, gedruckt zu Nürnberg 1499, das auch in Dänemark und Schweden gangbar ist, weiß nichts vom Fingerabschneiden, sondern nur von einem Maale am Arm der keuschen Frau, das der Versucher durch Bestechung entdeckt; dagegen ist die Strafe der letztern grausam. Eine Menge romanischer Dichtungen entsprechen dieser letztern Auffassung, setzen aber das Maal an die Brust der schönen Frau.

Ein ganz unbedeutender Minnesänger, Reinmann von Brennenberg, ist zu hohem Ruhme gelangt. Ihm nämlich gelten die alten Volkslieder vom Brennberger bei Uhland Nr. 75. Haupt, Zeitschr. III. 39. Grimm D. Sagen Nr. 499. 500. Hormayr Taschenbuch 1826. S. 313. Folgendes ist der Inhalt der Sage:

Brennberger, Ritter und Sänger am Hofe zu Wien, heimlicher Geliebter der schönen Herzogin von Oesterreich, wurde von dieser abgesandt, zu erfahren, ob die Königin von Frankreich noch schöner sey, als sie? Als Krämerin verkleidet fand er am Hofe zu Paris Eingang, schlief nach einander bei allen Hoffräulein und sollte endlich auch bei der Königin selber schlafen, da entfloh er aber und brachte seiner Geliebten die Kunde, jene Königin sey nach ihr das schönste Weib auf Erden. Nun kam aber der Herzog ihrer geheimen Liebe auf die Spur, ließ den Brennberger umbringen und setzte dessen Herz seiner Gemahlin als Speise vor. Als sie erfuhr, was sie genossen, aß sie keinen Bissen mehr und hungerte sich todt.

Dieselbe Begebenheit wird in vielen romanischen Dichtungen erzählt. Vgl. Diez, Leben der Troubadours S. 82. Hier hieß der unglückliche Ritter Cabestaing, und im Decamerone des Boccaccio IV. 9. Gardestagne. Boccaccio in einer andern von jener unabhängigen Erzählung IV. 1. macht aus dem grausamen Gatten einen Vater. In einem normännischen Lai von Renault sind es zwölf Damen, die der schöne Ritter Ignaures zugleich liebte, die von seinem Herzen essen müssen und alle aus Liebe sterben. Vgl. Gräße, allg. Lit.-Gesch. II. 2. 1121. W. Wackernagel macht in Haupts Zeitschr. VI. 294 mit Recht geltend, daß die Erfindung romanisch und erst in die deutsche Dichtung übertragen sey. Wie es aber gekommen ist, daß die alte Sage wieder auf den Brennberger übertragen wurde, erklärt sich aus dem Umstande, daß ein Ritter dieses Namens, also wohl ein Verwandter des Sängers, auf Befehl Heinrichs des Löwen wegen Verrätherei geviertheilt und „aufgeschnitten" wurde (von der Hagen, Minnesänger IV. S. 281), und daß Reinmann von Brennenberg selbst einmal in einem geistlosen und höchst geschraubten Liede klagt, sein Herz sey von seinem Leibe geschieden, weil es bei seiner Geliebten ferne von ihm sey (das. 283).

In dem Gedicht „die Herzmäre" von Konrad von Würzburg in Hagens Gesammtabentheuern Nr. 11 und besonders herausg. von Franz Roth, Frankf. 1846, auch in der Hätzlerin Liederbuch Nr. 23, stirbt ein

Ritter aus Liebesgram und schickt der geliebten Dame sein Herz selber zu, ihr Gemahl fängt es unterwegs auf, läßt es braten und setzt es ihr unwissend vor. Als sie erfährt, was es war, stirbt sie. Vgl. auch Uhlands berühmte Romanze vom Ritter von Coucy. Der Stoff war, wie man sieht, bei den Dichtern des Mittelalters sehr beliebt. Und wenn auch zuerst bei romanischen Dichtern ausgebildet, ist er doch ohne Zweifel nicht der altrömisch-gothischen Frivolität, sondern der germanischen Sittenstrenge entstammt, barbarischen, nordischen Ursprungs.

Die Kinder von Limburg, niederländisches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert, noch ungedruckt (Mone, niederl. Volkslit. S. 86. 230), als Volksbuch in Prosa bearbeitet und 1480 von Johann von Soest in schlechte deutsche Verse gebracht. Vgl. Gräße Sagenkreis S. 392. Hofmann horae belg. I. 67. van der Bergh, niederl. Volksrom. 30. Mone Anzeiger 1835. S. 164.

Otto, Herzog von Limburg, hat zwei Kinder, Heinrich und Margaretha. Die letztere verirrt einmal auf der Jagd, ein Bär frißt ihr Pferd, ein von Räubern geplünderter Kaufmann gesellt sich zu ihr. Sie kommen in ein Zauberschloß, wo Margarethas Tischgebet den Spuck verscheucht. Sie gehen zu Schiffe und kommen nach Athen, wo der Graf die Jungfrau als Zoll zu sich nimmt. Sein Sohn Echites verliebt sich in sie, die ihn keusch verschmäht. Seine Mutter aber erbost sich über diese Liebe so, daß sie Margaretha als Hexe verklagen und zum Feuertod verdammen läßt; Echites rettet sie und aus Dankbarkeit wird sie ihm hold, aber an den Hof nach Constantinopel geschickt, um von ihm getrennt zu werden. Unterdeß ist der Kaufmann heimgekehrt und hat ihrem Vater erzählt, wohin sie gekommen. Ihr Bruder Heinrich sucht sie auf. Er besteht unterwegs allerlei Kämpfe mit Bären, Räubern, Rittern, wird in Trier verrätherisch gefangen, aber durch einen Freund befreit, erobert Trier, zieht dann den Rhein hinauf, kommt nach Mailand und rettet die Herzogin Europa daselbst, die um ihr Erbe bedrängt wird. Sie bietet ihm ihre Hand an, er weigert sich, da er andere Zwecke verfolge, sie kommt aber des Nachts zu ihm und empfängt von ihm ein Kind, das Oliver genannt wurde und mit einem goldenen Kreuz auf der Schulter zur Welt kam. Darauf zieht er nach Calabrien und erbietet sich für eine unschuldige Königin, die man fälschlich des Ehebruchs angeklagt, noch zwei Jahre zu kämpfen. Unterdeß geräth er in den Venusberg, wo Frau Venus ihn gefangen hält. — Echites wird aber auch ein großer Held und zieht auf Abentheuer aus. Unter einer Linde schlafend erfährt er von drei fahrenden Frauen, er sey bestimmt, den Neffen seiner geliebten Margaretha, den kleinen Oliver, den ihr ihm noch unbekannter Bruder Heinrich mit der Herzogin von Mailand gezeugt, vom

Feuertode zu retten, da Europas jetziger Gemahl ihn verbrennen lassen wolle. Dies geschieht nun auch, er erschlägt den Herzog und rettet das Kind. — Sein treuer Freund Evax hört von seinen Thaten und zieht ihm nach, befreit ihn in Soissons, wo er gefangen lag, und kommt mit ihm nach Limburg, wo sie über Margaretha und Heinrich Auskunft erhalten. Dann in Spanien verliebt sich Evax in die schöne Sibyle, Gemahlin des alten Königs Teras von Aragon und bleibt in ihrer Nähe. Echites aber wird durch eine Frau gemahnt, für Heinrich den Zweikampf zu bestehen, den dieser nach zwei Jahren übernehmen wollte. Er thut es, befreit die unschuldige Königin, kommt in den Venusberg und befreit Heinrich selbst. — Evax wird von Sibyle nicht erhört und deshalb wahnsinnig; während er in Ketten liegt, stürmt ein anderer auf Sibyle ein, da gibt sie dem Evax durch einige Hoffnung, die sie ihm macht, den Verstand wieder und er besiegt den Nebenbuhler. Darauf stellt sie sich auf einer Wallfahrt nach St. Jakob, als sey sie ertrunken, und läßt sich von Evax entführen. Beide aber sind so arm, daß sie betteln müssen. Um ihn diesem Elend zu entreißen, verläßt ihn Sibyle, als er schläft. Er widmet sich nun wieder der Ritterschaft und wird nach Teras Tode König von Aragon. Da gibt sich ihm Sibyle, die unterdeß in Venedig mit Stickerei sich ernährt, durch einen Teppich zu erkennen, in den sie die Bilder ihres Lebens einwebt. Er befreit sie aus der Gewalt eines boshaften Kaufmanns und heirathet sie. — Unterdeß helfen Heinrich und Echites dem Kaiser von Constantinopel gegen die Heiden (sehr langweilige Kämpfe, worin ein riesiger Heide Polofernus dem antiken Polyphem nachgebildet). Mit dem Kampf wechselt ein Liebesspiel ab, welches die Kaiserin Eusebia in Constantinopel halten läßt und bei dem eine Menge Liebespaare figuriren. Jonas, ein Knappe des Evax, befreit eine Jungfrau von einem Drachen. Unter den Heiden ist Demophon der ausgezeichnetste, der mit einer Amazone kämpft. Nach langem Kampfe werden die Heiden besiegt, Demophon gefangen und zum Christen bekehrt, Echites mit Margaretha und Heinrich mit Eusebia verbunden.

Hier sind die Züge uralter schöner Volkssage gemischt mit abgeschmackten Erfindungen und schon classischen Studien. Ein Muster poetischer Mengerei.

Dieser Liebesgeschichte reihe ich einige der interessantesten alten Dichtungen an, in denen die F r e u n d s c h a f t verherrlicht wird. Die Waffenbruderliebe, die innige Verbindung zweier Freunde, ist uralt unter den Deutschen. Es ist merkwürdig, daß schon Herodot von den Skythen meldet, sie hätten einen Blutbund der Freundschaft geschlossen, indem sie sich die Arme aufgeritzt und das beiderseits zusammengeflossene Blut ge-

trunken hätten. Von einer solchen durch Blut, wenn auch nur durch Kinderblut besiegelten Freundschaft haben wir viele und schöne Sagen. Im Norden sind die beiden treuen, für einander sich opfernden Freunde Hunding und Hading, vgl. Afzelius I. 120.

Die berühmte Dichtung von Amicus und Amelius hat gewiß eine deutsche Urquelle, wenn sie auch zuerst lateinisch aufgezeichnet wurde im speculum hist. des Vincenz von Beauvais. Vgl. über die Quellen Keller sept sages CCXXXII und Gräße, Sagenkreise 348 f.

Zwei Freunde von Jugend auf sind einander wie Zwillingsbrüder ähnlich. Amicus heirathet und wird Schatzmeister an Karl des Großen Hofe; Amelius wird Truchseß daselbst, verliebt sich in des Kaisers Tochter und vertraut sich, gegen des abwesenden Freundes Rath, dem bösen Grafen Ardericus an, der ihn verräth. Er soll nun mit diesem den gerichtlichen Zweikampf bestehen, sucht aber zuvor den Freund auf, der an seiner Statt den Kampf übernimmt und an dessen Stelle er selbst zu dessen Frau heimkehrt. Amicus erlegt den bösen Grafen und gewinnt des Kaisers Tochter, die er sofort seinem Freunde abtritt, mit dem seine Frau außerordentlich unzufrieden gewesen, weil er sich sehr spröde gegen sie bezeugt und im Bett ein Schwert zwischen sich und sie gelegt. — Nach dieser ersten Freundschaftsprobe leben sie vergnügt, Amelius bekommt von seiner Prinzessin Kinder; aber Amicus wird aussätzig und der Engel Raphael selbst erklärt in einer Erscheinung, nur das Blut der Kinder seines Freundes könne ihn heilen. Da schneidet der treue Freund Amelius seinen Kindern selbst die Köpfe ab und Amicus wird von dem Blut geheilt. Die Mutter frägt nach den Kindern und siehe, sie haben alle die Köpfe wieder auf und spielen vergnügt. Nur eine rothe Linie um den Hals bezeichnet, was ihnen geschehen ist. — Endlich fallen beide Freunde im Kampf für Karl den Großen und auch noch ihre Särge, anfangs von einander getrennt, rücken zusammen.

Engelhart und Engeldrut von des Konrad von Würzburg. Gedruckt in Frankfurt a. M. 1573. Im Auszug bei Eschenburg, Denkm. 41 f. Herausgegeben von Haupt. Leipzig 1844.

Engelhart, der Sohn eines burgundischen Ritters, zieht auf Abentheuer aus. Sein Vater gibt ihm drei Aepfel mit, die solle er dem geben, der mit ihm reisen will. Ißt er die Aepfel ganz, ohne ihm ein Stück davon anzubieten, so solle er ihn meiden. E. begegnet zwei Jünglingen, die je einen Apfel ganz essen, und meidet sie. Dann begegnet er dem jungen Dietrich von Brabant, dem er den dritten Apfel gibt und der ihm die Hälfte zurückgibt. Nun reisen beide zusammen. Sie sind so ähnlich, daß der König von Dänemark, zu dem sie kommen, sie für Brüder hält. Des Königs Tochter Engeltrud

verliebt sich in beide, wählt aber den Engelhart, nur weil sein Name dem ihrigen so ähnlich ist. Sie darf aber ihre Liebe zu einem Diener ihres Vaters nicht bekennen. Dietrich muß in seine Heimath, weil sein Vater gestorben ist. Engelhart bleibt als Kammerdiener der schwermüthigen Prinzessin zurück. Er ist so bewegt, daß er einmal beim Vorschneiden das Messer fallen läßt. Daran erkennt sie, daß er sie liebe, gesteht ihm aber ihre eigene Liebe nicht, bis er krank wird. Da an seinem Bette bekennt sie ihm ihre Liebe und macht ihn dadurch wieder gesund. Ein Turnier stellt seine Tapferkeit ans Licht. Engeltrud liebt ihn immer heißer. Einst aber werden sie bei einer Umarmung von des Königs Neffen, Ritschier von England, überrascht und verrathen. Engelhart soll sich durch einen Zweikampf von der Schuld reinigen, fürchtet aber zu unterliegen, weil er wirklich schuldig ist, gibt vor, erst in einem Kloster büßen zu wollen, und reist zu Dietrich, ihn zu bewegen, statt seiner zu kämpfen. Dietrich kommt, siegt und wird mit Engeltrud vermählt, legt aber in der Hochzeitnacht das blanke Schwert zwischen sich und die Braut, bis Engelhart, den man für identisch mit ihm hält, seine Stelle einnimmt. Der alte König stirbt und Engelhart gelangt auf den dänischen Thron. — Dietrich ist zurückgekehrt nach Brabant, bekommt den Aussatz und kann, wie ihm ein Engel verkündet, nur geheilt werden, wenn er sich mit dem Blute der beiden Kinder Engelharts bestreicht. Er reist nach Dänemark, Engelhart opfert die Kinder, enthauptet sie mit eigener Hand und heilt seinen Freund; als er aber mit schwerem Herzen in das Gemach der Kinder zurückkehrt, findet er sie lustig spielend, und nur ein rother Strich um ihren Hals erhält das Andenken an seine That. Alles ist nun voll Wonne und Dietrich kehrt gesund und froh heim.

Aehnlich sind die Dichtungen von Alexander und Ludwig in den sieben weisen Meistern, von Olivier und Artus, aus dem Altfranzösischen behandelt von Hans Sachs. So auch das Märchen vom treuen Johannes bei Grimm:

Ein alter König hinterließ einen Sohn und band es seinem Diener Johannes auf die Seele, zu verhüten, daß der Prinz nicht in eine gewisse Thüre eingehe. Der neugierige Prinz drang dennoch hinein und fand das Bild einer wunderschönen Jungfrau. Nachdem es einmal geschehen, half Johannes dem jungen Prinzen die schöne Jungfrau, die eine Königstochter war, aufsuchen und entführen. Unterwegs aber verkündigten drei Raben eine Menge Unheil, das der Braut und dem Bräutigam bevorstehe. Um nun dieses Unheil zu verhüten, tödtete Johannes ein herrliches Pferd, das sonst den Prinzen davongetragen haben würde, verbrannte das Hemd der Braut, das ihr sonst den Tod gebracht hätte, und sah auf der ohnmächtigen Braut rechter Brust drei Blutstropfen. Das war dem Prinzen, der den Sinn davon nicht verstand,

doch zu arg und er ließ ihn hängen. Johannes bekannte vorher seine Unschuld und wurde zu Stein. Den Prinzen reute es nun sehr, was er gethan, als er aber zwei Kinder hatte, sagte der Stein zu ihm, wenn er sie schlachte und ihn, den Stein, mit ihrem Blute bestreiche, so werde er wieder aufleben. Der Prinz brachte das Opfer, Johannes lebte wieder auf, machte aber auch sogleich die Kinder wieder lebendig. Grimm, D. M. Nr. 6. In den Anmerkungen III. S. 16 wird ein abweichendes westphälisches Märchen erzählt. In demselben heißt der Prinz Roland, der Diener Joseph. Unter anderm muß Joseph hier einen Drachen bekämpfen, der sich in der Brautnacht ins Brautbett schleicht. Aehnlich eine Geschichte in Wolfs deutschen Hausmärchen S. 383.

7.

Volksbücher.

Viele Romane, die seit dem 15. Jahrhundert als Volksbücher weite Verbreitung fanden, stammen doch nur aus ältern ritterlichen Dichtungen, weshalb ich sie hier anführe. Einiger Volksbücher ist schon unter den Legenden gedacht worden. Anderer werde ich erst später theils unter den Schwänken, theils unter den dämonischen Sagen erwähnen, weil sie besser dahin gehören. Hier gebe ich nur die, welche vorzugsweise noch Helden- und Liebesgeschichten enthalten. Viele derselben sind in dem „Buch der Liebe“ 1578 gesammelt und zusammen abgedruckt worden. Am ausführlichsten hat von ihnen gehandelt Görres in s. Volksbüchern, Heidelb. 1806. Neuerdings hat Simrock die Volksbücher durch neue Sammlungen verbreitet.

Herzog Ernst war ein sehr beliebter Stoff im Mittelalter und wurde öfter überarbeitet. Haupt in s. Zeitschr. VII. 193 f. hat ihm eine sehr gründliche Untersuchung gewidmet und vermuthet, das niederländische Buch sey das älteste, nach ihm habe ein Geistlicher erst das lateinische Buch gekünstelt, und auch das oberdeutsche Gedicht sey aus jener Quelle geflossen. An die historische Person des unter Konrad II. hartverfolgten Herzog Ernst von Schwaben sind in der Dichtung märchenhafte Züge angeknüpft worden, zum Theil aus dem französischen Roman Hüon. Vgl. Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809 S. 217. Außerdem existirt noch in altem Druck ein längeres Volkslied von Herzog Ernst (Haupt, Zeitschr. VIII. 477) und ein kürzeres in Kaspar von der Roen Heldenbuch.

Herzog Ernst ist Stiefsohn Ottos des Rothen (historisch Konrad II.) und wird von demselben ungerecht verfolgt, erschlägt seinen falschen Ankläger Heinrich, und wird mit Verbannung bestraft. Da zieht er nach dem h. Grabe, geräth aber in Wunderländer und zu fabelhaften Völkern, zu einem Volke mit Kranichschnäbeln, unter denen er mit dem Schwerte wüthet, um eine edle Frau aus Indien zu retten, zum Magnetberge, an dem alle Schiffe zerschellen, weil er das Eisen an sich zieht, zu den einäugigen Arimaspen, Plattfüßen, Großohren, Pygmäen rc. Endlich kommt er ins h. Land, verrichtet Heldenthaten gegen die Heiden, kehrt wieder heim und wird durch Fürbitte seiner Mutter vom kaiserlichen Stiefvater wieder zu Gnaden angenommen.

Man sieht, von der rührenden, wahrhaft poetischen Geschichte des wirklichen Ernst von Schwaben ist hier keine Spur, und die Dichtung weit hinter den wahren Begebenheiten zurückgeblieben. Die Wundergeschichten aber sind aus lateinischen Quellen entlehnt und enthalten eine rohe Erinnerung an die schon von Herodot geschilderten Fabelvölker im unbekannten Asien. Diese Dichtung hat also ihren großen Ruhm mit nichten verdient.

Nicht viel besser ist das Gedicht von Herzog Heinrich dem Löwen, von Mich. Weißenher (gedr. in Maßmanns Denkmälern S. 122 ff.) sofern auch hier die Wundersucht viel zu roh in die Poesie der wirklichen Geschichte eingreift. Doch bewegt sich diese Geschichte mehr in einheimischen Vorstellungskreisen. Außer einem andern hieher gehörigen, größern Gedicht, Reinfried von Braunschweig, (im Auszug herausgegeben von K. Göbeke. Hannover 1851) hat man ein Volksbuch in Prosa und mehrere Meisterlieder, die denselben Stoff behandeln.

Heinrich zieht ins h. Land. Im weiten Meere findet sein Schiff nirgends ein Ufer. Die Lebensmittel sind ausgegangen. Man loost und den das Loos trifft, wird von den Andern gegessen. Nur noch Heinrich und ein einziger Knecht sind übrig. Das Loos trifft den Herzog, aber der Knecht macht keinen Gebrauch von seinem Recht, sondern näht den Herzog in eine Ochsenhaut ein. Da kommt ein Greif und nimmt ihn durch die Lüfte fort, in der Meinung, es sey ein Rind. Heinrich haut mit einem Schwerte die Haut durch und besiegt den Greifen. Da sieht er einen Löwen schon fast überwunden von einem Drachen und rettet ihn und seitdem folgt ihm der Löwe wie ein Hund. Wiederum zur See ohne Ufer dahinfahrend und in großer Noth wird Heinrich vom Teufel besucht, der ihm berichtet, daheim in Braunschweig gehe es lustig her, seine Gemahlin halte morgen Hochzeit mit einem Andern. Da verschreibt Heinrich dem Teufel seine Seele dafür, daß er ihn noch in der Nacht nach Braunschweig

bringe, jedoch bedingt er sich aus, daß der Teufel sein Recht verloren habe, wenn Heinrich am Morgen der Ankunft nicht schlafe. Nun führt ihn der Teufel durch die Luft und Heinrich schläft ein, aber der Löwe, den er mitgenommen, weckt ihn durch sein Gebrüll, und so ist er daheim, ohne dem Teufel etwas schuldig zu bleiben. Er geht in Pilgertracht ins Hochzeitshaus und läßt seinen Ring in den Becher seiner Gemahlin fallen, die ihn daran erkennt. Sie war schuldlos, denn man hatte sie gezwungen, einen andern zu nehmen, weil der Herzog so lange ausblieb. Daher wurde auch dem jungen Bräutigam verziehn und Heinrich regierte wieder in Lust und Freude.

Das poetische Motiv der geheimnißvollen Rückkehr des Gatten zur Hochzeit der zurückgelassenen Gattin haben wir schon in einer Sage von Karl dem Großen kennen gelernt (S. 51). Es kehrt oft in deutschen Sagen wieder. So in der schönen Sage vom Falkenstein.

Ritter Kuno war im h. Lande bei den Türken gefangen. Da kündigte ihm der Teufel an, sein Weib daheim werde morgen einen andern Mann heirathen und in der Angst um sie nahm der Ritter des Teufels Antrag an, ihn heimzuführen, wofür er ihm seine Seele verschrieb, jedoch unter der Bedingung, daß seine Seele gerettet bleibe, wenn er unterwegs nicht einschlafe. Nun setzten sich auf der Luftfahrt zwei Falken, der eine auf des Ritters Haupt, der andere auf seinen Fuß und hielten ihn wach, so daß er glücklich heimkam und sein Weib wiedergewann, ohne dem Teufel zu verfallen. Zum Andenken nahm er Wappen und Namen von den Falken an und gründete das Geschlecht derer von Falkenstein. Gottschalk, Sagen S. 338 f.

Ferner in der Sage von Ritter Gerhard von Holenbach übereinstimmend mit den heidnischen Sagen vom Wunschmantel (vgl. oben S. 169).

Dieser Ritter hegte so große Verehrung vor dem h. Apostel Thomas, daß er keinem, der ihn in des Thomas Namen um etwas bat, es abschlug. Da versuchte ihn einmal bei großer Kälte der Teufel in Gestalt eines Bettlers unterwegs und bat ihn beim h. Thomas um seinen Mantel und der Ritter gab ihn her. Gerhard wollte endlich selber in das vom h. Thomas bekehrte Morgenland wallfahrten, brach mit seiner Gattin einen Ring und erlaubte ihr, wenn sie binnen fünf Jahren den Ring nicht wiedersähe, einen Andern zu heirathen. Er aber kam im Morgenlande in die Gefangenschaft und die fünf Jahre liefen um. Da erschien ihm der Teufel wieder in seinem Mantel und eröffnete ihm, auf Gottes Befehl sey er gekommen, ihn noch in derselben Nacht heimzuführen, denn sein Weib solle morgen einen Andern heirathen. Sogleich führte er ihn mit dem Mantel durch die Luft fort und frühe ging Gerhard auf die Burg zur Hochzeit als Bettler und warf den halben Ring in den Becher, den die Braut ihm mitleidig reichte. Da erkannte sie, es sey

Gerhard und der unberufene Bräutigam mußte weichen. Caesar Heisterb. VIII. 59.

Ich füge noch eine schöne schlesische Volkssage hinzu:

Die Hahnenkräh heißt eine alte steinerne Säule vor dem Nicolaithor zu Breslau mit dem Abzeichen eines Rades, eines zerbrochenen Ringes und eines Hahnes. Ein Radmachergesell aus Breslau wanderte in die Fremde, indem er eine Braut zurückließ, mit der er die Ringe getauscht hatte. So lange er ihren Ring am Finger trage, hatte sie gesagt, werde sie ihm treu bleiben. Er kam nach Polen, gerieth zufällig in russische Gefangenschaft und wurde nach Sibirien transportirt, um in den Bergwerken zu arbeiten. Hier zerbrach sein Ring. Da gerieth er in solche Verzweiflung, daß er sich dem Teufel ergab. Der Teufel meldete ihm, seine Braut sey ihm in Folge des zerbrochenen Ringes untreu geworden und stehe im Begriff, morgen schon einen Andern zu heirathen. Der Gesell verschrieb ihm seine Seele, wenn er ihn in dieser Nacht noch vor dem ersten Krähen des Hahnes nach Breslau zurückbringe. Der Teufel führte ihn durch die Luft fort, aber dicht vor Breslau krähte der Hahn und der Geselle hatte seine Seele gerettet. Er eilte zu seiner Braut und machte seine Rechte geltend; zum ewigen Andenken aber setzte er die Säule. Gödsche, schles. Sagenschatz S. 37.

Eine Reihe der schönsten alten Romane hat die Trennung von Eltern und Kindern, die Geduld und Treue der vereinsamten Frauen und ein frohes Wiederfinden zum Gegenstande.

Am berühmtesten ist das deutsche Volksbuch vom Kaiser Octavianus, erst im 16. Jahrhundert von Wilhelm Salzmann aus dem Französischen übertragen und schnell allgemein im Volk verbreitet. Der älteste bekannte Druck ist Straßburg 1535. S. Görres, Volksbücher S. 133. Es enthält ein bekanntes und oft sich wiederholendes Legendenmotiv, nämlich das Wiederfinden getrennter Eltern und ihrer Kinder als Lohn ihrer Tugend (am besten durchgeführt in der Legende von Faustinianus und seinem Sohn dem h. Clemens in der Kaiserchronik). Der Dichter hat aber in den Octavianus einen eigenthümlichen Reiz gebracht, indem er das romantische Ritterthum hineinragen läßt in die bunteste Spießbürgerwelt. Ueber die französ. Quellen s. Gräße, Sagenkreis S. 280.

Kaiser Octavianus in Rom wird durch seine böse Mutter überredet, seine Gemahlin Felicitas sey ihm untreu und will sie sammt ihren beiden Zwillingssöhnen verbrennen lassen, begnügt sich indeß, sie zu verbannen. Im Walde schläft sie ermüdet ein. Da raubt ihr ein Affe eines ihrer Kinder, und eine Löwin das andere. Die unglückliche Mutter kommt mit einem Schiff zu einer

Insel, wo sie das zweite Kind, nach der Löwin Lion genannt, wiederfindet. Ein Greif hat die Löwin sammt dem Kinde dahin getragen. Die Löwin bleibt bei dem Knaben und ist vollkommen zahm. Ein Schiffer will die Kaiserin entehren, wird aber von der Löwin zerrissen. Nachher geht die Kaiserin nach Jerusalem, wo Lion von einem Ritter auferzogen wird; später tritt er in die Dienste des Königs von Acre.

Der erste vom Affen geraubte Sohn wird von einem Ritter befreit, Florens genannt und an den Pilger Clemens verkauft, der eben vom h. Lande nach Paris heimkehrend, an dem schönen und starken Kinde so große Freude hat, daß er es mitnimmt. In Paris wird Florens nun im engen, spießbürgerlichen Kreise aufgezogen, seine vornehme Natur aber macht sich überall in der liebenswürdigsten Naivetät geltend. Er soll ein Fleischer werden, indem er aber zwei Ochsen zur Schlachtbank führen soll, vertauscht er sie gegen einen Falken. Er soll nun der Diener im Hause werden und Clemens eigenem schwächlichen Sohne in der Kaufmannschaft helfen, aber indem er Geld zum Wechsler trägt, gibt er es her für einen schönen wilden Hengst. Der gute alte Clemens wird darüber so böse, daß er den Florens schlägt. Seine Frau verwehrt es ihm aber, indem sie ahnt, Florens sey von hoher Geburt und zu hohen Dingen berufen. Da kommt der Sultan von Babylon mit ungeheuren Schaaren von Heiden und belagert Paris. König Dagobert ruft den Kaiser Octavianus zu Hülfe. Des Sultans Tochter Marcebilla schickt aus Uebermuth einen bucklichen Boten an Dagobert und verlangt, er solle Stadt und Reich ihr übergeben. Ihr Freyer aber, ein Riesenkönig, folgt dem Boten nach und fordert alle Ritter zum Zweikampf. Den ersten, der sich ihm stellt, nimmt er beim Kragen und schleppt ihn lebendig zu Marcebille. Nun hat Florens keine Ruhe mehr, zieht die erste beste alte verrostete Rüstung an, eilt hinaus zum Kampfe und überwindet den Riesenkönig, bei welchem Anlaß er auch die himmlisch schöne Marcebille zum erstenmal sieht. Florens wird feierlich zum Ritter geschlagen. Der alte Clemens, außer sich vor Freude über seinen herrlichen Pflegsohn, wird von dessen Heldenmuth selber angesteckt, schleicht sich ins feindliche Lager und raubt für ihn das unschätzbare Pferd Pontifer. Florens geht als Gesandter des Königs ins Lager des Sultans und gibt in dessen Gegenwart der schönen Marcebille durch Blicke seine Liebe zu erkennen, die sie eben so hold erwiedert. Nachher besucht er sie heimlich bei Nacht, indem er über die Seine setzt, wiederholt diese Besuche, fährt mit ihr auf einem Kahn und unterrichtet sie im christlichen Glauben, versäumt aber darüber den Kampf, veranlaßt Niederlagen, die Gefangenschaft des Octavianus und wird endlich selbst von einer heidnischen Uebermacht gefangen.

Mittlerweile ist Lion ein großer Held geworden im Dienst des Königs von Acre und nimmt den Kaiser der Türken gefangen. Dann zieht er nach Frankreich und nimmt auch den Sultan von Babylon gefangen. In allen diesen Schlachten kämpft die Löwin ihm immer zur Seite. Er befreit nun seinen

gefangenen Vater und Bruder, die seine mit ihm gekommene Mutter wiedererkennt. Marcebille wird getauft und Florens vermählt. Lion siegt noch in Spanien und heirathet daselbst die Königstochter Rosamunde.

Ludwig Tieck hat das Volksbuch in ein Schauspiel umgewandelt, und alle darin liegenden poetischen Keime in üppig schönen Blüthen entwickelt, vor allem die Liebenswürdigkeit der adeligen Jünglingsnatur in Florens und seinem doppeltem Contrast mit dem Kleinbürgerthum und mit der muthwillig reizenden Marcebille.

Das Volksbuch von der geduldigen Helena:

Helena, die Tochter des Königs Antonius von Constantinopel, wird von diesem mit mehr als väterlicher Zärtlichkeit geliebt. Als A. seinen Schwager den Papst Clemens in Rom gegen die Sarazenen geschützt hat, begehrt er von ihm zum Lohn, daß er ihm gestatte, seine eigene Tochter zu heirathen. Auf Befehl eines Engels thut es der Papst, aber in der Nacht vor der Hochzeit entflieht die fromme Tochter auf einem Schiff nach Flandern und lebt unerkannt in einem flämischen Kloster, bis Seeräuber sie entführen. Das Schiff strandet an der englischen Küste, wo König Heinrich sie findet und wegen ihrer hohen Schönheit heirathet. Er muß aber mit den Sarazenen kämpfen und in seiner Abwesenheit gibt seine böse Mutter vor, Helena habe Hunde geboren und setzt durch, daß sie als Hexe verbrannt werden soll. In dieser Noth opfert sich ihre Freundin Marie für sie anf und läßt sich an ihrer Statt unerkannt verbrennen, während Helena selbst sich nur ihre Hand mit dem Trauringe abhauen läßt, die sofort dem König gebracht wird, als seye sie von dem verbrannten Körper. Unterdeß flieht Helena mit den beiden Knaben, die sie geboren. Im Wald aber, als sie aus Müdigkeit schläft, nimmt das eine Kind ein Wolf, das andere ein Löwe mit fort. Ein Eremit findet beide und erzieht sie, nachher nimmt sich der Bischof von Tours ihrer an. Helena lebt lange verborgen in Nantes, da kommt sie einmal nach Tours und bettelt bei ihrem eigenen Sohn Lion (so genannt vom Löwen, der ihn raubte), ohne ihn zu kennen. In dieselbe Stadt kommen aber zufällig auch Helenas Vater und Gemahl, um sie zu suchen, der letztere, weil er ihre Unschuld erkannt hat. Die abgehauene Hand führt zur Entdeckung. Alles versöhnt sich. Lion aber wird ein Geistlicher und unter dem Namen Martin Bischof von Tours, der allbekannte Heilige. Altfranzös. Roman im Auszug in den mélanges tirés d'une grande bibliothèque p. 182. Auch als deutsches Volksbuch bekannt. Görres, Volksb. 136. van der Bergk, Volksromans S. 10. Vgl. Gräße, Sagenkreis S. 284.

Das Volksbuch von der frommen Hirlanda:

Hirlanda, die Gemahlin des Herzog Artus wurde von ihrem Gemahl, der in den Krieg zog, bald nach der Hochzeit verlassen. Sein Bruder Gerard,

der sie schützen sollte, that das Gegentheil und bot dem König von England, der am Aussatz krank war und den nur eines neugebornen Kindes Blut heilen sollte, das Kind an, mit dem Hirlanda schwanger war. Als sie es gebar, raubte er es wirklich, es wurde ihm aber durch die Leute eines Abtes entrissen, den eine himmlische Erscheinung dazu ermahnt hatte. Dieser erzog den kleinen Knaben. Hirlanda selbst wurde nun beschuldigt, eine Mißgeburt geboren zu haben, ein nach damaligen Begriffen sicheres Zeichen des Ehebruchs. Artus glaubte seinem Bruder und schickte aus dem Felde Befehl, sie hinzurichten. Da entfloh sie und lebte lange Jahre als arme Hirtin, bis ein Edelmann sie auffand und mit Artus wieder vereinigte, der sich von ihrer Unschuld überzeugte. Gerard aber ruhte nicht und brachte sie aufs neue in den Verdacht der Untreue. Ein böser Ritter schwur darauf und sie sollte hingerichtet werden, wenn sich kein Kämpfer für sie fände, der jenen Ritter bestünde. Da fand sich unerkannt ihr unterdeß herangewachsener Sohn Bertrand ein und besiegte den Ritter. Hirlandas volle Unschuld wurde anerkannt und Gerard mit abgehauenen Händen und Füßen in einen Kerker geworfen. Altdeutsches Volksbuch nach einer französ. Quelle. Görres Volksb. 146.

Eine der schönsten Dichtungen ist die von der schönen Magelona.

Graf Peter von Provence kommt nach Neapel, gewinnt als der unbekannte Ritter mit dem silbernen Schlüssel alle Preise im Turnier und das Herz der schönen Prinzessin Magelona. Die Amme derselben vermittelt ihr geheimes Einverständniß. Als sie einen Andern heirathen soll, entführt er sie. Aber indem sie unterwegs ausruhen und sie einschläft, entführt ein Raubvogel den rothen Zindel aus ihrem Busen, worin sie die drei ihr von Peter geschenkten Ringe verborgen hatte. Peter eilt ihm nach, und besteigt sogar einen Kahn, als der Vogel über Meer flog. So kommt er aber immer weiter von seiner Geliebten ab, fällt den Türken in die Hände und wird des Sultans Sklave. Magelona unterdeß hatte beim Erwachen ihren Peter nicht mehr gefunden und war nach der Provence gegangen, wo sie von ihren Schätzen einen Spital baute und die Kranken pflegte. Eben in dieses Spital kommt nun Peter, als er endlich wieder frei geworden und nun erst werden die Liebenden vermählt und glücklich.

Altprovençalische Sage, noch lebendig auf der Insel Magelona bei Montpellier, in deren Kirche die Liebenden begraben sind. Ein Domherr des dortigen Domstifts Bernard de Trevies soll die Geschichte derselben im Jahr 1178 zuerst beschrieben haben. Petrarca bearbeitete sie. Schon 1480 erschien sie gedruckt. Später bearbeitete sie ein Herr von Tresson und steht sie auch in der blauen Bibliothek. Mylius Reisen II. 2, 173. Genthe, französ. Lit. 46. Ins Deutsche wurde das französische Volksbuch

übertragen durch Thüring von Ringoltingen 1456 und von Veit Warbek 1535. S. Görres Volksbücher S. 153. Zuletzt hat sie Tieck aufs anmuthigste in einer Prosaerzählung bearbeitet. Dramatisirt wurde sie nur von Lope de Vega, s. v. Schack II. 329 und Hans Sachs III. 2. 120

Die heilkundige, ihres Geliebten harrende Magelona scheint mir unmittelbar aus der nordischen Menglöd entsprungen zu seyn und ihr Cultus kam wohl erst in der Völkerwanderung in die Provence. Peter mit dem Schlüssel ist eine Anspielung auf den Peter mit dem Himmelsschlüssel und dürfte auf Skirnir und Sigurd hinweisen, welche die Jungfrauen (Gerda und Brynhilde) in der Waberlohe frei machten. Peter, der Alleröffner, könnte auch Thor seyn, wenigstens kommt Thor oft in christlicher Sage als Peter vor.

Verwandt ist die Sage vom Busant in einem Gedicht des 14. Jhd., abgedruckt in Meyers und Mooyers altd. Dichtungen, 24. Vgl. von der Hagen, Gesammtabenth. I. 26.

Des Königs Sohn aus England entführt die schöne Prinzessin von Frankreich. Sie ruhen im Walde, da fliegt ein Bussant (Bussard, Falke) herbei und raubt ihr den goldnen Ring, indem sie schlummert. Der Prinz eilt ihm vergebens nach und wird wahnsinnig. Sie kommt in eine Mühle und zuletzt zum Bruder des Königs von England. Dieser findet im Walde einen wilden Mann, der aber seine Sinne wieder erhält, sobald er einen Bussant mit den Zähnen zerrissen. Es ist der verlorene Prinz und alles endet gut.

Das Volksbuch von Hug Schapler, gedruckt Straßb. 1500, 1508, 1537, aus dem Französischen übersetzt, enthält die sagenhafte Geschichte des König Hugo Capet, Stifter der capetingischen Linie in Frankreich. Gräße, Sagenkreis S. 346. Der Sohn eines Metzgers wird er König, auch seine zehn unehelichen Söhne kommen zu Ehren. Es ist, wie Gervinus II. 245 mit Recht bemerkt, das Mischen der Stände, das Emporsteigen von unten hier das Hauptmotiv.

Hug verführt eines Ritters Tochter im Hennegau, wird von dem Ritter verfolgt und erschlägt ihn (wie Don Juan). Er wird gefangen, bricht aber die Bande vor des Königs Augen und entkommt. Nachher befreit er die Tochter des Wildgrafen von Räubern und wird belohnt. Als des Königs von Frankreich Tochter, Meria, heirathen soll und unzählige vornehme Freier sich melden, besiegt Hug sie alle und wird von Meria zum Gemahl und König erwählt. Seine Nebenbuhler aber sinnen Verrath, der Herzog von Burgund überfällt ihn auf der Jagd, doch rettet er sich durch die Flucht. Ein Graf

Friedrich raubt die junge Königin und will sich eben mit ihr vermählen, als der todtgeglaubte Hug in Einsiedlertracht zurückkommt und mit treuen Freunden (wie Odysseus im Hause der Penelope) die Verräther abfängt. Der reiche Simon, ein bürgerlicher Vetter Hugs, verfolgt dessen steigendes Glück mit seinen Betrachtungen.

Fouqué hat in seinem Zauberring in den Liebschaften des Hug von Trautwangen die des Hug Schapler nachgeahmt.

Das Volksbuch von Pontus und Sidonia:

Pontus, Prinz von Galizien, verlor in früher Jugend seinen Vater, wurde vertrieben und kam an den Hof des König Argill, wo er unerkannt diente und in des Königs Tochter Sidonia die zärtlichste Geliebte fand. Durch den neidischen Gandolet zweimal vom Hofe vertrieben, kam er doch zu rechter Zeit zurück, um als Bettler verkleidet bei Sidonias Hochzeit mit dem König von Britannien sich ihr durch einen Ring zu erkennen zu geben, den er in den Becher, welchen sie ihm reichte, fallen ließ, worauf er den königlichen Bräutigam überfiel und tödtete. Er sollte nun selbst Sidonia heirathen, schwur aber, ihr Bett nicht eher zu besteigen, bis er sein väterliches Reich wieder erobert haben würde. Während er nun dahin zog, ersah Gandolet die Gelegenheit und zwang Sidonia, ihn zu heirathen; aber am Hochzeitstage war der sieggekrönte Pontus schon wieder da, tödtete den Gandolet und nahm die Braut zum zweitenmal für sich. Altfranzös. Volksbuch von 1480 ins Deutsche übertragen durch Eleonore, Gemahlin des Erzherzog Siegmund 1498, plattdeutsch 1601. Im Auszug in Büschings und von der Hagens Buch der Liebe I. XLIV. und in Reichardts Romanbib. XIX. 45.

Das Volksbuch vom Ritter Galmi, gedruckt Straßburg 1540 und im Buch der Liebe, hat Aehnlichkeit mit dem Wilhelm von Orleans, scheint aber einem italienischen Stoff entlehnt zu seyn (Bandello's Novellen II. Nr. 44 die Novelle von der Herzogin von Savoien). Vgl. Gräße, Sagenkreis S. 361.

Ritter Galmi, ein Prinz aus Schottland, dient am Hofe des Herzogs von Britannien und wird aus Liebe zur schönen Herzogin krank. Sein treuer Geselle Friedrich sagt es der Herzogin, die an sein Bett kommt, ihn zu trösten. Gleich wird er gesund. Er siegt im Turnier und wird ihr Truchseß. Alle seine Neider besiegt er abermals im Turnier. Als er einst bei der Tafel der Herzogin vorschneidet, verräth er sein bewegtes Herz, indem er sich in die Finger schneidet, und sie verräth ihre Liebe, indem sie davon ohnmächtig wird. Friedrich räth ihm, das Land zu meiden, um die Herzogin nicht unglücklich zu machen. Er kehrt heim. Der Herzog zieht ins h. Land. Der Marschall will die Herzogin verführen und als sie ihn mit Verachtung abweist, dingt er

einen Küchenjungen, der sich heimlich zu ihrem Bett schleichen und dann schwören muß, er sey ihr begünstigter Liebhaber. Als der Herzog heimkehrt, wird sie angeklagt und soll den Feuertod sterben. Galmi, durch einen Brief von ihr herbeigerufen, gibt sich nicht zu erkennen, sondern hört als Mönch verkleidet ihre Beichte, empfängt dabei einen Ring von ihr und kämpft dann mit dem Marschall, den er besiegt und wodurch er ihre Unschuld erweist. Noch immer unerkannt entfernt er sich wieder. Der Herzog stirbt und Galmi kehrt wieder, gibt der Herzogin ihren Ring und wird ihr Gemahl.

Das Volksbuch erzählt die Geschichte etwas breit und langweilig, aber die Grundzüge der edelsten Freundschaft und Liebe im Inhalt sind von hoher Zartheit. Hans Sachs hat ein Schauspiel daraus gemacht (II. 3. 69), Fouqué 1806 einen Roman.

Das Volksbuch vom Goldfaden, welches Wickram zu Straßburg 1557 und in neuerer Zeit noch einmal Clemens Brentano herausgab, stammt ohne Zweifel aus früherer Zeit her und ist nicht von dem Compilator Wickram selbst erfunden.

Zu einem armen Hirten findet sich ein Löwe und hilft ihm seine Heerde hüten. Sein Weib aber bekommt einen Sohn, Leufried, der ein Muttermaal wie eine Leuentatze auf dem Herzen hat. Dieser Knabe kommt später als Küchenjunge zu einem vornehmen Grafen; da hört ihn der Graf einmal aufs Lieblichste singen und nimmt ihn aus der Küche, um ihn fortan nur als Sänger zu behalten. Für des Grafen schöne Tochter Angliona in Liebe glühend wird er doch vor allen andern Dienern von ihr kalt behandelt und bekommt nie ein Geschenk von ihr, bis sie ihm endlich einmal zum Spott einen goldnen Faden aus ihrem Strickrahmen gibt. Da schneidet er sich die Brust dicht am Herzen auf, legt den Faden in die Wunde und läßt sie zuheilen. Als er ihr, was er gethan, in einem Liede verräth, erschrickt sie und will die Wahrheit wissen; da schneidet er sich vor ihren Augen noch einmal die schon geheilte Brust auf und zeigt ihr den Faden. So viele Liebe bezwingt ihren Stolz, sie ist ihm von nun an auf ewig zugethan. Ihre Liebe wird aber verrathen, der Graf will den kühnen Diener heimlich umbringen lassen, aber der Löwe (der, sowie auch ein Jugendfreund Leufrieds wieder zu ihm gekommen) zerreißt den Mörder. Nach mancherlei Abentheuern, in denen Leufried Ritterschaft gewinnt und sich ruhmvoll auszeichnet, wird der Graf durch die Treue seiner Tochter gerührt, erkennt Leufrieds Werth, bereut seine frühere Härte und vereinigt die Liebenden. — Schöne Episoden sind, wie L. den Jugendfreund aus den Händen der Räuber rettet, wie er in Portugal am Hofe des Königs den Löwen wiederfindet, wie er ein wunderschönes Hündchen findet und seiner Geliebten verehrt (die es pflegt, wie Ysolde den Petitriu), wie er seine armen Eltern wiederfindet ꝛc.

In dem berühmten Volksbuch von der Griselbis wird das Ideal eines treuen Weibes verherrlicht, ein im Mittelalter überaus beliebter und verbreiteter Stoff. Noguier in seiner hist. de Toulouse behauptet, Griselbis habe um das Jahr 1003 wirklich gelebt. Die Sage findet sich in einem altfranzösischen fabliau bei Le Grand, bei Boccaccio, Decamerone X, 10, in einer Epistel des Petrarca, bei dem alten englischen Dichter Chaucer, in einer Leipziger altdeutschen Handschrift (Haupt, altd. Blätter I. 115), in Pauli Schimpf und Ernst, in einem altdeutschen Volksbuch (Reichards Romanbibliothek III.). Vgl. Gräße, Sagenkreise S. 282. Ueber das niederl. Volksbuch s. Mone, niederl. Volkslit. 138. 230. van der Bergh, niederl. Volksromane S. 48.

Walther, Markgraf von Saluzzo, war bei seinem Volke sehr beliebt, heirathete aber nie. Da bat man ihn, es zu thun, und er versprach es unter der Bedingung, daß man seine Wahl nie tadeln solle. Nun wählte er aber die Griselbis, eine eben so schöne als tugendhafte Bauerntochter. Als sie ihm eine Tochter geboren, wollte er ihre Treue und Hingebung prüfen und nahm ihr das Kind unter dem Vorwand, seine Vasallen grollten der Nachkommenschaft von einer Bäurin. Sie duldete es gehorsam, obgleich sie Angst hatte, das Kind werde sterben müssen. Beim zweiten Kinde ging es ihr ebenso. Es war ein Sohn, den er ihr entriß. Als aber die Tochter herangewachsen war, sprengte Walther aus, er werde seine bäurische Gemahlin verstoßen und eine vornehme Dame heirathen, und zu Griselbis selbst sagte er, sie solle der neuen Braut ihre Geschmeide und all ihren Putz abtreten. Als die vorgebliche Braut erwartet wurde, schmückte ihr Griselbis selbst das Zimmer und Bett. Als sie aber — die Tochter — ankam und Walther sie ihr als Braut vorstellte, blieb Griselbis gelassen, wie zuvor und wünschte ihr nur, er möge seiner zweiten Frau das Leid ersparen, welches die erste erdulbet. Da fiel ihr Walther um den Hals und bekannte ihr unter Thränen, daß er sie nur habe prüfen wollen und daß die vermeintliche Braut ihre Tochter sey. Auch der verlorene Sohn kam herbei und nun erst lebten sie herrlich und in Freuden zusammen. — In Kirchhoffs Wendunmuth IV. Nr. 86 heißt die Heldin Fortunata und ihr Gemahl Herzog Durando von Urbino. — Der Stoff wurde schon 1395 in Paris als Schauspiel behandelt. Desgleichen von Hans Sachs I. 10. von den alten Engländern Dekker, Chittle und Hougthon (Dodsley old plays. 1816. III.), von Mauritius, Leipzig 1607, von Halm (Freih. v. Münch-Bellinghausen) 1837, von Winterling (Walther von Saluzzo 1844), als Oper von Paer.

Walthers unmenschliche und selbstquälerische Härte erscheint unnatürlich, dient jedoch der zarten Weiblichkeit hier zur Folie.

Ein Volksbuch handelt von Eginhard von Böhmen.

Dieser entführte die schöne Adelheid, Tochter Ottos des Großen, aus dem Kloster in Regensburg und lebte mit ihr in einem Schlosse im Walde. Als der Kaiser einmal auf der Jagd dahin verirrte, verzieh er ihnen. In dem Schlosse aber hauste ein Drache, der des Kaisers Liebling verschlang. Zudem kamen mongolische Riesen und bedrängten Eginhards und Adelheids Sohn Friedrich, dessen Schwester Amalia dem verheißen wurde, der die Riesen besiegen würde. Das that ein junger Ritter vom Lorbeerblatt, der auch den Drachen erlegte. Görres Volksb. 85. Dieselbe Sage in Hageks böhm. Chronik S. 131, wo der Kaiser Heinrich I., die Tochter Helena, der Entführer Herzog Ulrich (nach Büschings Volkssagen S. 125, Albert von Albenburg) ist.

Auch die tragische Geschichte der Gismunda kam unter die deutschen Volksbücher. Sie wurde aus dem Italienischen übersetzt von Niclas von Wyle und erhielt später ihre weiteste Verbreitung, Umarbeitung als Oper 2c. unter dem Namen Lenardo und Blondine.

Tancred, Fürst von Salerno, hatte eine schöne Tochter, Gismunda (Sigismunda), die ihren ersten Gatten, einen Herzog von Capua, früh verloren hatte und nach des Vaters Wunsch nunmehr Wittwe bleiben sollte. Aber sie verliebte sich in den schönen Guiscard, einen Diener ihres Vaters, und kam heimlich mit ihm zusammen. Von ungefähr belauschte sie der Vater einst, gerieth in heftigen Zorn, ließ den Jüngling hinrichten und schickte der jammernden Tochter sein Herz. Sie aber goß Gift auf das Herz, trank es und starb.

In Thomas Lirer von Rankweil alten schwäbischen Geschichten 28. wird den Sagen und Geschichten des Hauses Montfort und Werdenberg auch die Sage von einem Vorfahr der Herrn von Andlaw eingereiht, die Liebesgeschichte von Arbogast und Elisa. Sie ist gewiß nicht von dem geschmacklosen Lirer erfunden, ihre zarten Züge verrathen vielmehr eine ältere Dichtung. Das poetische Motiv ist die schwärmerische Liebe einer Südländerin zu einem blonden deutschen Jüngling.

Vogt Walther von Wolfegg erschlug den Herzog von Schwaben, fiel daher in Bann und floh nach Portugal. Mit sich nahm er seinen jungen, erst 15jährigen Schwestersohn Arbogast von Andelon. Er selbst fiel in rühmlichem Kampf wider die Heiden, indeß der junge Neffe als Page am königlichen Hofe von Portugal die Liebe der eben so jungen Prinzessin Elisa gewann, die sich aber nur in zartester Weise kund gab. Sie scherzte mit ihm und er wurde blutroth vor Scham. Es blieb eine innige unausgesprochene Neigung. Kaum herangewachsen stritt Arbogast ebenfalls wider die Heiden, anfangs siegreich, endlich unglücklich, so daß er gefangen, den Heiden aber wieder durch die Rhodiser Ritter abgenommen wurde. So kam er nach Rhodus. Mittlerweile zog ein

Landsmann des jungen Arbogast, ohne etwas von ihm zu wissen, Graf Albrecht von Werdenberg, nach Portugal. Als ihn Elisa zum erstenmal sah, war sie tief gerührt und konnte sich nicht enthalten, ihm anzudeuten, welchen lebhaften Antheil sie an einem jungen Landsmann von ihm nehme, der bei den Heiden gefangen sey. Graf Albert aber verliebte sich in die schöne Amise, eine Hofdame bei Elisa, und unternahm, den Damen zu gefallen, eine Fahrt nach dem Morgenlande, den verlornen Jüngling zu suchen. In Rhodus erfuhr er sein Schicksal, lernte ihn selbst kennen und ließ sein Bild machen. Dieses Bild brachte er Elisa zurück, sie erkannte es sogleich und war rasch entschlossen mit Amise sich von Albrecht zu ihm entführen zu lassen. Nachdem sie alle glücklich in Rhodus angekommen, ließ Albrecht den jungen Arbogast mit Elisa in einem dunkeln Zimmer zusammenkommen, ohne daß eines wußte, wer das andere sey, denn Albrecht hatte auch ihr nichts von seiner Nähe verrathen. Da wurden beide durch die Stimme an einander erinnert und wurde ihnen beiden weh im Herzen. Sodann machte sich Albrecht den gutmüthigen Spaß, die beiden Verliebten am hellen Tage aus zwei gegenüberstehenden Fenstern einander zu zeigen. Endlich führte er sie wirklich zusammen, aber nur, um sie auf ewig zu trennen. Arbogast selbst nämlich hielt sich als Dienstmann für unwürdig, die Prinzessin zu heirathen, und überließ sie dem Grafen Albrecht, indem er selbst sich mit Amise verheirathete. — Achim v. Arnim hat diese Geschichte in seinem Wintergarten bearbeitet.

Obgleich von einem Italiener und erst im 15. Jahrhundert verfaßt, gehört die Liebesgeschichte **Euryalus und Lucrezia** doch ihres Inhalts wegen hieher.

Als Kaiser Sigismund in Siena verweilte, erregten seine schönen und stolzen Deutschen die Bewunderung der Italienerinnen, vor allem aber verliebte sich eine verheirathete Dame, die edle Lucrezia in den Ritter Euryalus, einen vertrauten Diener des Kaisers, lud ihn heimlich zu sich und hing mit so inbrünstiger Liebe an ihm, daß sie, als er sie endlich verlassen und dem Kaiser folgen mußte, aus Kummer starb. Berühmter Roman des Aeneas Sylvius Piccolomini (Papst Pius II.).

Die Begebenheit ist historisch. Vgl. Aschbach, Sigmund IV. 441. Unter Euryalus ist des Pabstes Freund Caspar Schlick, des Kaisers Kanzler, gemeint. Diese Liebesgeschichte ist in alle Sprachen übertragen und vielfach nachgeahmt worden. S. die Ausgaben bei Gräße, Sagenkreise des Mittelalters S. 483 f. Sie ist sehr einfach, aber durch eine Feinheit und Wahrheit der Charakteristik ausgezeichnet, die nicht leicht wieder gefunden wird. Namentlich spielt bei beiden Theilen das sittliche Gefühl im Kampf mit der Leidenschaft eine Hauptrolle, und unnachahmlich ist die Natur-

wahrheit, mit der hier das Weib sich von der Stärke ihres Gefühls hinreißen läßt, dort beim Mann im Taumel der Lust das Pflichtgefühl erwacht. Die Sprache aber ist von einer Naivetät und Wärme, die man jedem Roman wünschen möchte.

Das Volksbuch von **Fortunatus** hat zur ältesten Quelle die gesta Rom. cap. 120 und erschien zuerst gedruckt 1509. Vgl. Görres Volksb. 71 Museum für altd. Lit. I. 276. Es ist eine durchaus selbstständige Dichtung, die nur einiges aus den gestis entlehnt, den Stoff aber auf die geistvollste Weise frei behandelt. Ueber die weite Verbreitung der Grundgedanken vgl. m. Odin S. 188 f.

Fortunatus von Cypern abentheuerte in der Welt umher und verthat all sein Gut. Da erschien ihm die Göttin Fortuna und gab ihm einen Seckel, aus dem er so viel Gold er wollte greifen konnte, und ein Wunschhütlein, das ihn, wenn er es aufhatte, unsichtbar machte und dahin brachte, wohin er wollte. Dieser Glücksgüter bediente er sich nun nach Wunsch, und vererbte sie dann auf seine beiden Söhne Ampedo und Andalosia. Der letztere verliert den Seckel, borgt vom Bruder den Hut und verliert auch diesen an die schlaue Prinzessin Agrippina von England, die ihn durch ihre Koketterie verblendet und betrügt. Er findet inzwischen Aepfel, auf deren Genuß ihm Hörner wachsen, und ein Wasser, durch dessen Genuß die Hörner wieder schwinden. Verkleidet bietet er nun solche Aepfel Agrippina an und setzt, da sie Hörner bekommt, zum Preise ihrer Heilung, den Seckel und Hut. So bekommt er sie wieder. Allein um des Seckels willen wird er von zwei Bösewichtern ermordet, und Ampedo stirbt aus Gram, nachdem er den Hut verbrannt hat. Da nun der Seckel nur so lange seine Wunderkraft behalten sollte, als noch Jemand von des Fortunatus Familie lebe, so verschwand sie jetzt und die Mörder behielten den leeren Seckel.

In dieser tiefsinnigen Sage ist die Poesie des Glücks aufs vielseitigste aufgefaßt, wie es dem Fröhlichen lacht, den Unglücklichen plötzlich überrascht und tröstet, den Entbehrenden mit dämonischem Zauber verlockt, dem am treusten bleibt, der es nicht sucht und sogar scheut, aber den Sichern und Uebermüthigen plötzlich treulos verläßt und nirgends von Dauer ist, sondern überall, wo es einmal eingekehrt, in nicht zu langer Zeit eine öde Stätte hinterläßt.

Ein sehr beliebtes Volksbuch war die Reisebeschreibung des Ritter Johann de **Montevilla**, gedruckt 1481 zu Augsburg und später noch oft, so wie in vielen Handschriften. Vgl. Docen im Museum d. altd.

Lit. I. 246 f. Görres Volksb. S. 53. Montevilla hat im 14. Jahrhundert gelebt, war ein englischer Ritter und machte große Reisen. In die Beschreibung seiner Reisen mischten sich aber alle fabelhaften Vorstellungen vom Orient, wie sie durch die Kreuzzüge und durch die Schriften der Alten allmählig verbreitet und schon im Gedicht von Herzog Ernst ausgeführt waren. Schon vor Montevilla's Buch war ein Reisebuch des Apollonius von Tyrland verbreitet, welches, von ähnlichen Fabeln voll, wesentlich auf sein Buch einwirkte. Auch die Alexanderlieder und bereits die erste Reise des Marco Polo. Obgleich nun also der Stoff nicht mehr neu war, so war es doch die Behandlung. Einmal wurden alle jene Fabeln von den Wunderländern und seltsamen Völkern aufs lebendigste verbunden dadurch, daß Montevilla ganz naiv alle selbst aufgesucht und gesehen haben wollte; sodann aber ist sein Buch tief durchdrungen vom christlichen Geiste. Es schildert vor allem das h. Land und bezeichnet alle Spuren in und um Jerusalem, die durch göttliche Beziehungen verewigt sind. Das lichte Bild Jerusalems im Vordergrunde hat nun alle jene Wunder und Ungeheuerlichkeiten des weiter hinten liegenden Orients zur Folie.

8.

Erzählungen.

An die größern romantischen Dichtungen reihen sich eine Menge kleinerer Erzählungen in Versen und Prosa.

Die älteste Sammlung dieser Art ist das berühmte Buch von den **sieben weisen Meistern**, über dessen Quellen der um altdeutsche Literatur so vielfach verdiente Prof. von Keller in seinen sept sages, Tübingen 1836, die umfassendsten Untersuchungen angestellt hat. Die indischen Bücher Hitopadesa und Pandschatantra sind nicht, wie man angenommen hat, die Quellen der sieben Meister, sondern die Quellen der spätern Bidpai'schen und anderer Thierfabeln. Dasakumamatscharita oder die Geschichte von den zehn Jünglingen ist so späten Ursprungs, daß es wohl erst mit dem Islam nach Indien gekommen seyn dürfte. Dennoch hat man Spuren einer indischen Quelle entdeckt. Vgl. Keller S. III.

Die nächste persische Quelle ist die Geschichte der 10 Magier, dann die arabische Geschichte der 40 Magier, die in die spätern größern Sammlungen von 1001 Nacht und 1001 Tag überging. Ferner das griechische Buch Syntipas (aus dem 11. Jahrhundert), das lateinische Buch Dolopatos und historia septem sapientium, welches letztere wieder in fast alle europäische Sprachen überging, so wie die Gesta Romanorum. Sowohl über Verzweigung des Werks in alle Sprachen, als über den Anwachs derselben durch neue Erzählungen gibt Keller den gründlichsten Aufschluß, so genau, daß er sogar die einzelnen Erzählungen in allen ihren Variationen verfolgt. Die altdeutsche Fassung der sieben Meister hat derselbe in Diocletians Leben von Hans vom Bühel 1841 und in seinen altdeutschen Erzählungen 1846 herausgegeben.

Der römische Kaiser Pontianus läßt seinen Sohn Diocletianus von sieben weisen Meistern erziehn. D. wird bald selbst so weise, daß er, die Zukunft vorausahnend, stumm bleibt. Seine Stiefmutter Cleopatra verliebt sich in ihn, er weist sie jedoch ab. Zur Rache verleumdet sie ihn bei seinem Vater, als habe er ihr nachgestellt. Pontianus will ihn hinrichten lassen, die sieben weisen Meister aber halten ihn durch geistreiche Erzählungen auf, daß er den Befehl immer verschiebt, und der Inhalt der Erzählungen bewirkt eine Aenderung seines Sinnes, denn es wird darin die Arglist der Frauen aufgedeckt und vor übereilten Handlungen gewarnt. Cleopatra ist aber auch ihrerseits thätig und setzt den Geschichten der sieben Meister andere entgegen, die den Kaiser immer wieder umstimmen, bis die Meister und die Unschuld zuletzt triumphiren. — Der erste Meister erzählt von dem Hunde, der ein Kind in der Wiege vor einer Schlange rettete, aber vom Vater des Kindes fälschlich für den Mörder des Kindes gehalten wurde. Unter dem Hunde ist Diocletian gemeint. Die böse Kaiserin aber erzählt sogleich eine andere Geschichte von einem gewaltigen Eber, der von einem wehrlosen Hirten betrogen und umgebracht wird. Unter dem Eber ist Pontian gemeint. Da erzählt der zweite Meister von einem bösen Weibe, die ihren unschuldigen Gatten dem Gerichte überliefert, die Kaiserin aber hinwiederum von dem verschmitzten Burschen, der den Schatz im Thurme stahl &c.

Ich kann mich nicht darauf einlassen, die Erzählungen im Einzelnen zu analysiren, da sie aus fremden Quellen entlehnt sind und dem deutschen Sammler nur ein geringer Antheil von Originalität zukommt.

Unter den übrigen Sammlungen zeichnen sich der Coloczaer Codex, eine handschriftliche Sammlung in Leipzig, der von Herrn von Laßberg edirte Liedersaal, von der Hagens Gesammtabentheuer,

Kellers altdeutsche Erzählungen aus. Dazu viel Einzelnes zerstreut. Einzelne Erzählungen finden sich in mehreren Sammlungen zugleich. Auch hier ist vieles unverkennbar aus ältern fremden, namentlich welschen Quellen geschöpft. Anderes verräth seinen deutschen Ursprung, wenn auch keine Namen genannt sind. Das Grundthema ist die Liebe, und zwar hauptsächlich in ihrer Treue und Untreue. Ich gebe hier nur zur allgemeinen Charakteristik einige der schönsten Erzählungen, zuerst solche von der Treue.

Von Frauentreue:

Ein Ritter verlor im Turnier ein Auge und fürchtete seiner Frau dadurch verhaßt zu werden. Aber sobald sie davon hörte, stach sie sich selbst ein Auge aus, um ihm ihre Treue zu beweisen. Herrant von Wildon, herausgegeben von Bergmann. v. Laßberg, Liedersaal I. 27.

Von einer rührenden Treue wird berichtet in Kellers Erzählungen aus altdeutschen Handschriften S. 41.

Ein vornehmer und reicher Ritter kehrt bei einem armen Ritter ein, erblickt dessen wunderschöne Tochter und bietet der Mutter 100 Mark Silber, wenn sie ihm über Nacht die Tochter zuführe. Mutter und Vater, von bitterer Armuth gedrängt, fügen sich darein. Als aber der Gast die schöne Tochter weinend kommen sieht, macht ihre Keuschheit und der Seelenadel, mit dem sie sich benimmt, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sie nicht berührt, den Eltern aber die Summe bezahlt. Bald darauf fällt er in einem Turnier. Als die Jungfrau seines Todes Kunde empfängt, baut sie sich eine Einsiedelei über seinem Grabe und widmet all ihr Leben seinem Andenken, bis sie stirbt und neben ihm begraben wird. Aber noch aus ihrem Grabe wächst eine Weinrebe und überrankt das Grab des Ritters.

Ein reicher Mann kaufte auf einer Reise zwei kostbare Kleider, um sie seinen geliebten Kebsweibern mitzubringen. Seiner frommen Frau aber kaufte er nichts. Da rieth ihm unterwegs ein Wirth, er möchte doch erst die Kebsweiber prüfen. Als er nun heimkam, sagte er diesen, er habe Unglück gehabt, sey um alles gekommen und sie möchten ihm daher leihen. Sie aber stießen ihn fort, seine fromme Frau dagegen tröstete ihn liebreich und nun bekam sie allein die schönen Kleider. Gedicht in v. Laßbergs Liedersaal I. Nr. 74. Hagen, Gesammtabentheuer Nr. 35.

Ein Ritter verliebt sich zum Sterben in die Frau eines andern, tritt für sie, nur mit einem seidenen Hemde bekleidet, in die Schranken und wird schwer verwundet. So schleicht er sich zu ihr bei Nacht, während sie mit ihrem Mann im Bette liegt, umarmt sie und überströmt sie sterbend mit seinem Blute.

Nun erst wird die Frau, die ihn vorher nicht leiden mochte, gerührt und mit solcher Liebe zu dem Todten erfüllt, daß sie ihren Mann bittet, ihm ein Todtenopfer bringen zu dürfen. Darauf geht sie hin zu seiner Bahre, kleidet sich nackt aus, legt sich zu ihm und stirbt. Coloczaer Codex 275. Gesammtabentheuer Nr. 13.

Friedrich von Auchenfurt war mit Kaiser Friedrich II. in Italien, verliebte sich in eine Dame, erhielt aber ihre Minne nicht. Endlich versprach sie ihm aus Muthwillen, seine Wünsche zu erfüllen, wenn er in Weiberkleidern ohne Harnisch für sie turnieren wolle. Er that es und wurde schwer verwundet. Als er sie nachher an ihr Versprechen erinnerte, weigerte sie sich, um die Treue gegen ihren Gatten nicht zu brechen. Da begnügte sich Fr. nur von ihr zu verlangen, sie solle öffentlich in der Kirche das blutige Hemd tragen, in dem er verwundet worden war, was sie auch that. Gesammtab. Nr. 76. Auch in Enenckels Weltchronick, abgedr. in Haupts Zeitschr. V. 288.

Von Männertreue:

In Kellers Erzählungen S. 372 finden wir eine höchst sinnreiche Dichtung von Männertreue. Ein Mann verliert die schöne Frau, die er zärtlich liebt, durch den Tod, kann sich aber nicht von ihr trennen, sondern behält die Leiche im Hause und nimmt sie, als ihn das Gerede der Leute vertreibt, in einem kostbaren Schrein mit sich in eine andere Stadt. Sein brünstiges Gebet, die Todte wieder zu beleben, der er 20 Jahre seines eigenen Lebens abtreten will, wird endlich erhört. Sie erwacht, er aber wird um 20 Jahre älter, ein Greis. Nun will die Treulose nichts mehr von ihm wissen, sondern hält sich an einen Jüngling. Das Gericht soll entscheiden. Vergebens mahnt der treue Greis das üble Weib. Vor den Richtern wählt sie den Jüngling und fällt ihm um den Hals. Aber in demselben Augenblick sinkt sie als eine verfaulte Leiche zusammen und der Greis wird wieder zum kräftigen Manne verjüngt.

Eine schöne Jungfrau schickt ihre drei Freier auf Reisen aus. Als sie heimkehren, stellt sie sich, als litte sie an einer eckelhaften und ansteckenden Krankheit. Da will der erste und zweite nichts mehr von ihr wissen. Der dritte aber läßt sich durch nichts abhalten, dringt bis an ihr Krankenbett, findet sie frisch und gesund und wird belohnt. Kellers Erzählungen S. 150.

Der Schüler in Paris liebt eine Bürgerstochter auf innigste. Einst, als er zur Ader gelassen und die Nacht bei ihr zubringt, bricht in seiner Liebesgluth die Ader wieder auf und er verblutet sich in ihrem Bette. Sie ruft seinen Vater herbei und bekennt ihm alles. Als der Schüler begraben werden soll und sein Sarg in der Kirche steht, wirft sie sich über ihn und stirbt. In diesem Gedicht ist die Fiebergluth der Liebe meisterlich ausgedrückt. Gesammtabentheuer Nr. 14.

Ein Ritter kam in eine Stadt, wo er das schönste Weib fand, die an

einen Bürger verheirathet war. Als er ihre Liebe nicht gewinnen konnte, forderte er alle Ritter zum Kampf auf, indem er selbst nur im Hemde ohne allen Harnisch kämpfen wollte. So that er auch und blieb Sieger, wurde aber tödtlich durch eine Lanze verwundet, die ihm in die Brust fuhr. Nun erklärte er, das Eisen nicht herausziehen zu lassen außer durch die, welche Schuld an seiner Verwundung sey. Viele Damen besuchten ihn, endlich wurde auch die schöne Bürgersfrau durch ihren Mann bewogen, zu ihm zu gehen und zog ihm, nach langem Widerstreben das Eisen aus der Wunde. Er genas wieder, setzte aber seine Bemühungen um die Schöne fort, bis sie ihm endlich eine Zusammenkunft gestattete und als er sie zum erstenmal in den Armen hielt, brach seine Wunde auf und er starb. Sie bemühte sich ihn wieder zu beleben und sein Blut zu stillen, indem sie ein Stück ihrer Kleidung nach dem andern dazu verwandte; als sie endlich entblößt bei dem Todten allein war, übermannte sie Scham, Angst und Mitleid in so hohem Grade, daß ihr das Herz zersprang und sie todt auf ihm liegen blieb. v. Laßberg, Liedersaal I. Nr. 24. Coloczaer Codex Nr. 49.

Graf Willekin von Montaburg verthat in edlem Ritterthum sein Gut und gab sein letztes her, um einen verstorbenen Ritter, den man auf den Mist geworfen, ehrenvoll begraben zu lassen. Bald darauf war ein großes Turnier, dem der Graf nicht anwohnen konnte, weil er kein Roß hatte. Da kam ein fremder Ritter mit einem herrlichen Roß und trat es ihm ab gegen die Hälfte des Turnierpreises. Nun gewann der Graf den höchsten Preis und damit die Hand der Landesherrin. In der Hochzeitsnacht erschien ihm der Ritter und forderte die Hälfte des Landes und der Frau, erließ sie ihm aber, indem er nur seine Treue habe prüfen wollen und gab sich als der Geist des begrabenen Ritters zu erkennen, der ihm habe dankbar seyn wollen. Gesammtab. Nr. 6.

Ein Ritter zieht zum Turnier, seine Dame schickt ihm nach einander köstliche Kleinode, Kranz, Krone, die er aber einem habgierigen Ritter schenkt, der ihn um seiner Dame willen darum bittet, nachdem jener gelobt, nie etwas abzuschlagen, wenn ers im Namen seiner Dame gebeten würde. Der habgierige Ritter trägt nun der Dame Kleinode auf dem Helm und ihr wirklicher Geliebter trägt, auf seines Knechtes Heinrich Rath, erst ein Hühnernest, dann einen Ofenwisch, endlich einen Kegel auf dem Helm, siegt aber und wird als der echte Ritter erkannt, dem auch die Hand der Dame zufällt. Gesammtab. Nr. 64. Aehnlich wie in Lother und Maller.

Sehr eigenthümlich ist folgendes kleine Gedicht:

In einer Burg über dem Rhein wohnten 40 Ritter mit ihren Familien. Während sie abwesend waren, erlustigten sich ihre Frauen und Töchter, auf der grünen Au vor der Burg gleich den Männern in ritterlicher Rüstung zu turnieren, indem sich jede einen Ritternamen gab. Eine Jungfrau aber, die sich nach dem tapfern Walrabe von Limburg genannt hatte, gewann den Preis.

Als das der Herzog Walrabe hörte und einmal zu jener Burg kam, ließ er sich die züchtige Jungfrau vorstellen, dankte ihr, beschenkte ihren armen Vater reichlich und verheirathete sie an einen edeln Mann. Gesammtabentheuer 17. Coloczaer Codex 75.

Unter den lustigen Erzählungen oder Schwänken des 13. Jahrhunderts kommt schon viel eigentlich Zotenhaftes vor. Ich werde meist darüber hinweggehen, wie es in einem Lehrbuch schicklich ist, muß aber etwas zur Charakteristik dieser ganzen Gattung bemerken. Man darf füglich unterscheiden, was als ausgesucht unflätig, oder als wollüstiges Raffinement verwerflich, und was als gesunder Volkshumor oder aristophanische Satyre entschuldbar und natürlich ist. Moderne Prüderie hat beides verwechselt und alle und jede Zote verpönt. Das geht zu weit und wird unnatürlich. Es liegt nun einmal etwas absolut Komisches in gewissen Geschlechtsverhältnissen, und daß es so aufgefaßt werde, ist ebenso natürlich, als es die Dinge selbst sind. Deswegen ist die zimperliche Prüderie, die nichts Natürliches eingestehen will, unnatürlich oder Heuchelei. Viel verwerflicher als die unschuldigen naturalia sind die mit Raffinement und Wohlgefallen ausgemalten Verführungs- und Hahnreigeschichten, die dann auch meist aus derselben Quelle stammen, wie die lüderlichen Artusromane. Wir finden die Originale überall in den altfranzösischen fabliaux und in den italienischen Novellen wieder.

Die Mehrzahl dieser Schwänke handelt von der Weiber List und Uebermuth.

Eine sehr beliebte Satyre war Aristoteles, der dem König Alexander Keuschheit empfiehlt und die Weiber verachtet, aber durch des Königs Geliebte, die schöne Fullis (Phyllis) sich selbst verführen, sich von ihr Zaum und Gebiß anlegen und reiten läßt, bei welcher Scene ihn der König überrascht. Gesammtabentheuer 2. Fastnachtsspiel bei Keller I. Nr. 17. Komödie bei Hans Sachs III. 2. 65. Der Schwank war so populär, daß er schon in sehr alten Kupferstichen behandelt wurde von Hans Baldung, Pencz, Zagel und Brosamer.

Eine mehr sittliche Tendenz hat folgende Erzählung:

Ein vorwitziger Ritter läßt die Treue seiner Frau durch seinen Knecht prüfen. Da dieser nicht abläßt, sie mit Liebesbitten zu bestürmen, gibt sie scheinbar nach und bestellt ihn auf die Nacht. Statt seiner kommt aber der Ritter selbst und wird von der Frau und ihren Mägden tüchtig durchgeprügelt. Gesammtabentheuer Nr. 27.

Die meisten Erzählungen dagegen sind frivol und unsittlich.

Ein Ehemann will seinem untreuen Weibe, als sie erst spät in der Nacht heimkommt, die Thür nicht öffnen. Sie stellt sich, als wolle sie sich in den Brunnen stürzen und wirft einen schweren Stein hinein. Der Mann eilt verzweifelnd hinaus, sie zu retten, und läßt die Thür offen. Nun schlüpft sie hinein, schließt zu und läßt ihn nicht herein. Aus der Leipziger Handschrift, im Auszug bei Haupt, altd. Blätter II. 154.

Ein Ritter kehrt mit einem Hut voll Nüsse heim. Sein Weib versteckt geschwind ihren Buhlen unter das Bett, knackt Nüsse und wirft ihrem Buhlen auch welche zu, indem sie ihrem Manne sagt, ihr Buhle läge darunter. Er will es nicht glauben, sie sagt aber ja und wolle ihn hinausgehen heißen. Indem fällt sie scherzend über ihren Mann her, bedeckt ihm den Kopf mit ihrem Gewande und läßt den Buhlen wirklich fortgehen. Als er weg ist, bittet sie den Mann um Verzeihung, daß sie ihren Scherz mit ihm getrieben. Gesammtabentheuer Nr. 39.

Ein Ritter überrascht seine Frau und sucht deren Buhlen, der sich unter einem Zuber verborgen hat. Er findet ihn nicht und setzt sich auf den Zuber. Da sagt die Frau spöttisch, der Buhle stecke im Zuber. Der Ritter aber hält es für Scherz und sucht nicht nach. Die Nachbarin, welcher der Zuber gehört, verlangt ihn zurück. Sie läßt dieselbe „durch Weibesnoth" bitten, ihr den Zuber noch zu lassen. Die Nachbarin versteht den Wink, zündet eine kleine Scheuer an und rettet den Buhlen, der entschlüpfen kann, während der Ritter zum Feuerlöschen eilt. Gesammtab. Nr. 41. Eine ganz ähnliche Geschichte enthält Nr. 42. Hier zündet eine treue Magd das Feuer an, so daß der Schreiber, der bei der Frau schläft, sich rechtzeitig vor dem rückkehrenden Mann retten kann.

Ein Mann hat einen grauen Hahn, den ein Reiher für einen Falken hält, sich duckt und sich fangen läßt. Der Mann ladet einen Herrn ein, mit ihm den Reiher zu verzehren, die Frau aber verzehrt ihn zuvor mit einer Nachbarin und will dann von nichts wissen, der Mann werde wohl nur von dem Reiher geträumt haben. Der Mann will sich rächen, aber die listige Frau überredet die Nachbarin statt ihrer in ihrem Bett zu schlafen. Hier wird sie nun vom Mann geprügelt und werden ihr die Haarzöpfe abgeschnitten. Am Morgen aber findet der Mann seine Frau ganz munter mit unversehrten Zöpfen und glaubt nun selbst, daß er nur geträumt habe. Coloczaer Codex, 127. Aehnlich Gesammtab. Nr. 31 und 43.

Drei Frauen fanden im Grase einen Ring und kamen überein, die solle ihn behalten, die ihren Mann auf die listigste Art betrogen habe. Die erste erzählt nun, sie habe für ihren Mann Fische im Keller holen sollen, sich aber von ihrem Liebhaber entführen lassen und sey acht Tage weggeblieben, habe aber nachher ihren Mann überredet, sie sey nur im Keller gewesen und er habe geschlafen. — Die zweite berichtet, sie habe ihren Mann überredet, sie müsse des Nachts als Hexe ausfahren und habe unterdeß bei ihrem Liebhaber

zugebracht. — Die dritte erzählt, sie komme mit ihrem Liebhaber durch ein Loch in der Wand zusammen und habe ihren Mann so getäuscht, daß er sich einbilde, es sey nur eine ihr sehr ähnliche andere Person. Die drei Frauen konnten sich aber nicht einigen, wer von ihnen die listigste gewesen sey. Laßberg, Liedersaal Nr. 176.

Dasselbe Motiv in einem Schwank in Haupts Zeitschrift VIII. 524. Drei Weiber finden einen Porten und streiten sich darum. Jede soll nun jetzt erst sehen, wie sie ihren Mann am besten betrüge. Die erste überredet den ihrigen, er sey gestorben; die zweite, er sey ein Mönch geworden; die dritte, er habe seine Kleider an, obgleich er nackt aus dem Bette kommt und so zur Messe in die Kirche geht.

Ein verschlagenes Weib liebte einen Jüngling und konnte nicht an ihn kommen. Da ging sie zur Beichte und klagte bei dem Pfaffen, jener Jüngling stelle ihrer Ehre nach und habe sich dieser und jener Mittel bedient, um sicher bei Nacht zu ihr zu gelangen. Der Pfaff ließ sofort den Jüngling rufen und stellte ihn zur Rede. Der Jüngling aber merkte die Absicht der Frau, erkundigte sich, ob sie schön sey, und verfehlte nicht, sie auf den bezeichneten Wegen zu besuchen. Keller, Erzählungen S. 242.

Ein Student buhlt mit einer Frau, ihr Mann findet ihn öfter bei ihr, sie sagt aber, er vertreibe ihr das Zahnweh. Als der Mann endlich böse wird, führt sie ihn zu einem Wasserzuber: was er sähe? Sich und sie. Nun solle er auch hineingreifen. Er greift nichts. So, sagt sie, ist es auch nichts, was du gesehen hast. Es genügt nicht am Sehen, man muß es auch greifen. Coloczaer Codex 95. Gesammtab. 26.

Ein Ritter kam mit seiner Dame, die der Herzog, ihr Gemahl, in einen Thurm eingesperrt hatte, durch einen unterirdischen Gang zusammen und brachte sie zum Scherz heraus, indem er sie in andern Kleidern dem Herzog als seine Braut vorstellte. Die Aehnlichkeit erschreckte den Herzog, aber als er im Thurme nachsah, war die Herzogin schon wieder in ihren alten Kleidern darin und er glaubte nun wirklich, es seyen ihrer zwei, bis der Ritter ihm die Herzogin entführte. Keller, sept sages p. CCXXVIII. Oefter wiederholt, dramatisirt von Platen. Modernisirt in Kotzebues gefährlicher Nachbarschaft.

In andern Erzählungen waltet mehr die Naivetät vor. Hier einige der am beliebtesten und die am häufigsten auch in welschen Landen sich wiederholen. Die Geschichte von der Nachtigall.

Ein junges Mädchen pflegte des Nachts aufzustehen, um draußen die Nachtigall singen zu hören. Als aber ihre Eltern einmal lauschten, fanden sie sie bei einem Liebhaber. Das war der Vogel, der ihr so süß flötete. Aber sie verziehen ihm unter der Bedingung, daß er das Mädchen heirathete. Gesammtab. Nr. 25.

Das Schneekind in v. Laßbergs Liedersaal III. Nr. 242. Gesammtabenth. Nr. 47.

Ein Kaufmann kommt von langen Reisen heim und findet ein junges Kind, das ihm seine Frau geboren zu haben vorgibt, nachdem sie, sehnsüchtig an ihn denkend, Schnee gegessen habe. Der Kaufmann verreist wieder, nimmt das Kind mit und verkauft es in Aegypten. Als er heimkommt, sagt er, es sey ihm, weil von Schnee, in der Hitze des heißen Landes geschmolzen. — Bei Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 193 ißt die Frau einen Eiszapfen.

Der Ritter mit der Birne, ein Schwank des 14. Jhd., fälschlich dem Konrad von Würzburg zugeschrieben, in v. Laßbergs Liedersaal III. Nr. 191. Gesammtabentheuer I. 10.

Ritter Arnold beging an der königlichen Tafel aus Gedankenlosigkeit die Rohheit, eine Birne entzweizuschneiden, die eine Hälfte in den Mund zu stecken und die andere, ungeschält, der Prinzessin anzubieten. Diese warf ihm nun seine Grobheit vor und hörte nicht auf, ihn damit zu verhöhnen. Da sann er auf Rache, verkleidete sich als ein Narr, ergötzte den Hof durch seine plumpen Späße und hatte das Glück, nunmehr der Prinzessin viel besser zu gefallen, als vorher, da er noch ein edler Ritter war. Es kam so weit, daß sie ihn des Nachts zu sich in ihre Kammer nahm. Als er nun des andern Tages wieder als Ritter erschien und sie ihm abermals die ungeschälte Birne vorwarf, rief er ihr ein Paar Worte zu, die sie gestern in verschwiegener Nacht dem Narren gesagt hatte, und zu ihrem tödtlichen Schrecken erkannte die Unglückliche nun, wer der Narr gewesen. Doch machte ihre Hochzeit mit ihm alles wieder gut.

Der Sperber in v. Laßbergs Liedersaal I. Nr. 31. Gesammtabentheuer Nr. 22. Mone, Quellen und Forschungen I. 133. Haupt Zeitschr. V. 426.

Eine junge Nonne sieht einen Ritter mit einem schönen Sperber (Falken) reiten und möchte den Vogel gern haben. Er will ihr ihn geben um ihre Minne. Sie weiß nicht, was das ist. Er hebt sie über die Mauer, lehrt es sie, was Minne sey, und gibt ihr den Vogel. Die Nonne geht ins Kloster zurück und erzählt ganz vergnügt von ihrem Kaufe. Die Aebtissin aber macht ihr die heftigsten Vorwürfe. Da geht sie wieder an die Mauer, ruft den Ritter und verlangt für den Sperber, den sie ihm wiedergibt, ihre Minne zurück. Er hebt sie nun noch einmal über die Mauer und erfüllt ihren Wunsch.

Die Nachbarin:

Ein Mann ertappt bei seiner Frau einen Nachbar, schließt sogleich beide ein, holt des Nachbars Frau und läßt ihr nur die Wahl, sich ihm zur Sühne

Preis zu geben, wenn sie nicht will, daß er ihren Mann zur Rache umbringe. Sie wählt das erste. Kellers Erzählungen 387.

Der schwangere Mönch im Coloczaer Codex Nr. 51. Laßbergs Liedersaal II. Nr. 136. Gesammtabentheuer Nr. 24.

Ein junger Mönch will die Minne suchen, kennt sie aber nicht und wird überall genarrt. Als er hört, von der Minne kommen Kinder, bildet er sich ein schwanger zu seyn und möchte gern des Kindes los seyn. Das soll durch Prügel geschehen, unterdeß springt ein Hase vorbei, da glaubt er, das sey sein Kind. Endlich kommt er ins Kloster zurück und der Abt erkennt seine vollkommene Einfalt und Unschuld.

Höchst naiv ist „die Minne eines Albern", aus einer Gothaer Handschrift. Altd. Wälder III. 160.

Ein junger Mann ist so dumm, daß er nicht weiß, was er seiner jungen Frau schuldig ist; sie aber ist so verschämt, daß sie es ihm nicht anders beibringt, als indem sie ihn zu einem hohlen Baum schickt, worin angeblich alle Heiligen sind, und ihm von hier aus unerkannt befiehlt, was er thun soll.

Der Traum, ein Gedicht des 14. Jhd., handschriftlich in Weimar, von Göthe den Brüdern Grimm mitgetheilt, die es in den altdeutschen Wäldern II. 135 abdrucken ließen.

Einer träumt, seine Herrin, die ihn bisher verschmäht, gewähre ihm endlich die hohe Gunst, um die er bittet, und heiße ihn nur eine Weile umblicken, damit sie sich unterdeß auskleiden und dann ganz nackt vor ihm erscheinen kann. Wie er aber wegsieht, klopft es an der Thür und weckt ihn auf, er habe die Messe verschlafen.

Die Katze-Nonne in v. Laßbergs Liedersaal III. Nr. 247.

Die Katze wird eine fromme Nonne, aber die Maus warnt ihre Jungen, ihr ja nicht zu trauen. Die jungen Mäuse wollen es nicht glauben, spielen arglos vor der Nonne und diese kann dem alten Kitzel, sie zu fressen, nicht widerstehen.

Es kommen auch tolle Sachen wie im Aristophanes und Rabelais vor, wovon ich nur ein Muster geben will in der Erzählung vom weißen Rosendorn in Hagens Gesammtabenth. Nr. 53.

Eine Jungfrau setzt sich unter ihren großen Rosenstrauch, da kommt ihr im Sitzen eine Wurzel dazwischen, welche die Kraft hat auch einen Stummen, der sie in den Mund nimmt, reden zu machen. Da fängt etwas unten zu reden an und beklagt sich immer hintangesetzt zu werden, indeß der übrige Leib der Jungfrau schön geschmückt und gepflegt werde. Die Jungfrau sieht

verwundert nieder sich und zankt die unberufene Stimme aus. Der Zank dauert fort, bis beide sich von einander trennen, die Jungfrau und ihr Theil. Nun wird die Jungfrau von vielen geminnt, aber als sich findet, daß sie ohne ihren Theil ist, verläßt und verspottet sie Jedermann. Dem Theil geht es nicht besser, man hält ihn für ein häßliches Thier und stößt ihn mit den Füßen. Endlich kommen beide wieder zusammen, erzählen sich ihr Unglück und vereinigen sich wieder.

Viele Erzählungen handeln von bösen Weibern.

Der Zornbraten, ein Gedicht in v. Laßbergs Liedersaal II. Nr. 148, Hagens Gesammtabentheuer Nr. 3 ist die berühmte Geschichte von der gezähmten Widerbellerin. Ein Ritter freit ein böses Fräulein und reitet mit ihr heim. Unterwegs will der Falke auf seiner Faust nicht fliegen, da drückt er ihm den Kopf ein; der Hund springt vor und gehorcht nicht gleich, da haut er ihn nieder; das Pferd will nicht in Paß gehen, da haut er es ebenfalls nieder, ladet der tödtlich erschrockenen jungen Frau den Sattel auf und reitet auf ihr heim. Von Stund an ist sie fromm und demüthig. Nun wird sie einmal von ihrer noch bösern Mutter besucht und bittet ihren Mann, auch die zu heilen. Da läßt er sie binden und schneidet ihr einen Zornbraten über den Lenden heraus; nur durch vieles Bitten erlangt sie, daß er ihr nicht auch den andern herausschneidet, ist aber für immer geheilt.

Shakespeare hat in seinem trefflichen Lustspiel „die Kunst eine Widerbellerin zu zähmen" die Sage wiedergegeben und in Petruchio den Mann, in Katharina das Weib unübertrefflich, und mit viel mehr Feinheit als es die deutsche Erzählung thut, charakterisirt. Das Stück wurde mit Veränderungen auf die deutsche Bühne gebracht unter dem Titel „Stille Wasser sind tief" von Schröder, und „Liebe kann alles" von Schink und Holbein.

Sehr verbreitet war auch die Erzählung vom größten Feinde:

Einer sollte zu seinem Herrn kommen, nicht gelaufen und nicht geritten, und seinen größten Freund und Feind mitbringen. Da that er Kopf und Beine von einem Kalb in einen Sack und vertraute seiner Frau geheimnißvoll, es seyen die Glieder eines Menschen, den er umgebracht habe. Am andern Tage that er einen Fuß in den Steigbügel und lief so neben dem Pferde her zu seinem Herrn, neben sich seine Frau und sein Hund. Als er bei dem Herrn war, schlug er seine Frau. Da wurde diese böse und schalt ihn einen Mörder. Die Sache ward untersucht, man fand das Kalb und der Herr mußte gestehen, das Weib sey ihres Mannes größter Feind. Als bester Freund aber erwies sich der Hund, der obgleich geschlagen, wedelnd und liebkosend wiederkam.

Ratherus (sermo 3 de octavis passchae) im 10. Jahrhundert. Vgl. Grimm Märchen III. 176. Maßmann, Kaiserchr. III. 405. Haupt, Zeitschr. VIII. 22. In den gestis Rom. 124 abweichend. Nach Haupt, altd. Blätter II. 149 hat ein Sohn, als während einer Hungersnoth alle Alten getödtet wurden, seinen Vater gerettet und das verräth nun das böse Weib. Vgl. auch Pauli, Schimpf und Ernst und Hans Sachs.

Die Geschichte von der neuen Eva:

Eine Frau beschwerte sich sehr über die alte Eva und behauptete, sie würde an ihrer Stelle das Gebot nicht übertreten haben. Ihr Gemahl Heinrich von Wida wollte sie doch auf die Probe stellen und äußerte den Wunsch, sie möchte doch nie in dem Entenpfuhl herumwaten. Die Dame hatte nie auch nur entfernt daran gedacht, den Enten nachzuahmen, und lachte über das sonderbare Verbot; je mehr sie aber darüber nachdachte, desto begieriger wurde sie, einmal zu probiren, wie es sich in der Pfütze baden lasse und endlich konnte sie der Lust nicht widerstehen, zog sich Schuhe und Strümpfe aus und patschte hinein. Caesar Heisterb. IV. 76.

Hieher gehören noch kleine Geschichten:

Ein böses Weib ertrank. Die Leute liefen ihr am Ufer nach, um sie zu retten, ihr Mann aber lief den Fluß hinauf gegen den Strom, indem er sagte, seine Frau habe immer das Entgegengesetzte gethan, was andere Leute. Keller, Erzählungen S. 204. Hier heißt die Frau Adelheid und ertrinkt im Lech.

Ein Weib war so frech, ihren Mann, der sie zärtlich liebte, zu überreden, daß er sich einen gesunden Zahn ausziehen ließ, den sie dann thriumphirend ihrem Buhler brachte. Aber der Buhler dachte, hat sie das dem Mann gethan, wird sie mir nicht besser thun und floh sie von Stund an. Laßberg, Liedersaal I. Nr. 37.

Das Gedicht „vom übeln Weibe" aus dem 13. Jahrhundert, welches Bergmann im Anzeigeblatt der Wiener Jahrb. 1841 Nr. 44 herausgab, enthält die jämmerliche Klage eines schwachen Mannes, der von seinem Weibe auf alle erdenkliche Art geplagt und sogar geschlagen wird. Ein lateinisches Gedicht des Mittelalters vom Weiberzanke s. in Mone's Anz. 1836 S. 200.

Daß auch manche Erzählung vom uralten Laster der Deutschen, dem Trinken, handeln würde, ließ sich erwarten. Jedoch herrschte im Mittelalter vor der Reformation mehr die Minne vor, erst nach der Reformation kam mit jeder Art von Grobheit und Unfläterei auch die Lust und

der Ruhm des Saufens auf. Aus der frühern minniglichen und ritterlichen Zeit ist uns Folgendes erhalten:

Der Weinschwelg, Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, abgedruckt in Grimms altd. Wäldern III. 13.

Mit dem ewigen Refrain: „da hub er auf und trank", sehr glücklich die deutsche Ausdauer im Trinken ausdrückend; am Schluß waffnet und umpanzert sich der Säufer, um den Wein in sich zu bewältigen und einzuschnüren, zeigend, daß er unbesiegt ist. Ein Lied, dessen martialische Besoffenheit von der civilistischen der modernen Trinklieder sehr vortheilhaft absticht. Es ist ein Wahnsinn voll Männlichkeit.

Der Weinschlund, ein kurzes Gedicht in Haupt Zeitschr. VII. 405 von Pfeiffer edirt.

Ein Säufer schwelgt hier im Bewußtseyn seiner immerwährenden Glückseligkeit. Er brauche keine Reichthümer, keine Pferde, keine Schlösser, das alles habe er im Glase. Er sey glücklicher als ein König. Er brauche auch keine Weiber. Die Minne des Weins mache ihn glücklicher, als Frauenminne:

Swenn er mir klinget durch die keln
so minneclichen in den lip,
so gent slafen alliu wip.

Ja er braucht auch Gottes Himmel nicht, er hat ihn schon im Wein:

Ich han nit himelriches me
wan trinken unde trunkenheit.

Der Wiener Meerfahrt, Gedicht aus dem Coloczaer Coder 53. Gesammtabentheuer Nr. 51.

Wiener Bürger betrinken sich, bilden sich ein, auf dem Meere zu fahren und Sturm zu erleiden, und taumeln, bis sie hinfallen. Ein auch schon den Alten bekannter Schwank, von Agrigentiner Bürgern auf Sicilien gemeldet. Athanäus II. 5, nach dem Timäus. Derselbe Schwank steht auch im Renner des Hugo von Trimberg, später im Moscherosch und in der „Biere-Logia", wieder gedruckt in Mones Anzeiger 1834 S. 46. Vgl. über die ganze Sage Lütke in Hagens Germania V. 122 f. und Haupts Zeitschrift V. 243.

Ich führe hier noch die ältesten Schwänke von der Pfaffheit an. Sie finden sich auf deutschem Boden viel seltener, als auf romanischem. Die Kirche und ihre Diener blieben bei uns länger geachtet. — In Grimm und Schmellers lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts begegnen uns ein Paar artige Genrebilder in kurzen lateinischen Versen.

1) Vom Esel der Alverada, einer Nonne zu Homburg. Sie hört die Klostereselin schreien und sieht, wie ein Wolf das arme Thier gepackt hat. Eilig ruft sie nun die andern Nonnen zu Hülfe und eilt dem Wolfe nach, der aber seine Beute schon verzehrt hat. Doch hat die Eselin ein Füllen hinterlassen, was die arme Nonne tröstet. 2) Erzbischof Heriger von Mainz wird von einem Landstreicher gefoppt, der ihm erzählt, er sey im Himmel gewesen und habe da gesehen, wie Johannes der Täufer als Mundschenk gedient habe, sey aber fortgejagt worden, weil er ein Leberlein in der Küche gestohlen und gegessen habe. Heriger aber antwortet: „Christus hat wohlgethan, den zum Mundschenken zu machen, der niemals Wein getrunken“ und läßt den Lügner binden und stäupen. 3) Der Priester und der Wolf. Ein Priester kümmert sich mehr um die Viehzucht, als um die Seelsorge. Einmal gräbt er eine Wolfsgrube und ein Wolf fängt sich darin, indem er aber den Wolf mit einem Stocke schlägt, packt das Thier den Stock; er verliert das Uebergewicht und fällt in die Grube. Da sitzt er dem Wolf gegenüber in Todesangst und betet, bis das Thier ihn als Stufe benützt und an ihm hinauf und ins Weite springt. Seit dieser Zeit widmet sich der Priester wieder seinem Amte.

In dem Gedicht „von des Todes Gehugde“ in Maßmanns Ged. des 12. Jahrhunderts am Schluß wird sehr über die Pfaffen geklagt und übrigens zu Buße und Tugend gemahnt, weil der Tod immer nahe sey. Desgleichen im „Pfaffenleben“ bei Haupt, altd. Blätter I. 217. Ein Gedicht des 13. Jahrhunderts klagt bitter über der Barfüßer Mönche Doppelglauben, denn einmal glauben sie, was sie glauben sollen, daneben aber glauben sie noch an Ueppigkeit, Geldgewinn, verbotene Lüsten aller Art, kurz mit dem Munde glauben sie an Gott, mit der Seele aber an alle Teufel. Laßberg, Liedersaal Nr. 225.

Der Trotz der Ritter gegen die Geistlichkeit ist gut aufgefaßt in einem alten Schwank (Büsching wöchentl. Nachrichten II. 7).

Ein Bürger kann den Ritter nicht zahlen und stellt ihm Gott den Herrn zum Bürgen. Der Ritter läßt sich das gefallen; als er aber einmal einem Abt stolz zu Rosse begegnet, ärgert ihn dessen Pracht. Er frägt ihn, wessen Diener er sey? „Gott, des Herrn“ antwortet der Abt. Da läßt ihn der Ritter greifen und nimmt ihm sein Roß und was er bei sich hat, denn der Diener müsse für den Herrn zahlen. Bald darauf kommt der Bürger und bringt das Geld, aber der Ritter nimmt es nicht mehr, Gott habe es ihm schon anderweitig zurückgegeben.

Der älteste Spaßmacher unter den Pfaffen war ein Engländer, dessen Ruhm aber in Deutschland verbreitet wurde. Das ist der Pfaff Amis,

den der Stricker (lebte in der ersten Hälfte des 13. Jahrh.) in seinem Gedicht populär machte. Abgedruckt bei Benecke, Beiträge II. 499.

Amis, Abt zu Trameys in England, lebte sehr gastfreundlich und ärgerte dadurch seinen geizigen Bischof, der ihn absetzen wollte und deshalb ihm allerlei schwere Fragen stellte und Prüfungen auflegte, die der Abt aber alle witzig löste und bestand. Unter andrem sollte er einen Esel lesen lehren. Da schüttete der Abt Hafer in ein Buch und der Esel lernte sogleich das Blatt finden, auf dem sich das A befand. Das A kann er schon, sagte Amis. Da starb der Bischof vor Aerger. Amis aber war durch seine Freigebigkeit arm geworden und brauchte Geld. Da gab er einen Kopf für den des h. Brandanus aus, den nur treue Weiber anrühren könnten, und nun liefen alle Weiber aus der Umgegend herbei und opferten dem Pfaffen, um ihre Treue zu beweisen. Ein andermal unternahm er, einem Herzog einen Saal auszumalen, aß und trank gut und ließ sich bezahlen, malte aber nichts und gab dann vor, sein Bild könne nur von ehelich Gebornen gesehen werden. Ein ganzes Siechenhaus versprach er gesund zu machen, und als er verlangte, der Kränkste solle sich schlachten lassen, damit von seinem Blut die andern genesen, wollte keiner mehr krank seyn und alle meldeten sich gesund. — Eine Bäurin muß ihm ihren Hahn braten, dann läßt er in der Nacht einen andern krähen und bildet ihr ein, er habe den ersten durch ein Wunder wieder lebendig gemacht. Eine andre, der er es eben so macht, schenkt dem Wunderthäter ein großes Stück Leinwand. Ihr Mann reitet ihm nach, es ihm wieder abzunehmen, er thut aber zuvor Zunder in die Leinwand. Als der Mann sie nachher von innen verbrannt findet, glaubt er, es sey zur Strafe für den an dem Heiligen begangenen Frevel, reitet ihm noch einmal nach und beschenkt ihn reichlich. — Amis hielt sich Knechte, die sich blind und lahm stellen mußten und die er dann vor allem Volk heilte. — Einmal stellte er sich als dummen Laien an, diente einem Probste und begann plötzlich Messe zu singen, als ob der h. Geist in ihm wirke. Als die Pfaffen von allen Seiten herbeikamen, das Wunder anzuschauen, machte er sie betrunken und lief mit all ihrem Reichthum davon.

Amis reiste auch in den Orient und betrog einen griechischen Kaufmann, indem er einen armen kahlköpfigen Handwerker als Bischof verkleidete und denselben dem Kaufmann als Bürgen für großes Gut zurückließ. Endlich beraubte er einen reichen Juwelenhändler, knebelte ihn und gab ihn für seinen wahnsinnig gewordenen Vater aus. Das war sein letzter Streich. Von da an ward er heilig und starb als Abt seines Klosters.

9.

Räthselmärchen.

Das ist eine sehr alte und eigenthümliche Gattung von Märchen. Wie es scheint, wurden schon zur heidnischen Zeit die wichtigsten Lehren von den irdischen, wie von den ewigen Dingen in Räthsel eingekleidet. Denn die meisten Räthsel, die uns diesseits wie jenseits der Ostsee aus älterer Zeit übrig sind, enthalten solche Lehrweisheit. Auch die christlichen Glaubenslehren wurden in Räthselform gebracht. Zugleich aber waren die Räthsel der Prüfstein. Man legte sie unbekannten Gästen, verdächtigen Fremden vor (so in vielen Liedern der alten Edda). Vornehme Herrn, die eine schöne Jungfrau fanden, prüften, ehe sie sie nahmen, ihren Verstand durch Räthsel. Vornehme Jungfrauen eben so ihre Bewerber. Unter den Wissenden aber wurden förmliche Wettkämpfe in Räthseln durchgefochten. Dabei liegt in den Märchen ein gewiß sehr alter und barbarischer Zug, wie in der griechischen Oedipussage. Wer das Räthsel nicht lösen kann, muß sterben.

Das Tragemundes Lied ist eines der ältesten deutschen Räthsellieder, sehr ähnlich den alten Eddaliedern. Tragemund, der 72 Länder kennt, der viel erfahrene Wanderer, wird vom Wirth willkommen geheißen, aber gleich mit strengen Fragen belästigt, durch deren Beantwortung er beweisen soll, daß er wirklich viel gesehen und gelernt und seinen Verstand geschärft hat. Die ersten Fragen sind: welcher Vogel säugt seine Jungen? (die Fledermaus). Welcher Vogel ist ohne Zungen? (der Storch). Welcher Vogel ist ohne Magen? (die Schwalbe). Unter den übrigen Fragen sind am merkwürdigsten: Warum ist der Rhein so tief? (von manchem Ursprung). Warum sind die Frauen so lieb? (von hoher Minne). Warum sind die Matten so grün? (von mancher Wurzel). Warum sind die Ritter so kühn? (von mancher schweren Wunde). Das Lied ist von den Brüdern Grimm in den altd. Wäldern II. 8 f. abgedruckt und schön erläutert, mit Bezugnahme auf das Vorkommen der Räthsel auch in vielen andern Dichtungen des Mittelalters, bei den Meistersängern, den holländischen Rederykern, den Waldsprüchen, den Räthselbüchern, die noch als Volksbücher auf Jahrmärkten verkauft werden. Darin findet sich manches Gute

und schon Alte, z. B. es flog ein Vogel Jedulas (Schwan) auf einen Baum lautlos, da kam eine Frau mundlos (Sonne) und aß den Vogel federlos. — Grimm zieht hier eine Erzählung der legenda aurea cap. 2. herbei, die den nordischen Mythus (Wegtamsquida) ins Geschichtliche überträgt. Der Teufel hat sich in Gestalt eines schönen Weibes zu einem Bischof geschlichen. Da klopft ein frommer Pilger (vielleicht ein Heiliger, der ihn retten soll) an das Thor. Der Teufel will ihn nicht einlassen und legt ihm erst schwere Fragen vor. Die Antwort nimmt eine den Teufel ärgernde specifisch christliche Wendung. Als zuletzt der Teufel frägt, wie weit es zum Himmel sey? antwortet der Pilger: das mußt du am besten wissen, da du vom Himmel gefallen bist (als Lucifer). Da entweicht der Böse.

Ungleich großartiger und phantastischer ist diese Legende ausgeführt in dem berühmten Sängerkrieg auf der Wartburg. Dieses Gedicht (abgedruckt in von der Hagens Minnesängern III. 170. IV. 753 f. und besonders herausgegeben von Ettmüller 1830) beschreibt einen poetischen Wettstreit der berühmtesten Minnesänger des 13. Jahrhunderts am Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen. Die älteste Genealogie dieses Wettkampfs hat am besten Görres, Mystik III. 106 f. nachgewiesen. Die Wurzel der ganzen Sagenreihe liegt in der Genesis, im Siege des Moses über die Zauberer des Pharao. Dem entspricht sodann auf christlichem Boden zuerst der Sieg des Apostels (Simon) Petrus über den Simon Magus, den die Samaritaner als Gott (sowie seine Beischläferin Helena oder Salome als Göttin) anbeteten. Zweitens der Sieg des h. Leo (Thaumaturga) über den Zauberer Heliodorus. Vieles aus den Blendwerken des letztern ist sodann auf den berüchtigten neapolitanischen Zauberer Virgilius übertragen, und von diesem stammt als sein Neffe der in der Sage des Mittelalters berühmte Klingsor (nach dem Parcifal 656, 15—18). Dieser ältere Klingsor war in Calabrien gebürtig, im schönen Cava unfern von Salerno, wo er als Herzog gebot. Aber in Liebe entzündet zur schönen Iblis, Gattin des Königs Gilbert in Sicilien, wurde er von diesem bei ihr überrascht und entmannt. Da ging er nach Persien in die alte Heimath des Zaubers und lernte die Wissenschaft. Da erhielt er das Zauberschloß castel marvale, pflanzte umher den Klingsorwald und entführte von des Artus Hochzeit dahin 400 Frauen, bis Gawain

ihren Zauber löste. So der Parcifal. Nun geht aber der ältere calabrische Klingsor in den jüngern Klingsor von Ungarland über und tritt damit zugleich in die deutsche Sage ein. Auch kehrt jetzt die alte Zaubersage zurück zum alten Dualismus und zeigt uns den jüngern Klingsor im Wettkampfe der Sänger auf Wartburg, welcher Kampf dem des Leo mit Heliodor, des Petrus mit Simon entspricht.

Als im Jahr 1206 Landgraf Hermann von Thüringen und Hessen auf der Wartburg Hof hielt, und viele Sänger um ihn waren, weil er Dichtkunst und Gesang liebte, entspann sich ein Wettstreit unter den Sängern, der so heftig wurde, daß man ausmachte, der Ueberwundene solle auf der Stelle gehenkt werden, und Stempfel, der Henker, mußte mit dem Strick daneben stehen. Das kam daher, weil die Sänger alle ihren gnädigen Wirth und Herrn, den Landgrafen, gepriesen hatten, während Heinrich von Ofterdingen allein es gewagt, seinen abwesenden Herrn, den Herzog Leopold von Oesterreich, noch höher zu stellen. Die Mehrheit, bestehend aus Heinrich dem Schreiber, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Wolfram von Eschenbach und Biterolf fing endlich den Ofterdinger mit listigen Worten und schon griff der Henker nach ihm, als er sich unter dem Mantel der Landgräfin Sophie verbarg, die ihn beschützte, so daß er wenigstens auf ein Jahr Frist erhielt, um sich bei dem berühmten Klingsor von Ungarland Rath zu erholen. Er traf Klingsor in Siebenbürgen und bat ihn, übers Jahr mit auf die Wartburg zu ziehen, um seinen Streit ausfechten zu helfen. Klingsor versprach es, beeilte sich aber so wenig, daß zu Heinrichs Schrecken der Jahrestag nahte, ohne daß Klingsor zur Abreise Anstalt getroffen hatte. Allein über Nacht, während Heinrich von Ofterdingen schlief, versetzte sich Klingsor mit ihm durch Zauberkunst nach Thüringen und Heinrich erwachte staunend auf der Wartburg. Der Landgraf empfing sie freundlich und Klingsor verkündete ihm, in derselben Nacht habe die Königin von Ungarn eine Tochter geboren (die h. Elisabeth) die werde seines Sohnes Ludwig Gemahlin werden. — Als der Wettkampf der Sänger wieder begann, ließ Klingsor einen Teufel in Gestalt eines Sängers auftreten, der mußte mit Wolfram von Eschenbach im Wettgesang über die göttlichen Dinge kämpfen, unterlag aber, da er Wolframs Erklärung des göttlichen Geheimnisses nicht aushalten konnte. Allein als derselbe Teufel nun mit Wolfram über physische Dinge stritt und ihm Fragen über die Sternenwelt vorlegte, mußte Wolfram verstummen und der Teufel lachte hell auf. Klingsor hatte gewonnen, wurde reich beschenkt und fuhr wieder durch die Luft von dannen. Vgl. Rohte, Thüring. Chronik, bei Menken II. 1697, Leben der h. Elisabeth das. 2035. Grimm D. S. Nr. 555.

Der Wartburgkrieg ist kein Protokoll eines Wettstreits, der wirklich Statt gefunden hätte, sondern nur eine geniale Dichtung, die merkwürdiger

Weise noch ganz an die Wettlieder der alten Edda erinnert. Hier, wie schon in der noch ältern Räthselsage von Oedipus, liegt der Accent nicht auf dem Witz des Räthselspiels, sondern auf dem tragischen Ernste des Preises. Ganz im frommen Geist des Mittelalters ist dabei der Gegensatz des Glaubens (in Wolfram) gegen das Wissen (in Klingsor) durchgeführt, der zugleich der Gegensatz des treuen, aber unwissenden Ritterthums des Abendlandes gegenüber dem verschlagenen und vielwissenden byzantinischen und muhamedanischen Orient. Daher die Herkunft des Zauberers aus Ungarn.

Die eigentliche Oedipussage des Mittelalters ist die von Apollonius von Tyrus, in einem griechischen Roman niedergeschrieben, aber seit den Kreuzzügen in ganz Europa verbreitet, zuerst in einem deutschen (noch ungedruckten) Gedicht des Heinrich von Neustadt bearbeitet, später in Prosa von Steinhöwel, gedruckt 1471, auch angelsächsisch bearbeitet. Ein Auszug in Reicharts Romanbibliothek, Band 20.

Apollonius warb um die Tochter des Königs Antiochus, die insgeheim mit ihrem Vater in Blutschande lebte. Jeder Freier mußte ein vom Vater aufgegebenes Räthsel errathen oder sterben, und die Auflösung des Räthsels war eben das blutschänderische Geheimniß. Apollonius entdeckte es und floh voll Abscheu, heirathete eine andere Königstochter, verlor dieselbe aber auf dem Meere durch den Tod und mußte ihren Sarg den Wellen anvertrauen, weil der Sturm sich nicht eher legte, bis die Leiche aus dem Schiff entfernt wurde. Die Prinzessin war aber nicht todt, sondern lebte wieder auf und kam, so wie auch ihre auf dem Schiff geborne Tochter, die dem Vater ebenfalls verloren ging, nach wunderbaren Abentheuern und Gefahren wieder zu Apollonius zurück.

Verwandt ist folgendes Märchen:

Eine auf ihren Geist eitle Königstochter wollte nur den zum Manne nehmen, der sie in der Rede überwände. Sie schwatzte aber alle nieder, bis einmal ein Ritter einen jungen Bauern mitbrachte, der gescheidter und beredter war, als er selbst und alle andern, und dem die Königstochter mit großer Scham ihre Hand reichen mußte. Laßberg, Liedersaal I. Nr. 73. Aehnlich und noch ausführlicher die Märchen bei Grimm Nr. 22 und 114. Derb und schmutzig bei von der Hagen, Gesammtabentheuer Nr. 63.

Ich schließe hier das schöne Märchen vom klugen Bauermädchen an, welches durch sinnige Lösung von Räthseln ihren Vater vom Tode rettet.

Die Räthsel sind: Was ist das schönste? der Frühling. Was ist das

stärkste? die Erde. Was ist das reichste? der Herbst. Der Richter will das kluge Mädchen sehen, aber sie soll zu ihm kommen nicht nackt und nicht bekleidet, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße noch auf der Seite. Da kommt sie in der Dämmerung, nackt mit einem Netze verhüllt auf Brettern, die sie gelegt hatte. Darauf heirathet sie der Richter. Später will er sie einmal verstoßen und erlaubt ihr, das Beste mitzunehmen; da macht sie ihn trunken und trägt ihn selber fort. Zingerle, Märchen Nr. 27. Dies scheint mir die ältere Gestalt des Märchens wegen der Einfachheit der Räthsel. Varianten bei Grimm, Kindermärchen Nr. 94. E. Meier, Märchen Nr. 28. Auch in Pauli Schimpf und Ernst und bei Hans Sachs. Eine früheste Spur des Märchens bei Herodot V. 13, wo eine päonische Jungfrau an der untern Donau dreierlei zugleich thut. In der nordischen Regnar-Lodbrogssaga wird von Aslauga, in einer schwedischen Sage bei Afzelius I. 32 von der Disa ähnliches erzählt. In einem Volksliede (Büsching, wöchentl. Nachrichten I. 66) gewinnt ein Bauermädchen einen Ritter dadurch, daß sie alle Räthsel löst, die er ihr aufgibt. Darunter die Räthsel: Was geht tiefer als ein Bolz? die Liebe. Was ist das beste Holz? die Rebe. Welche Jungfrau ist ohne Zopf? die in der Wiege. Welche Straße ist ohne Staub? die Milchstraße. Aehnlich Wunderhorn II. 407.

Sehr alt ist auch das Märchen vom klugen Hirten oder Schäfer, der schwere Räthsel lösen kann. Am einfachsten erscheint es bei Grimm Nr. 152, wo ein König den Scharfsinn eines Hirtenknaben durch Räthsel prüft. Ausführlicher in einer Fabel des Burkhard Waldis, in einem Fastnachtspiel bei Keller I. Nr. 22 und in Pauli Schimpf und Ernst Nr. 54.

Hier wird ein Abt von einem mächtigen weltlichen Herrn gezwungen, ihm drei Räthsel zu lösen und ist deshalb in großer Noth. Da hilft ihm sein kluger Sauhirt und antwortet in seinem Kleide. Die erste Frage des Herrn war: was hältst du von mir? Antwort: daß du 28 Pfennige werth bist, mehr nicht, denn Christus selbst wurde für 30 verkauft, demnach ist der Kaiser 29 und du bist nur 28 werth. Zweite Frage: was ist mitten auf der Erde? Antw.: Gottes Haus, willst du's nicht glauben, so miß es aus. Dritte Frage: wie weit sind Glück und Unglück von einander? Antw.: nicht weit, denn gestern war ich noch ein Sauhirt, heute bin ich ein Abt. Da sagte der Herr: und ein Abt sollst du bleiben. Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig behandelte den Stoff als Comödie 1593. Und Bürger in einer Romanze.

In Simrocks Räthselbuch S. 463 finden wir:

Ein armer Sünder, der bereits auf der Galgenleiter steht, gibt noch geschwind seinen Richtern ein Räthsel auf; wenn sie es nicht errathen, sollen sie

ihm das Leben schenken. Sie errathen es nicht und wollen seine Bitte gewähren, wenn er selbst es errathe. Das Räthsel war: Hoch hing ich, sieben Lebendige fing ich, einen Todten sah ich. Was ist das? die Auflösung: sieben junge Raben, die in ihrem Nest oben auf dem Galgen vom Fleisch des früher hier Gehenkten fraßen. Verwandt ist die Galgenpredigt, durch die sich der Fuchs rettet.

In Barlaam und Josaphat, in dem Lehrgedicht König Tyrol, beim Minnesänger Reinmar von Zweter, Meißner ꝛc. begegnen uns ebenfalls Belehrungen in Räthselform.

10.

Die ältesten Schwänke von Bauern.

Einer der ältesten und besten deutschen Schwänke ist der von der Kuhhaut, in vielen mehr oder weniger abweichenden Märchen im Volksmunde fortlebend, aber schon im 11. Jahrhundert in lateinischen Versen aufgezeichnet und abgedruckt in Grimm und Schmellers lat. Gedichten S. 354 f. unter der Aufschrift Unibos.

Ein Bauer hatte das Unglück, nie zwei Ochsen besitzen zu können; so oft er zwei kaufte, fiel einer und man sah ihn immer nur hinter einem Ochsen hergehen, daher man ihn selber spottweise den Einochs nannte. Als er aber einmal des gefallenen Ochsen Haut verkaufte und heimkehrte, wandelte ihn ein menschliches Bedürfniß an, und indem er nach Gras um sich griff, um sich zu reinigen, griff er in verborgenes Geld und brachte einen reichen Schatz heim. Um das Geld zu messen, lieh er ein Maaß von einem der Vorgesetzten des Ortes (praepositus, der hier neben dem major, Meyer, Verwalter, und sacerdos, Pfarrer genannt wird und den Grimm S. 382 mit Probst übersetzt, der aber wohl den Schulzen bedeutet). Dadurch auf seinen Reichthum aufmerksam gemacht, beschließen die drei weisen Ortsautoritäten, als Einochs ihnen gesagt, er habe all das Geld für die Ochsenhaut bekommen, auch ihr Rindvieh zu schlachten und die Häute zu verkaufen. Da sie indeß nur den gewöhnlichen Preis dafür bekommen, wollen sie sich rächen und überfallen den Bauern. Dieser aber beschmiert geschwind seine Frau mit Blut und heißt sie, sich todt stellen. Als die Mörder eintreten, erschrecken sie, schon eine Ermordete zu finden, Einochs sagt ihnen aber, er besitze ein Mittel, sie wieder ins Leben zu bringen, bläst in ein Horn und sie steht auf, wäscht sich und ist schöner als zuvor. Da kaufen ihm die drei das Horn ab und streiten, wer sein altes Weib zuerst umbringen und dann verjüngt wieder beleben soll.

Der Priester (dessen presbyterista hier förmlich als seine Frau gilt) schlachtet seine Alte unter zärtlichen Liebkosungen zuerst ab und bläst ihr dann auf dem Horn ins Ohr so laut er kann, aber sie wacht nicht mehr auf. Abermals rücken nun die drei erbost gegen den Bauern aus, um Rache an ihm zu nehmen, da hat er seiner Stutte Geld hinten hineingesteckt und läßt seine Verfolger das seltene Schauspiel von hinten sehen. Augenblicklich vergessen sie ihren Groll und trachten nur, ihm die geldgebärende Stutte abzukaufen. Nachdem sie auch dies als Betrug erkannt, ergreifen sie den Bauern wirklich, schieben ihn in eine Tonne und werfen ihn ins Wasser. Da kommt ein Schweinhirt ans Ufer, Einochs schreit aus dem Faß: er wolle nicht Schulze werden. Der Hirt erkundigt sich und ist gleich bereit, statt des Einochs ins Faß zu stürzen, um Schulz zu werden. Einochs aber treibt die Säue heim und erzählt den dreien, unten unter dem Wasser weiden unzählige Schweine. Da stürzen sich die drei ins Wasser, um Schweine zu holen, und kommen nicht wieder.

Wieder anders gestaltet sich die westphälische Sage von Hick. Dieser, ein armer Mann in Liebershausen bei Köln, hatte so viel Kinder, daß die Milch seiner einzigen Kuh nicht ausreichte, sie zu ernähren. Er schlachtete daher die Kuh und ging mit der Haut derselben, um sie zu verkaufen, nach Köln. Da er die Innenseite der Haut nach außen gekehrt, hackte ein Rabe auf ihn los, den er fing, um ihn gleichfalls in Köln zu verkaufen. Er löste nur wenig Geld für die Haut, den Raben wollte Niemand. Da ging er in ein Wirthshaus und sah, wie die Wirthin mit einem Mönch koste, aber schnell Braten, Wein und Mönch versteckte, als der Wirth heimkam. Nun gab der Hick vor, sein Rabe könne wahrsagen und sagte dem erstaunten Wirth, wo eine Flasche Wein, wo ein Braten und wo ein Mönch läge. Da sich alles so befand, kaufte der Wirth dem Hick seinen Raben um schweres Geld ab. Als nun der Hick wieder heimgekommen, und die Liebershauser von ihm erfuhren, so viel Geld habe er für eine einzige Kuhhaut erhalten, schlugen sie alle ihre Kühe todt und trugen die Häute nach Köln, bekamen aber nur einen geringen Preis. Aus Rache steckten sie den Hick in ein Faß und warfen ihn in den Rhein. Da kam ein Schäfer mit seiner Heerde ans Ufer, wo das Faß angelandet und der Hick rief heraus: ich soll zu Köln Bischof seyn und habe keine Lust. Erstaunt blieb der Schäfer stehen, erkundigte sich weiter und ließ es sich gern gefallen, statt des Hick in das Faß zu kriechen, um Bischof von Köln zu werden. Der Hick stieß das Faß ins Wasser und kehrte mit der Heerde heim nach Liebershausen. Hier sagte er, er habe alle die Schafe aus dem Rhein geholt. Da liefen die Liebershauser alle nach dem Rhein, tauchten unter, um Schafe zu suchen, und sind nicht wiedergekommen. Stahl, westphälische Sagen S. 34 f.

Bedeutend abweichend wird derselbe Schwank in Bayern erzählt, nach Panzers reichhaltigen Beiträgen z. d. M. S. 90. Der Hainbauerseppel, ein

Heiligenbildschnitzer, schickte seine Frau Christina mit dem Tuch, das sie gesponnen, auf den Markt. Drei schlaue Weber merkten ihre Einfalt und kauften ihr das schöne Tuch für einen Groschen ab. Dafür kaufte sie ein Wecklein und eine Blase, in welch letztere sie den letzten noch übrigen Pfenning steckte, und kehrte vergnügt heim. Seppel machte gute Miene zum bösen Spiel, that Koth in die Blase und wanderte zur Stadt. Als ihm dieselben Weber begegneten und ihn frugen, was er trage? sagte er etwas geheimnißvoll, eine alles heilende Arznei, die der Apotheker bei ihm bestellt habe. Je weniger er sie ihnen nun abtreten wollte, um so gieriger wurden sie darnach und gaben ihm am Ende 100 Gulden. Als sie den Betrug entdeckt, wollten sie sich an ihm rächen, fanden ihn aber, wie er mit einem Prügel am Backofen stand und scheinbar sein Weib schlug, wobei er rief: Eselgung, mach mir mein altes Weib jung! Und husch, wie verabredet war, sprang seine junge Tochter hervor und die Alte war verschwunden. Da dachten die Weber, so wollten sie ihre alten Weiber auch jung und schön machen, kauften dem Seppel seinen Stock um 300 Gulden ab und schlugen erbärmlich auf ihre armen Weiber los. Als sie nun auch diesen Betrug sattsam erkannt, wollte sie abermals den Seppel strafen. Da fanden sie ihn todt daliegen. Einer aber nahm einen am Boden liegenden Stock und schlug auf ihn los. Da stand er wieder auf, denn das war sein „Stock zum Todtenerwecken" gewesen, den sie ihm abermals um vieles Geld abkauften, um damit eine eben verstorbene Prinzessin zu erwecken und vom König reichen Lohn zu gewinnen. Aber sie schlugen drei Tage lang auf die Leiche der Prinzessin vergebens los, bis er zu Brei wurde, und konnten nur durch schnelle Flucht dem Zorn des Vaters entrinnen. Nun aber ergriffen sie den Seppel, steckten ihn in einen Sack und wollten ihn ersäufen, kamen aber zuvor an ein Wirthshaus, setzten sich hinein zu trinken und ließen den Sack außen stehen. Da ritt ein Pfaff auf einem Schimmel vorbei und Seppel rief: ich mag nicht Papst werden. Der Pfaff hielt an, erkundigte sich und war alsbald bereit, den Sack zu öffnen, Seppel heraus zu lassen, und selbst hinein zu kriechen, um Papst zu werden. Seppel aber bestieg den Schimmel und ritt davon. Die Weber kamen heraus und warfen den Pfaffen ins Wasser. Nun kehrte Seppel zurück und ritt ihnen den schönen Schimmel vor, solche finde man da unten im Wasser. Nun stürzten sich alle drei ins Wasser.

In Pfeiffers Zeitschrift Germania steht eine Notiz von Gödeke über Unibos, wornach dasselbe Märchen auch in Schumanns Nachtbüchlein vorkommt, in 2 Historien, 1) von dem Becken, der sein Weib mit der Geige lebendig macht, und 2) vom Bauern Einhyrn und den ertrinkenden Bauern. Zu vergleichen ist auch des Hans Sachs lebendig gezeigte Frau. Ferner enthalten Zingerle, Volksmärchen II. S. 5. Büschings Volkssagen S. 296.

Müllenhoff, holst. Sagen S. 461. Vonbun, vorarlb. Sagen S. 38. Wolf, deutsche Märchen Nr. 11, so wie Grimms Märchen Nr. 61 (wozu die Anmerkungen III. 111 f.) noch mehr oder weniger interessante Varianten des nämlichen Märchens.

Noch berühmter ist Salomon und Markulf, ein auf biblischer Grundlage ruhendes, aber komisches altdeutsches Gedicht, fußend auf Sprüche Sal. 30. 31. Die Erfindung muß sehr alt seyn, weil schon Notker Labeo seiner gedenkt paraph. Psalmorum XVIII. 85 bei Schilter Thes. I. 228. Vgl. gesta Dei per Francos p. 834. — Zu unterscheiden sind: 1) ein lateinisches Prosabuch, enthaltend die Gespräche Salomos mit dem groben Bauer Marolf oder Markulf, gedruckt Antwerpen 1487. Deutsch, Nürnberg 1487. In Hagens Narrenbuch S. 215. Dasselbe versificirt, zuerst im 14. Jhd. in halbniederdeutscher Sprache, abgedruckt in Hagens Heldenbuch I. 44—46; dann um 1450 durch Gregor Haiden (vgl. Docen im altd. Museum II. 270 ff.) Schwank von Hans Folz 1521 und Hans Sachs. Als deutsches Volksbuch s. Görres Volksbücher 188, neu gereimt von Simrock 1839. Französisch in sehr alter Prosa, wie in Versen; auch italienisch, spanisch und dänisch. 2) Ein selbstständiges Epos, in Strophen, gleichfalls abgedruckt in Hagens Heldenbuch I. 1—42, der aber die strophische Form nicht erkannt hat; es gehört noch ins 12. Jhd. Der Inhalt des Epos ist:

Salomon herrscht zu Jerusalem im Besitz einer durch ihre Schönheit weltberühmten Gemahlin, der Salome. Als König Pharao von ihrer Schönheit hört und sie zu besitzen wünscht, feuert ihn Cyprian, der Salome Vater, dem Salomon die Tochter geraubt, noch mehr dazu an. Der Krieg beginnt, Pharao wird gefangen, aber von Salomon so gut behandelt, daß er ihn sogar mit Salome allein läßt, wider den Rath ihres Bruders Morolf. Da bezaubert Pharao die Salome mit einem Ringe, daß sie ihn lieben muß und ihm die Freiheit verschafft. Darauf schickt er ihr eine Wurzel, die sie unter die Zunge legt. Da fällt sie todt hin und wird begraben, nur Morolf zweifelt, ob sie wirklich todt sey. Pharao aber kommt bei Nacht und holt die nur Scheintodte aus dem Grabe. Salomon findet den Sarg leer und ist untröstlich. Morolf verspricht, die Schwester zurückzubringen. Unterwegs tödtet er einen Juden und zieht dessen Haut an. Unerkannt kommt er zu Pharao, wird aber durch einen Lieblingsgesang seiner Schwester, den er anhebt, erkannt und sucht sie vergebens zur Flucht zu bereden. Sie will ihn einkerkern lassen. Er entflieht zur See. Man setzt ihm nach. Er schläfert die Verfolger ein und

tödtet sie. In der Haut des Kämmerers aber kehrt er zurück und meldet, er habe den Morolf gefangen. Des Nachts aber macht er alle in der königlichen Burg schlaftrunken, scheert dem König Pharao eine Platte, zieht ihm das Kleid eines Caplans an und legt ihn zu den Pfaffen, den jungen Caplan aber zur Königin. Darauf entflieht Morolf. Auf seinen Antrieb zieht Salomon mit Heeresmacht aus, geht aber als Pilger unerkannt voraus und belauscht Pharao und Salome in ihrer Zärtlichkeit. Er wird aber entdeckt, gefangen und zum Galgen verurtheilt. Aber als er eben gehenkt werden soll, bläst er in sein Horn und sein Heer, von Morolf bereit gehalten, stürmt herbei. Pharao wird gefangen und an denselben Galgen gehenkt. — Kaum ist Salome wieder in Jerusalem, so kommt König Printian als Pilger, bezaubert sie abermals durch einen Ring und entführt sie. Morolf geht abermals sie zu suchen, in einer Menge von Verkleidungen und kundschaftet sie richtig aus. Salomon kommt mit einem Heere. Von einer Meerfrau begünstigt, erobert er die Stadt durch eine Wasserleitung, Printian wird von Morolf in der Schlacht, die untreue Salome aber im Bade durch Oeffnen der Adern getödtet. Salomon heirathet Pharaos Schwester, die sich ihm schon früher bei seiner Gefangenschaft günstig erwiesen.

Das Gespräch hat folgenden Inhalt:

Morolf, ein grober Bauer von thierischer Häßlichkeit und sein ebenso eckelhaftes Weib kommen an Salomons Hof, wo ihre Häßlichkeit Aufsehen erregt. Salomon läßt sich mit dem Bauer in ein Gespräch ein und bekommt Schlag auf Schlag derbe Antworten von ihm, in denen, wie im spätern Eulenspiegel, das Unflätige vorherrscht und besonders der „ars" eine Hauptrolle spielt. Des Bauern Princip ist, alle Weisheit anzuzweifeln und zu verhöhnen und der Natur allein Recht zu geben; welche Natur er aber, sonderlich bei den Weibern, so tief als immer möglich heruntersetzt. Salomon entläßt ihn in Gnaden und gibt ihm und seinem Weibe neue Kleider. Nach einiger Zeit besucht er den Bauer und fängt von neuem die Wettrede an, worauf er ihn nochmals an den Hof beruft. Jetzt zieht der König strengere Saiten auf und bedroht den Bauer mit dem Tode, wenn er nicht seine groben Behauptungen beweise. Aber der kluge Bauer beweist alles, z. B. den Sieg der Natur über die Disciplin durch eine Katze. Salomo hatte die Katze abgerichtet, das Licht zu halten. Da läßt Morolf eine Maus springen und die Katze springt ihr nach. So z. B. die Bosheit der Weiber durch seine eigene Schwester. Diese macht er glauben, er wolle den König ermorden, und beleidigt sie dann, aus Rache klagt sie nun ihren eigenen Bruder beim König an. Als Morolf aber auch Salomons Weisheit in Bezug auf dessen berühmtes Urtheil in Sachen der zwei Mütter angezweifelt, zieht er sich den Zorn des Königs zu, muß sich verstecken und kriecht in einen leeren Bienenkorb. Da kommen (ganz wie im spätern Eulenspiegel) Diebe und tragen diesen Korb, als den schwersten,

fort, Morolf streckt den Arm heraus und schlägt bald den vorn, bald den hinten tragenden, so daß jeder von ihnen glaubt, der andere habe ihn geschlagen und wüthend über einander herfallen. Unterdeß läuft Morolf davon und geht zu der Mutter des Kindes, das durch Salomons weises Urtheil ungetheilt geblieben war, sie überredend, der König wolle dennoch ihr Kind tödten lassen. Da erregt das Weib einen allgemeinen Weiberaufruhr, worüber sich Salomon so erzürnt, daß er noch bösere Worte über das weibliche Geschlecht sagt, als vorhin Morolf selbst. Das ist Morolfs höchster Triumph, es so weit gebracht zu haben, deshalb ist auch Salomon sehr beschämt und erbittert, als er erfährt, daß Morolf die Weiber nur angestiftet hat, bittet ihnen das Unrecht ab, das er ihrem ganzen Geschlecht gethan, und verurtheilt den tückischen Bauer zum Galgen. Morolf aber bittet wenigstens sich den Baum selbst wählen zu dürfen, an den er gehenkt werden soll, was ihm gewährt wird, worauf er im ganzen Walde sucht, aber keinen Baum findet. Endlich wird er aus dem Lande verbannt, aber wieder zurückgerufen, weil die Königin gestorben und der König meint, der kluge Bauer besitze vielleicht Mittel, sie wieder lebendig zu machen. Morolf läßt den Sarg öffnen und beweist durch dessen Leerheit, daß die Königin sich nur todt gestellt und entflohen ist. Er wird mit einem Heer abgeschickt, sie wieder zu holen, geht allein an den Hof des fremden Königs, wird gefangen und soll hängen, ruft aber durch sein Horn die Seinen herbei und bringt die Königin zu Salomon zurück, der sie im Bade sterben läßt.

In dem Gespräche steht der feinen Weisheit Salomons der grobe Humor und Volkswitz des Bauern entgegen, keineswegs äsopisch, wie einige gemeint haben, sondern eulenspiegelartig, daher auch nicht, wie Vilmar S. 284 glaubt, nach altjüdischer Tradition, sondern gewiß echt deutsch. Bei den Juden hat sich der Gegensatz zwischen Schulweisheit und Volkswitz nicht ausgebildet, so wenig wie bei den Alten. Dieser Gegensatz kam erst im deutschen Mittelalter auf. Salomon empfiehlt die Disciplin, der Bauer die Natur. Salomon nimmt alles ernst und vornehm, der Bauer weiß ihm alles in Narrheit umzudrehen. — Man kann nicht leugnen, daß dies eine der ältesten Offenbarungen des niederdeutschen Geistes ist, dem auch Reinecke Fuchs und der spätere Eulenspiegel entsprungen sind.

Im zweiten Gedicht, dem Epos, erscheint derselbe Bauer als schlauer Diener Salomo's und verschafft ihm durch seine List die zweimal geraubte Gattin wieder. Einige nehmen an, das Gedicht sey erst aus dem Gespräch entstanden. Doch pflegt das Epos älter zu seyn, als das didaktische

Gedicht. Auch steht in der einzigen Handschrift, welche **beide** Gedichte bringt, der Eschenburgischen, das Epos dem Gespräch voran.

Von Wernher dem Gärtner, einem Oesterreicher oder Baier, hat sich ein Gedicht aus dem 13. Jahrhundert erhalten, Maier Helmbrecht, in welchem der wilde Uebermuth des Bauern schrecklich gestraft wird. Es ist nach der Ambraser Handschrift abgedr. von Bergmann, 1829 und kritisch bearbeitet in Haupts Zeitschr. IV. 318.

Helmbrecht, Sohn eines Bauern, hält des Vaters Arbeit für zu gering, mischt sich unter die Ritter, macht höfische Ansprüche bei ganz bäurischer Gesinnung, führt ein Räuberleben und kommt mit seinen Spießgesellen einmal in die Heimath zurück, um sich fremd zu stellen, als verstände er die heimische Sprache nicht mehr, um seinen alten Vater zu plagen und seine Schwester an einen seiner Raufbolde zu verkuppeln. Aber die Bande wird verhaftet und alle werden gehenkt, bis auf Helmbrecht, den man blendet und verstümmelt. Sein Vater pflegt ihn und fördert ihn in die welschen Lande, aber die vorher von ihm mißhandelten Bauern fangen ihn auf und hängen ihn.

In dem Liede von „den üppigen Bauern“ (Ambraser Liederbuch Nr. 129. Uhland II. 249) stolziren und tanzen die Bauern gar froh, bis sie Händel bekommen und einander raufen und bis in den Tod wund schlagen. Ein Vorbild zur Metzenhochzeit. Aehnlich ein Lied des Nithart von klagenden und nachher einander wüst verhauenden Bauern. Weingartner Liederhandschrift von Pfeiffer S. 202. Ebenso noch das Volkslied bei Uhland Nr. 248 von den Bauern zu St. Pölten, die mit wüstem Lerm zur Hochzeit fahren und dann mit einer ungeheuren Prügelei enden. Eine gleiche Prügelei in der „Braut von Bessa“ im Wunderhorn II. 254.

Die colossale Bauernprügelei im Schwank von **Metzen Hochzeit** (Laßberg, Liedersaal Nr. 226. Der Hätzlerin Liederbuch II. Nr. 67. Graff, Diutiska I. 78) ist in einem größeren Gedicht zum komischen Epos erhoben worden. Das ist Heinrich Wittenweilers s. g. **Ring** aus dem 15. Jahrhundert, herausgegeben von Bechstein 1851.

— Im Dorfe Lappenhausen hat sich Bertschi Tiefnas in Mäczli Rürenzumph verliebt, beides bäurische Carrikaturen. Bertschi und die jungen Männer des Dorfs wollen den Rittern nachahmen und halten ein Turnier in Harnischen von Baumrinde und allerlei komischen Waffen, fallen aber im Getümmel in den Bach. Erst Herr Neithart unterweist sie, wie sie es machen sollen. Nun wird es Ernst und einige Bauern, Lekspieß und Hainzo, beichten vor dem Turnier dem Herrn Neithart ihre Sünden, lächerliche und obscöne Dinge.

Sodann hebt das Turnier in verbesserter Gestalt wieder an und endet mit dem Tode eines Esels, den ein Gaul erschlägt, und eines alten Weibes, die sich zu Tode lacht. Der verliebte Bertschi dingt aber einen Spielmann und bringt seiner Mäczli eine Nachtmusik. Sie kehrt das Gegentheil vom Gesicht heraus, was ihn aber nicht abhält, ihre Schönheit zu preisen. Er schleicht sich zu ihr in den Kuhstall, sie erwacht, es gibt Geschrei, man glaubt, es seyen Diebe im Hause. Die Kuh im Stall wird wild und gibt dem Verliebten tüchtige Stöße. Mäczli stellt nachher eigenthümliche Betrachtungen an. Sie ist Schuld an all dem Lerm und Streit. Und doch ist sie unschuldig. Nur ein Ding an ihr trägt die Schuld. Nur um deßwillen seufzen die Jünglinge des Dorfes und raufen sich. Dieses abscheuliche Ding nun verwünscht, rauft und schlägt sie in blinder Wuth. Auf einmal aber wird sie wieder mitleidig mit sich selbst und schließt mit dem verhaßten Dinge von neuem Frieden.

Bertschi unterdeß läßt sich einen Brief an sie schreiben, bindet ihn an einen großen Stein, wirft ihn in ihr Fenster und verwundet sie damit am Kopfe. Sie geht zu einem Arzt, läßt sich den wunden Kopf heilen und den Brief vorlesen. Der Arzt aber berückt ihre Einfalt und curirt sie mit einer Wurzel, sie will aber der Arznei immer mehr haben. Da er die Folgen fürchtet, ertheilt er ihr Rath, wie sie, und zwar so bald als möglich, den Bertschi zum Manne bekommen solle. Das hält auch nicht schwer. Das Jawort wird gegeben, die Hochzeit anberaumt. Das ganze Dorf und viele aus der Nachbarschaft, sogar aus der Schweiz sind geladen. Man frißt und säuft ungeheuer. Dann wird wild getanzt, endlich geprügelt, wobei es überall an bäurischen Unflätereien nicht fehlt. Die Ruhestörer werden hinausgeworfen und endlich finden sich Braut und Bräutigam allein in ihrer Kammer und alles begibt sich, wie es der schlaue Arzt der Braut vorhergesagt hat. Aber die Geschichte ist damit nicht zu Ende, denn die Ruhestörer vom Nachbardorfe nehmen Rache und brechen, von tapfern Schweizern unterstützt, ins Dorf ein. Aus dem Lustspiel wird ein blutiges Trauerspiel. Das ganze Dorf geht in Flammen auf, die Braut, die Eltern, alle Einwohner werden ermordet. Nur Bertschi, der sich tapfer gewehrt, bleibt übrig und wird ein Einsiedler.

Gewiß eine seltsame Dichtung. Im letzten allgemeinen Kampf erkennen wir eine Parodie der Nibelungennoth wieder. Die Unflätereien sind aristophanisch und stören, da sie einmal zu dieser Gattung von Poesie gehören, weniger, als die überaus gedehnten Moralien, mit denen lange Seiten des Gedichts angefüllt sind. Aus dem, was über den Werth und Nutzen der Ehe, über die Schwächen der Weiber rc. hier alles gesagt ist, könnte man ein besonderes Buch machen. Man erkennt daraus wieder die Formlosigkeit unser ältern Dichter. Hätte Wittenweiler nur ein erzählendes, nicht auch ein Lehrgedicht geschrieben und den Witz

besser zusammengedrängt, so würde sein komisches Epos ungleich höheren Werth haben.

Uebrigens läßt sich in diesem merkwürdigen Gedicht der Uebergang von der noch frommen und halbheidnischen Urkraft des Landvolks zur später vorherrschenden Ueppigkeit und Unfläterei nicht verkennen. Die ältere Zeit hatte mehr Behagen am blutigen Kampf, die spätere mehr an Gefräßigkeit und Trunkenheit. Der Kentaure wird immer mehr zum Silenen.

Wie das zarte Wesen der Elben mit der echt bäurischen Grobheit in Berührung kommt, davon hat sich eine echt volksthümliche Sage im Luxemburgischen erhalten.

Zu Jungliester wurde ein hübsches Mädchen von einem Elben aufs zärtlichste und durchaus platonisch und sentimental geliebt. Die Familie wäre ihn aber gern los gewesen und wollte ihn doch nicht beleidigen. Da gab ein alter Schäfer dem Mädchen ein in Salzwasser getauchtes und geschwefeltes Stück Brod ein. Wie nun der Elbe wieder zu ihr kam, entfuhr dem Mädchen gegen ihren Willen als Wirkung des Gegessenen ein Wind, vor dem der geisterhafte Elb wie vor einem Donner erschrack und voll Ekel und Unwillen für immer eine Menschenwelt mied, in der solche Gemeinheiten vorkommen können. Steffen, Sagen aus Luxemburg S. 101.

Ein groteskes Bild in Laßbergs Liedersaal Nr. 145 enthält das Gedicht vom „Wammas“.

Ein ungeheuer dicker Müller besitzt ein colossales Wammes, darunter und darüber noch Hemden, Panzer, Röcke, so daß er darin wie ummauert ist und bei Streithändeln auf Kirchweihen alle seine Freunde sich hinter ihm bergen. Auch führt er gute Waffen bei sich. Da war aber noch ein anderer Müller, eben so stark, eben so kampflustig, mit dem er kämpfte, bis beide übereinkamen, Frieden zu halten und ihre Kinder mit einander zu verheirathen. Dann aber zogen sie beide aus und dienten fremden Herren ohne Sold, nur um der Rauflust willen und konnte sie keiner überwinden. Dieses tolle Lied mahnt noch an die alte Berserkerwuth des Volkes.

In der Haager Liederhandschrift kommt auch ein Leben der Bauern vor, worin ihre rohen Sitten in echt niederländischem Styl gemalt sind. Haupt Zeitschr. I. 264.

Das „Märe von Bachen“ gehört ebenfalls hieher.

Ein Bauer hat ein Schwein geschlachtet und am Dache ausgehängt. Ein Nachbar tadelt ihn, wenn jeder das Schwein sähe, so werde er auch jedem

im Dorf etwas davon schenken müssen. Der Bauer sieht das ein und bereut, das Schwein zur Schau gestellt zu haben. Da räth ihm der Nachbar, am andern Morgen ein Loch ins Dach zu machen und vorzugeben, man habe ihm das Schwein gestohlen, da brauche er dann Niemanden etwas davon abzugeben. Ueber Nacht aber stiehlt der Nachbar selber das Schwein, und als der Bauer nun jammert, sein Schwein sey ihm gestohlen worden, lobt ihn der Nachbar, wie gut er seine Rolle spiele. Aus einer Heidelb. Handschrift Nr. 314 abgedruckt in Haupts Zeitschrift VII. 102. Laßberg, Liedersaal I. 284.

In wahrscheinlich sehr alten Sagen wird mit lustigem Humor der Trotz des gemeinen Mannes verherrlicht. In zahlreichen Märchen wirft der lustige Schmied oder sonst ein lustiger Gesell, indem er ans Himmelsthor kommt, seinen alten Ranzen hinein, bittet sich von Petrus aus, nur auf einen Augenblick in den Himmel eintreten zu dürfen, um sich den Ranzen wieder zu holen, setzt sich aber im Himmel auf den Ranzen als auf sein Eigen und kann nun von Gott selbst nicht mehr vertrieben werden. Vgl. Kellers Erzählungen aus altd. Handschriften S. 97. Das burleske Einschleichen in den Himmel war es wohl nicht, was dieses Märchen so sehr populär machte. Vielmehr der Stolz auf das freie Eigen, der älteste Stolz des deutschen Bauern.

Uralt ist auch wohl der Schwank vom Schwaben, der das Leberlein gefressen hat. Am ausführlichsten behandelt im Bruder Lustig:

Bruder Lustig, ein abgedankter Landsknecht, theilte seinen letzten Pfennig mit dem h. Petrus, der ihn um ein Almosen bat, und wanderte dann mit ihm, indem sie ausmachten, sie wollten alles, was sie bekämen, mit einander theilen. Petrus heilte einen kranken Bauer und bekam zum Lohn ein Lamm. Beim Braten desselben verzehrte Lustig heimlich das Herz und behauptete nachher, als Petrus ihn zur Rede stellte, die Lämmer hätten gar kein Herz. Als sie darauf einen Fluß passirten, war das Wasser so tief, daß Lustig fast ertrunken wäre. Petrus ermahnte ihn zu gestehen, daß er das Lammherz gegessen habe, aber Lustig wollte lieber ertrinken als gestehen. Dennoch half ihm Petrus. Als dieser nachher eine kranke Königstochter heilte und viel Geld bekam, machte er davon drei Theile, einen für sich, einen für Lustig und einen für den, der das Herz gegessen habe. Da sagte Lustig gleich: ich habe es gegessen. Sie trennten sich, Lustig machte ungeschickte Versuche, es dem Petrus im Krankenheilen gleich zu thun. Dieser half ihm noch einmal und beschenkte ihn mit der Gabe, daß er alles, was er wolle, in seinen Ranzen hineinwünschen könne. Als er nun zu einem schönen Schloß kam, das unbewohnt war, weil neun Teufel darin hausten, wünschte er die Teufel in

seinen Ranzen und ließ sie von einem Schmied auf dem Ambos tüchtig zerklopfen. Endlich war Lustig des Wanderns satt und ging zum Himmel, aber Petrus wollte ihn nicht einlassen. Da gab ihm Lustig den Ranzen zurück, den er einst von ihm empfangen hatte, und kaum hatte ihn Petrus genommen, so wünschte sich Lustig hinein und war nun im Himmel. Grimm, Märchen Nr. 81. Aus Wien. — In des Montanus Wegkürzer, gedruckt zu Straßburg, ist es ein Schwabe, der mit Gott selber reist, des Lammes Leber verzehrt und endlich aus Gewinnsucht gesteht. Was sonst von Bruder Lustig erzählt wird, fehlt hier und gehört auch nicht damit zusammen. Offenbar ist im Bruder Lustig der Schluß aus den Schmiedsagen entlehnt. — Im Büchlein für die Jugend von Auerbacher S. 160 ist es der h. Antonius, der mit dem Schwaben wandert. Daher nach Berkenmeyer kur. Antiqu. S. 549 das Sprichwort: Der Schwabe muß allezeit das Leberle gefressen haben.

Verbesserungen und Zusätze.

Seite 8, Zeile 13 von unten lies: in der Ambraser-Sammlung zu Wien.

S. 27, Z. 11. Ueber das s. g. Heldenbuch von Kaspar von der Rön ist zu vergleichen ein Aufsatz von Zarncke in Pfeiffers Germania 1, 53 ff. — Z. 20 ff. Alle im alten Drucke des Heldenbuches enthaltenen Lieder sind im Nibelungenversmaaße gedichtet, mit dem Unterschied jedoch, daß, was im Nibelungenliede nur ausnahmsweise vorkommt, auch die Verseinschnitte durchweg reimen, und daß der statt ursprünglichen vier gereimten Langzeilen die Strophe hier in acht kurze Reimverse zerfällt. In der Berner Weise (einer Strophe aus 13 Zeilen) sind dagegen fast ausschließlich nur die zum Sagenkreise Dietrichs von Bern gehörigen Gedichte, also Ecken Ausfahrt, Sigenot, Dietrich und seine Gesellen gedichtet. Bei Kaspar von der Rön zeigt auch der Herzog Ernst diese Strophe, die daher zuweilen auch Herzog Ernsts Thon heißt.

S. 37, Z. 14 v. u. lies: aus dem 8. Jahrhundert.

S. 39, Z. 5 v. u. l.: niederdeutsches.

S. 41, Z. 11 v. u. l.: niederländischen.

S. 51, Z. 19 ff. Das von Karajan unter dem Titel „Karl" in Haupts Zeitschrift 1, 97 ff. abgedruckte Bruchstück eines niederländischen Gedichtes gehört zu keinem selbstständigen Werke, sondern zu dem Brabantischen Gesten des San de Klerc II. 2180—2475.

S. 56, Z. 5 v. u. l.: Pfaff Konrad statt Konrad von Würzburg und Z. 4 v. u., Wilhelm st. Jakob Grimm.

S. 57, Z. 1 v. u. Herpin von Bourges, oder vielmehr: Herpino von B. Sohn Löwe, ist kein Gedicht, sondern ein Prosaroman.

S. 67, Z. 4 v. u. l. Wilhelm von Orange.

S. 68, Z. 8—11 sind zu streichen und dafür folgendes zu setzen. Das von Wolfram unvollendet hinterlassene Werk haben zwei Dichter noch im 13. Jahrhundert fortzusetzen versucht, der Eine nach vor-, der Andre nach rückwärts. Ulrich von dem Türlein dichtete zwischen 1252 bis 1278 den s. g. ersten Theil, die Vorgeschichte Wilhelm, Arabela's Entführung (aus einer Casseler Handschrift herausgegeben von Casparson 1781. 4°); Ulrich von Türheim, ein Schwabe, schrieb (vor 1240) den s. g. dritten Theil, auch „der starke Rennewart" genannt. Das in vielen Handschriften erhaltene, übrigens werthlose Gedicht ist noch ungedruckt; Bruchstücke daraus hat K. Roth 1856 herausgegeben.

Zu S. 68. Durch v. Kellers Güte erhielt ich die Aushängebogen seiner ersten Ausgabe des Karlmeinet, so weit sie im Druck vorgeschritten ist, und theile den Inhalt mit:

Im Dorfe Balduch bei Paris wohnten zwei Brüder, die Bauern Hoderich und Hänffreit. Dem erstern erschien dreimal ein Zwerg und hieß ihn auf die Brücke von Paris gehen. Hoderich that es endlich, wartete dort lange, bis ihn ein dort in seiner Bude sitzender Wechsler frug, was er wolle? Als ihm Hoderich den Grund seines Hierseyns berichtete, lachte der Wechsler, auf Träume sey nichts zu halten, auch ihm sey einmal ein Zwerg erschienen und habe ihm gesagt, im Dorfe Balduch unter einer Weide liege ein großer Schatz, aber wer möge daran glauben? Hoderich aber hatte genug erfahren, ging heim und hob mit Hülfe seines Bruders einen großen Schatz. Von diesem brachten sie nachher dem König Pipin so oft und viel, daß er sie zu den Ersten seines Reiches erhob und ihnen sogar nach seinem Tode seinen jungen Sohn Karl in die Pflege gab. Sie aber wurden übermüthig, wollten selbst Könige werden und den Knaben vergiften lassen. Aber der treue Diener David, den sie desfalls dingten, vertraute die Gefahr den Fürsten von Frankreich, die sofort eintrafen, um nach dem jungen Königssohn zu sehen. Da fanden sie ihn als Küchenjungen, wie er den Braten drehen mußte. Herr Dederich aber, getreu wie David, rieth dem Knaben heimlich, was er thun solle. Als die Fürsten nun alle zu Tische saßen und Karl den gebratenen Pfau auftragen mußte, und Hoderich, als Vorsitzender, den Pfau eben zerlegen wollte, gab ihm der schöne und gewaltig starke Knabe einen Schlag ins Gesicht, daß ihm die Zähne brachen. Alles griff zu den Waffen, aber der Knabe, von seinen Freunden geschützt, entkam dem Zorn der Brüder und wurde von Dederich und David heimlich nach Spanien entführt zum heidnischen König Galaffer. Diesem diente er alsbald wider einen andern Heidenkönig Bremunt, welcher Toledo belagerte, gewann herrliche Siege und dadurch das Herz der schönen Galye, welche des Galaffer Tochter war. Weil sie

aber eine Heidin war, durfte er nicht um sie werben. Ihr Vater indessen stand zum Dank dem tapfern Karl mit seinem ganzen Heere bei, um ihm sein Erbe wiederzuerobern. Die beiden bösen Bauernbrüder wurden sofort besiegt und erst in einen Sumpf versenkt, dann gehangen. Galaffer kehrte nach Spanien zurück, Karl aber hatte keine Ruhe, bis er, als Pilger verkleidet und wieder von seinen treuen Freunden begleitet, ihm heimlich nachfolgte, seine Galye wiedersah und mit ihrer „Meisterin" Florette, nachdem auch sie Pilgerkleider angenommen hatten, entführte. Als sie im Walde rasteten, sprengte sie ein Ritter an, den Karl besiegte. Bei der Fußreise durch wüste Gebirge erkrankte Galye und mußte von den Pilgern in die nächste Stadt getragen werden. Hier waltete der böse Heide Orias und wollte Galyen sich aneignen, aber seine Schwester Orie rettete sie und floh mit den Pilgern zu dem fränkischen Herzog Gerofsin, wo sie alle liebreich gepflegt wurden und viel Kurzweil hatten. Zwar ergriff Orias die Waffen und es kam zu hartem Kampf, allein er wurde besiegt und Orie heirathete den tapferen Franken Gudyn.

Hier endet die sehr ausführliche Brautfahrt. Sofort beginnt die klägliche Geschichte, wie Galye verleumdet wird, als habe sie mit dem frommen und treuen Morant gebuhlt. Allein nach langem Jammer wird der Verräther Rohart, indem man ihm den falschen Bart herunterzieht, entlarvt und die Unschuld ist gerettet. Auch diese Episode ist sehr lang ausgedehnt.

Nun erst geht das Gedicht zur eigentlichen Geschichte Karls des Großen über. Während er in Sachsen Krieg führt, stirbt die fromme Galye. Karl besiegt und belehnt den sächsischen Wytgier (Wittekind), heirathet die Hildegart und gewinnt mit ihr viele Kinder. Dann gewinnt er durch des Desiderius Besiegung die Lombardei, gründet Bisthümer in Deutschland, baut sich Palläste zu Ingelheim und Aachen, besiegt den bayrischen Tessolon (Thassilo), die Hunnen (Avaren) rc.; Hildegart stirbt, Karl geht nach Rom und wird vom Papst Leo zum Kaiser gekrönt. Der h. Jakob erscheint ihm im Traum und mahnt ihn, sein Grab in Spanien zu weihen. So beginnt der lange spanische Krieg, der zu der Katastrophe zu Ronceval führt. Rolands Thaten werden ausführlich beschrieben. Dazwischen die Episode von Karl und Elegast.

S. 70, Z. 5 v. u. ist beizufügen: aus einer ungedruckten Handschrift hat Lother und Maller Friedr. Schlegel herausgegeben. Werke, Bd. VII. 189 ff.

S. 81, Z. 9 v. u. l.: Nanna.

S. 193, Z. 2 v. o. l.: Ringoltingen.

S. 202, Z. 8 v. u. l.: herausg. von von st. Hans van.

S. 205, Z. 3 v. u. l.: Glicheser (Glichesäre). — Z. 6 v. u. l.: Meon. st. Mich.

S. 245. Monsalvatsch heißt auch mons salvatoris.

Zu S. 254. Hoffmann von Fallersleben gibt in Pfeiffers Germania III. S. 56 Nachrichten über „die geistlichen Lilien", ein Erbauungsbuch aus dem 12. Jahrhundert, worin an alle einzelnen Theile der Lilie, ihrer Blätter, ihres Kelches, ihrer Staubfäden, ihrer Farben ꝛc. fromme Betrachtungen geknüpft werden.

S. 255, Z. 3 v. o. l.: Sponheim.

S. 268, Z. 7 v. u. l.: Manesse.

S. 269, Z. 12 v. o. l.: nutricis.

S. 296, Z. 12 v. o. l.: Wilgefortis.

S. 296, Z. 7 v. u. l.: im st. in.

S. 309, Z. 11 v. o. l.: Harrys st. Harry's. Ebenso Z. 15 v. u.

Zu S. 351 ist zu bemerken, daß Prof. J. V. Zingerle den Garel des Pleier genauer untersucht und viel daraus im Auszug mitgetheilt hat in seiner Erklärung der alten Fresken im Schlosse Runkelstein bei Botzen (herausgegeben vom Ferdinandeum in Innsbruck, 1858).

Ein Riese hat dem König Artus seine Gemahlin geraubt. Ritter Garel vom blühenden Thal kommt als Gast, verspricht dem Trauernden, ihm die Gattin zurückzubringen und verfolgt den Riesen. Ehe er aber seinen Zweck erreicht, hat er hundert Abentheuer zu bestehen, Kämpfe, Rettungen, freundliche Bewirthungen, verkehrt mit Riesen, klugen Zwergen und gewinnt für sich die schöne Laudamie.

Trotz der gehäuften Abentheuer und der vielen aus andern Artusromanen entlehnten Namen und Motive findet Zingerle in diesem Gedicht doch viel eigenthümlich Deutsches, besonders in Bezug auf die Zwerge und auf die Sittenschilderungen, weshalb er den Druck desselben empfiehlt. Vgl. auch seinen Aufsatz in Pfeiffers Germania III. 1.

Register

über Dichtungen und Dichter.

I.

Dichtungen.

II.

Dichter.